

ZUR INDIVIDUELL-SOZIALEN IDENTITÄTSFORMATION
JUNGER ERWACHSENER

Selbstbildung und die Bedeutung der beruflichen Identität

Dissertation

zur

Erlangung des akademischen Grades

Doctor philosophiae (Dr. phil.)

der Philosophischen Fakultät

der Universität Rostock

vorgelegt von

Peggy Never, geb. Martens, am 10.12.1972 in Rostock,

aus Klein Schwaß,

Rostock, 07.09.2007

Verteidigung am: 26.10.2009, Universität Rostock

Gutachter:

Prof. Dr. W. Nieke, Institut für Allgemeine und Sozialpädagogik, Universität Rostock

Prof. Dr. H.-J. v. Wensierski, Institut für Allgemeine und Sozialpädagogik, Universität
Rostock

Prof. Dr. K. Böllert, Institut für Erziehungswissenschaft, Westfälische Wilhelms-Universität
Münster

Prof. Dr. M. Baethge, Soziologisches Forschungsinstitut an der Universität Göttingen

DANKSAGUNG

Dank sei an dieser Stelle allen – auch den nicht namentlich Genannten – gesagt, die mich bei der Fertigstellung dieser Arbeit unterstützt haben. Dieser Dank gilt im Besonderen meinem langjährigen akademischen Lehrer und Betreuer der Arbeit Prof. Dr. Wolfgang Nieke, der den Fortgang der Arbeit jederzeit mit freundlichem Wohlwollen beobachtet hat, notwendige Freiheit gewährte und trotz seiner vielfältigen zeitintensiven und wichtigen Aufgaben immer wieder das reflektierende Gespräch ermöglichte und meinen vielen Fragen und spontanen Ideen geduldig begegnete. Ihm verdanke ich überhaupt und in erster Linie, die Möglichkeiten der Promotion in jeder Hinsicht wahrnehmen zu können. Mein Dank gilt darüber hinaus Prof. Dr. Stefan Schnurr und Prof. Dr. Hans-Jürgen von Wensierski, die mir mit ihrem geschulten Blick für spezifische thematische und methodische Fragen mit verschiedensten Korrekturhinweisen zur Lesbarkeit und Argumentation in kurzfristigen Konsultationen zur Seite gestanden haben. Überaus dankbar bin ich der Landesgraduiertenförderung von Mecklenburg-Vorpommern für das Interesse an dieser Thematik und das Vertrauen in meine Arbeit, die sie mir mit der großzügigen finanziellen Unterstützung und mit der Bewilligung des Stipendiums sogar über die Förderregeldauer hinaus ausgesprochen haben. Deshalb war es mir die längste Zeit des Promotionsstudiums möglich, mich ohne berufliche Ablenkungen auf die umfangreichen Belange der Arbeit zu konzentrieren und insbesondere Raum und Zeit für kreative Wege ausschöpfen zu können. Aus der unmittelbaren Nähe des zu Beginn der Arbeit noch gemeinsamen Büros haben Herr Dipl.-Päd. Ulf Kröger und Frau Dipl.-Päd. Brita Ristau-Grzebelko, beide mittlerweile selbst promoviert, die Entstehung und Entwicklungen dieser Arbeit miterlebt. Ihnen verdanke ich viele wertvolle Gespräche über die Spiegelungen meines Themas und einen vertrauensvollen Rahmen gegenseitiger Bestärkung, die jedem Promovierenden Mut machen und gelassener werden lassen.

Last but not least möchte ich meiner Familie und meinen Freunden danken. Vor allem mein Mann hat die zeitlichen Wechsel zwischen höchster Anspannung und langsamem Fortschreiten geduldig und verständnisvoll mit mir gemeinsam getragen und niemals – im Gegensatz zu mir – an meinen Fähigkeiten auch nur andeutungsweise gezweifelt. Ihm verdanke ich vor allem eine selbstverständliche Sicherheit, mich in meiner beruflichen Identitätsbestimmung uneingeschränkt selbst verwirklichen zu können. Meinen Kindern danke ich dafür, eine arbeitende Mutter sein zu können. Sie haben mir darüber hinaus mehr zu meiner eigenen persönlichen Identität verholfen, als es irgendjemandem sonst hätte gelingen können. Durch sie sehe ich die Anforderungen des Alltags als Herausforderungen und erlebe

das wunderbare Gefühl, dass ein Tag ohne Lachen ein verlorener Tag ist. Spätestens aber, als mein Sohn anfang zu fragen, wann er endlich mit mir die fertig ersehnte Arbeit gemeinsam ausdrucken und damit die Nacht zum Tag machen könne, was ich ihm auf unbestimmte Zeit einmal versprochen hatte, wusste ich, es wird Zeit, den Lebensabschnitt der Promotion abschließen und die Bürotür für neue Herausforderungen wieder offenstehen lassen zu müssen. Ich danke auch meinen Eltern, die in vielerlei Hinsicht meinen beruflichen Werdegang unterstützt haben und auch dafür Sorge trugen, in den intensivsten Arbeitsmonaten und Wochenenden für unsere Kinder da zu sein. Meinen liebevollen FreundInnen danke ich für die Zeit und Rücksicht, die sie mir und meiner Arbeit eingeräumt haben und für die ungebrochene Zuversicht, den Ansprüchen dieser Aufgabe gewachsen zu sein.

Peggy Never

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Band I: Theoretische Teilstudie</i>	8
<i>Einleitung</i>	9
<i>1 Konzeptionelle Vorüberlegungen zur Identitätsformation</i>	25
1.1 Allgemeiner Einstieg zur Terminologie: „Identität“, „Selbst(bild)“ und „Selbstkonzept“	26
1.2 Identität als „Selbstreflexions-“ und „Relationsbegriff“	33
1.3 Identität als „Ergebnis-“ und „Prozessbegriff“	44
1.4 Identität als „formaler“ und „inhaltlicher“ Begriff	64
1.5 Identität als „Konstruktionsbegriff“	69
1.5.1 Postmoderne Identitätskonstruktionen	72
1.5.2 Das Konzept der „Patchwork-Identität“ nach Keupp (u. a. 1999) und Höfer (2000)	88
1.5.3 Zum „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“ aus analytischer Perspektive	91
1.6 Die „Berufliche (Teil-)Identität“	115
1.6.1 Die „berufliche Identität“ als konzeptionell konstruierte „Teilidentität“	115
1.6.2 Die „berufliche Identität“ von „jungen (ostdeutschen) Erwachsenen“ als „problematischer Begriff“	135
<i>2 Festlegung des identitätstheoretischen Begriffsrahmens mit Blick auf den erziehungswissenschaftlichen Untersuchungsansatz</i>	232
2.1 Präzisierung der konzeptionellen Anknüpfungspunkte für das theoretische Grundverständnis der Identitätsformation	238
2.2 Präzisierung der Forschungsfragen mit der Entwicklung eines dynamischen Identitätsformationsmodells	243
2.3 Präzisierung des empirischen Untersuchungsansatzes: Identität als erziehungswissenschaftliches Thema der Biografieforschung	261
<i>Band II: Empirische Teilstudie und Zusammenfassung der Erkenntnisse</i>	294
<i>3 Methodologische und methodisch-technische Vorüberlegungen und Präzisierung des empirischen Untersuchungsdesigns</i>	295
3.1 Zu den Forschungsperspektiven und –methoden der Qualitativen (Sozial)Forschung	296
3.2 Festlegung des Erhebungsdesigns	308

3.3 Festlegung des Auswertungsdesigns _____	328
3.3.1 Forschungsstrategische Ansatzpunkte der Auswertungsmethodik _____	328
3.3.2 Methodisch-technische Ansatzpunkte der integrativen Auswertungsmethodik _____	329
3.3.3 Präzisierung der methodisch-technischen Vorgehensweise des Auswertungsdesigns im Überblick	357

4 Empirische Re-Analyse von narrativ-fokussierenden Interviews von jungen ostdeutschen Erwachsenen _____ 358

4. 1 Qualitative Einzelfallanalyse _____	358
4.1.1 Lebensgeschichtlich rekonstruierende Einzelfallinterpretation und thematische Sequenzierung _____	358
4.1.2 Codierung 1. Grades: Theoretische und thematische Codierung _____	371
4.1.3 Strukturierende Inhaltsanalyse _____	373
4.1.3.1 Interpretative Reduktion 1. Grades: Matrix (1) _____	373
4.1.3.2 Interpretative Reduktion 2. Grades: Matrix (2) _____	380
4.1.4 Zwischenergebnis: Zusammenfassende Einzelfallanalyse _____	383
4.2 Quantitative kategoriale Einzelfallanalyse _____	386
4.2.1 Quantifizierung der qualitativen Daten _____	386
4.2.2 Prozentuale Mittelwertbildung : Identitätsziel-/ Lebensbereichs- und VGZ-Gewichtung _____	390
4.2.3 Zwischenergebnis: Kategoriale Identitätszielstruktur je Einzelfall _____	398
4.3 Quantitative typologische Analyse _____	400
4.3.1 Kontrastierender Kategorienvergleich zwischen den Einzelfällen _____	400
4.3.2 Kategorialer Typenvergleich _____	406
4.3.3 Ähnlichkeitsanalyse der kategorialen Typen anhand von Vergleichsdimensionen _____	408
4.3.3.1 Ähnlichkeitsbestimmung der Typen anhand ihrer Grundorientierung _____	410
4.3.3.2 Kategoriale Ähnlichkeitsbestimmung der Typen _____	411
4.3.4 Zwischenergebnis: Kategoriale Identitätszieltypologie _____	413
4.4 Qualitative typologische Analyse _____	417
4.4.1 Codierung 2. Grades : Bildung von kategorialen Typenvariablen _____	419
4.4.2 Bildung von kategorialen Vergleichsdimensionen _____	423
4.4.3 Zwischenergebnis: Typologische Identitätszieldimensionen _____	425
4.4.4 Codierung 3. Grades: Bildung von hermeneutischen Typenvariablen _____	430
4.4.5 Bildung von hermeneutischen typologischen Vergleichsdimensionen _____	439
4.4.6 Ergebnis: Selbstreflexiv-handlungsorientierte Identitätsformationstypen _____	439
4.5 Berufliche Identitätsformationstypologie _____	449
4.5.1 Quantitative typologische berufliche Identitätszielstrukturanalyse _____	453
4.5.1.1 Zwischenergebnis zum typologischen Stellenwert der beruflichen Identitätszielformation _____	462
4.5.1.2 Zwischenergebnis zur typologischen biografischen Gewichtung des Lebensbereichs Arbeit/Beruf _____	466
4.5.1.3 Quantitative Ergebnisse zur typologischen Gewichtung des Lebensbereichs Arbeit/Beruf in der biografisch-orientierten Lebensbereichsverknüpfung _____	470

4.5.2 Qualitative typologische berufliche Lebensbereichsanalyse _____	474
4.5.2.1 Zwischenergebnis zum Stellenwert von Arbeit und Beruf auf der formalen Betrachtungsebene _____	479
4.5.2.2 Zwischenergebnis: Typologische berufliche Teilidentitätsformationsmuster auf der inhaltlichen Betrachtungsebene _____	482
4.5.2.3 Ergebnisse zu den typologischen beruflichen Teilidentitätsformationsmustern _____	484
5 Auswertung der Ergebnisse und Zusammenfassung der Arbeit _____	492
LITERATURVERZEICHNIS _____	525
ABBILDUNGSVERZEICHNIS _____	539
TABELLENVERZEICHNIS _____	543
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS _____	545
VERZEICHNIS ZUM DATENTECHNISCHEN ANHANG (CD) _____	547
THESEN _____	I
SELBSTSTÄNDIGKEITSERKLÄRUNG _____	IX

Band I: Theoretische Teilstudie

Einleitung

Das Zeitalter gewaltigster Entdeckungen blühte nicht, als Amerika und Australien entdeckt wurden, sondern als der Mensch in der schweigenden Stille seines Inneren das für ihn Entscheidende fand.
(Spranger 1966, S. 37)

Die Entdeckung des stillen Inneren beinhaltet das bewusste Vordringen des Menschen zu seiner verborgenen Identität. Jeder Mensch setzt sich im Laufe seines Lebens mit seiner Identität auseinander und sucht Antworten auf die Fragen, wer er ist, wo er herkommt und wo er hin will, was er mit seinem Leben anfangen will und was Andere in ihm sehen, was sie von ihm erwarten, wie er ihren und seinen Erwartungen gerecht werden kann. Diese Auseinandersetzung mit sich selbst und seiner Welt unternimmt der Mensch nicht ausschließlich, aber insbesondere in bestimmten Lebenslagen und Lebensphasen. Erst in diesen Momenten der Selbstthematisierung, wo der Mensch sich selbst rückblickend und in die Zukunft entwerfend fragt, wer er sei und was der Sinn seines Lebens ist, erweckt er seine individuell-soziale Identität aus ihrem Schweigen. Das bedeutet auch, nur wenn der Mensch sich in sich selbst auskennt, kann er sich in dem Anderen auskennen. Und erst durch Selbsterfahrung und resultierender Selbsterkenntnis wird der Mensch handlungsfähig. Denn in diesen durchaus flüchtigen Momenten der reflexiven Selbstvergewisserung gelangt der Mensch zu sinnvollen Einsichten, die entscheidenden Einfluss auf seine weiteren Haltungen und Handlungen einer sinnvollen Lebensführung und seiner persönlichen Selbstverwirklichung ausüben. Die deshalb entscheidend sind, weil gerade jene selbstreflexiven Erfahrungen und Erkenntnisse den Menschen schließlich selbstständig und selbstwirksam seinen eigenen Weg zur Selbstbestimmung, Selbsttätigkeit sowie Selbst- und Fremdverantwortung finden, ihn letztlich also sinnvoll handlungsfähig und mündig werden lassen. Sinnvolles Handeln wiederum wird durch Ziele bestimmt. Nicht nur das nach außen gerichtete aktive Handeln beruht auf konkreten Zielvorstellungen, sondern auch das nach innen gerichtete selbstreflexive Handeln. Diese Prozesse der handlungsorientierten Selbstreflexionen werden gesteuert durch bedeutungsvolle Identitätsziele, die den zentralen Ansatz für die Betrachtung der Identitätsformation in der vorliegenden Arbeit kennzeichnen.

Pädagogische Problemstellung der persönlichen Identitätssuche heute:

Die lebenslange Suche nach der eigenen verborgenen Identität ist in der heutigen Zeit ein verstärkt notwendiger und zugleich schwieriger Prozess der individuell-sozialen reflexiven Selbstbildung für die Identitätsformation. Das Subjekt benötigt für den Prozess der Identitätsformation Handlungs- bzw. Lebensorientierungen, an denen es seine

Selbstwahrnehmungen und Bewertungen sinnvoll ausrichten kann. Dieses Orientierungssystem resultiert aus den Selbsterfahrungen, die das Subjekt am Schnittpunkt zwischen inneren und äußeren Anforderungen und Bedürfnissen macht. Aber Gewissheit und Bestimmtheit als traditionale Orientierungsschablonen der Lebensführung und -gestaltung weichen pluralen, individualistischen und destandardisierten Sinnmomenten, die aus spätmodern ambivalenten gesellschaftlichen Entwicklungen resultieren. Dies führt neben dem Vorhandensein von neuen vielfältigen Lebensmodellen und pluralen Wertvorstellungen auch zu riskanten Orientierungsproblemen des Subjekts, von denen Überforderungen, Hilflosigkeit, Isolation und auch die Zunahme psychischer Krankheiten in jüngeren wie auch älteren Lebensphasen zeugen. Um mit den neuen Chancen und größeren Risiken offen und flexibel umgehen und schließlich für ein positives Identitätsgefühl produktiv nutzen zu können, benötigt das Subjekt ein „Identitätsmanagement“, wie Keupp (u. a. 1999) sich ausdrücken, oder im Anschluss an Spranger (1966) eine frühzeitig notwendige „Selbstkultur“. Für diese notwendigen und riskanten Aufgaben der „Arbeit an der Innenwelt“ werden dem Subjekt erhöhte spezifische Fähigkeiten und Kompetenzen der Selbstreflexion, Lebensbildung und Handlungsgestaltung individuell abverlangt. Demnach erhöht sich auch die Bedeutung von selbstreflexiven Erkenntnissen und Gestaltungsräumen für den Einzelnen und für die Pädagogik. Bildungsbedürftige sind in der Folge im Einzelfall heute früher und länger, andersartig und individueller auf pädagogische Begleitung, Unterstützung und Beratung angewiesen. Die Pädagogik hat längst erkannt, dass die Förderung von Selbstbildungsprozessen veränderte spätmoderne Bildungskonzeptionen der subjektorientierten Lebensbildung verlangt. „Und das bedeutet: sie müssen als pädagogischen Zentralpunkt letztlich die um Identität und Lebensfähigkeit bemühte humane Person im Blick haben (...)“ (Osterloh 2002, S. 175; Auslassg.: P. N.). Insgesamt zielen meine Bemühungen in diesem Punkt auf die Analyse hierfür voraussetzender spätmoderner Begriffe und Konzepte von *persönlicher Identität*. Fragen zum Identitätskonzept und zur Identitätsbildung im Allgemeinen und zur Bedeutung der beruflichen Identität für die Zielgruppe junger Erwachsener im Besonderen werden innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Grundlagendiskussion in vielfältigen *Variationen* durchgespielt. Das Ergebnis ist eine unübersehbare Fülle an Begriffen, Konzepten und teildisziplinären Untersuchungsergebnissen und zwar zugleich in ihrer Breite und Spezifität von Identität. Die nach wie vor intensiv geführte Diskussion zu Formen, Inhalten und Qualität des spätmodernen Identitätskonstrukts, zu bestimmten Entwicklungsaspekten und -prozessen in bestimmten Lebenslagen, Lebensphasen und Lebenssituationen lässt aber gerade auf der *innerprozessualen*

Reflexionsebene des einzelnen Subjekts für die Pädagogik wesentliche Konzeptionsfragen offen. Das Erkenntnisinteresse richtet sich deshalb erneut auf die innerprozessualen Vollzugsakte der aktuellen reflexiven Selbstthematisierung von jungen ostdeutschen Erwachsenen. Die Annäherung an das hier zu entwickelnde Grundverständnis von Identität führt über die Beantwortung des folgenden übergeordneten identitätstheoretischen Leitfragenkomplexes:

In welcher Art und Weise der reflexiven Selbstvergewisserung vollziehen junge Erwachsene ihre aktuelle Identitätsformation für die Beantwortung der Frage: „Wer bin ich (geworden) und was gibt meinem Leben einen Sinn?“ In welcher Art und Weise spielt die berufliche Identität dabei eine Rolle?

Prinzipielle Ansatzpunkte der Forschungsperspektive:

Neu ist nun nicht die wissenschaftstheoretische Vorstellung, Identität als ein vernünftiges **Passungsverhältnis** zwischen inneren und äußeren Anforderungen und Bedürfnissen zu denken. Neu ist auch nicht, dass dieses Passungsverhältnis einen **lebenslangen** Balanceakt für den Einzelnen darstellt, der gelingen und scheitern kann und zu bestimmten Konsequenzen der Lebensplanung führt. Neu ist also auch nicht, dass Identität ein **fluides Produkt** ist, das sich je nach Anforderungssituationen und erlebter Erfahrung verändert und das erneut interaktiv hergestellt werden muss. Relativ neu aber sind Vorstellungen im Kontext spätmoderner Gesellschaftstransformationen, die Identität selbst als **vielfältigste Auseinandersetzungsformen** begreifen, die also von multiplen Identitätskonstruktionen bzw. von einem Identitätspluralismus sprechen. Über die individuell-soziale Formation des multiplen bzw. pluralen Orientierungssystems liegen der Pädagogik und Identitätsforschung aber nach wie vor unzureichend konzeptionelle und empirische Einzelbefunde vor, als dass daraus bereits pädagogische Konsequenzen für die Theoriebildung und für die konkrete Handlungsorientierung von Pädagogen gezogen werden können. Relativ neu ist auch die Einsicht, dass sich die Forschungsperspektive auf die **subjektiven Selbstdefinitionen** des emanzipierten Subjekts richten muss, also darauf, was die betroffenen Individuen als ihre Form der Selbstverwirklichung und Lebensplanung ansehen, um ein für sie stimmiges Passungsverhältnis zu entwickeln. Und relativ neu ist schließlich die konzeptionelle Vorstellung, die Zielgruppe der **jungen Erwachsenen** als eigenständige Lebenslage zu bestimmen, sie als eigenständige Sozialgruppe mit spezifischen Problemen und Auseinandersetzungsformen der individuell-sozialen Identitätsformation aufzufassen. In Bezug auf die **berufliche Identität** setzen sich seit den 1980er-Jahren Auffassungen durch, die

davon ausgehen, dass die berufliche Sinnstiftung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zunehmend durch Arbeitsorientierungen ersetzt wird, die heute wiederum in eine umfassende Lebensorientierung eingeordnet werden. Die sich heute wandelnde Bedeutung von beruflich orientierter Erwerbsarbeit führt zu nachhaltigen Konsequenzen in den konzeptionellen Rückschlüssen von beruflicher Identität als Teilidentität und in der Bedeutung des Berufs für die persönliche Identitätsformation des Subjekts insgesamt. Gegen die starke Zunahme einer sinnvollen Erwerbsarbeitsorientierung anstelle von Berufsorientierungen sprechen aber andererseits wiederum zahlreiche Befunde, die dem Beruf eine anhaltend hohe Bedeutung zumessen. Dies können sie, weil sie spätmoderne und nicht klassische Konstruktionen der beruflichen Identität in den Blick nehmen. Das Beispiel der beruflichen Identität zeigt, dass aus bestätigten Annahmen und Prognosen äußerer gesellschaftlicher Veränderungen teilweise voreilige Rückschlüsse auf der inneren Ebene des Bewusstseins und der Persönlichkeitsentwicklung von jungen Erwachsenen gezogen werden, die es im Einzelfall zu überprüfen gilt.

Pädagogischer Erkenntnisgewinn:

Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis meiner Bemühungen, in erster Linie einen plausiblen, vor allem empirischen *Zugang* zum aktuellen innerprozessualen Prozess der Identitätsformation von jungen ostdeutschen Erwachsenen zu finden. Es handelt sich um ein interaktionistisch-handlungstheoretisches Verständnis von Identität als vielheitsfähige und differenzierte Identitätskonstruktion im Zuge der sinnvollen Lebenszusammenhangbildung des individuell-sozialen Subjekts. Als Erziehungswissenschaftlerin sehe ich in dieser Erkenntnisgewinnung die immanente Voraussetzung für das *Verständnis* meines Gegenübers, seiner Bedürfnisse, Lebensperspektiven, Handlungs- und Reflexionsfähigkeit, Lebensbedingungen, Bildungsbedürftigkeit und für die Überprüfung der pädagogischen Wirksamkeit von individuell geförderten Selbstbildungsprozessen. Jene bilden die Erkenntnisgegenstände ab, auf die subjektorientierte Bildungsbemühungen zur persönlichen und gesellschaftlichen Identitätsformation gerichtet sind. Aus diesem inneren und äußeren Gesamtverständnis der persönlichen Identitätsformation des Bildungsbedürftigen wiederum resultieren letztlich die Erkenntnisse für pädagogische Bedarfsanalysen und Konsequenzen zur Unterstützung selbstbildungsorientierter Identitätsprozesse und zur situativen Gestaltung entsprechender Lernarrangements. Die Erforschung der innerprozessualen Identitätsformation

des Subjekts lässt sich in ihrer Bedeutung für die Pädagogik insgesamt als primäre wissenschaftliche Informationsquelle der Allgemeinbildung bestimmen. Sie leistet insbesondere einen grundlagentheoretischen Beitrag als Informationsquelle für die:

- Erhellung von Selbstbildungsprozessen, d. h. ihrer Entwicklung sowie ihrer Ergebnisse bezüglich der individuell sinnvollen Lebensführung und Biografiegestaltung,
- Ermittlung und Erklärung von konkreten Handlungs- und Lebensorientierungen und dem Aufbau und der Entwicklung eines persönlich strukturierten Wertorientierungssystems konkreter individuell-sozialer Subjekte in konkreten Lebenssituationen,
- Deskription von Identität als konstruierte und flexible Passungsverhältnisformen zwischen Innen- und Außenanforderungen im Kontext postmoderner kritischer Ausgangsbedingungen einschließlich notwendiger Erkenntnisse zu den subjektiven Identitätsfähigkeiten und -strategien des reflexiven Balancing,
- Weiterentwicklung der erziehungswissenschaftlichen Theoriebildung zu Subjekt- und Weltkonstruktionen als Erkenntnisgegenstand pädagogischer Wirksamkeit und Konsequenzen.

Das übergreifende Ziel des **grundlagentheoretischen Themenkomplexes** besteht zusammengefasst darin, mit der *Entwicklung eines dynamischen Identitätsformationsmodells* einen möglichen empirischen Zugang zur impliziten Identitätsformation freizulegen. Hilfreiche und wesentliche Grundlagen für das eigene theoretische Identitätsformationsverständnis stellt hierbei das Konzept der „Patchworkidentität“, entwickelt in dem „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“ nach Keupp (u. a. 1999; Straus/Höfer 1998; Höfer 2000), überzeugend bereit. Mit der **empirischen Re-Analyse** von narrativ-fokussierenden Selbstthematizierungen von jungen ostdeutschen Erwachsenen werden identitätszielorientierte Fragen zur *individuell-sozialen Konstruktionsweise* des Subjekts bezüglich seiner sinnvollen Gesamtformation und bezüglich relevanzanalytischer Implikationen für die berufliche Teilidentität zu beantworten versucht. Aus den empirischen Ergebnissen der sinnhaften Identitätszielstrukturierung wird zum einen abschließend eine *Vierfelder-Typologie der psychosozialen Grundorientierung in der aktuellen Identitätsformation* entworfen. Das Ziel des Schemas ist es, einen *Theoriebeitrag zu individuell-sozialen Auseinandersetzungsformen pluraler Identitätskonstruktionen* zu leisten. Zum anderen wird ein *typologisches Schema zum Stellenwert der beruflichen Identität im Lebenszusammenhang* entwickelt und es werden *inhaltliche Konzeptionsfragen* der *spätmodernen beruflichen Identität als differenzierte und plurale Teilidentität* erarbeitet.

Überblick zu den Themenkomplexen und zentralen Zielstellungen:

Die **Erarbeitung des modelltheoretischen Grundverständnisses** von Identität und Identitätsformation bezieht sich auf vier Themenkomplexe, die sich mit den auch heute immer noch uneingelösten Anspruchsdimensionen an die Identitätsforschung im Sinne Frey/Haußer (1987, S. 11) verknüpfen lassen:

a) „Verknüpfung der persönlichen Identität mit ganz bestimmten identitätskritischen Lebenslagen“: Es handelt sich in den Selbstthematizierungen um die subjektiv-sinnhaften Selbstverhältniskonstruktionen von jungen ostdeutschen Erwachsenen. Sie befinden sich in einer für ihr weiteres Leben entscheidenden Lebensphase und Lebenslage der Identitätsfindung. Junge Erwachsene beschäftigen sich insbesondere mit der Bewältigung der psychosozialen Entwicklungsaufgabe einer beruflichen Identität im komplexen Verbund mit anderen lebensweltlichen Themen und im Kontext gesamtgesellschaftskritischer Ausgangsbedingungen sowie – in der vorliegenden Untersuchung – als Betroffene einige Jahre nach dem Zusammenbruch des ostdeutschen Gesellschaftssystems. Vor dem Hintergrund spätmoderner soziologischer Konzeptionsentwicklungen zum „jungen Erwachsenen“ als eigenständige Lebenslage wird die Konsequenz gezogen, dieser eigenständigen Sozialgruppe *spezifische psychosoziale Formationsmuster als eigenständige Bewältigungsmuster ihres sinnhaften Identitäts- und Lebenskonzepts auf der Grundlage differenzierbarer Auseinandersetzungsformen* zuzusprechen und empirisch erfassen zu wollen. Das Forschungsinteresse erhöht sich auch aus der Tatsache, dass in den meisten Arbeiten der Jugend- und Identitätsforschung junge Erwachsene in dieser neueren Konzeption und relativ selten konsequent als Vergleichsgruppe zu Jugendlichen erhoben worden sind und zugleich einen differenzierten Ergebnisvergleich zur Identitätsformation erschweren. Und dies gilt auch in besonderer Weise für die zielgruppenspezifischen Arbeits- und Berufsorientierungen von jungen Erwachsenen.

b) „Die empirische Beschreibung von Identität anhand ausgewählter Definitionsräume“: Das Subjekt wählt in Selbstthematizierungen selbst aus, welche Lebensbereiche für die eigene Selbstvergewisserung aktuell wichtig sind. Mit dem konzeptionellen Begriff der Teilidentität handelt es sich um die Erfassung ausgewählter Definitionsräume der Selbsterfahrung. Als solcher rückt in der vorliegenden Arbeit der Lebensbereich Arbeit und Beruf in den Mittelpunkt relevanzanalytischer Betrachtungen. Hinreichend belegt ist zwar die hohe Bedeutung von Arbeit und Beruf für die Identitätsformation des Subjekts, aber unzureichend die sich *wandelnde* Bedeutung im spätmodernen Lebenszusammenhang des einzelnen Subjekts. In der vorliegenden Arbeit richtet sich das Interesse auf die selbstreflexive Formationsweise des zunächst übergeordneten Lebenszusammenhangs des einzelnen Subjekts, also auf die selbst ausgewählten Lebenserfahrungen *sämtlicher* Lebensbereiche, denen jeweils eine bestimmte Bedeutung durch den Einzelnen zugewiesen wird. Es interessiert hierbei die Erhebung des *Stellenwertes von beruflicher Identität innerhalb der Logik der gesamten Lebenszusammenhangbildung*. Es gilt, die These zu überprüfen, dass ein

subjektiver Orientierungswandel von der zentralisierten Arbeitsorientierung zur komplexen Lebensorientierung in der beruflichen Identitätsforschung konstatiert wird. (vgl. u. a. Lohauß 1995) Dem geht die zu überprüfende These von bspw. Keupp (u. a. 1999, im Anschluss an Baethge u. a. 1989) voraus, dass sich die berufliche Identität zu einer arbeitsorientierten Identität wandelt. Das bedeutet, dem Begriff der beruflichen Identität wird seine Berechtigung zugunsten des Begriffs der Arbeitsidentität entzogen. Die eigene Annahme ist nun, *differenzierte und flexible berufsbezogene Identitätsformationsmuster von jungen Erwachsenen* in Betracht zu ziehen, die sich nicht nur an der normativ betrachtet klassischen Berufsidentität messen lassen müssen. Aus den Studien zum Forschungsstand spricht zunächst nichts dagegen, in einer Spannweite für differenzierte Ausprägungen und Konstruktionsformen der spätmodernen beruflichen Identität im Selbstverständnis offen zu bleiben und an ihrem Konstrukt als fluide und flexible Teilidentität unter demselben Begriff festhalten zu können.

c) „Die Analyse des dynamischen Prozesses der Herstellung und Darstellung von Identität selbst“: Identität wird in neueren Prozessmodellen als eine „integrierte Einheit vielfältiger Teilselbste“ (Bilden 1998) mit offenen, durchlässigen Strukturgrenzen im Sinne einer ganzheitlichen Selbsterfahrung mit dem Ziel der dynamischen und elastischen Kohärenzerfahrung dargestellt. Identität als narrative Konstruktion ist zugleich Voraussetzung und Ergebnis der flexiblen Handlungsorganisation und ein in seinen Ausgängen und in der Gestaltung offener Prozess. Um Identität prozessual mittels längsschnittlicher Erforschungen zu verstehen, sind viele einzelne Momentaufnahmen der lebensgeschichtlichen Vergegenwärtigung vorzunehmen und in entsprechende Vergleichsuntersuchungen zu stellen. Die Betrachtungen der vorliegenden Arbeit konzentrieren sich „nur“ auf eine aktuelle Momentaufnahme, um zunächst die erste Voraussetzung zu erfüllen, nämlich einen prinzipiellen *intersubjektiven Zugang zur innerprozessualen Vergegenwärtigung des Lebens und der eigenen Identität des Gegenübers zu finden und eigene modelltheoretische Konsequenzen für diesen einmaligen Akt* zu schlussfolgern.

Das übergreifende Ziel des **theoretischen** Erarbeitungsteils stellt die *Entwicklung eines dynamischen Identitätsformationsmodells* dar, das dem empirischen Bearbeitungsteil als sensibilisierendes Grundkonzept dient. Die Erhebungsform der Identitätsformation von jungen Erwachsenen in der vorliegenden Arbeit ist zwar auch im Querschnitt betrachtet ergebnisorientiert, jedoch nicht im herkömmlichen Anschluss an differenzierten Status- und linearen Ebenenmodellen. Vielmehr interessieren hier die Formationsprozesse auf der Querschnittebene selbst, also der aktuelle selbstreflexive Vergegenwärtigungsprozess. In der

vorliegenden Arbeit wird außerdem der Begriff der Identitätsformation anstelle des der Identitätsbildung bzw. Identitätsentwicklung betont. Er verweist eindeutiger auf das *konzeptionelle* Ziel, den Zusammenhang zwischen Form und Struktur und jene hervorbringenden sowie die Qualität bestimmenden Inhalte von Identität zu betonen. Die Art und Weise der Herstellung von Beziehungen zwischen Form und Inhalt von Identität wiederum bedingt die Auseinandersetzungsformen des einzelnen Subjekts mit sich und seiner Umwelt. Das *empirische* Ziel zur Gesamtformation von Identität besteht darin, jene Auseinandersetzungsformen des Subjekts dahingehend zu untersuchen, in welches Verhältnis die innerweltlichen und außenweltlichen Anforderungen und Bedürfnisse durch das Subjekt gebracht werden. Dieses Selbst- bzw. Passungsverhältnis wird als *Justierung der Identitätsformation* bezeichnet, umfasst die Syntheseleistungen zwischen den aktuellen psychosozialen Einstellungen, die für das einzelne Subjekt den Sinn seines Lebens und seiner Handlungen beinhalten, und es lässt sich als subjektives Identitätsformationsmuster beschreiben. Auf die Weise gelingt das Freilegen einer übergeordneten Perspektive auf den dynamischen Formationsprozess, die bisher nach meinem Kenntnisstand in den Studien der Identitätsforschung als auch im Ursprungsmodell der Patchworkidentität (Keupp u. a. 1999; Straus/Höfer 1998; Höfer 2000) nicht explizit eingenommen bzw. verfolgt worden ist.

d) „Die Klärung der Identitätsstruktur im Sinne kognitiver, emotionaler und motivationaler Aspekte“: Zum konkreten Forschungsgegenstand der theoretischen und anschließenden empirischen Re-Analyse von narrativ-fokussierenden Interviews junger ostdeutscher Erwachsener in den 1990er-Jahren wird die *übergeordnete Identitätszielstruktur* erhoben. Erklärtes Forschungsziel ist es, einen spezifischen weiterführenden Theoriebeitrag hinsichtlich *formaler und inhaltlicher Identitätszielaspekte* zu leisten. Mit der Fokussierung auf das persönliche psychodynamische Referenzsystem von Identitätszielen werden theoretische Implikationen zu den selbstreflexiven Prozessen der *Auswahl, Gewichtung und Generalisierung* von Selbsterfahrungen während der Bilanzierung und Antizipation transparent gemacht. In der vorliegenden Arbeit wird die These aufgestellt, dass die bedeutungsvollen Identitätsziele und ihr Verhältnis im übergeordnet strukturierten Relevanzsystem die handlungsorientierte Identitätsformation in einem zirkulären Wechselprozess der subjektiven Erfahrungssynthese steuern. Die Annäherung an dieses Prozessverständnis stützt sich auf die Annahme, dass das Rahmenkonzept Identität subjektiv hervorgebracht und prästabilisierend bestimmt wird durch ein strukturiertes und flexibles Gefüge von kognitiven, sozialen, emotionalen u. a. Identitätszielen. Jene sind zu einem bestimmten Zeitpunkt und in bestimmten Lebenssituationen mehr oder weniger

bedeutungsvoll für die eigene Identität und Lebensgestaltung. D. h., das Subjekt erfasst die Antworten auf die sich selbst gerichtete Frage, wer es eigentlich sei, über die Beantwortung der Sinnfrage, was ihm in seinem Leben wichtig ist. Im Laufe des Lebens kristallisieren sich ganz bestimmte Identitätsziele, wie bspw. Autonomie, Entschiedenheit, Selbstachtung und Anerkennung zu sinnvollen Leitmotiven der Erfahrungsbildung und persönlichen Lebensgestaltung heraus. Daraus folgt, sie werden zu persönlichkeitswirksamen Kennzeichen des subjektiven Orientierungssystems. Diese liegen den weiteren Selbstreflexionen zugrunde, und sie werden lebenslang weiterentwickelt. Die Grundannahme der narrativen Identität (Selbstthematisierung) beruht darauf, dass das Subjekt sich selbst und annäherungsweise für andere erst im „kompositorischen Akt“ (Mey 1999, S. 312) entlang eines sinnhaft strukturierten „Deutungsbandes“ selbst zugänglich und verständlich wird. Solchen kognitiven Ordnungsmustern werden in der vorliegenden Arbeit systematisierte Identitätszielorientierungen im Sinne eines inhaltlichen Referenzsystems angeschlossen und dem Versuch nachgegangen, die Identitätsformation über Lebensgeschichten implizit zu erschließen. Der empirische Fragenkomplex, der sich aus der spezifischen Identitätszielbetrachtung für die Identitätsformation ergibt, lässt sich wie folgt ausdifferenzieren:

- 1) Welche Ausprägungsformen nehmen die differenzierten Identitätsziele als Sinnkonstruktionen an? (Kategoriale Deskription)
- 2) Welche Generalisierungsstruktur in Form von Identitätszielmustern gibt es? (Übergeordneter Orientierungsrahmen)
- 3) In welcher Art und Weise der Justierung bringen die individuell-sozialen Subjekte die Identitätszielorientierungen in ein ausbalanciertes Passungsverhältnis, das man als selbstreflexive Grundorientierung der Selbstverhältnisformation bezeichnen kann? (Selbstreflexiv-handlungsorientierte Identitätsformationsmuster)
- 4) In welchem Verhältnis stehen die Identitätsziele im lebensweltlichen Zusammenhang? (Teilidentitätskonstruktionen) Und welche Lebensbereichsdominanz lässt sich aus der Generalisierungsstruktur für die aktuelle Selbstthematisierung ableiten? (Teilidentitätsbeitrag für die übergeordnete Strukturierung der Formation)

Der *empirische Untersuchungskomplex* beinhaltet eine stichprobenartige Re-Analyse an neun von ursprünglich zwanzig durchgeführten narrativ-fokussierenden Interviews von jungen ostdeutschen Erwachsenen. Jene Interviews entstammen einem vorgelagerten

Forschungsprojekt mit dem Thema „Formation der Identität in der Adoleszenz unter den Bedingungen der Transformation in der Postmoderne“ (FIAT) an der Universität zu Rostock am Institut für Allgemeine Pädagogik und Sozialpädagogik aus den Jahren 1996/1997. Die Betonung der subjektiv selbst organisierten Selbstrelevanz von Lebensereignissen bzw. lebensgeschichtlichen Selbsterfahrungen und des narrativen Zugangs zur Identitätsformation über Zusammenhang bildende Sinnkonstruktionen begründet die Auswahlentscheidung von narrativ-fokussierenden Interviews. Die Besonderheiten der kombinierten Interviewform zur überaus schwierigen Erfassung subjektiver Sinnstrukturen der Identitätsformation liegen darin, dass der Interviewpartner seine Selbstvergewisserung im narrativen Rahmen eines selbst organisierten sinnhaften Lebenszusammenhanges und auf übergeordneter Identitätsebene unter selbstrelevanten Identitätszielperspektiven (re-)konstruiert. Der direktere Zugang zur subjektiven Sinnebene des Gegenübers gelingt dadurch, dass der Interviewpartner sich im Rahmen seiner Gesamtgeschichte auf prägende Ereignisse konzentriert und sein bisheriges Leben daran ausgerichtet für weitere Lebensplanungen bilanziert und antizipiert. Die Interviewpartner (im Alter zwischen 24 und 31 Jahren) reflektieren sich und ihr Leben nach dem gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Umbruch der 1990er-Jahre als gemeinsame kollektive Erfahrung und deuten zugleich ihre Handlungsentscheidungen, Lebensentwürfe und Bedürfnissysteme entsprechend ihrer aktuell individuell-sozialen Lebenssituation und Persönlichkeitsentwicklung unter aktuellen selbstrelevanten Perspektiven. Diese jungen Erwachsenen befinden sich zum Zeitpunkt der Interviews in einer vergleichbar homogenen sozioökonomischen und soziokulturellen Lebenslage der Orientierungssuche, einschließlich spezifischer Erfahrungen der bundesdeutschen Wende, die heterogene Bewältigungsperspektiven der Bilanzierung und Antizipation in der Auseinandersetzung mit sich selbst und der Welt deutlich werden lassen. Bei der Betrachtung dieser Formationsmuster steht jedoch nicht die ostdeutsche Wende-problematik als Ereignis an sich im Mittelpunkt. Dennoch bildet die Umbruchssituation zwar einen spezifischen kritischen Erfahrungskontext für identitätstheoretische Entwicklungsprozesse ab, hier vielmehr aber im Sinne eines allgemeinen Kennzeichens für das Eintreten unerwarteter bzw. kritischer Lebensereignisse in spätmodernen Transformationsprozessen, die unter Umständen zur Neu- bzw. Umorientierung und zu pluralen und flexiblen Bewältigungsformen der Lebensgestaltung zwingen können. Aus dem Ersteindruck resultiert die Annahme, dass sich anscheinend vier typische individuell-soziale, handlungsorientiert thematisierte Bewältigungsformen der Lebensgestaltung im Auf- und Umbau einer Lebensperspektive vermuten lassen. Die die Untersuchung begleitende These ist, dass die Art und Weise der

Auseinandersetzung nicht allein von den Anforderungen der kollektiven Erfahrung getragen wird, sondern entscheidend auf selbstrelevanten Identitätsperspektiven der Persönlichkeit des Subjekts beruht. Für die Möglichkeit anschließender Studien wird gefragt, ob und inwiefern für diese hypothetischen Selbstthematisierungsformen biografisch orientierter Selbstreflexionen entsprechende Identitätsformationsmuster junger ostdeutscher Erwachsener verantwortlich sind.

Vorgehensweise der Bearbeitung:

Für den Charakter der vorliegenden Arbeit spricht eine integrative Herangehensweise in der Auseinandersetzung mit Theorieansätzen und Forschungsmethoden. Von herausragender Bedeutung für die begriffsanalytische Argumentationsweise zeigen sich theoretische Schnittstellen zu den Erkenntnissen vornehmlich der soziologischen und (sozial)psychologischen Identitätsforschung sowie der (selbst-)bildungsorientierten und narrationspsychologischen bzw. -theoretischen Biografieforschung. Das Integrationsmoment bezieht sich aber nicht allein auf eine Triangulation von Forschungsperspektiven. Auch im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit besteht die Intention ausdrücklich in der Verknüpfung von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden im weit gefassten Anschluss an die Methoden der strukturierenden Inhaltsanalyse nach Mayring (1985, 1996, 2002 u. a.) und an die typologische Analyse nach Kelle/Kluge (1999), Kluge (1999) sowie Kuckartz (1999).

Hintergrund dieser Triangulationsform zur Erforschung der innerprozessualen Mechanismen der individuell-sozialen Sinnkonstruktion für die Identitätsformation ist die *Suche* nach sinnvollen Möglichkeiten der Methodenintegration als strategische Alternative der Validierung im Vergleich zu herkömmlichen qualitativen Methoden. Das Anliegen besteht im Anschluss an Flick (2002) darin, die Breite, Tiefe und Konsequenz im methodischen Vorgehen zu erhöhen und um auf diesem Wege zu einer Anreicherung und Vervollständigung der Erkenntnis mit der Überschreitung von begrenzten Einzelmethoden zu gelangen. Vom heutigen Stand der Methodenentwicklung in der Sozialforschung ausgehend drängen m. E. bisherige qualitative bzw. quantitative Verfahrensweisen der Inhaltsanalyse – die innerhalb ihrer Großbereiche verschiedene Kombinationen präferieren, externe Verknüpfungen bisher jedoch nur ansatzweise erprobt und überzeugend bereitstellen – geradezu auf eine solche methodisch-technische Weiterentwicklung und konstruktiv-kritische sowie offene Auseinandersetzung in der Methodendiskussion.

Im Falle der vorliegenden Forschungsfragen und –perspektiven ist es mit der Fokussierung auf das persönliche psychodynamische Referenzsystem von Identitätszielen das Ziel, theoretische Implikationen zu den selbstreflexiven Prozessen der *Auswahl, Gewichtung und Generalisierung* von Selbsterfahrungen während der Bilanzierung und Antizipation transparent zu machen. Aus der modelltheoretischen Annahme, dass die bedeutungsvollen Identitätsziele und ihr Verhältnis im übergeordnet strukturierten Relevanzsystem die handlungsorientierte Identitätsformation in einem zirkulären Wechselprozess der subjektiven Erfahrungssynthese steuern und relevanzanalytische Rückschlüsse auf der Teilidentitätsebene freilegen, folgt der methodische Ansatz zunächst dem Ziel, im Gegensatz zu herkömmlichen Verfahren auf der theoretischen Ebene des übergeordnet organisierten Relevanzsystems eine Identitätszielstruktur zu ermitteln. Wesentlich vermutete Vorteile der quantitativen Analysen hinsichtlich der systematischen Strukturbildung werden:

- in dem Beitrag für Erstinformationen über Grobstrukturen,
- in der Überschaubarkeit und Handhabbarkeit der umfangreichen Informationen für die Analyse,
- d. h. in der Konzentriertheit prägnanter Aspekte und
- in der Markierung von Besonderheiten,
- in der Erhaltung des strukturierten Gesamtzusammenhangs für die fall- und typinterne Verhältnisbildung einzelner Kategorien und Themen
- und vor allem auch in der Anschaulichkeit in der Evaluationsphase gesehen.

Die quantitativen Analysen beruhen in der Re-Analyse auf mehreren qualitativen Interpretationsdurchgängen am Einzelfall und werden immer wieder in eine qualitative hermeneutische Analyse zurücküberführt. Sie stellen deshalb als Zwischenschritt keine im Vergleich zu den qualitativen Techniken überlegende Auswertungsstufe, sondern ein wertvolles Hilfsmittel bei einem bestimmten Analyseschritt innerhalb des qualitativen Gesamtrahmens dar. Die quantitativ ermittelten Muster werden also wieder qualitativ interpretativ gefüllt. Ihre Berechnungsergebnisse dienen demnach als Heuristik und Hinweis auf inhaltliche Zusammenhänge, die qualitativen Methoden zur Erfassung der Akteursicht und angemessenen Analyse inhaltlicher Sinn dimensionen der zugrunde gelegten Identitätsziele. (vgl. auch Kuckartz 1999, Kluge 1999, Heinze 1995) Diese Vorgehensweise widerspricht deshalb auch nicht allgemeinen Geltungsansprüchen der qualitativen Forschung. Entscheidend für das eigene Verfahren ist auch hier der gemeinsame theoretische Bezugsrahmen der quantitativen und qualitativen Typologien. Vorläufige Gültigkeit besitzen die Strukturmuster insofern, als dass sie zugleich dem bipolaren deduktiven Kategoriensystem der Identitätsziele unterstehen. Hierüber werden geltende Kriterien der Deutungsrichtung und interpretativen Gestaltschließung vorausgesetzt, die zugleich Grundlagen der Konvergenzmöglichkeit zwischen den ermittelten quantitativ kategorialen und hermeneutischen Typologien sind.

Der methodische Ausgangspunkt der übergeordneten Strukturbildung ist aber nur ein wesentlicher Aspekt, warum ein eigenes Verfahren entwickelt worden ist. In der Quantifizierung von qualitativem Material zur Bewertung von Bedeutung wird im Kontext der Methodendiskussion in der Regel der Umgang zum einen mit einem Skalenniveau und mit Verteilungsannahmen zur Annäherung an ein deshalb selten anzutreffendes metrisches Niveau zum anderen für nicht unproblematisch gehalten.

In dem eigenen Verfahren wird nun dem *Versuch* nachgegangen, diesen beiden Problemen einerseits z. B. mit einem vereinfachten Skalenniveau innerhalb einer dreidimensionalen Matrizenentwicklung zu begegnen. Diese Form der Matrizenbildung ermöglicht außerdem die grafische Systematisierung, Differenzierung und Verallgemeinerung zum intensiven und schnelleren Verständnis der Einzelfallinterpretationen und stellt als effektiver Überblick die fortlaufende Basis dar. Des Weiteren können mittels der Matrizen bereits nach der qualitativen Einzelfallanalyse Quantifizierungen mittels des einfachen Skalenniveaus und spezifische Berechnungen durchgeführt werden, die mit der strukturierten Inhaltsanalyse nach Mayring prinzipiell anerkannt, kaum jedoch zur konkreten Anwendung innerhalb kombinierter fallorientierter Verfahren kommen. In der eigenen Re-Analyse kann gezeigt werden, dass nicht erst im Zuge mit der generalisierenden Typenmusteranalyse eine Quantifizierung Sinn macht. Sondern sie trägt bereits im Zuge der Einzelfallanalyse zu einer quantitativen Verdichtung und Strukturierung (Systematisierung und Mustererkennung) des umfangreichen qualitativen Materials bei.

Andererseits wird in der eigenen Re-Analyse dem Versuch nachgegangen, eine Annäherung an metrische Daten zu erreichen. Hierbei wird zwischen einem Gewichtungsniveau und einem Generalisierungsniveau unterschieden. Es wird nicht nur nach der Häufigkeit (entspricht der subjektiven Auswahl), sondern auch nach der Ausprägung dieser Häufigkeit (einfaches Gewichtungsniveau) gefragt und eine vereinfachte Skalierung i. S. v. positiver/negativer und höherer/niedriger Bedeutung als Vorbereitung zur Erschließung einer subjektiven dreidimensionalen Bedeutungshierarchie (einfaches Generalisierungsniveau) ermittelt, die gegenüber Verfahrensweisen andernorts nach meiner Kenntnis eine methodisch-technische Weiterentwicklung darstellt. Jene zeigt sich technisch betrachtet insgesamt darin, dass erstens mit bipolaren nominalen und relationalen (bzw. prozentualen) bedeutungsvollen Generalisierungsstrukturmustern gearbeitet wird, dass zweitens für die fallinternen, typinternen und typübergreifenden Minimal- und Maximal-Vergleiche die bedeutungsvollen Identitätsziele auf ein vereinheitlichtes Verhältnisniveau gehoben werden, und dass drittens hierdurch Möglichkeiten der (arithmetischen)

Mittelwertbildung für unterschiedliche typologische Ähnlichkeitsanalysen umgesetzt werden. Diese Form der Ähnlichkeitsanalysen orientiert sich dabei an einer Dimensionierung der Innen- und Außenperspektive und anhand von zwei grobanalytischen Arten des Rankings, die das Allgemeine und Besondere im Einzelfall bzw. in der Typologie sichtbar machen. Die eigentliche interpretative Evaluation von Bedeutung zur Annäherung an den subjektiven Sinn des Befragten erfolgt sowohl zu Beginn der Re-Analyse am Einzelfall als auch nach der quantitativen Strukturbildung in hermeneutischen typologischen Analysen mittels der induktiven/abduktiven Bildung von Typenvariablen und Vergleichsdimensionen zu den qualitativen Identitätszielinhalten.

Die systematische Triangulation führt schließlich zu fruchtbaren Ergebnissen der kategorial und hermeneutisch ermittelten Identitätszielstrukturen im Einzelfall und darüber hinaus zu typologischen Rückschlüssen der ganzheitlich persönlichen und beruflichen Identitätsformation des individuell-sozialen Subjekts. Mit der Entwicklung eines dynamischen Identitätskonzepts auf der einen Seite, als auch mit der hier entwickelten spezifischen Methode der Re-Analyse narrativ-fokussierender Interviews verbinde ich die Hoffnung, fruchtbare Diskussionen und konstruktive Kritik zum Thema der (beruflichen) Identitätsformation auszulösen. Mir geht es aber auch darum, Möglichkeiten aufzuzeigen, wie flexible Identitätskonstruktionen im Prozess der aktuellen Auseinandersetzung mit sich selbst und der Welt einer konzeptionellen und methodisch-technischen Weiterentwicklung der Erziehungswissenschaft zugeführt werden könnten, wenn sie für innovative Ideen offen bleibt.

Aufbau der Arbeit

Im **Kapitel 1** werden zum Ersten die theoretischen Grundlagen klassischer und spätmoderner Begriffe und Konzepte von Identität, von Jugend und jungen Erwachsenen, zur Arbeitsgesellschaft und zur Bedeutung von Arbeit und Beruf aus dem aktuellen Forschungsstand als identitätstheoretische Ansatzpunkte der eigenen Identitätsperspektive herausgearbeitet. Die Erkenntnisgewinnung führt auf eine Dimensionierung des Identitätsbegriffs hinaus.

Im **Kapitel 2** geht es um die Präzisierung der pädagogischen Identitätsperspektive. Zunächst werden die identitätstheoretischen Ansatzpunkte für das eigene Identitätsverständnis in ein heuristisches Modell der Identitätsformation prozess- und ergebnisorientiert übersetzt. Dafür werden zwei Arbeitsskizzen entwickelt. Im Mittelpunkt der weiteren Beschreibung und Darstellung stehen die Identitätsziele. Ziel ist es hier insbesondere, die selbstreflexiven

Prozesse der Bilanzierung und Antizipation mit den Teilprozessen der Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von Selbsterfahrungen zu erhellen. Im Anschluss an die modelltheoretischen Überlegungen wird zum einen das Bedeutungsspektrum des Identitätsformationsthemas für die Pädagogik bzw. Erziehungswissenschaft unter dem Bezugspunkt der subjektorientierten Lebensbildung und Selbstbildung näher betrachtet. Zum anderen gilt es, Identität als erziehungswissenschaftliches Thema der Biografie-forschung zu präzisieren. Die Begriffe Identität, Bildung und Selbstbildung sowie Biografie und Selbstnarration werden anhand der Begriffsdimensionen, die im ersten Kapitel für den Begriff der Identität aufgestellt worden sind, in ihren Grundkonzepten verglichen und im Ergebnis zu einer Begriffstria im Sinne der Zusammenhangbildung entfaltet.

Im **Kapitel 3** handelt es sich um die Präzisierung methodologischer und methodisch-technischer Ansatzpunkte für das eigene empirische Untersuchungsdesign. Im Mittelpunkt der methodologischen Betrachtung stehen die Forschungsperspektiven und Methoden der qualitativen Sozialforschung zur Erfassung des subjektiven Sinns. Denn mit der konzeptionellen Grundvorstellung eines selbst organisierten übergeordneten Relevanzsystems, das sich durch bedeutungsvolle Identitätsziele erfassen lässt, zielt die empirische Untersuchung unmittelbar auf die innerprozessualen Sinnkonstruktionen individuell-sozialer Subjekte. Die Betonung des subjektiv selbst organisierten Relevanzsystems von Lebensereignissen und des narrativen Zugangs zur Identitätsformation führt zu Begründungen, narrativ-fokussierende Interviews als geeignetes Erhebungsinstrument auszuwählen. Die Bestimmung von spezifischen methodisch-technischen Ansatzpunkten für das vorzustellende integrative Auswertungsdesign führt im Anschluss zu Begründungen, inwiefern Qualitative mit quantitativen Methoden unterhalb eines gemeinsamen theoretischen Bezugsrahmens zu sinnvollen technischen Verknüpfungsstrategien integriert werden können.

Im **Kapitel 4** handelt es sich um die empirische Re-Analyse ausgewählter narrativ-fokussierender Interviews zur (beruflichen) Identitätsformation von jungen ostdeutschen Erwachsenen. Es wird das eigens entwickelte Verfahren ausführlich vorgestellt. Die Integration qualitativer und quantitativer Auswertungsmethoden vollzieht sich in verschiedenen, aufeinander aufbauenden und in ihren jeweiligen Ergebnissen vergleichenden Arbeitsschritten, die schließlich zu theoretisch sukzessiv verdichteten und generalisierbaren Rückschlüssen hinsichtlich subjektiver Sinnstrukturen der Identitätsformation führen. Die empirische Re-Analyse gliedert sich in zwei Hauptbereiche. Der erste Untersuchungsteil beschäftigt sich mit der selbstreflexiven Identitätsformation im ganzheitlichen

Lebenszusammenhang. Im Zweiten werden aus dieser prozessualen Zusammenhangbildung heraus Analysen zur beruflichen Teilidentitätsformation vorgenommen. Die empirischen Arbeitskomplexe lassen sich wie folgt im Überblick benennen:

1. Qualitativer Arbeitskomplex: Thematische und theoriegeleitete Inhaltsanalyse am Einzelfall mit dem Ziel der Erarbeitung von biografisch-handlungsorientierten Einzelfallbeschreibungen und dreidimensionalen Fallmatrizen der aktuellen Selbstreflexion;
2. Quantitativer Arbeitskomplex: Quantifizierung des qualitativen Materials sowie einzelfallorientierte und typologische Analyse bedeutsamer Identitätsziele mit dem Ziel der Erarbeitung von kategorialen und typologischen formalen Identitätszielstrukturen;
3. Qualitativer Arbeitskomplex: Hermeneutische Inhaltsanalyse der typologischen Identitätszielstrukturen mittels der Bildung von Fall- und Typenvariablen sowie von typologischen Vergleichsdimensionen zu den bedeutungsvollen Identitätszielen mit dem Ziel der Erarbeitung von selbstreflexiv-handlungsorientierten hermeneutischen Identitätsformationsmustern;
4. Quantitativer und qualitativer Arbeitskomplex zur Lebensbereichsanalyse: Formale und inhaltliche Stellenwertanalyse von beruflichen Identitätsformationsmustern mit dem Ziel der Erarbeitung von typologischen Lebensbereichsverknüpfungslogiken, von deskriptiven Kategorien zum Konzept der beruflichen Identität aus der subjektiven Sicht der Befragten und der Überprüfung der beiden Thesen zur Arbeitsidentität und Lebensorientierung.

1 Konzeptionelle Vorüberlegungen zur Identitätsformation

Das Ziel des einführenden Teils zur Identitätsthematik besteht darin, aus der überschwemmenden Fülle, komplexen Unübersichtlichkeit und Uneinheitlichkeit theoretischer Begriffsverwendungen von „Identität“ in der interdisziplinären Identitätsforschung mittlerweile metakommunikativ weitestgehend geteilte Bezugspunkte im Sinne von „Straßenkreuzungen“ herauszufiltern. Der Sinn besteht darin, gewisse allgemeine „Identitätskerne des Identitätsbegriffs“ als Arbeitsgrundlage im Sinne einer „Landkarte“ voraussetzen zu können. Dazu bleiben selbstverständlich nicht zu vereinbarende widersprechende Auffassungen zum Begriffsverständnis nebeneinanderstehen als der weitaus größere Anteil nicht ohne weiteres aufeinander beziehbarer Verständnisdiskurse, die in der Perspektivität und Spezifität der Wissenschaftsdisziplinen und ihres jeweiligen Forschungsstandes begründet liegen. Schon hier begegnen wir dem terminologisch vergleichbaren Identitätsproblem der „Vereinheitlichung aus Verschiedenheit“.

Zunächst erfolgt der Einstieg über einen allgemeinen historischen Ansatz zur disziplinären Verwendung des Identitätsbegriffs als „Identität“, „Selbst“ und „Selbstkonzept“. Die weitere Erarbeitung vollzieht sich über vier zu erschließenden Begriffsdimensionen des geteilten Begriffskontextes. Eine „Dimension“ bezeichnet dabei sein gestreutes Ausmaß bzw. seinen gegebenenfalls dialektisch polarisierenden Umfang, die ausgelotet und begrifflich reduziert werden auf das implizit gemeinsame oder ggf. trennende Moment. Identität wird dementsprechend im Anschluss eines kurzen historisch sozialwissenschaftlichen und terminologischen Einstiegs (Abschnitt 1.1) entfaltet als

1. *(Selbst-) Reflexionsbegriff und Relationsbegriff* (Abschnitt 1.2)
2. *Ergebnis- und Prozessbegriff* (Abschnitt 1.3)
3. *Formaler und inhaltlicher Begriff* (Abschnitt 1.4)
4. *Konstruktionsbegriff* (Abschnitt 1.5).

Die Dimensionen sind als ineinander verwachsene und sich gegenseitig hervorbringende, fundamentale „Säulen“ eines vielschichtigen Merkmalkomplexes zum Identitätsbegriff aufzufassen. Die Dimensionen eins bis drei verdichten sich vor allem konzeptionell in der vierten Dimension, die heute als die aktuellste Vorstellung in die Identitätsforschung eingegangen ist und die für die weitere anschließende konzeptionelle (Abschnitt 1.6) und empirische Arbeit zur (beruflichen) Identitätsformation von ausschlaggebender Bedeutung sein wird.

1.1 Allgemeiner Einstieg zur Terminologie: „Identität“, „Selbst(bild)“ und „Selbstkonzept“

Die Begriffe „Identität“, „Selbst“ und „Selbstkonzept“ werden in der sozialwissenschaftlichen Forschung teilweise synonym, teilweise differenzierend und teilweise in einer Inklusionshierarchie verwendet. Beginnend mit Drewes (1993) lässt sich die Forschungslandschaft zum Konstrukt „Identität“ in drei Bereichen umreißen:

Den Forschungsursprung¹ betrachten Identitätsforscher in dem Basisbegriff des „self“-Konstrukts von James (1890), der wiederum zugleich auch auf seine Probleme hinwies, nämlich der Unterscheidung zwischen „I as a knower“ und „me as known“ bzw. zwischen „self as an object“ und „self as process“. Damit fiel bei James das Subjekt und Objekt in einen Gegenstandsbereich, nämlich den der Identität. (vgl. Drewes 1993, S. 1) Hierzu ergänzen Frey und Haußer (1987) deutlicher, dass James dabei bereits auf eine von Leibnitz und Kant eingeführte Gegenüberstellung zwischen dem „reinen Ich“ als „Pure Ego“ und dem „empirischen Ich“ als „Me“ zurückgreift. „Damit ist die Trennung zwischen dem Subjekt (dem reflektierenden Teil der Person; Pure Ego, reines Selbst) und dem Objekt der Reflexion begrifflich gefaßt.“ (Frey/Haußer 1987, S. 6). Dem nun oben genannten „self“ bzw. „I as a knower“ werden dabei Funktionen zugeordnet, die in ihrer Gesamtheit „a sense of personal identity“ ermöglichen. Dem „self bzw. me as known“ kommt darüber hinaus noch die Funktion der Bildung von „self concepts“ hinzu. (vgl. Drewes 1993, S. 1)

In der Folge dieses Ansatzes entwickelten sich dann die soziologischen und (sozial-)psychologischen Forschungstraditionen in zusätzlich unterschiedlichen Disziplinen. Die Begründer der soziologischen Forschungsrichtung, namentlich Cooley (1902) und Mead (1934)², nahmen die oben genannte Differenzierung auf. „Cooley prägte den Begriff des ‚looking glass self‘, der von Mead in das Konzept des ‚generalized other‘ übertragen wurde. Die innovativen Aspekte in diesen Konzepten waren die Betonung der sozialen Vermittlung von Identität und auch die Multiplizität von Identität, d. h., daß es nicht nur eine Identität gibt, sondern so viele Identitäten, wie Menschen soziale Rollen übernehmen und ausüben.“ (ebd.) Zum zentralen Begriff wurde nun „Identity“ bzw. „Social Identity“.

¹ Frey/Haußer machen deutlich, dass in den Anfängen der Identitätsforschung bei James (1890), Mead (1934) und Cooley (1902) noch keine Wissenschaftsbereichsdifferenzierung zwischen der Soziologie und Psychologie vorliege und diese klassischen Autoren wiederum auch auf philosophische Vorarbeiten zurückgegriffen haben. (vgl. Frey/Haußer 1987, S. 6)

² vgl. Rückbezug auf Mead unter dem Aspekt der „Selbstreflexion“ (vgl. i. d. A. S. 29f.)

Innerhalb der Psychologie lassen sich nach Drewes zwei Perspektiven ausmachen: die entwicklungspsychologische und die klinische. Erstere hat ihre Wurzeln bei Hall (1904) und Erikson (1950; 1968). Im Vordergrund stehen die „stabile Identität“ und der Begriff der „Identitätsbildung“. In der klinischen Psychologie wiederum gewinnt die klassische strukturelle Unterscheidung zwischen „Ich-Es-Überich“ nach Freud (1905) an Interesse. „Dabei stellt das ‚Ich‘ diejenige Instanz dar, die dem Subjekt bewußt zugänglich ist und seinem Leben Kontinuität und ‚Selbst‘-bewußtsein vermittelt.“ (ebd. S. 2) In dieser Tradition lässt sich schließlich eine stärkere Zuwendung zum „Ich“ – Begriff, bspw. in der Bezeichnung der „Ich-Psychologie“, ausmachen, wobei die Benutzung der Begriffe Ich, Selbst, Persona etc. nach Auffassung des Autors: „weitestgehend dem Metaphorischen verhaftet bleibt und dementsprechend kaum explizite Modelle bezüglich dieser Konstrukte entwickelt werden“ (ebd.).

Durch die Dominanz des behavioristischen Paradigma in der Psychologie ließ zwischen den 40er- und 60er-Jahren die Aufmerksamkeit an „Identität“ und „Selbst“-Konstrukten nach. Sie erwachte erst wieder im Zuge der „kognitiven Wende“ und der damit verbundenen Veränderung innerhalb der psychologischen Forschungsaktivitäten. Nach Drewes (1993) lässt sich dann eine Weiterentwicklung in fünf psychologischen Disziplinen wie folgt andeuten:

- a) Als Erstes sieht der Autor eine Weiterführung der entwicklungspsychologischen Perspektive, die im Zusammenhang mit der Neukonzeptualisierung des Jugendalters steht. Hier wird das „Selbstkonzept“ als Gesamt der selbstbezogenen Einstellungen der Person zu sich selbst umschrieben (vgl. Mummendey 1981), aber explizite Modelle zur Struktur und Dynamik des Konstrukts „Identität“ fehlen. (vgl. ebd. S. 2f.)
- b) Der zweite Bereich umfasst die Persönlichkeitstheorien bzw. Differenzielle Psychologie mit der neuen Perspektive der „subjektiven Persönlichkeitstheorie“, die ihre Wurzeln bei Kelly (1955) hat. „Zentrale Prämisse ist bei diesen Ansätzen, daß jedes Individuum eine subjektive Konzeption von sich und der Welt entwickelt und daß deshalb ein wissenschaftliches Verständnis des Handelns und Erlebens der Individuen nur über eine methodisch kontrollierte Rekonstruktion dieser Konzepte gelingen kann. Damit steht das ‚Selbst‘ der Personen im Zentrum dieser Analysen.“ Und weiter: „Beachtenswert ist dabei die terminologische Abgrenzung, indem nicht von ‚Identität‘ gesprochen wird, sondern von ‚self‘, ‚self concepts‘, ‚self-systems‘ u. a.“ (ebd. S. 3), wobei der Autor hierin keinen inhaltlich relevanten Unterschied erkennen kann.
- c) Als dritten Bereich benennt Drewes den sozialpsychologischen Ansatz. Hier wird meist von „self“ gesprochen, und es lassen sich eine Vielzahl von experimentell entwickelten Konstrukten finden, die „self“ dann als Präfix benutzen. „Problem bei diesen Theorien bezüglich des Gegenstandsbereiches ‚Identität‘ ist, daß sie die Wirksamkeit spezifischer Variablenkonstellationen im Kontext ausschnittthafter Aspekte der Selbstsicht einer Person nachweisen, ohne diese in ein explizites Modell der Struktur und Dynamik des ‚Selbst‘ einzubetten.“ Resultat ist „(...) ein mehr oder weniger stark unverbundenes Nebeneinander vieler kleiner Einzeltheorien bzw. -phänomene, die in ihrem Zusammenwirken unklar bleiben“ (ebd. S. 4; Auslassg.: P. N.). Ein zweiter Strang dieses Theoriekomplexes betrachtet dagegen Aspekte der Struktur und Dynamik des „Selbst“ und ist eng mit der kognitiven Psychologie verbunden. Diese Arbeiten zeichnen sich nach Auffassung des Autors durch ihre hohe Integrationskraft innerhalb der Sozialpsychologie aus. (vgl. ebd.)

- d) Im Bereich der klinischen Psychologie als vierten Bereich gilt das Interesse auch dem „Selbst“ und dessen subjektiven Bewertungsstrukturen und den darauf aufbauenden Handlungsregulierungen. Es lässt sich „(...) ein ‚Selbst‘ konstatieren, (...) welches verbunden ist mit dem Menschenbild eines rationalen, informationsverarbeitenden Subjektes, das in der Lage ist, auf der Basis von Plan- und Zielhierarchien intentional zu handeln“ (ebd.; Auslassg.: P. N.).
- e) Als letzten und fünften Bereich der Weiterentwicklung psychologischer Traditionen thematisiert Drewes die Pädagogische Psychologie, deren Interesse dem „Selbst“ bzw. der „Identität“ bzw. „selbstbezogenen Bewertungsprozessen“ gilt. Aber auch hier lassen sich noch Mal zwei Perspektiven ausmachen: die eine bezieht sich darauf, selbstbezogene Kognitionen zunehmend als zentrale Mediatorvariablen im pädagogischen Praxisfeld (vgl. Schwarzer/Jerusalem 1984) zu sehen, die andere zielt auf ein „Selbst als integratives Konstrukt“ mit Rückbindung an das individuelle Erleben der beteiligten Personen. (vgl. ebd. S. 5)

Erkennbar wird aus diesem historisch entwickeltem Ansatz, dass sich die Begrifflichkeit schließlich tendenziell zum „Selbst“ hin orientiert. Auch Frey und Haußer (1987) bestätigen diese Entwicklung: „Allerdings hat sich der Schwerpunkt des Interesses (Einfüg.: P. N.: seit Mead) immer mehr auf das empirische ‚Me‘ oder ‚Selbst‘ als dem Objekt der Selbstreflexion im Sinne von ‚Selbsterfahrung‘ verlagert.“ (Frey/Haußer 1987, S. 6) Der „Selbsterfahrungs-Begriff“ wiederum wird für die vorliegende Arbeit zum Schlüsselbegriff. Er umschreibt den Vorgang der Reflexivität, Entwicklung und Konstruktion aus einer eher sozialpsychologisch orientierten Sicht in der ursprünglichen Verklammerung von „I“ und „Me“, um so „Identität als das ganzheitliche ‚Selbst‘“ (ebd. S. 9) wieder in den Vordergrund zu rücken und die analytische Trennung zwischen Subjekt und Objekt der Reflexion zu relativieren.

Insgesamt zur Identitätsforschung und ihrer Begrifflichkeit konstatiert Drewes eine:

- unübersehbare Vielfalt von Theorien, Experimenten, Modellen und empirischen Ergebnissen zum Bereich „Identität“ bzw. „Selbst“,
- Vielfalt durch Verteilung über Teildisziplinen hinweg,
- wieder enorme Zunahme des Interesses am Gegenstandsbereich,
- sehr heterogene Begriffswahl; die zum Teil englisch wieder gegebenen Begriffe verweisen auf unterschiedliche Sprachtraditionen, die zu übersetzen nicht sinnvoll wären; letztlich handelt es sich nach Ansicht des Autors: „(...) um eine weitestgehend synonyme Begriffsverwendung, die in ihrer Unterschiedlichkeit lediglich theoretische Präferenzen zum Ausdruck bringt“ (ebd. S. 5).
Deshalb spricht er von „Identität“ bzw. „Selbtsicht“.

Im Gegensatz zu den oben genannten psychologisch orientierten Autoren, die sowohl eine synonyme (Drewes 1993), als auch differenzierte Begriffsverwendung (Frey/Haußer, 1987) auszumachen versuchen, unterstreicht der soziologische Ansatz von Lohauß (1995) folgende Anmerkung: „Die unterschiedlichen Konzepte, die unter denselben und wechselnden Begriffe verhandelt werden, müssen deutlich auseinandergehalten werden, denn sie beziehen sich auf ganz unterschiedliche psychische Prozesse.“ (Lohauß 1995, S. 29).

Auch im Unterschied zu den beiden anderen Autoren, die von „Identität“ sprechen, verwendet Lohauß vorzugsweise den Begriff des „Selbst“ und erklärt die synonyme Begriffsverwendung von „Selbst“ und „Identität“ wie folgt: Der Autor beschreibt das „Selbst“:

als umfassenden Begriff, wenn die Einheit der Person angesprochen wird. Dies entspricht in etwa dem, was Mead als „self“ bezeichnet. Der Begriff „self“ wird häufig mit „Identität“ übersetzt. Das hat seinen guten Grund darin, daß „self“ ohne weiteres den Plural bilden kann, das deutsche Wort „Selbst“ hingegen nicht. Identität, der allgemeinere Begriff, kann also synonym mit Selbst verwendet werden, besser ist es aber, wenn man ihn erläutert als „persönliche Identität“, „Identitätsfiguration“ oder „Ich-Identität“ (ebd. S. 27; Auslassg.: P. N.).

Lohauß nimmt nun Bezug auf die psychoanalytische Position von Jacobson (1964). Nach ihrer Auffassung ist das „Selbst“ durch drei Eigenschaften charakterisiert: einer differenzierten, aber organisierten Einheit, die sich als von ihrer Umwelt unterschieden erlebt, Kontinuität und Gerichtetheit besitzt und auch durch Krisen und Umbrüche sich selbst treu bleibt. Es geht also auch hier wie bei Frey/Haußer um die Vorstellung eines „Selbst“ als Ganzheit. (vgl. ebd. S. 28)

Der Begriff Selbst ist immer auf die Person bezogen, während beim Begriff der Identität die Außenperspektive (Subjekt und Objekt der Identifizierung sind getrennt) und die Innenperspektive (Subjekt und Objekt sind eine Person) zu unterscheiden sind. Deshalb ist es sinnvoll, den Begriff der Identität mit erläuternden Zusätzen zu versehen, wie „soziale Identität“, „kollektive Identität“, „nationale Identität“ usw., wenn die Außenperspektive oder „persönliche Identität“, „Identitätsgefühl“ usw., wenn die Innenperspektive eingenommen wird. (Lohauß 1995, S. 28)³

Nun hängen selbstverständlich beide Perspektiven miteinander zusammen, sind sogar teilweise überhaupt nicht möglich, voneinander zu trennen. Die Trennung an dieser Stelle nützt nur der analytischen Begrifflichkeit und theoretischen Veranschaulichung. Im Vorgang

³ „Soziale, öffentliche, situierte Identität“: 1. „(wird) dem Individuum in einem sozialen System zugeschrieben“; „(ist) eine Kombination von Merkmalen und Rollenerwartungen, die es kenntlich, identifizierbar macht“; „Objekt der Identifizierung ist eine Person, Subjekt sind andere Personen.“ Es geht um Fragen der „Typisierung“, „Fremdbild“, „Status- und Rollenzuweisung“ (Frey/Haußer 1987, S. 3; Auslassg.: P. N.) 2. „wird Identität zur Kennzeichnung von sozialen Systemen verwendet. Objekt der Identifizierung sind nicht einzelne Personen, sondern Gruppen, Organisationen, Schichten, Klassen, Kulturen. Subjekt sind Personen, die das jeweilige System durch Beschreibungen kenntlich machen, entweder als Angehöriger dieses Systems (...) oder als Außenstehender (...)“ (ebd. S. 4; Auslassg.: P. N.);

„kulturelle, ethnische, nationale Identität“: „Identität steht hier für bekanntere Synonyme wie Autostereotyp, Heterostereotyp, Wir-Gefühl, Klassenbewußtsein, Image. Auch hier werden die Merkmale für die Identität des Objekts aus der Außenperspektive definiert. Denn auch für das Mitglied ist das soziale System, das es identifiziert, nicht identisch mit ihm selbst.“ (ebd.)

„Personale Identität“: Subjekt und Objekt der Identifizierung sind in einer Person vereint. „Wie immer die Begriffe in der Literatur auftauchen mögen, sei es als persönliche, personale, individuelle, subjektive Identität, als subjektive Identitätserfahrung (vgl. z. B. Krappmann 1971, Neubauer 1976, Luckmann 1979, Nunner-Winkler (1985), als Identitätsgefühl (De Levita 1971), als Ich-Identität (Erikson 1966), als Selbst-Identität (Reck 1981), als Individualität bzw. numerische Identität (Tugendhat 1979), als Selbst-Schemata (Markus 1977), es handelt sich stets dabei um Phänomene, in denen eine Person sich selbst, ihr ‚Selbst‘ bzw. Aspekte davon aus der Innenperspektive identifiziert (...)“ (ebd.; Auslassg.: P. N.)

der Identifizierung bzw. der später zu beschreibenden „Selbsterfahrung“ schließlich hat Identität „die Beziehung zwischen dem ‚Selbst als Akteur‘, dem ‚erkennenden Selbst‘ einerseits und dem ‚Selbst als Objekt‘, dem ‚wahrgenommenen Selbst‘ andererseits zum Gegenstand“ (Frey/Haußer 1987, S. 17).

Die *terminologische Abkopplung der Außenperspektive von der Innenperspektive*⁴ relativiert sich dann, wenn beachtet wird, dass die Innenperspektive nicht ohne die Einbeziehung der Außenperspektive bestehen kann. Dies ist der Fall bei der Identifizierung der „personalen Identität“, bei der nicht eine Gesamtstruktur von Persönlichkeitseigenschaften gemeint ist.

Die Person wird vielmehr durch die biographische einmalige Konstellation der nur für sie zutreffenden äußeren feststellbaren „Fakten“, Abläufe, Ereignisse sowie Zuschreibungen signifikanter Bezugspersonen einzigartig. Dies gilt zunächst erst einmal für die *Außensicht* gegenüber der Person. Die Außensicht ist aber schwer von der *Innensicht* trennbar, genauer, sie wird in mehr oder weniger großem Umfang allmählich Bestandteil der Letzteren. Die Eigenschaften, die einer Person im Verlauf ihrer Biographie von außen zugeschrieben werden, führen allmählich zu der Herausbildung einer Einzigartigkeit, die auch subjektiv empfunden wird. (...) Es geht also schließlich um die „inneren Fakten“, d. h. um selbstzugeschriebene Eigenschaften, Einstellungen oder Haltungen, außerdem Gefühle, Bedürfnisse, Wünsche, Ziele und schließlich um das aus dem Gesamt dieser Faktoren hervorgehende Bewußtsein der Unverwechselbarkeit, das eng an die in ihrem Ablauf ebenso unverwechselbaren Lebenslaufdaten, Bilder und erinnerbaren Situationsgehalte gebunden ist. (Hoff 1992, S. 34; Auslassg.: P. N.)

Durch die selbstreflexive Auswahl werden also „Außenweltdesignen“ zu „innerweltlichen Designen“ der persönlichen Identität. Aber: „Es ist die in die Innenperspektive des Subjekts übernommene wahrgenommene Außenperspektive, nicht die Außenperspektive selbst.“ (Frey/Haußer 1987, S. 18) Umgekehrt wird der Außenwelt – so muss der Gedanke ergänzt

⁴ Die terminologische Abkopplung von einer perspektivischen „Innenwelt“ und „Außenwelt“ als Analyseeinheiten werden auch in der sozialisationstheoretischen Forschung unter dem Aspekt der Persönlichkeitsentwicklung zunächst begrifflich getrennt und schließlich in der begrifflich-kategorialen Konstruktion des Prozesses wieder aufgehoben. Dazu heißt es bei Hurrelmann (1995a, S. 71): „In diesem Sinn werden hier Analyseebenen oder Analyseeinheiten als konstitutive Teile eines verbundenen Ganzen aufgefaßt, wobei jede Analyseebene relevante Bedingungen für die andere darstellt.“ Die zwei großen Analyseeinheiten können im Anschluss an den Autor auch für den Kontext der hier vorliegenden Arbeit wie folgt definiert werden: „Zum einen die Analyseeinheit *Gesellschaft*, repräsentiert durch Sozial- und Wertstruktur und soziale und materielle Lebensbedingungen, hier vereinfacht auch als ‚äußere Realität‘ bezeichnet. Hierunter werden alle dem Organismus externen Gegebenheiten der materiellen und sozialen Umgebung des Menschen gefaßt. Zum anderen die Analyseeinheit *menschlicher Organismus*, analog auch ‚innere Realität‘ bezeichnet. Unter diesem Begriff werden die organismusinternen psychischen Prozeßstrukturen, die körperlichen Grundmerkmale und die physiologischen Strukturen und Prozesse zusammengefaßt.“ (ebd.) In jeder Analyseeinheit vollzieht sich im sozialisationstheoretischen Verständnis von Klaus Hurrelmann dann die Persönlichkeitsentwicklung. Sozialisationstheoretischer „Grundgedanke des reflexiv-interaktiven Modells ist es, die Persönlichkeitsentwicklung in dauerhafter Abhängigkeit von und in Auseinandersetzung mit der äußeren und der inneren Realität zu verstehen.“ (ebd. S. 72) Persönlichkeitsentwicklung vollzieht sich also zwischen den beiden interdependenten Realitäten, wobei jede Theorietradition sich aus einer spezifischen Perspektive auf sie bezieht. D. h., die psychologische Perspektive konzentriert sich auf die Beziehungen zwischen innerer Realität und Persönlichkeitsentwicklung und die soziologische auf die Beziehungen zwischen der Persönlichkeitsentwicklung und äußerer Realität. (vgl. ebd. S. 73). Die in der hier vorliegenden Arbeit eingenommene Perspektive ist dann nach dieser Unterscheidung stärker der psychologischen Perspektive zuzuordnen, die insbesondere soziale Aspekte der äußeren Realität einzubeziehen versucht, als es i. G. dazu bspw. spezifische kognitions- und entwicklungspsychologische bzw. psychoanalytische Ansätze unternehmen (wohlgemerkt fließen die eben genannten als Verknüpfungaspekt ein).

werden – auch nicht die „ganze“ Innenwelt zugänglich, sondern nur das, was subjektiv zugänglich sein kann, soll oder darf. Hiermit wird also durchaus ein Wechsel- aber auch Spannungsverhältnis zwischen „Innenwelt- und Außenweltdesignen“ angezeigt, das sich auch im „dialektischen Kreislauf zwischen Individuum und Gesellschaft“ wieder findet.

An dieser Stelle soll sich die Einführung zum Identitätsbegriff nun noch mit der Frage beschäftigen, ob mit dem Identitätsbegriff bzw. -konzept dasselbe wie bzw. ein anderes Phänomen als das „*Selbstkonzept*“ in der Identitätsforschung gemeint ist? Allgemein lässt sich zunächst dazu folgender Sachverhalt analysieren: Das Problem einer m. E. inkonsequenten begrifflichen Unterscheidung zwischen „Selbstkonzept“ und „Identität“ liegt in einer oft vorschnellen synonymen Vorstellung mittels des Begriffs des „Selbstbildes“, das eine Person über sich selbst bildet und schließlich hat. Mittels der „Identität“ *entwirft* die Person ebenso zunächst ein „Bild“ von sich selbst wie beim „Selbstkonzept“, das die Person von sich *hat*. „Eine inhaltliche Kategorisierung ermöglicht dann eine Aussage über die verschiedenen Selbstkonzepte der Person, welche Kategorien ihr wichtig sind, d. h., in welchen begrifflichen Kontexten (Definitionsräumen) sie ihre Selbstkonzepte beschreibt.“ (Frey/Haußer 1987, S. 8) Im Mittelpunkt stehen also inhaltliche Beschreibungsdimensionen des „empirischen Selbst“. Es werden Eigenschaften, Gefühlszustände, Rollen, Beziehungen zu anderen, Situationskontrollen, Wünsche usw. eingeschätzt. Diese Differenzierung des „Selbstbildes“ als „Beschreibungsdimension des empirischen Selbst“ reicht hier aber nach meinem Dafürhalten noch nicht aus, um es letztlich synonym mit dem „Selbstkonzept“ zu verwenden.

Mit Neuenschwander (1996) kann konstatiert werden: „Kognitive Psychologen arbeiten seltener mit dem Begriff der Identität, der als diffus und mit problematischen Wissenschaftsdefinitionen verbunden disqualifiziert wird (Gergen 1984), sondern mit dem des Selbstkonzepts.“ (Neuenschwander 1996, S. 59) Nach seiner Auffassung lassen sich vier Stränge der Selbstkonzeptforschung unterscheiden:

- Bezüglich des Subjekt-Umwelt-Bezuges: „Selbstkonzept bezeichnet die Erkenntnis, als abgeschlossene Entität neben der Umwelt zu bestehen.“ (ebd.)
- „Ein anderer Strang versteht das Selbstkonzept als Vernetzung von kognitiven selbstbezogenen Repräsentationen (Filipp 1980; Kelly 1955, ...) oder als Selbst-Schema (Markus 1977 ...).“ (ebd. S. 60) Manche Arbeiten fokussieren bestimmte Inhaltsbereiche wie z. B. Beruf (Super 1957, Whitburne & Weinstock 1982) oder kulturelle bzw. nationale Differenzen (Markus & Kitayama 1991, ...) (vgl. ebd.)
- Der nächste Strang „beschreibt das Selbstkonzept als Selbstwert oder Prozeß der Selbstbeurteilung und fokussiert die evaluative Dimension des Selbstkonzeptes“ (ebd.).
- Der letzte Strang definiert das Selbstkonzept besonders mit der Dimension der Kontrollmeinung. (vgl. ebd.)

Im Anschluss an Neuenschwander können daran anschließend folgende Forschungsinhalte zur deskriptiven und evaluativen Selbstkonzeptforschung festgehalten werden, die insbesondere eine Austauschbarkeit der Begriffe „Selbstkonzept“ und „Selbst“ sowie „Identität“ als „Selbstbild“ nahe legen könnte:

- Es wird „(...) mit kognitiven Begriffen zu beschreiben versucht, wie Menschen über sich denken, woraus das Selbstkonzept besteht und wie es entsteht. (...) Oft wird das Selbstkonzept als reflektierte Repräsentation des Selbst verstanden, obwohl das Selbst meistens nicht genau definiert wird. In manchen Modellen bezeichnet das Selbst implizit wichtige selbstbezogene Inhalte, in anderen definiert es den zentralen Bereich der Persönlichkeit. Reflexionen über das Selbst führen zu einer elaborierten Vorstellung über das Selbst, zu einem Metakonstrukt, zum Selbstkonzept“ (Neuenschwander 1996, S. 61; Auslassg.: P. N.).
- Ein alter Ansatz ist Epsteins „Selbsttheorie“ (1973): „Diese Selbsttheorie hat sich das Individuum aufgrund von Erfahrungen konstruiert. Sie besteht aus koordinierten Selbst-Schemata und ist ein Teil einer umfassenderen Theorie über sich in seiner Umwelt. (...) Die Selbsttheorie ist also ein selbsttätig erarbeitetes kognitives Produkt des Individuums mit hohem Wert für das Wohlbefinden und steuert das Verhalten mit.“ (ebd.; Auslassg.: P. N.)
- Die „Selbst-Schemata“ wiederum sind im Anschluss an Markus (1977): „kognitive Verallgemeinerungen über das Selbst, die von vergangener Erfahrung abgeleitet sind, und die Verarbeitung von selbst-bezogenen Informationen und Verhalten organisieren und steuern. Sie sind gegen Veränderung widerständig und zu Strukturen koordiniert. Denn Individuen werden als aktive und konstruktive Informationsverarbeiter verstanden, die wahrnehmen, lernen, erinnern und Probleme lösen“ (ebd.).

Insbesondere die beiden letztgenannten Ansätze werden noch im weiteren Verlauf der Arbeit eine Rolle spielen, allerdings in der Subsumierung des „Selbstkonzeptes“ als Teilelement der „Identität“.

Frey/Haußer (1987) differenzieren dagegen in der Selbstkonzeptforschung zwischen einmal einer „reinen, quasi ‚objektiven‘ Selbstthematization (Ich bin groß gewachsen) und zwischen Selbstbewertungen dieser Beschreibung (Es stört mich, daß ich nie Kleider von der Stange kaufen kann), Selbstwertgefühle (Ich bin stolz auf mich) und Selbstideale (Ich wäre gerne ein Mustergatte“ (Frey/Haußer 1987, S. 8). Hierzu liegen zahlreiche empirische Befunde vor, die aber nach Auffassung der Autoren zugleich in alle möglichen Theorien als unabhängige, abhängige und als Moderator-Variablen eingegangen sind.

Eine in dieser Arbeit geteilte Auffassung zur Differenzierung des „Selbstbildes“ (als Synonym für „Selbstkonzept“) von „Identität“ legt schließlich Hurrelmann (1995a) vor, aus der eine klare Zuordnung des „Selbstkonzeptes“ als Voraussetzung für die „Identität“ herausgestellt wird. Der Autor sagt zum „Selbstbild“:

(Es wird) als das strukturierte Gefüge von Ergebnissen der Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und Selbstreflexion der individuellen Handlungskompetenzen und der faktischen eigenen Verhaltensweisen definiert. Es bezeichnet die Gesamtheit der Vorstellungen von und Einstellungen zur eigenen Person, in die kognitive, emotionale und motivational-dispositionale Komponenten eingehen. (1995a, S. 169; Hervorhebg.: i. O.; Einfüg.: P. N.)

Von Identität soll gesprochen werden, wenn ein Mensch über verschiedene Handlungssituationen und über unterschiedliche lebensgeschichtliche Phasen hinweg eine Kontinuität des Selbsterlebens auf der Grundlage eines bewußt verfügbaren Selbstbildes wahr. Verkürzt formuliert: Identität ist der Zustand der Kontinuität des situations- und lebensgeschichtlichen Selbsterlebens. Die Prozesse der Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und Selbstreflexion sind Voraussetzung und Grundlage der Identität. (ebd.; Hervorhebg. i. O.)

In ihrer kritischen Ausleuchtung zum Beitrag der Selbstkonzeptforschung insgesamt für die Identitätsforschung – und als dieser sind die Befunde auch hier nur zusammenfassend zu werten, halten Frey und Haußer (1987) fest:

Die Leistung der Selbstkonzeptforschung im Rahmen der Identitätsforschung besteht daher vor allem in der kategorialen Dimensionierung und in der Operationalisierung von Selbstkonzepten als einem Element von Identität im Sinne der reflexiven Auseinandersetzung der Person mit sich selbst. Eine eigenständige Theorie des Selbst wurde kaum entwickelt. Vor allem wurde der prozessuale Aspekt, das Interagieren, Synthetisieren, die subjektive Verarbeitung der selbstrelevanten Erfahrungen vernachlässigt. Aber genau dahinter versteckt sich ja die sozialwissenschaftliche Konzeption von persönlicher Identität. Erst in jüngerer Zeit sind Ansätze dazu erkennbar. (ebd. S. 8)

Identität als das ganzheitliche Selbst, die ursprüngliche Klammer zwischen „I“ und „Me“, theoretischem und empirischem Selbst, Subjekt-Selbst und Objekt-Selbst, wurde auf einzelne Selbstkonzepte reduziert. (vgl. ebd.)

Selbstkonzept ist begrifflich eben nicht gleichzusetzen mit „Selbst“ im Sinne von James, Mead (...). Das Selbst ist notwendige Voraussetzung für menschliche Interaktion, nicht irgendeines der vielen Selbstkonzepte. (ebd. S. 9)

Allerdings täuscht die so relativ eindeutig vorgenommene Differenzierung nicht über einen Problemkreis der Identitätsforschung im Gegensatz zur Selbstkonzeptforschung hinweg. Da das „Selbst“ bzw. die „Identität“ sich auf einen komplexen dialektischen Prozess bezieht, sind ein empirischer Zugang und eine entsprechende Operationalisierung nicht unmittelbar möglich, wie es bei der Erfassung von Selbstkonzepten der Fall ist. Davon abgeleitet – so die Autoren – ist die Konjunktur vor allem bei einer am naturwissenschaftlichen Erkenntnismodell orientierten Psychologie erklärbar. (vgl. ebd.)

1.2 Identität als „Selbstreflexions-“ und „Relationsbegriff“

Die Frage, die sich zunächst philosophisch betrachtet aufdrängt, ist die, wie etwas identisch mit sich selbst sein kann, sobald zwischen dem „etwas“ (dem „einen“ Ding) und dem „mit sich selbst“ (dem „anderen“ Ding) eine Beziehung, ein Vergleich, ein Verhältnis – also eine Relation – hergestellt wird. Eine Relation bezeichnet identitätstheoretisch abgeleitet dann das „In-Beziehung-Setzen“ eines Dinges zu sich selbst von zunächst zwei analytisch von einander getrennten Dingen, die sich im Ergebnis dann als das „identisch“ Identifizierte zeigen sollen, womit dann wiederum das „eine“ erste Ding auch das „andere“ zweite Ding ist. Übersetzt in fachwissenschaftliche Termini bezeichnet Identität (von latein. Identitas, aus latein. Idem: ebenderselbe, dasselbe) zu Deutsch ursprünglich „Einerleyheit“. Als Entgegensetzung dienten die Termini „Verschiedenheit“ bzw. „Veränderung“. Das heißt:

I. (Identität) ist ein Terminus zur Bezeichnung der relativ-konstanten Eigenschaften (d.s. Invarianzen) eines Dings/Individuums; U. (Unterschied) ist ein Terminus zur Bezeichnung des der I. Entgegengesetzten (des Nicht-Identischen). I. und U. dienen zur Bestimmung der Individualität von Entitäten. (Schenk 1990, S. 611; Einfüg.: P. N.)

„Identität“ und „Unterschied“ sind philosophisch betrachtet nach Schenk (1990) biologische und sozial erworbene Denkprinzipien. Als solche

normieren sie gewissermaßen die Reflexion über die Dinge der Wirklichkeit und bestimmen somit das Objekt der Reflexion mittels Identifizieren, d.i. das Erkennen eines Dinges durch Feststellen der Invarianzen (d.s. die Merkmale, die dem Ding/Individuum seine Einmaligkeit, Einzigartigkeit während der Zeit der Existenz geben) und Unterscheiden, d.i. das Feststellen von Varianzen (d.s. jene Merkmale, die nicht einem Ding/Individuum zukommen) bestimmen die minimale Logik, die für jede Informationsverarbeitung Voraussetzung ist. (...) Beide Denkprinzipien bilden eine Einheit, d. h. I. und U. sind in dieser Einheit einander relativiert (ebd.; Auslassg.: P. N.).

In so gut wie allen für diese Arbeit gesichteten philosophischen Wörterbüchern trifft man auf die Auseinandersetzung mit den Verhältnisgleichungen $\langle A=A \rangle$ und $\langle A \equiv B \rangle$, die in ihren Erklärungen aber hier nur ansatzweise diskutiert werden können. Beide Relationen lassen sich zur logischen bzw. numerischen Identität zählen. Die erste Relation $\langle A=A \rangle$ bedeutet die völlige Übereinstimmung zweier Dinge in *allen* ihren Merkmalen. Dann und nur dann handelt es sich um *dasselbe* Ding. In dieser Form dreht es sich um das „Prinzip der abstrakten Identität“. Dabei „handelt es sich um die im Grunde genommen triviale und wenig inhaltsreiche Feststellung, daß jedes Ding, System usw. mit sich selbst identisch ist.“ (Klaus/Buhr 1975, S. 545) Aber bereits

Hegel lehnt das Identitätsprinzip in der Form $A=A$ als „Ausdruck der leeren Tautologie“ ab. Das sich in der äußeren Reflexion haltende metaphysische Denken habe «immer nur die abstrakte Identität vor sich und außer und neben derselben den Unterschied», wogegen die «Wahrheit nur in der Einheit der Identität mit der Verschiedenheit vollständig sei» und «somit die Identität als der mit sich identische Unterschied» aufgefaßt werden müsse. (ebd. S. 544)

Die zweite Relation $\langle A \equiv B \rangle$ ist demzufolge die logische Konsequenz zur ersten. Sie wurde von Hegel im Anschluss an das Gesetz von Leibnitz « $(a=b) \rightarrow (Fa \leftrightarrow Fb)$ » weiterentwickelt. (a) und (b) können nur identisch sein, „wenn es eine Mannigfaltigkeit von verschiedenen Eigenschaften und Relationen gibt, die sowohl a als auch b zukommen“ (Hügli/Lübcke 1991, S. 279). In dieser Form geht es also um die in der heutigen Identitätsforschung thematisierte Dialektik des Identischen und Verschiedenen. Die „abstrakte Identität“ ist dann ein Moment einer in sich differenzierten und beweglichen „konkreten, dialektischen Identität“. Die „konkrete Identität“ ist zudem die Identität des Verschiedenen bzw. der Gegensätze, sodass daraus für diese Darstellung ausreichend zusammengefasst folgt:

Ein Ding bleibt als Subjekt der Veränderungen, die an ihm vor sich gehen, das gleiche; es ist abstrakt-identisch. Indem es sich jedoch verändert, bildet es eine Einheit unterschiedlicher Bestimmungen, ist es konkret-identisch. (...) Es ist jedoch festzuhalten, daß links und rechts des Gleichheitszeichens das Abstrakt-Identische steht, daß von demselben Objekt die Rede ist, daß es sich nicht um zwei verschiedene Dinge handelt. Die abstrakte Identität ist unerlässlich, um den identisch-einen Sachverhalt, von dem die Rede sein soll, als diesen identisch-einen Sachverhalt zu charakterisieren. (Klaus/Buhr 1975, S. 545; Auslassg.: P. N.)

Auch wenn dieser philosophische kurze Einblick m. E. heute nicht völlig ausgeblendet werden sollte, nur weil er nicht wirklich weiterführende Antworten auf aktuelle Identitätsfragen gibt, so verschafft er aber einerseits die Möglichkeit, zunächst Klarheit über den Identitätsbegriff als Relationsbegriff zu gewinnen. Oder einfacher mit Wagner (1998, S. 45) gesprochen: „daß jede Rede über Identität zwingend nach einem «Ding» verlangt, das mit sich identisch ist oder nicht. (Genau genommen wird immer mindestens nach zwei Dingen verlangt)“. Und zweitens dient es auch dazu, die sich davon zu Verabschieden wollende Haltung von z. B. Straus/Höfer (1998a, S. 271) nachvollziehen zu können. Als überholten Diskussionsgegenstand betrachtend, drückt sich auch Wittgenstein (1984) aus, wenn er sagt: „Von *zwei* Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist ein Unsinn, und von *Einem* zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts.“ (zit. n. Wagner 1998, S. 44). Schließlich spricht diese vorerst ziemlich resolute und später von ihm auch revidierte Aussage die Identitätsforschung wie folgt an:

Es ist möglich geworden, über Identität zu sprechen, ohne angeben zu müssen, wer oder was mit sich selbst oder anderem/n identisch ist. Dafür scheint mir hier nicht einfach sorgloser Umgang mit der Sprache die Ursache zu sein, sondern dieser ist selbst Indikator eines Problems. Die Identitätsdiskussion versucht, konzeptuell etwas festzuschreiben, was empirisch genau zu benennen sie vermeidet. (ebd. S. 45)

Nähert man sich nun dem Relationsbegriff weder auf der etymologischen noch auf der logischen Ebene an, sondern fragt danach, in welcher Form und mit welchen Inhalten der Identitätsbegriff dennoch die Identitätsforscher heute beschäftigen kann, so benennen jene eine ontologische Gegebenheit⁵ des Menschen. Damit ist gemeint, dass der Mensch die Fähigkeit besitzt, sich selbst zum Gegenstand bzw. Objekt seiner Betrachtung machen zu können, also mit sich selbst in eine Beziehung bzw. ein Verhältnis treten und Aussagen über sich selbst machen zu können. Auf diese Weise sagt der Begriff der Identität als Relationsbegriff weniger zu der Frage: „Wer bin ich?“ aus als zu der Frage: „Wer bin ich **im Verhältnis zu** mir und anderen?“ oder „Wer bin ich hier im Verhältnis zu dort?“ oder auch „Wer will ich in zehn Jahren sein im Vergleich zu heute?“ Vor diesem Hintergrund gelingt es

⁵ Frey/Haußer (1987, S. 5) sprechen hier von einer humanspezifischen Tatsache, dass der Mensch für sich selbst zum Objekt und auch nur sinnvoll auf den Menschen bezogen werden kann. Die andere Verwendung des Identitätsbegriff als Feststellung von außen, durch andere Personen, dagegen ist nicht humanspezifisch. Bei diesen „Feststellungen“ wird ein anderes theoretisches Spektrum abgedeckt, bei dem häufig wie in der Soziologie der Termini Status als Synonym für Identität verwendet wird.

der Psychologie dann in neuerer Zeit auch in psychischen Relationen, Beziehungen, sozialen Interaktionen „lebendig“ zu denken. (vgl. Haußer 1995, S. 4) Das bedeutet, eine Denkweise ausmachen zu wollen, die gerade in der Relation zwischen „Selbst“ und „Außen“, zwischen einem sogenannten „Selbstmodell“ und „Umweltmodell“ wie auch zwischen „Selbsttheorien“ und „Realitätstheorien“ das Identitätsrelevante sucht. (vgl. ebd. S. 7)

In welcher Verwandtschaft steht nun der „Relationsbegriff“ mit dem „Reflexionsbegriff“? Frey/Haußer bezeichnen Identität als Selbsterfahrung, welche die Beziehung zwischen dem „erkennenden Selbst“ und dem „wahrgenommenen Selbst“ zum Gegenstand hat. (vgl. i. d. A. S. 20) Diese Selbsterfahrung kann im Anschluss an die Autoren wie folgt umschrieben werden:

Überdauernde Interaktionsbeziehungen, und damit Gesellschaften, sind nur möglich, wenn der andere „weiß“, wer ich bin. Dazu muß ich dem anderen deutlich machen, wer ich bin. Das kann ich nur, wenn ich „weiß“, wer ich bin, und das wiederum hängt davon ab, was ich bislang aus meiner Umwelt erfahren habe über mich und ich diese Erfahrung über mich selbst zu einem Bild über mich selbst zusammenfüge, von dem ich sage: „Das bin ich!“ (Frey/Haußer 1987, S. 7)⁶

Dieses Bild umschreibt den Identifikationsprozess mit der Betonung des für die eigene Erfahrung mit sich selbst unabhkömmlichen Außen, in dem das Selbst agiert. Gleichzeitig rückt es den Gedanken der Identifikation aus der zuvor schon einmal angesprochenen Innenperspektive hervor, in der die Person ihr Wissen und ihre Erfahrungen über sich selbst verarbeitet, neue Erfahrungen in den „Bestand“ alter Erfahrungen integriert und dabei das Gefühl von Kontinuität und Konsistenz bewahrt. D. h. für die Identität, dass sie das Ergebnis von Reflexionen im Sinne von Selbst-Erfahrungen ist, und dass dieses Ergebnis aus der Syntheseleistung zwischen verschiedenen Erfahrungsinhalten hergestellt werden muss. (vgl. ebd.) Für den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Identität als „Relationsbegriff“ und „Reflexionsbegriff“ steht somit die Aussage, dass zwischen den einzelnen Erfahrungsinhalten Relationen hergestellt werden, also nicht nur Relationen zwischen Innen und Außen bzw. Subjekt und Objekt, um eine Erfahrung in der Beziehung zwischen beiden zu machen, sondern auch zwischen all diesen gemachten Erfahrungen „am Ende“ selbst. Oder anders formuliert: „Identität ist nicht *eine* dieser Erfahrungen, sondern die *Struktur aller dieser Erfahrungen*, d. h. das Relationsgefüge, das zwischen den oben skizzierten Erfahrungen als den Elementen der Struktur hergestellt wird.“ (Frey/Haußer 1987, S. 7; Hervorhebg.: P. N.) Der Reflexionsbegriff als solcher ist also ein Prozessbegriff der Identitätsformation und beruht auf dem Relationsbegriff des „In-Beziehung-Setzens“ von Strukturelementen. Der

⁶ Frey/Haußer schlagen aber selbst an anderer Stelle zu dieser stark der Außenwelt zugewandten, d. h. anpassungsorientierten, Sichtweise der einfachen Übernahme von Außen nach Innen durch Innen, eine weitere Differenzierung zwischen aus jeweiligen Interaktionskontexten „wahrgenommener sozialer Selbst-Erfahrung“ und biografisch angelegener „privater Selbsterfahrung“ vor (Frey/Haußer 1987, S. 19).

Reflexionsvorgang kann jetzt zunächst allgemein bezeichnet werden als: „aktiver Prozeß der Auswahl und Interpretation, der Gewichtung der in einem sozialen Definitionsraum angebotenen Merkmale und ihre (durchaus nicht immer harmonische oder stabile) ‚Synthese‘ mit den im Verlauf der Biographie zu ‚Selbst-Erfahrungen‘ geronnenen Identifikationsdesignata der subjektiven Innenwelt“ (ebd. S. 16). Unmittelbar verbunden mit dem Begriff der Selbstreflexivität ist die Vorstellung einer Spiegelmetapher, mit welcher zunächst das Heraustreten des Subjekts als Objekt aus sich heraus und danach anschließend wieder dessen Hereinnahme in das Bewusstsein des Subjekts zu sich selbst als „Selbst“ und dessen (Nicht-)Identität abgebildet wird. Exemplarisch soll nun erstens die Theorie des Symbolischen Interaktionismus nach Mead (1934) und zweitens Bohleber (1998) als Vertreter der psychoanalytischen Theorie den Spiegelungsprozess präziser beschreiben helfen, um auf die Weise den „Reflexionsbegriff“ in seinem Vorgang genauer noch zu fassen, als es mit dem „Relationsbegriff“ gelingt.

Meads (1934) Vorstellung von Identität geht davon aus, dass sich jeder nur mit den Augen der anderen sehen kann. Und jeder erfährt sich durch die Reaktionen der anderen auf sein Verhalten, welche letztlich innerlich vorweggenommen wird, indem der Einzelne in die Welt gemeinsam geteilten Sinns Zugang findet. (vgl. Krappmann 1998, S. 79) Hierbei geht es aber nicht nur um einzelne Personen, sondern um den ganzen gesellschaftlichen Prozess, der durch Reflexivität – als den Rückbezug der Erfahrungen des Einzelnen auf sich selbst – in die Erfahrung und Haltung des betroffenen Individuums hereingebracht wird. (vgl. Mead 1934 (1991), S. 175)

Der Einzelne erfährt sich – nicht direkt, sondern nur indirekt – aus der besonderen Sicht anderer Mitglieder der gleichen gesellschaftlichen Gruppe oder aus der verallgemeinerten Sicht der gemeinschaftlichen Gruppe als Ganzer, zu der er gehört. (...) (E)r wird für sich selbst nur zum Objekt, indem er die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst innerhalb einer gesellschaftlichen Umwelt oder eines Erfahrungs- und Verhaltenskontextes einnimmt, in den er ebenso wie die anderen eingeschaltet ist. (ebd. S. 180; Auslassg.: P. N.)

Nur über das Mittel der Kommunikation zu sich selbst wie zu anderen kann der Einzelne dann zum Objekt für sich selbst werden, da signifikante Symbole der Kommunikation den gemeinsam geteilten Sinn hervorbringen. D. h., „wo man nicht nur sich selbst hört, sondern sich selbst antwortet, zu sich selbst genauso wie zu einer anderen Person spricht, haben wir ein Verhalten, in dem der Einzelne sich selbst zum Objekt wird“ (ebd. S. 181). Aber nicht nur über die Sprache, sondern auch über Gesten als Mittel der Kommunikation im Sinne geteilter

Symbole wird das Individuum sich selbst und anderen zum Objekt. „In der Übermittlung von Gesten löst das von uns Gesagte bestimmte Reaktionen bei anderen Menschen aus, und das wiederum verändert unsere Handlungen, so daß wir unsere begonnenen Handlungen aufgrund der Antwort der anderen abwandeln.“ (ebd. S. 183)

Mead genügt die Vorstellung aber nicht, dass der Einzelne den gesellschaftlichen Prozess in seine Erfahrung hereinnimmt. Jeder Mensch muss dagegen auch die Haltungen anderer gegenüber sich selbst, untereinander und in verschiedenen Phasen der gemeinsamen gesellschaftlichen Tätigkeit oder Aufgaben übernehmen, in die er als Mitglied einer organisierten Gesellschaft einbezogen ist. Das Hereinholen dieser

weitgespannten Tätigkeit des jeweiligen Ganzen (...) ist die Basis oder Voraussetzung für die volle Entwicklung der Identität des Einzelnen: nur insoweit er die Haltungen der organisierten, auf Zusammenarbeit beruhenden gesellschaftlichen Tätigkeiten, mit denen sich diese Gruppe befaßt, annimmt, kann er eine vollständige Identität entwickeln und die, die er entwickelt hat, besitzen (ebd. S. 197; Auslassg.: P. N.).

Die „vollständige Hereinnahme“ beschreibt Mead dann am Rollenspiel und Wettspiel im Kindesalter, durch welches die Perspektive des „verallgemeinerten Anderen“ als Haltung der organisierten gesellschaftlichen Gruppe im Bewusstsein des Einzelnen erlernt wird. So muss das Kind die für alle Mitspieler geltenden Spielregeln und die von jedem Mitspieler ausgeführten Rollen vorwegnehmen und einnehmen können, um mitspielen zu können. Aber erst im Wettspiel muss es diese Rollen auch organisieren von einer zunächst spielerischen Übernahme der Rollen anderer zur organisierten Rolle. Aus dieser komplexen Perspektivübernahme resultiert schließlich, dass

die gesellschaftlichen oder Gruppenhaltungen (..) in den direkten Erfahrungsbereich des Einzelnen gebracht und als Elemente in die Struktur der eigenen Identität ebenso eingefügt (Einfüg.: P. N.: werden) wie die Haltung der anderen. Der Einzelne erarbeitet sie sich, indem er die Haltung bestimmter anderer Individuen im Hinblick auf ihre organisierten gesellschaftlichen Auswirkungen und Implikationen weiter organisiert und dann verallgemeinert. So entwickelt sich die Identität, indem sie diese individuellen Haltungen anderer in die organisierte gesellschaftliche oder Gruppenhaltung hereinbringt und damit zu einer individuellen Spiegelung der allgemeinen, systematischen Muster des gesellschaftlichen oder Gruppenverhaltens wird, in die sie und die anderen Identitäten eingeschlossen sind – ein Muster, das als Ganzes in die Erfahrung des Einzelnen eintritt nach Maßgabe dieser organisierten Gruppenhaltungen, die er, durch den Mechanismus seines Zentralnervensystems, genauso gegenüber sich selbst einnimmt, wie er die individuellen Haltungen anderer einnimmt (ebd. S. 201; Auslassg.: P. N.).

Dieser „verallgemeinerte Andere“ drückt nun nach Mead die Struktur seiner Identität aus, die als allgemeines Verhaltensmuster genauso allen anderen Mitgliedern der Gemeinschaft dient. Gleichzeitig besitzt das Individuum auch eine nur für sich geltende Reaktion, die immer ein wenig von dem abweicht, was die gesellschaftliche Reaktion verlangt. Es entwickeln sich dann bestimmte Erfahrungen, die Mead als subjektiv bezeichnet (wenn man so will, ist der oder das verallgemeinerte Andere das Objektive), weil nur das Individuum allein zu diesen bestimmten Erfahrungen Zugang hat und in der reflexiven Erfahrung unterscheiden kann.

Durch diese gemeinsam geteilte, hinzutretende, auch einmalige Konstellation steht das Individuum in einem Dialog mit der Gemeinschaft (vgl. ebd. S. 209ff.). Dadurch kann also von einer reinen Anpassung an Außen, an das „Objektive“, an die gemeinsam geteilte verallgemeinerte Gemeinschaftshaltung, nicht die Rede sein.

Nun ist die für diese Arbeit hier abschließend interessierende Frage an Meads Konzept, über welche Instanzen des Selbst-Bewusstseins, definiert „als Erkenntnis oder Auftreten einer Identität als Objekt“ (ebd. S. 212), Mead diesen Reflexionsbegriff entfaltet. Der Autor unterscheidet das „I“ (Ich) vom „Me“ (ICH in der deutschen Übersetzung) als „Teile der Identität.“ „Das «Ich» reagiert auf die Identität, die sich durch die Übernahme der Haltung anderer entwickelt. Indem wir diese Haltung übernehmen, führen wir das «ICH» ein und reagieren darauf als ein «Ich».“ (ebd. S. 217) Der Einzelne kann sich nicht seiner Identität als „Ich“ gewahr werden, sondern nur im „ICH“, weil das „Ich“ sich selbst unmittelbar als „Ich“ nicht zugänglich ist, sondern nur in der schon erfolgten mittelbaren Erfahrung mit sich selbst:

Die Situation ist nun gegeben, damit wir selbst-bewußt handeln können. Wir sind uns unser selbst und der Situation bewußt. Wie wir aber handeln werden, tritt erst nach Ablauf dieser Handlung in unsere Erfahrung ein. (...) Erst wenn sie abgelaufen ist, erkennen wir, was tatsächlich geschah. (...) Das «ICH» verlangt nach einem bestimmten «Ich», insoweit wir die Verpflichtung erfüllen, die im Verhalten selbst auftreten, doch ist das Ich immer ein wenig verschieden von dem, was die Situation selbst verlangt. (ebd. S. 221; Auslassg.: P. N.)

Beide sind nun Teile eines Ganzen, auch wenn sie im Prozessgeschehen analytisch in zwei Phasen getrennt werden. Zusammen bilden sie die Persönlichkeit, wie sie in der gesellschaftlichen Erfahrung als Verwirklichung der Identität erscheint. Mead nennt sie als „weitere Phase“ das „Self“ (ebd. S. 244ff.)⁷. Das abgebildete pädagogische Beispiel einer symbolischen Interaktion mittels dieser drei Phasen soll Meads Konzeption abrunden. (vgl. Abbildung 1) Der hoch respektable Beitrag von Mead für die Identitätsforschung liegt u. a. darin, dass er die Dualität von Gesellschaft und Individuum ins Selbst-Bewusstsein des Einzelnen hereinholt und damit eine Konzeption vorlegt, welche die unauflösliche reflexive Beziehung zwischen Innen und Außen der Identitätsbildung zum Grundverständnis erhebt. Dennoch belässt sie die spezifische Bewusstseinsleistung konkret im Inneren des Individuums auf einem sehr allgemeinen Niveau der Reaktionsstruktur auf Anforderungen von Außen.

⁷ Insbesondere diese Phasenbezeichnung „Self“ (i. O.) bzw. „Selbst“ wurde in der deutschen Übersetzung mit „Identität“ (z. B. Gudjons 1995, S. 151) wiedergegeben und hat so zu Irritationen in der Begriffsverwendung geführt.

Für den Kontext dieser Arbeit aber darüber hinaus voraussetzungsreicher ist die Suche nach einer Antwort auf die Frage, wo und wie diese Reflexionsstruktur organisiert ist, in welche die Außen- als auch die Innenperspektive hereingeholt und zur Identität synthetisiert und darin weiter entwickelt werden.

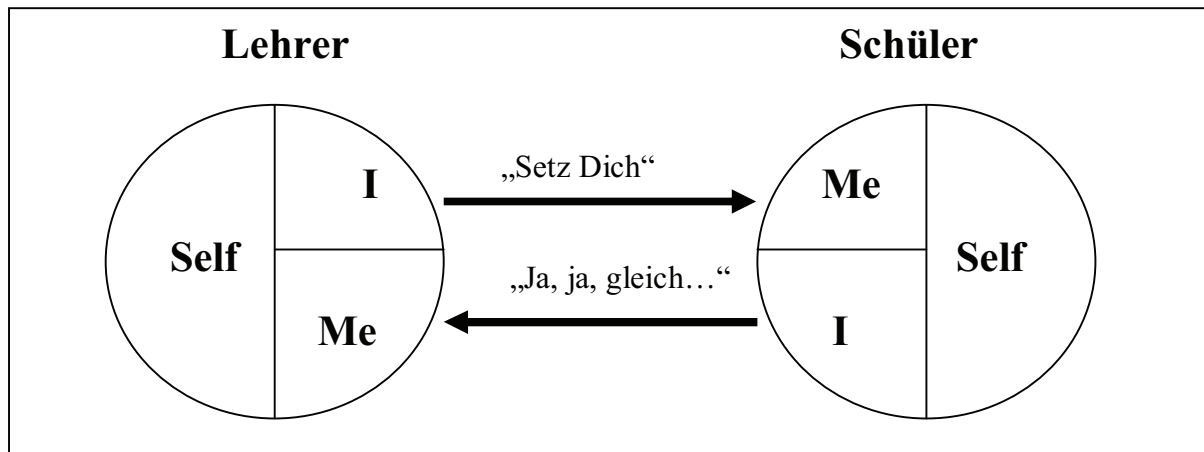


Abbildung 1: Zusammenspiel von I, Me und Self in der symbolischen Interaktion (in Anlehnung an Gudjons 1995, S. 151)

Mit den seelischen Grundstrukturen der Identität und des Identitätsgefühls des Menschen beschäftigt sich dagegen Bohleber (1998) und legt damit ein Konzept vor, welches sich auf Ergebnisse der neueren Säuglingsforschung in Verknüpfung mit interaktiven Prozessen der Spiegelreflexion stützt.

Erstens: Zunächst entwickeln sich eine psychische Grundstruktur und das Selbst aus dem Interaktionskontext der Mutter-Kind-Beziehung, in dem sich die reflexive Selbst-Erfahrung im „*Mirroring*“ – der Spiegelfunktion der Mutter, gründet. D. h., die Mutter spiegelt das Selbst des Kindes, wobei auf dieser Entwicklungsstufe Objekt und Selbstbild des Kindes noch nicht getrennt sind, da ihm die Fähigkeit der Repräsentanzenbildung noch fehlt. Das *Mirroring* ist dann der Vorläufer für die später (mit 18 bis 20 Monaten) ablaufende reale Spiegelerfahrung, in der das Kind sich dann zunächst als einen anderen wahrnimmt und sich daran anschließend darin selbst erkennt. Dabei deutet es angesichts des Spiegelbildes auf sich selbst, weil es, wie Bohleber (1998, S. 99) sich ausdrückt, bereits ein „rudimentäres Identitätsgefühl“ aus den Vorerfahrungen mit der Mutter besitzt, durch das sich das Kind schließlich als Objekt eigener und fremder Beobachtung erlebt. „Das Kind erfährt sich nun als getrennte und individuelle Einheit und hat die erste Stufe seiner Identität erreicht.“ (ebd. S. 100) In der Folge akzeptiert das Kind seine Getrenntheit, konsolidiert sein Identitätsgefühl und nimmt selektiv Identifizierungen vor, wodurch seine Identität schließlich stabilisiert wird und an Inhalt gewinnt. (vgl. ebd. 101)

Das so erkannte Selbstbild wird introjiziert. Die Grundstruktur der Identität bedingt, daß sie sich immer nur in bezug auf einen bedeutungsvollen anderen bilden kann. Dadurch besteht im Kern des Selbst eine Spaltung, sie macht die Reflexion und die Realitätsprüfung in bezug auf unser Selbst erst möglich. Zunächst in einem externalen und dann internalisierten Spiegelprozeß kann das Selbst seine Identität gewinnen. Die Erwartungen der bedeutungsvollen anderen und später die gesellschaftlich vorgegebenen Rollen und Verhaltensnormen bilden den Spiegel, in denen sich der einzelne mit seiner Identität bestimmt. Er übernimmt diese Erwartungen, bringt aber gleichzeitig darin seine Eigenheit zum Ausdruck. (Bohleber 1998, S. 108)

In Erinnerung an Meads Konzept zuvor wird also die Interaktionsbeziehung mit den bedeutungsvollen Anderen aufgegriffen, einschließlich der Tatsache, dass die spiegelnde Interaktionsbeziehung sich auch auf der inneren Bühne vollzieht, was bei Mead mit Role-making und Role-taking oder auch mit der Hereinnahme des verallgemeinerten Anderen im inneren Dialog mit sich selbst umschrieben worden ist. Gerade in dieser Interaktionsbeziehung gründet der Gedanke, „das Selbst intrapsychisch nicht zu verdinglichen“ (Bohleber 1998, S. 109), sondern das Selbst als *Verhältnis* zu sich selbst betrachten.

Zweitens: Dieses Verhältnis setzt die Subjekt-Objekt-Trennung voraus. Und diese wiederum ist zugleich für den kreativen Prozess der Identitätsbildung Bedingung.

Ich muß mich aus gewohnten Selbst-Repräsentanzen herausbewegen, um mich in einer Probeaneignung in ein neues Selbst-Bild hineinzusetzen, und dies dann auch in Handlungen realisieren, sonst bleibt alles auf der Phantasieebene stecken. Ich bin zwar immer noch der gleiche, aber doch nicht mehr so, wie ich vorher war. Außerdem unterscheide ich mich von anderen. Dieser Prozeß der Identitätsbildung kann sich nur vollziehen, wenn die Selbst- und Objektgrenzen sicher sind und das Selbst dabei nicht von Gefühlen, die aus der Wiederannäherung (vgl. Mahler 1971) stammen, überwältigt wird, nämlich von Gefühlen der Kleinheit, Hilflosigkeit und Ohnmacht sowie von Trennungs- und Verlustängsten. (ebd. S. 109)

Drittens: Das Empfinden von Kontinuität in zeitlicher, räumlicher und kausaler Hinsicht ist außerdem für Bohleber (1998) grundlegend für die Identität und das Identitätsgefühl. Ein sogenanntes „gleichbleibendes >Kern-Gefühl< oder >Existenzgefühl<“, das uns sagt, dass wir trotz aller Veränderung dieselben bleiben, gründet sich auch schon in der vorsprachlichen Mutter-Kind-Beziehung. D. h., im Anschluss an Federn (1978) bedeutet das Kern-(Selbst)Gefühl eine Kontinuität des Selbsterlebens, auch nach dem Schlafen oder nach einem bewusstlosen Zustand zu wissen, dass wir dieselben sind. (vgl. Bohleber 1998, S.110)

Viertens: Entgegen der Verkürzung und Verdinglichung der Identität auf einerseits Charaktereigenschaften, genauso wenig auf die der Rollenaneignung andererseits, sieht Bohleber Identität als einen psychischen Prozess an, der sich aus der Spannung zwischen der personalen Identität und sozialen Identität speist. Der Autor beschreibt einen Prozess, der „>zwischen< dem Person-Kern mit seinen Strukturen Ich-Es-Über-Ich, den Selbst- und Objekt-Repräsentanzen (sie enthalten die Identifizierungen) auf der einen Seite und der Übernahme bestimmter sozialer Rollen, Verhaltensnormen und Überzeugungen auf der

anderen Seite heraus seinen Antrieb erhält“ (ebd.). Um den Prozess „zwischen isolierter Einzigartigkeit und dem widerstandslosen Aufgehen in den Außenerwartungen“ (ebd.) genauer fassen zu können, wendet Bohleber das Konzept des „Spiels im intermediären Raum“ nach Winnicott (1971) an. Die Identitätsbildung verläuft im Wesentlichen mit dem oben beschriebenen Spiegelungsprozess im Ich:

Das Selbst spiegelt mittels des Ichs seine Selbst-Repräsentanzen im intermediären Raum in >von außen hereingeholten< Identitätselementen (zum Beispiel eine Berufsvorstellung ...). Dabei pendelt das Ich von zentralen Selbst-Repräsentanzen, die das Identitätsgefühl vermitteln, hin zu der Repräsentanz, die in Frage steht, um diese im Sinne einer inneren Probesetzung mit der zentralen Selbst-Repräsentanz zu vergleichen und zu prüfen, wie weit und bis zu welchem Grade sich dabei das Identitätsgefühl herstellen läßt. An dieser Prüfung ist auch das Über-Ich beteiligt. Danach kann es zu Assimilierung und Ausstoßung dieser Repräsentanzen aus dem bewußten Selbst kommen. Bei diesem Reflexionsprozeß, der immer wieder und über lange Zeit stattfinden kann, wird in einem kreativen Prozeß vor dem >inneren Auge< in Proberealisierungen und identifikatorischen Festlegungen die eigene Identität erweitert. (Bohleber 1998, S. 111)

Der Vorteil dieses Konzepts liegt in den Erklärungen, dass Selbst-Repräsentanzen auf die Weise aktualisiert werden, dass mit ihnen unbewusste und verdrängte Selbst-Repräsentanzen wieder bewusst gemacht werden können und dass Über-Ich-Identifizierungen zum Ausprobieren, unterstützt durch reales Handeln, in den intermediären Raum hereingeholt und mit ihnen „gespielt“ werden können. Dabei vermögen sich modifizierte oder auch neue Werte und Maßstäbe herausbilden, die dann in das Über-Ich übernommen werden können. Gleiches ist für eine Virtualisierung sozialer Rollen und Gegebenheiten denkbar, worin sich durchaus ein kreativer Stellenwert von Fantasie und Illusion für die Identitätsbildung ausdrücken kann. (vgl. ebd.)

Und schließlich **fünftens**: Das Prozessgeschehen der Identitätsbildung zielt auf eine fortschreitende Individualisierung und komplexer werdende Selbst-Organisation als lebenslanger dialektischer Entwicklungsprozess, bei dem das Selbst immer mit der Wahrnehmung und Veränderung sozialer Objekte „verklammert“ bleibt. Demnach ist Identität „als ein kreativer Prozeß der Balance zwischen Innen und Außen ein Produkt des >intermediären Raums<“ (ebd.).

Mit dem Konzept des „intermediären Raums“ und der Beschreibung einer Spiegelerfahrung als Dopplungsprozess dort quasi vor dem „inneren Auge“ ist zusammengefasst sowohl ein sogenannter „Ort“ der Identitätsbildung im Bewusstsein oder Geiste des Menschen vorgestellt als auch eine Verknüpfung intrapsychischer mit interaktiven Prozesselementen auf eben dieser lokalisierten Ebene vorgenommen.

Abschließend soll die Abbildung (2) einen Versuch darstellen, diesen weitaus komplexeren Vorgang auf die wesentlichsten und mit anderen Gedanken und Konzepten vergleichbaren Elemente zu charakterisieren.⁸

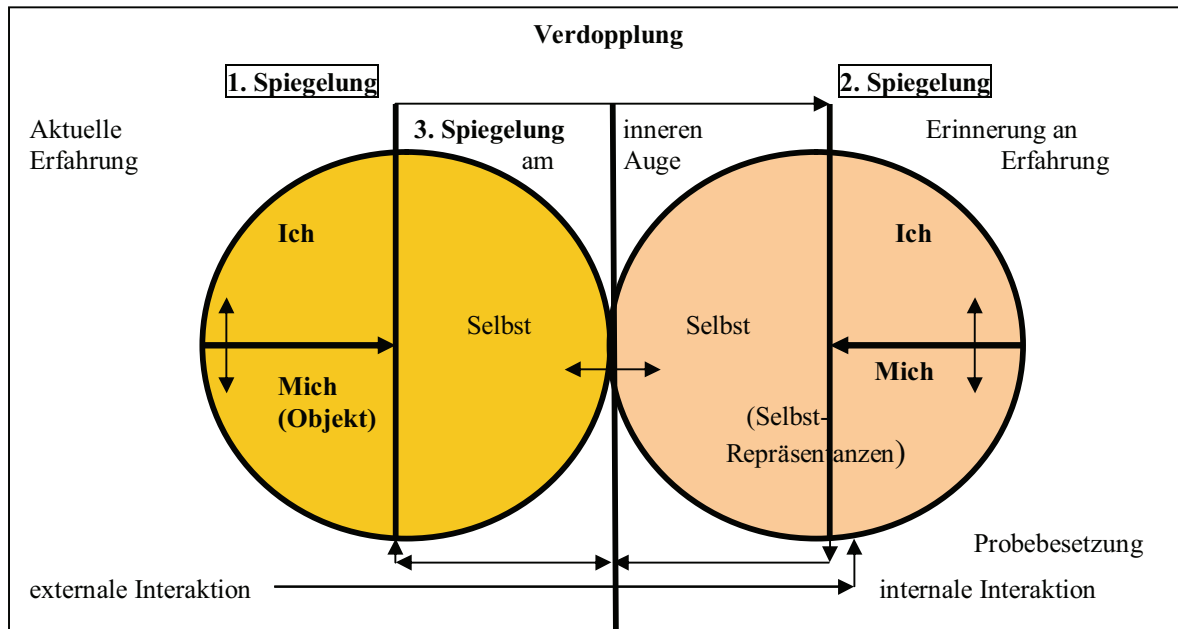


Abbildung 2: Selbstreflexionen im intermediären Raum und Interaktionen

⁸ In Bezug auf die oben genannte eingenommene Außenperspektive kann mit Hoff (1992; S. 92) eine sehr differenzierte (dort vor allem und hier weniger entscheidend allerdings im Kontext der Kategorie des Kontrollbewusstseins) *Operationalisierung* des Selbsterfahrungsmusters in Kombination mit der Spiegelmetapher ergänzend festgehalten werden, wodurch sich Querbindungen im bisherigen Text finden und Notwendigkeiten zur noch weiteren Präzisierung der *Außenweltperspektive* in konzeptioneller Hinsicht aufheben lassen:

- (1) Menschen haben eine Innensicht von der eigenen Person und Umwelt (...) Manchmal machen sie diese Sicht bzw. ihre Kontrollvorstellung selbst noch einmal zum Gegenstand der Reflexion, indem sie deren Realitätsangemessenheit prüfen.
- (2) Sie können darüber hinaus aus der Außenperspektive das Kontrollbewußtsein bei konkreten anderen (z. B. sehr bedeutsamen Personen) in ihrem Umkreis einschätzen. Die von anderen vermuteten oder festgestellten Vorstellungsmuster lassen sich an der eigenen Sichtweise der Realität und an den beobachtbaren Verhaltens- und Handlungskonsequenzen messen.
- (3) Der einzelne kann eine solche Außenperspektive auch bezogen auf ein höheres Niveau der Aggregation einnehmen: Er macht sich zum Beispiel ein Bild davon, welche Vorstellungen vom Menschen als Objekt und/oder Subjekt seiner Welt generell in Gruppen, Subkulturen, Institutionen oder in der gesamten Gesellschaft vorherrschend sind. (...) Außerdem kann sich der einzelne eine Meinung darüber bilden, wie solche Sichtweisen bei Gruppen angesichts der gesellschaftlichen Realität oder angesichts kollektiver Interessen einzuschätzen sind.
- (4) Man kann ferner sich und die eigene Vorstellungswelt im Spiegel der Einschätzung konkreter anderer Personen betrachten. Das heißt, man kann versuchen, die Außenperspektive einzunehmen, die konkrete Personen einem selbst und der eigenen Vorstellungswelt gegenüber einnehmen. Man macht sich ein Bild davon, wie realistisch oder erfolgsversprechend die eigene Sichtweise von sich und der Welt von außen eingeschätzt wird.
- (5) Schließlich ist es möglich, die eigene Sichtweise im Spiegel ganz allgemeiner, in gesellschaftlichen Gruppen üblicher Vorstellungsmuster von Autonomie und Erfolg zu betrachten. Vor dem Hintergrund dessen, was üblicherweise als „autonom“, „heteronom“, als „erfolgreich“ oder „nicht erfolgreich“ zu gelten scheint, können die eigene Person, das eigene Handeln und Leben geordnet werden.

Alle genannten Vorstellungsinhalte, Perspektiven und Bilder stehen sicherlich in einem komplizierten wechselseitigen Verhältnis; sie bilden ein in sich strukturiertes Muster, dessen einzelne Bestandteile einander ständig beeinflussen. (Hoff 1992, S. 92; Auslassg.: P. N.)

1.3 Identität als „Ergebnis-“ und „Prozessbegriff“

„Identität ist vor allem das Ergebnis einer Selbstreflexion des Ich, das sich in diesem Akt erst schafft.“ (Gildemeister/Robert 1987b, S. 220) Mit dem vorbereiteten Selbstreflexionsbegriff ist geradezu ein nahtloser Übergang zur Dimension des Entwicklungs- bzw. Prozessbegriffs von Identität gegeben. Das sich selbst erst immer wieder neu bzw. Bestätigung schaffende Ich befindet sich in der Spiegelungssynthese oder auch in der Herstellung von Relationen zwischen Innen und Außen bzw. Subjekt und Objekt somit logischerweise in einem prozessualen Vorgang. Das sogenannte „Produkt“ oder „Ergebnis“, das in diesem Prozess entsteht, ist Identität. Der Vorgang selbst ist terminologisch die „Identitätsbildung“ bzw. „Identitätsentwicklung“ bzw. „Identitätsformation“.

Warum wird diese angenommene Grundtatsache nun hier vorangestellt, wenn sie doch sozusagen aus sich selbst heraus für sich selbst spricht? In der Identitätsforschung wird die prozesshafte Vorstellung der Identitätsentwicklung mittlerweile auch übereinstimmend angenommen und vor allem für empirische Fragestellungen zu einem interessanten Thema. D. h., es geht mittlerweile nicht vordergründig nur um das „was“ der Identität, sondern tendenziell stärker um das „wie“ der Identitätsformation bzw. des Identitätsmanagements. Dennoch täuscht diese für die Identitätsdiskurse fast untypische Einhelligkeit zunächst über ein genauso streng diskutiertes Spannungsfeld hinweg, nämlich über die Frage nach dem Sein oder Werden i. S. von „Bin ich nun?“ oder „Werde ich erst?“ und deren verbindenden Zusammenhang hinweg. Es geht um die Auflösung der klassischen Tendenz des „Festhaltens am Sein“ und zwar insoweit, als dass Identität kein „statischer Begriff“ im Sinne des auch „So-bleibens“ dieses Zustandes ist, sondern als ein Werden schließlich zum Entwicklungs- bzw. Prozessbegriff wird und zwar in Richtung einer ständigen (alltäglichen) Veränderung. Damit würde die Perspektive von einer Identität als Singularität zur Identität als Projekt bzw. Prozess wechseln. (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 65)

Die Schwierigkeit des aufgezeigten Perspektivwechsels kann im Anschluss an Friese (1998) mittels eines symbolischen Ausspruchs von Heraklit erhellt werden:

Etwas bleibt sich gleich und bleibt sich doch nicht gleich, wir sind und wir sind doch nicht. Eine Einheit und die Verschiedenheit, das Sein und die Differenz, Zeit und Veränderung. Der Fluß, der sich verändert, und wir, die wir uns verändern. (...) Nie steigen wir in dieselben Fluten, weil es außerhalb unser selbst nicht diese stabile Realität, nämlich den Fluß gibt, sondern weil alles unaufhörlich im Flusse ist, sich unaufhörlich verändert, eine unendliche Bewegung, ein Werden, das die Sprache niemals erfassen kann. (...) (N)ie kann sie das Sein erfassen, denn es gibt kein Sein als stabile, mit sich selbst identische Ordnung. Nie können wir zweimal in denselben Fluß steigen, nie erreicht eine Wiederholung das Selbe, weil es dasselbe nicht gibt, die Dinge durch die Zeit nicht fixiert sind und daher auch nicht in einem Sein festgestellt werden können. Sein

und Substanz gegen Zeit und Werden, Identität gegen Differenz. Die Wirklichkeit, der Mensch, die Dinge, der Fluß. Die Realität? Wenn Realität doch ein Nicht-Sein, nicht ein absolutes Nicht-Sein, sondern die Entsubstantialisierung, nämlich das Werden meint, dann ist dieses Werden nicht, wie man später sagen wird, die Einheit von Sein und Nicht-Sein. Denn das Sein ist keine kontinuierliche selbstidentische Einheit. Das Sein wird. Sein und Substanz, das sind nichts als Worte. (Schnell 1995; zit. n. Friese 1998, S. 29; Auslassg.: P. N.)

Das Zitat der Flussmetapher, auf einen analytischen Punkt gebracht, deutet also auf folgenden Umstand: Allein die Herstellung eines sogenannten momentanen Identitätszustandes ist schon ein Prozess für sich genommen, denn die kognitive Bewusstseinsleistung befindet sich im Moment der Herstellung selbst wiederum in der Entwicklung. D. h., eine Bewusstseinsleistung (oder wie an späterer Stelle erörtert wird: eine Konstruktionsleistung) ist im nächsten Moment schon wieder eine andere, weil der Zeitpunkt der Leistung schon ein nächster ist und deshalb nicht *derselbe* sein kann. Auf die Weise gehört immer auch die Frage der Gegenwartsorientierung, unter Umständen auch unter Einbezug einer Zukunftsperspektive, von einem zum nächsten Moment der Vergangenheit an und befindet sich so betrachtet selbst im Flusse. Dies wiederum kennzeichnet also den fluiden Charakter von Identität. Hier spielen nicht nur temporale Aspekte eine Rolle, sondern auch bspw. situationsspezifische Bedeutungsgehalte oder bereichsspezifische Veränderungen. Der Fluss und seine physikalische Veränderung spiegeln, wenn man so will, diese Veränderung einzelner Aspekte. Trotz dieser vorgestellten Polarität Ergebnis versus Prozess wird an beiden Begriffen im Identitätsdiskurs aus m. E. gutem Grund festgehalten: Zwar ist

Identität (..) nichts, was eine Person ein für alle mal besitzt, gar von Geburt an mit sich bringt. Dieser theoretische Begriff bezeichnete gewisse Merkmale des personalen Selbstverhältnisses, die niemand einfach *hat*, sondern für die jede und jeder *sorgen* muß. (Aber:) Identität ist in jedem Falle ein stets nur vorläufiges Produkt psychischer Akte, in denen das Denken, Fühlen und Wollen untrennbar ineinander greifen und die ihrerseits sozial konstituiert oder vermittelt sind. (Straub 1998, S. 87; Hervorhebung i. O.; Einfüg.; Auslassg.: P. N.)

Die Bezeichnung des „vorläufigen Produkts“ kann wiederum erklären, warum heute von einem „Entwurf“ oder „Projekt“ gesprochen wird. Identität wird konstruiert, sie wird entworfen vor einem bestimmten Hintergrund und eingedenk einer entsprechenden Sinnggebung. Ein Entwurf wiederum muss nicht das „absolute“ Sein ausdrücken und handlungsanleitend sein („Es kann so, es kann aber auch anders sein“). Das wird er nur dann, wenn der Identitätsentwurf in ein Identitätsprojekt umfunktioniert wird. Diese hier nur angedeuteten Aspekte werden unter der Dimension des „Konstruktionsbegriffes“ weitergehend thematisiert.

Wenn der Forschungsblick nun tendenziell stärker die Prozessualität fokussiert, so lassen sich mit Keupp (1999) zwei Sichtweisen von Prozesstheorien zusammenfassend ausmachen: Die eine geht von eher gleichgewichts- und harmonieorientierten Regulationsmechanismen

aus, mit denen Identitätsarbeit lebenslang die Herstellung eines inneren „Gleichgewichts“ beinhaltet. Die andere Perspektive betont dagegen die ewige Grundspannung zwischen Selbst- und Fremdbild als Quelle der Dynamik im Identitätsprozess, d. h. das Selbst muss diese dialektische Spannung ertragen und Krisen meistern. (vgl. Keupp et.al 1999, S. 85) Die gemeisterten Krisen müssen dabei aber nicht auf ein inneres, stabiles Gleichgewicht hinauslaufen, sondern können durchaus eine ambivalente Lösung finden, in der eben Spannungsmomente stehen bleiben können, ohne Identität zu gefährden.

Die erste Prozesstheorie bezieht sich durchaus noch auf ein Identitätsverständnis, dass im Gefolge von Eriksons (1966) Theorie der psychosozialen Identitätsentwicklung einzuordnen wäre. Aus seinem Theoriekomplex sollen im Folgenden Aspekte reflektiert werden, die einerseits insbesondere das klassische Verständnis von Identität als etwas im Kern Angelegtes und ontologisch bzw. epigenetisch sich höher Entwickelndes, auf Kontinuität und Konsistenz zielendes Substrat bzw. Substanzielles verstehen. Auch bewegen sich Forschungsarbeiten im Anschluss an Erikson durch seinen Schüler Marcia (1966) noch immer auf der Stufe von statusbezogenen „Identitätszuständen“, deren Prozessualität erst in neueren Arbeiten insbesondere unter dem Status der Identitätsdiffusion intensiv und differenzierend Aufmerksamkeit geschenkt wird. Für die zweite Perspektive wird ein eher postmodernes Konzept von Helga Bilden (1998) nachskizziert, mit dem sie sich gerade von der ersten Perspektive distanziert und eine Selbst-Struktur konzipiert, die in der Lage wäre, eine fluide und flexible von Innen auf plurale und flexible Anforderungen von Außen reagierende Identität prozessual herzustellen und dabei eben gerade Spannungszustände auszuhalten imstande ist.

Eriksons Ansatz der psychosozialen Entwicklung gehört zu den Prominentesten zur Identitätsentwicklung (vgl. Haußer 1995, S. 75) und an denen Forschungsarbeiten zur Identitätstheorie (und hier zum Identitätsbegriff) nach wie vor nicht umhin kommen. (vgl. auch z. B. Keupp u. a. 1999, S. 25). Hier sollen schließlich nur solche Aspekte seiner Theorie aufgenommen werden, die insbesondere unter dem Prozessbegriff mitzudenken sind. Denn seine Theorie geht über eine solche Begriffsthematik weit hinaus. So konstatiert Lohauß (1995) bspw. aus seinem eher soziologischen Interesse heraus: „Erikson erweiterte die vorliegenden Ansätze, in dem er den Zusammenhang zwischen den sozialen Leitbildern und den Kräften des Organismus aufzeigte. (...) Die Betrachtung öffnet das Verständnis auch für die unterschiedlichen Dimensionen, mit der der einzelne es in seinem Leben zu tun bekommt.“ (Lohauß 1995, S. 30f., vgl. Erikson 1966, S.18; Auslassg.: P. N.) Und außerdem heißt es bei ihm: „Erikson nimmt ein komplementäres Verhältnis zwischen Ethos und Ich,

von Gruppenidentität und Ich-Identität, von Ich-Synthese und sozialer Organisation an.“ (ebd.) Die Erweiterung der psychoanalytischen Theoriebildung liegt gerade in der einschneidenden Veränderung, neben den Sexuellen auch soziale Aspekte menschlicher Entwicklung einzubeziehen (vgl. Mey 1999, S. 24). Von besonderer Bedeutung hier im Kontext des Begriffsverständnisses von Identität ist erstens, dass Erikson die Identitätsentwicklung als ständige *Wechselwirkung* zwischen Individuum und Gesellschaft versteht. Der Identitätsbegriff drückt nach Erikson dabei „etwas im Kern des Individuums Angelegte(n)“ und zugleich „einen wesentlichen Aspekt des inneren Zusammenhalts der Gruppe“ in einer „wechselseitige(n) Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfaßt“ (Erikson 1966, S. 124). Zweitens soll das „im Kern Angelegte“ nicht als „Charakterstruktur“ oder „Grundcharakter“ missverstanden (vgl. ebd. S. 188), sondern eher mit dem Begriff des „Gefühls der Ich-Identität“ gekennzeichnet werden.

Das bewußte Gefühl, eine *persönliche Identität* zu besitzen, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und der damit verbundenen Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen. (ebd. S. 18; Hervorhebg. i. O.)

Und das Bewusstwerden des Identitätsgefühls als prozessualer Akt ist zunächst nach Erikson dann Folgendes:

Man ist sich seiner Identität am bewußtesten, wenn man sie eben erst zu gewinnen im Begriff steht und gewissermaßen überrascht seine eigene Bekanntschaft macht; das gleiche Gefühl entsteht, wenn man gerade auf eine Krise zusteuert und das peinliche Erlebnis der Identitätsdiffusion hat. (...) Das sich bildende Identitätsgefühl dagegen wird vorbewußt als psychosoziales Wohlbefinden erlebt. Die erkennbarsten Begleitumstände sind das Gefühl, Herr seines Körpers zu sein, zu wissen, dass man „auf dem rechten Weg ist“, und eine innere Gewißheit, der Anerkennung derer, auf die es ankommt, sicher sein zu dürfen. Wie das „gute Gewissen“ wird dieses Gefühl aber immer wieder verloren und muß neu erworben werden, obwohl sich in der späteren Adoleszenz dauerhaftere und sparsamere Methoden entwickeln und festigen, mit denen das Identitätsgefühl aufrecht und wiedergewonnen werden kann. (ebd. S. 147f.; Auslassg.: P. N.)

Mit dem Terminus der Identität (hier als Gefühl) zeichnet Erikson aber nicht einen sich über alle seine Veröffentlichungen durchhaltenden Begriff nach. Wie er selbst sagt, ist es sein Anliegen, diesen Terminus aus verschiedenen Blickwinkeln auszuleuchten, wie bspw. unter biografischen, pathologischen und theoretischen Perspektiven, „wobei der Begriff der Identität im jeweiligen Zusammenhang für sich selber sprechen soll“ (ebd. S. 124). Wichtig ist festzuhalten, dass Eriksons Bemühungen um den Begriff am ehesten der Tatsache geschuldet sein könnten, für ihn unterschiedliche Bedeutungsdimensionen vorzusehen, z. B. als soziale Funktion des Ichs oder als spezifischen Zuwachs an Persönlichkeitsreife, des „Sich-Selbst-Gewahrseins und –werdens“. (vgl. Mey 1999, S. 26)

Drittens ist für die Prozessbegriffsdimension die Frage zu erörtern, wie sich nun nach Erikson das Identitätsgefühl entwickelt. Und an dieser Stelle treffen wir einerseits auf eines der prominentesten Phasenmodelle der Entwicklungspsychologie des Menschen, das andererseits aber auch, mit aktuellen Maßstäben betrachtet, zugleich unzählige kritische Stimmen auf sich zieht. Nicht nur dass Identität dort im Sinne von Kontinuität als zentralistisch gedachte Einheitlichkeit über die Zeit hinweg unter gesellschaftlichen Prämissen angezweifelt, sondern auch, dass das von Erikson als lebenslanges Entwicklungsmodell angelegte epigenetische Prinzip im Sinne von höher organisierten Stadien als statisches Modell der menschlichen Entwicklung von irreversiblen Identitätszuständen kritisiert wird. Doch bevor sich die vor allem postmoderne Kritik (z. B. Keupp u. a. 1999, Bilden 1998) im Vorfeld erhebt, muss dem Modell auch der gebührende Stellenwert eingeräumt werden, weil es m. E. immer noch mehr als die genannten, sicherlich auch berechtigten, kritischen Anhaltspunkte bietet, unter dem Erikson neuerdings vorzugsweise abgehandelt wird.

Eriksons psychosoziale Entwicklung folgt einem epigenetischen Prinzip oder universellen Grundplan des Wachstums: „Dieses Prinzip läßt sich dahin verallgemeinern, daß alles, was wächst, einen *Grundplan* hat, dem die einzelnen *Teile* folgen, wobei jeder Teil eine Zeit des Übergewichts durchmacht, bis alle Teile zu einem funktionierenden Ganzen herangewachsen sind.“ (Erikson 1966, S. 57; Hervorhebg.: i. O.) In seinem epigenetischen Diagramm (vgl. Abbildung 3) stellt Erikson acht aufeinander folgende Lebensphasen („Stadien“) auf, in denen eine zeitliche fortschreitende Differenzierung von für das jeweilige Stadium dominierenden Komponenten beschrieben wird. „Es soll damit angedeutet werden, daß erstens jedes zu diskutierende Problem der gesunden Persönlichkeit systematisch mit allen anderen verbunden ist und daß alle von der richtigen Entwicklung zur rechten Zeit abhängen, und daß zweitens jedes Problem in irgendeiner Form schon existiert, bevor es normalerweise in seine entscheidende, kritische Zeit eintritt.“ (ebd. S. 59) Jede Komponente (alle bestehen von Anfang an und bleiben auch Thema der lebenslangen Entwicklung) tritt nun zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt in ihre kritische Phase und erfährt dann nach Erikson ihre bleibende (!) Lösung gegen Ende des Stadiums. (vgl. Abbildung 4) „Jedes Stadium wird zu einer Krise, weil das einsetzende Wachstum und Bewußtwerden einer wichtigen Teilfunktion Hand in Hand geht mit der Verschiebung der Triebenergie und zugleich das Individuum in diesem Teil sehr verletzlich macht.“ (ebd. S. 61) In dieser Krise schwankt das Individuum zwischen zwei Polen der betreffenden Thematik, die diagonal aufeinander folgen. (vgl. Abbildung 3)

Psychosoziales Entwicklungsschema nach Erikson

	1	2	3	4	5	6	7	8
I Säuglings- alter	Urver- trauen gg. Miß- trauen				Unipolari- tät gg. vorzeitige Selbst- differen- zierung			
II Kleinkind- alter		Autono- mie gg. Scham und Zweifel			Bipolarität gg. Autismus			
III Spielalter			Initiative gg. Schuld- gefühl		Spiel- identifika- tion gg. (ödpale) Phantasie- Identitäten			
IV Schulalter				Werksinn gg. Minder- wertig- keits- gefühl	Arbeits- identifika- tion gg. Identitäts- sperre			
V Adoles- zenz	Zeit- perspek- tive gg. Zeit- diffusion	Selbst- gewißheit gg. peinliche Identitäts- bewußt- heit	Experi- mentieren mit Rollen gg. negative Identitäts- auswahl	Zutrauen zur eigenen Leistung gg. Arbeits- lähmung	Identität gg. Identitäts- diffusion	Sexuelle Identität gg. Bisexuelle Diffusion	Führungs- polaris- ierung gg. Autori- tätsdiffu- sion	Ideolo- gische Polaris- ierung gg. Diffusion der Ideale
VI Frühes Er- wachsen- enalter					Solidarität gg. soziale Isolierung	Intimität gg. Iso- lierung		
VII Er- wachsen- enalter							Genera- tivität gg. Selbst- Absorp- tion	
VIII Reifes Er- wachsen- enalter								Inte- grität gg. Lebens- ekel

Abbildung 3: Die Phasen und ihre Komponenten der psychosozialen Entwicklung nach Erikson (1966, S. 150f.) unter Hervorhebung der Jugendphase (V)

	Komponente I	Komponente II	Komponente III
Erstes Stadium (etwa 1. Lebensjahr)	Urvertrauen	Frühform der Autonomie	Frühform der Initiative
Zweites Stadium (etwa 2. u. 3. Lebensjahr)	Spätere Form des Urvertrauens	Autonomie	Frühform der Initiative
Drittes Stadium (etwa 4. und 5. Lebensjahr)	Spätere Form des Urvertrauens	Spätere Form der Autonomie	Initiative

Abbildung 4: Fundamentale Beziehungen zwischen den lebensphasisch thematisierten Komponenten der Identitätsentwicklung (in Anlehnung an Erikson 1966, S. 60)

In jedem Feld steht ein Kriterium relativer psychosozialer Gesundheit und darunter das korrespondierende Kriterium relativer psychosozialer Störung. In der „normalen“ Entwicklung wird das erstere dauerhaft überwiegen, wenn auch nie ganz das zweite verdrängen. Die Folge der Stadien ist zugleich die Entwicklungslinie der Komponenten der psychosozialen Persönlichkeit. Jede Komponente existiert in einer gewissen Form (vertikale Spalten) auch vor der Zeit, in welcher eine spezifische psychosoziale Krise entsteht, und dies sowohl durch die entsprechende Reife des Individuums als auch durch die zu erwartenden Ansprüche der Gesellschaft. So steigt jede Komponente langsam empor und erhält am Schluß „ihres“ Stadiums ihre *mehr oder weniger* dauernde Lösung. Sie bleibt aber mit allen anderen Komponenten systematisch verbunden. (ebd. S.149; Hervorhebg.: P. N.)

In dem Schema ist in der Phase V, der Adoleszenzphase, explizit erkennbar, wie sich die anderen Thematiken nach bzw. vor ihrer Krisenrelevanz ausprägen und damit ihre Identitätsbedeutung lebenslang beibehalten. Dabei wird nach Ansicht von Gudjons (1995, S. 108) Eriksons Begriff der „Krise“ in der Identitätsforschung oft missverstanden, denn Krise ist nicht identisch aufzufassen mit einer stabilisierten Störung im bzw. einem nicht normalen Entwicklungsverlauf. Sondern Krise in diesem Sinne ist ein konstitutiver Bestandteil der normalen Entwicklung. Alle einzelnen Stufen der Krisenbewältigung entlang der Polaritäten sollen hier nicht nachgezeichnet werden. (vgl. Erikson 1966; Gudjons 1995; Haußer 1995; Lohauß 1995; Krappmann 1998; Kron 1994 u. a.) Von viel größerem Interesse für die hier vorgestellte Arbeit ist die krisenhafte Herausbildung der Ich-Identität bzw. des Identitätsgefühls in der Adoleszenz und somit die Polarität „Identität gg. Identitätsdiffusion“. Das Prozessziel dieser Entwicklungsphase, die als Periode auch von ihm als „psychosoziales Moratorium“ bezeichnet wird, benennt Erikson wie folgt:

Die Integration, die nun in der Form der Ich-Identität stattfindet, ist mehr als die Summe der Kindheitsidentifikationen. Sie ist das innere Kapital, das zuvor in den Erfahrungen einander folgender Entwicklungsstufen angesammelt wurde, wenn eine erfolgreiche Identifikation zu einer erfolgreichen Ausrichtung der Grundtriebe des Individuums auf seine Begabung und seine Chancen geführt hat. (...)

(Einfüg.: P. N.: Das heißt), daß die in der Kindheit gesammelten Ich-Werte in die Ich-Identität münden. Das Gefühl der Ich-Identität ist also das angesammelte Vertrauen, daß der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten. (Erikson 1966, S. 107; Auslassg.: P. N.).

Der Adoleszente entwickelt während aller vorherigen und aktuellen Krisenzustände ein Selbstgefühl, das jeweils immer wieder bestätigt werden muss, sodass sich nun die Überzeugung herausbildet, auf eine erreichbare Zukunft zuzugehen, und dass er sich zu einer bestimmten Persönlichkeit in einer nun verstandenen Welt entwickelt.

Die Identitätsbildung schließlich beginnt dort, wo die Brauchbarkeit der Identifikationen endet. Sie entsteht dadurch, daß die Kindheitsidentifikationen teils aufgegeben, teils einander angeglichen und in einer neuen Konfiguration absorbiert werden, was wiederum von dem Prozeß abhängt, durch den eine Gesellschaft (oft mittels Untergesellschaften) den jungen Menschen identifiziert, indem sie ihn als jemanden annimmt und anerkennt, der so werden mußte, wie er ist. (ebd. S. 140)

Auch wenn die Adoleszenz mit einer sichtbaren Krise endet, heißt dies also im Sinne Eriksons nicht, dass die Identitätsbildung hier erst beginnt, sondern vielmehr eine lebenslange Entwicklung mit teilweise auch unbewussten Verläufen ist (vgl. ebd. S. 140f.). Die Krise bzw. das Identitätsproblem am Ende der Adoleszenz muss jedoch seine Lösung in einer gesicherten Ich-Identität „als relativ konfliktfreien psychosozialen Kompromiß“ finden, „oder es bleibt unerledigt und konfliktbelastet“ (ebd. S. 149). D. h. also, dass das psychosoziale Moratorium so lange als Experimentierphase mit Probeidentifikationen besetzt werden kann und wird, bis eine selbstständige Festlegung getroffen werden kann – sei es auch nur als ein Kompromiss zwischen den eigenen Bedürfnissen und den Erfordernissen von Außen. Geht der Adoleszente also konfliktfrei aus dieser Krise schließlich hervor, ist seine Ich-Identitätsbildung vorläufig abgeschlossen, mit der er dann die darauf folgenden Krisen im Erwachsenenalter weiter verarbeiten kann. Diffusität als vorläufiges Ergebnis und eben nicht das gesicherte stabile Identitätsgefühl bedeutet, dass dieser Konflikt anhaltend ungelöst (gemeint ist eine belastete, gestörte Identität bzw. Identitätsverwirrung) bleiben wird. Erikson bezeichnet dafür eine „akute Diffusion“ als die „Unfähigkeit ihres Ichs zur Bildung einer Identität“, bei der „nicht nur die Peripherie, sondern auch das Zentrum mit ergriffen ist: Es ist eine Zersplitterung des Selbst-Bildes eingetreten, ein Verlust der Mitte, ein Gefühl von Verwirrung und in schweren Fällen die Furcht vor völliger Auflösung“ (ebd. S. 154). Diffusion ist zum Zeitpunkt der potenziellen Krise also ein normaler Entwicklungsmodus (bezeichnet mit „vorübergehend“) und sie bleibt als *relative* psychosoziale Störung unterhalb der sie überwiegenden, relativen psychosozialen Gesundheit auch tendenziell noch bestehen. (vgl. Mey 1999, S. 30) Sie löst sich also nicht völlig im Nichts auf, sondern geht in einen

Kompromiss über. Wird sie aber nicht in einen relativ konfliktfreien Zustand überführt, also als Krise bewältigt, bleibt sie dauerhaft als Identitätsstörung bestehen. Hinter so einer Form der Störung steht die Vorstellung eines Scheiterns des Adoleszenten:

und zwar ein inneres, also in den eigenen Augen, und ein äußeres, also in den Augen der anderen -, das bedeutet, seinen Platz nicht finden und nicht einnehmen zu können, was im Sinne Eriksons beinhaltet, nicht die notwendige Anerkennung zu erhalten. Keinen – für sich und in den Augen der anderen – befriedigenden Entwurf für die aufscheinende Zukunft zu haben (...), bedeutet, keine Aufgabe zu finden, die lösbar scheint oder für die es sich zu engagieren, zu leben lohnt (Mey 1999, S. 33; Auslassg.: P. N.).

Bevor insbesondere die Identitätsdiffusion durch Eriksons Schüler Marcia weiterentwickelt worden ist, werden an dieser Stelle die Verdienste Eriksons kritisch zusammengefasst, da mit der Eingangsperspektive sein gesamtes Entwicklungsmodell hier nicht Gegenstand der Darstellung ist, sondern nur wesentliche Aspekte zur Identität als „Entwicklungsbegriff“ Berücksichtigung finden können.

Zentrale Aspekte seiner Theorie zu würdigen, betrifft zunächst den Fortschritt innerhalb entwicklungspsychologischer Theorien, eine lebenslange prozesshafte Identitätsentwicklung zu konzipieren, d. h. eine Identitätsentwicklung als Einbettung der Ich-Identität in den Lebenszyklus über die Pubertät hinaus. (vgl. Lohauß 1995, S. 42; Haußer 1995, S. 79) Zweitens hat Erikson versucht, den komplexen Prozess der Selbstverortung von Menschen in ihrer sozialen Welt zu erfassen. Identität bildet demnach „ein selbstreflexives Scharnier zwischen der inneren und äußeren Welt. Genau in dieser Funktion wird der Doppelcharakter von Identität sichtbar: Sie soll das unverwechselbar Individuelle, aber auch das sozial Akzeptable darstellbar machen. Insofern stellt sie immer eine Kompromißbildung zwischen ‚Eigensinn‘ und Anpassung dar (...)“ (Keupp u. a. 1999, S. 28). Das heißt für Erikson, dass Identitätsbildung schon immer im Angesicht der anderen stattfindet und somit eine Frage der Anerkennung und des Anerkennens ist. (vgl. Mey 1999, S. 35) Allerdings beschreibt Erikson dagegen nur am Rande und damit nicht hinreichend die soziologischen Bedingungen der Selbst-Entwicklung, z. B. wie sich Werte und Gefühle zueinander verhalten und welche „kulturellen Selbstobjekte“ an erster Stelle der Herausbildung des Selbst beteiligt sind (vgl. Lohauß 1995, S. 47). Heftige Kritik wird auch dahingehend geäußert, dass Erikson in seiner „Theorie von dem fragwürdigen Ideal einer gelingenden Integration von Subjekt und Gesellschaft ausgeht, statt die Unmöglichkeit einer solchen Synchronisation in einer kapitalistischen Gesellschaft aufzuzeigen“ (Keupp 1999, S. 29). Stattdessen unterstellt er für sein Modell regelhaft-linearer Entwicklungsverläufe eine gesellschaftliche Kontinuität und Berechenbarkeit. (vgl. ebd. S. 30) Positiv dagegen wertet vor allem Straub an Eriksons Konzept, dass jener das Besondere von Identität konturiert hat. Dazu gehören vor allem die:

formaltheoretischen Bestimmungen (...), (personale) ‚Identität‘ als jene *Einheit und Nämlichkeit* einer Person aufzufassen, welche auf aktive, psychische Synthetisierungs- oder Integrationsleistungen zurückzuführen ist, durch die sich die betreffende Person der Kontinuität und Kohärenz ihrer Lebenspraxis zu vergewissern sucht. Dabei wird angenommen, daß Kontinuität und Kohärenz angesichts diachroner und synchroner Differenzenerfahrungen gebildet oder konstruiert werden, ja, daß es solche Erfahrungen sind, die die besagten Integrationsleistungen erst auf den Weg bringen (Straub 1998, S. 75; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.).

Vor dem Hintergrund einer sogenannten „Dekonstruktion grundlegender Koordinaten modernen Selbstverständnisses werden aber vor allem die subalternen Vorstellungen von Einheit, Kontinuität, Kohärenz, Entwicklungslogik oder Fortschritt in Frage gestellt“ (Keupp u. a. 1999, S. 30). Dagegen sollten nach postmodernen Ansichten auch Begriffe wie Kontingenz, Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch, Zerstörung, Reflexivität oder Übergänge als zentrale Welterfahrungen mit einem Identitätskonzept thematisiert werden können. (vgl. ebd.) „Dekonstruktion von Erikson bedeutet deshalb die Benennung zeittypischer Muster, denen er den Rang universeller Strukturprinzipien von Identitätsbildung zugemessen hatte.“ (ebd. S. 32) Aus diesem Ansatz heraus erscheint also „Eriksons Annahme präformierter universeller Entwicklungs- und Krisenthematiken samt deren Sequenzierung problematisch. Hinzukommt die Annahme des ‚Ein für alle Mal‘, der Irreversibilität einmal erfolgter Krisenlösungen“, die „in krassem Widerspruch zu heutigen empirisch gesicherten Ergebnissen der Krisenbewältigung“ (Haußer 1995, S. 79) steht. Für problematisch wird außerdem die Betrachtung der Herausbildung eines stabilen Kerns als „inneres Kapital“ gesehen, das dem Individuum eine erfolgreiche Lebensbewältigung sichern würde. (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 29) Unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen wird gerade die Frage nach den Möglichkeiten einer erfolgreichen Lebensbewältigung einschließlich nach den benötigten Bewältigungskompetenzen gestellt. Das heißt normativ, ob es überhaupt noch dem Einzelnen (vor allem dem Adoleszenten) gelingen kann, eine stabile, einheitliche, gesicherte Identität auszubilden? (Und so müsste ergänzt werden, wie genau der Prozess abgebildet werden kann bzw. wie sinnvoll solch eine intendierte Identitätsentwicklung unter heutigen Entwicklungsvoraussetzungen wäre.) Schließlich bezieht sich Mey (1999, S. 36) in diesem Zusammenhang auf Anmerkungen von Griesse (1982, S. 75), dass Jugendzeit schichtspezifisch, jede Krise inhaltlich, zeitlich und qualitativ unterschiedlich angegangen und in gleichem Maße Identität gewonnen wird sowie dass es verschiedene Ich-Identitäts-Ausprägungen gäbe.

Anzumerken ist an dieser Stelle, dass insbesondere solche Identitätskonzeptionen, die in konträrer Sicht zu Erikson stehen (bspw. von Keupp und seiner Ko-Autoren), die an Erikson kritisierten Schwachstellen selbst auch nicht gänzlich zu überwinden schaffen bzw.

diese bei sich selbst einzulösen und zwar so, dass ein wirklich neuer Identitätstypus erkennbar wäre, worauf ihre eigentlichen Bemühungen unter anderem ja abzielen. (vgl. bspw. Mey 1999, S. 67ff.; Straub 2000b, S. 176ff.) Auf diesen Aspekt wird im Abschnitt 1. 4 („Identität als Konstruktionsbegriff“) zurückzukommen sein.

Jetzt geht es um weiterführende konzeptionelle Modelle der Identitätsentwicklung, die insbesondere unter dem Aspekt der Prozessthematik dem Arbeitsverständnis dienlich sein können. Dazu zählt unumstritten die Forschungsarbeit von James E. Marcia, einem Schüler Eriksons, der vor allem das psychosoziale Entwicklungsmodell so weit präzisieren und operationalisieren gewollt hat, dass es einer breiten empirischen Überprüfung zugänglich wird. Denn

So sehr auch in seinem (Einfüg.: P. N.: Eriksons) Werk der Prozeßbildung und die Seinszustände der darin verstrickten Individuen spürbar werden, so wenig sagt sein Identitätsmodell zum Prozeß der Identitätsbildung. Im Mittelpunkt stehen bei ihm vielmehr einerseits die biographischen, familialen und institutionellen *Voraussetzungen* für eine gelingende Identität und andererseits das *Resultat*. (...) Identität ist für Erikson in erster Linie das Ergebnis einer Integrationsleistung (...) quasi als Fundament, das durch die Erfahrungen des Erwachsenenalters wohl noch ausgebaut, aber nicht mehr wesentlich verändert werden kann. (Kraus/Mitzscherlich 1998, S. 150f.; Hervorhebg.; Auslassg.: P. N.)

Aber nicht nur der empirische Prozessansatz zur Identitätsentwicklung ist ein Weiterführungsziel Marcias, sondern auch, dass er sich nicht von vornherein auf altersgebundene Phasenthematiken und irreversible Krisenlösungen fixiert. (vgl. Haußer 1998, S. 124; Haußer 1995, S. 79) Dafür entwickelt Marcia (1966) das „Identity Status Interview“ als Instrument zur Erhebung von Identitätszuständen und validierte es (1966, 1993; vgl. Haußer 1998, S. 124). Marcias modelltheoretische und konzeptionelle Erweiterung bezieht sich auf die Ausdifferenzierung der Polarität „Identität versus Identitätsdiffusion“ im Sinne von Erikson mithilfe der Modellvariablen des „Commitments“ und der „Exploration“. Commitment wird definiert als „erkennbares Engagement und eine innere Verpflichtung in beruflichen Fragen und auf die Werteorientierung“ (Mey 1999, S. 38) und „Exploration“ als das „Ausmaß an Erkundungen jeweils in Frage stehender Lebensbereiche mit dem Ziel einer besseren Orientierung und Entscheidungsfindung“ (ebd.). Marcia gelangt im Ergebnis zu vier Identitätszuständen. (vgl. Abbildung 5).

	Erarbeitete Identität (Identity achievement)	Aufgeschobene Identität (Moratorium)	Identitätsübernahme (Foreclosure)	Identitätsdiffusion (Identity diffusion)
Exploration von Alternativen	ja	aktuell stattfindend	nein	ja/nein beides möglich
Innere Verpflichtung (Commitment)	ja	ja, aber vage	ja	nein

Abbildung 5: Das Identity Status Modell nach James E. Marcia (1993) in seinen Dimensionen (in Anlehnung an Kraus/Mitzscherlich 1998, S. 153)

Die Identitätszustände in Abbildung 5 lassen sich danach wie folgt kurz charakterisieren:

Identity achievement: Er entspricht der gelungenen Identität i. S. v. Erikson und seinem bipolaren Schema. Es ist eine „erarbeitete Identität“, d. h. eine nach einer explorativen, krisenhaften Periode gebildete Lebensplanung. Idealerweise gelangen Jugendliche in einem Prozess des Suchens und Abwägens zwischen unterbreiteten und zugänglichen Angeboten am Ende zu eigenen Zielen und Werten.

Moratorium: (als Übergangsphase bei Erikson, bei Marcia ein Zustand:) Der Jugendliche befindet sich gegenwärtig in eben dieser explorativen Phase, ohne bereits zur Festlegung gekommen zu sein. Ein voraussichtlicher Wechsel in den „Identity achievement“-Status wird erwartet.

Foreclosure: Dieser Status stellt eine Erweiterung zu Eriksons Konzept dar (wird dort nur in Nebensätzen erläutert). In diesem Status befinden sich Personen mit festen, zuweilen rigiden Vorstellungen, die sie ohne explorative, krisenhafte Phase entwickelt bzw. in der Regel von den Eltern übernommen haben (unreflektiertes widerspruchsloses ‚Identitätserbe‘).

Identitätsdiffusion: (in Anlehnung an Erikson:) Die Personen haben weder Festlegungen getroffen, noch eine engagierte Experimentierphase in den inhaltlichen Bereichen Berufswahl, persönliche Ideologie, sexuelle/interpersonale Wertfindung durchgemacht. Sie haben einen Mangel an eigenen Überzeugungen und ebenso einen Mangel an Betroffenheit darüber, ungenaue Vorstellungen von sich selbst, wenig Interesse an der Zukunft und Vergangenheit. Diffuse Identität kann, muss aber nicht zu einer Krise führen.

(vgl. Kraus/Mitzscherlich 1998, S. 154; Mey 1999, S. 38f.; Haußer 1998, S. 126)

Die Unterschiede bzw. Erweiterungen zu Eriksons Konzept, arbeitet Haußer schließlich treffend heraus und soll das „Identity Status Modell“ von Marcia abrunden.

Nach Erikson tritt das Kind in die Pubertät mit Orientierungen und Überzeugungen ein, die es von den Eltern weitgehend übernommen hat (1). In deren Verlauf kommt es zu einem diffusen Zustand, der Identitätsverwirrung, in der das Übernommene in Frage gestellt wird (2), aber eigene Festlegungen in beruflicher, ethischer, partnerschaftlicher und politischer Richtung noch nicht möglich ist. Im günstigen Fall treten nun die verschiedenen Orientierungs- und Entwicklungsalternativen ins Bewußtsein, steigern sich zu einem krisenhaften ‚psychosozialen Moratorium‘ (3), aus dem dann als Krisenlösung eine klare eigene Orientierung mit innerer Verpflichtung (4) hervorgeht. (Haußer 1998, S. 125; Haußer 1995, S. 79f.; num. Einfüg.: P. N.)

Der hier dargestellte kontinuierliche Weg der Identitätsbildung über die genannten Zustände nach Erikson ist in der Abbildung 6 durch den Pfeil wiedergegeben. Für Marcia ist eine so verstandene sequenzielle Vervollkommnung nicht gegeben. Auch sieht er kein altersgebundenes Schema menschlicher Identitätsentwicklung, die zudem auch nicht homogen die gesamte Lebenswelt eines Menschen umfasst. (vgl. Haußer 1995, S. 82)

	Krise	Keine Krise
Innere Verpflichtung	Erarbeitete Identität (4)	Übernommene Identität (1)
Keine innere Verpflichtung	Moratorium oder diffuse Identität (3)	Diffuse Identität (2)

Abbildung 6: Die vier Identitätszustände nach Marcia und der hypothetische Verlauf einer Identitätskrise im Jugendalter nach Erikson (♣) (vgl. Haußer 1995, S. 81)

Ausgehend von den empirischen Forschungsergebnissen mittels des „Identity Status Modells“ (hierzu existieren mehr 300 Studien und 650 Veröffentlichungen; vgl. Neuenschwander 1996, S. 47; Kraus/Mitzscherlich 1998, S.152) können folgende wichtige Entwicklungsmodi der Identitätszustände nach Marcias Konzeption festgehalten werden:

- (a) *Heterogenität versus Homogenität*: „Ein und dieselbe Person kann je nach Lebensweltbereich in verschiedenen Identitätszuständen stehen.“
 - (b) *Lebenslange Entwicklung*: „Eine Identitätsänderung kann in jedem Lebensalter geschehen.“
 - (c) *Reversibilität und Entwicklungsoffenheit*: „Eine Identitätsänderung kann von einem bestehenden Identitätszustand zu jedem anderen Identitätszustand erfolgen.“
 - (d) *Lebensweltbezug*: „Die Identitätszustände verschiedener Untersuchungsgruppen, z. B. nach beruflicher Laufbahn und nach Geschlecht, hängen mit deren Lebensbedingungen zusammen.“
 - (e) *Historizität*: „Im Ansteigen des Anteils von Spätadoleszenten mit ‚diffuser Identität‘ über die letzten Jahrzehnte zeigen sich historische Effekte.“
- (Haußer 1998, S. 127; Hervorhebg.: i. O.)

Zusammenfassend lässt sich vor allem unter der Perspektive des Prozessbegriffs in Übereinstimmung mit Kraus/Mitzscherlich (1998) ein durch Marcia vorbereiteter Übergang vom Statusmodell zum Prozessmodell der Identitätsentwicklung konstatieren. Es geht jetzt nicht mehr nur um die Inhalte von Identität (Was ist sie?), sondern zunehmend um ihren Prozess (Wie bildet sie sich aus?):

Es gibt verschiedene, unterschiedlich normale, das heißt unterschiedlich häufige Identitätszustände. Und es gibt unterschiedlich normale (häufige) Entwicklungswege. Marcia selbst hält normativ gesehen an Eriksons Modell implizit fest: Achievement ist erstrebenswert, Foreclosure und Moratorium sind verständliche Durchgangsstadien; Diffusion ist auf Dauer für den Menschen verderblich, wenn nicht gar ‚verwerflich‘. Ein zweiter normativer Aspekt steckt in der Prozeßorientierung: ‚Gut‘ ist es, verschiedene Entwicklungsstadien zu durchlaufen und nicht einfach in einem zu verharren beziehungsweise in einem anderen einfach anzukommen. Und mit der Prozeßorientierung wird – als dritter Aspekt – in erster Linie wichtig, wie Identität ‚gemanagt‘ wird und weniger, worum es dabei inhaltlich geht. (Kraus/Mitzscherlich 1998, S. 157)

Marcias Modell ist und bleibt aber dennoch nur ein *vorbereiteter Übergang* zu einem Prozessmodell und entgegen seiner Zielsetzung, Eriksons Stufenmodell zu überwinden, bleibt auch bei ihm das Achievement als das Endziel jeder Identitätsentwicklung stehen, womit dem originalen Stufenmodell letztlich deutlich zugesprochen wird. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 291). Schärfere Kritik äußert Mey (1999): Marcia hat sein Ziel, Eriksons Theorie weiter zu präzisieren und differenzieren, mit der eigenen ausgeprägten Ergebnisorientierung nicht erreicht. Auch bleiben die Annahmen von Haußer (1998, S. 127 vgl. oben) der „Reversibilität und Entwicklungsoffenheit“ sowie die der „Heterogenität versus Homogenität“, mit denen Marcia sich eine Überwindung der „bloßen Typologie von Zwischen- und Endzuständen“ (Kraus/Mitzscherlich 1998, S. 155) erhofft hat, nach Auffassung von Mey (1999) letztlich nicht das, was sie versprechen. Nach Mey bleiben sie lediglich eine Anordnung von Identitätsformen, die die momentane Identität widerspiegeln und damit hinter dem Ziel der

Dynamik individueller Geschichten zurück bleiben. Denn die Multidimensionalität des Identitätsbegriffs bei Erikson kann Marcia nach Auffassung des Autors durch die Vereinfachung auf zwei Modellvariablen und bestimmter Lebensbereiche nicht hinreichend abbilden. (vgl. Mey 1999, S. 41f.)

Nun ist Marcia der konzeptionellen und empirischen Weiterentwicklung seines Modells selbst sehr offen gegenübergetreten. Wie bereits unter dem Entwicklungsmodus der Historizität angesprochen, hat sich der Anteil von Jugendlichen im Identitätszustand der Diffusion in den letzten zwei Jahrzehnten verdoppelt. Als Marcia diesen Umstand des Anstiegs von zwanzig auf vierzig Prozent bei den 18- bis 22-Jährigen feststellt, revidiert er 1989 sein Konzept zur diffusen Identität (vgl. Mey 1999, S. 42; Haußer 1995, S. 84; Kraus/Mitzscherlich 1998, S. 160). Was bedeutet dieser Anstieg nun? Für immer mehr Jugendliche ist es eben vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Auflösungsstendenzen ehemals unumstößlicher Verbindlichkeiten nicht mehr sinnvoll, sich auf solche verpflichtenden Beziehungen, Orientierungen und Werte festzulegen. Marcia entschlüsselte dazu fünf Subtypen der diffusen Identität als gesellschaftlich bedingtes Resultat, die kurz umschrieben werden:

- (a) *Selbst-Fragmentierung*: „(...) bedeutet ein pathologisches Ausmaß an Diffusion, an mangelnder Integrationsarbeit aufgrund unangemessenen Verhaltens in Hinblick auf seine eigene Anteile und Ziele“;
- (b) *Gestörte Identitätsdiffusion*: „(...) leichte Identitätsstörung (...), die sich im Rahmen sozialer Isolierung als schizoide Thematik (...) äußern kann“;
- (c) *Sorglose Identitätsdiffusion*: „(...) eher sozial zugewandt, aber oberflächlich und gehen höchstens kurze, spontane innere Verpflichtungen (...) ein“;
- (d) *Sozial angepasste Identitätsdiffusion*: „(...) wechselnde, jeweils adäquate Angepaßtheit an soziale Situationen, was Neugier und Exploration fördert, aber innere Verpflichtungen verhindert“;
- (e) *Entwicklungsbezogene Identitätsdiffusion*: „(...) Zustand persönlicher Ungewißheit, durchsetzt mit Reflexionen und Explorationen. Der Weg ins Moratorium oder zur erarbeiteten Identität zeichnet sich für die weitere Entwicklung ab. Marcia (1989) bezeichnet dies als die psychisch gesündeste, da nicht auf Dauer stabile Form von Identitätsdiffusion“.

(Haußer 1995, S. 84; Auslassg.; Einfüg.: P. N.: Der Pfeil deutet das abnehmende Ausmaß einer Störung an)

Insbesondere mit der Dimension der „kulturell-adaptiven Diffusion“ (d) entsteht offensichtlich eine neue *sinnvolle* Form der Diffusion: „Dort wo die gesellschaftlichen Bedingungen Unverbindlichkeit und Indifferenz nahe legen, ist es vernünftig, sich nicht festzulegen, Chancen zwar zu ergreifen, aber mögliche andere Optionen dabei nicht aus dem Blickfeld zu verlieren.“ (Kraus/Mitzscherlich 1998, S. 160)⁹ Löst aber eine solche

⁹ Kraus/Mitzscherlich (1995) haben selbst eine empirische Studie zur Identitätsdiffusion i. S. v. Marcia durchgeführt und sind zu dem ausdifferenzierten Ergebnis gekommen, dass es drei weitere neue Typen allein (!) der kulturell-adaptiven Diffusion gibt. Dazu zählen der „traditionale Typ“, der „Surfer“ und die „Isolierten“, aber genauso auch die drei Typen verbindende als auch trennende „allgemeine Muster“, die im Zusammenhang mit der in der Individualisierungsdebatte beschriebenen Realität stehen. Allerdings kritisiert bspw. Mey (1999, S. 45) an dieser weiteren Ausdifferenzierung, dass auch hier unklar bleibt, „inwieweit in einer in sich brüchig

Ausdifferenzierung eines Identitätszustandes nun wirklich die Probleme, die oben kritisch angemerkt sind? Im Anschluss an Mey (1999, S. 42) sind erstens die Probleme eher gewachsen:

Denn in ihr (Einfüg.: i. A. a. d. Orig.: der Schärfung;) verliert sich, daß in ein und denselben Identitätszustand sehr unterschiedliche Aspekte eingehen (...) können, wie Marcia selbst dies noch in seinem Ursprungsmodell (...) befand, als er z. B. die Identitätsdiffusion als ‚sorgenfrei oder sorglos, charmant oder psychopathisch, unabhängig oder schizoid‘ (Marcia 1980, S.161) faßte. (Einfüg.: P. N.: Auf die Weise) hat Marcia (...) gerade die von Erikson unterstellte Normativität, die aufzugeben ein wichtiges Ziel war, wieder eingeführt. (ebd.; Auslassg.: P. N.)

Zweitens hat die Binnendifferenzierung nun eine noch rigidere Abgrenzung gegenüber ihren als pathologisch diagnostizierten Formen zur Folge. (vgl. Kraus/Mitzerschlich 1998, S. 161) Drittens hat Marcia nach Auffassung der zuletzt genannten Autoren genauso wie Erikson die die Subjekte umgebenden gesellschaftlichen Bedingungen nicht hinreichend reflektiert bzw. keinen analytischen Zugriff trotz seines Wissens um einer aktuell sich verändernden Gesellschaft geliefert. Das Prozessergebnis lässt sich zwar gut beschreiben, die Prozessqualität und die Transaktionen zwischen Außen- und Innenwelt aber bleiben verborgen. (vgl. ebd. S. 166) Das heißt, Gesellschaft bleibt für Marcia und Erikson „das Andere“. Denn wie der Wirkmechanismus zwischen gesellschaftlichen Veränderungen und individueller Identitätsentwicklung beschaffen ist, bleibt genauso wie die Frage unbeantwortet, wie gesellschaftliche Widersprüche und Konflikte in psychische Strukturen eingreifen und Veränderung auslösen können. (vgl. Mey 1999, S. 43)

Der ‚Zeitgeist of the nineties‘ macht kategoriale Differenzierungen notwendig, allerdings nicht im Bereich des Gelingens von Identität, sondern im Bereich ihres Scheiterns. Individualisierungsprozesse und veränderte sozioökonomische Bedingungen (..) zwingen dazu, eine Identitätsentwicklung, die nach früheren Maßstäben als Scheitern zu bezeichnen wäre, heute einer neuen Betrachtung zu unterziehen. Es geht um die Frage, welche gesellschaftlichen Faktoren eine Rolle dafür spielen, daß Identitätsentwicklung scheitern muß oder auch – aus der normativen Sicht eines Achievement – scheitern will, und zwar – im Gegensatz zur Verweigerungsstrategie der sechziger Jahre – als ‚Überlebens‘-Strategie. (Kraus/Mitzscherlich 1998, S. 159)

Was bedeuten nun die kritischen Anmerkungen für die weitere Forschung zur Identitätsentwicklung? Es geht nach Ansicht der Autoren Kraus/Mitzscherlich erstens darum, „das Status-Modell unter dem Aspekt der Identitätsstrategie in einem spezifischen sozialen Handlungsfeld zu reinterpretieren“ (ebd. S. 166). Dabei spielen soziale Ressourcen, Optionen und Netzwerke eine bedeutsame Rolle. Zweitens geht es um die Konstituierung des Subjekts, das unlösbar mit seiner sozialen Welt verbunden ist. Drittens müsse nicht ein Ergebnis

werdenden Welt (...) eben nicht brüchiger werdender Entwürfe, sondern in sich relativ geschlossene Wertsysteme resultieren können?“ (Mey 1999, S. 45; Auslassg.: P. N.). Es erscheint Mey, als ob alle Typen nun völlig durcheinander geraten, wo bei Marcia noch eine klare Trennung zwischen prozesshafter und statischer bzw. gesünderer und kranker Formen vorhanden war, dagegen bei den Autoren ein „phänomenologisches Durcheinander durch den nicht explizit eingeführten Begriff der ‚Normalität‘“ (ebd.) vorzufinden sei.

besichtigt, sondern das Prozessgeschehen der subjektiven Erfahrung aus der Subjekt-Perspektive heraus analysiert werden. Daraus folgt viertens, dass die innerpsychischen Aushandlungsprozesse einschließlich ihrer Grundlagen und Einflussfaktoren verstärkt ins Zentrum rücken. D. h. zusammengefasst, dass Identitätsforschung eine ‚dichte Beschreibung‘ aus einer differenzierten, historisch und gesellschaftlich situierten ‚Analyse konkreter Entwicklungsprozesse konkreter Individuen in konkreten Situationen‘ (ebd. S. 167f.) heraus liefern muss. Zu den unausweichlichen Konsequenzen für die weitere (wissenschaftstheoretische als auch und vor allem für die empirische) Identitätsforschung, so ließen sich die Forderungen zusammenfassen, gehört die zentrale Fokussierung auf die subjektiven, individuellen Prozessakte der Identitätsentwicklung in ihrer lebensweltlichen Verschränkung. Und genau diese Aspekte waren tragend für die eigene Arbeit.

Der letzte Abschnitt zum Thema Identität als ‚Entwicklungs- bzw. Prozessbegriff‘ geht auf das postmoderne Konzept von Helga Bilden (1998) ein. Identität wird konzipiert als ein *dynamisches* System vielfältiger *Teil-Selbste* i. S. von Vielfalt und Beweglichkeit innerhalb des Individuums bzw. der Person als notwendige Antwort auf gesellschaftliche Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse ‚von Lebensformen, von Werten und Kulturen, (...) auf die Vielfalt von Kontakten und Kontexten, in denen wir uns bewegen (...) auf die *Geschwindigkeit* gesellschaftlicher Veränderungen‘ (ebd. S. 228; Auslassg.: P. N.). Die Konzeption greift direkt die in der postmodernen Philosophie infrage gestellten Koordinaten der Identität von Eindeutigkeit, Hierarchisierung und Zentralisierung im Individuum bspw. i. S. Eriksons oder Marcias auf. Die Autorin meint: ‚Meine Überlegungen richten sich gegen *Identitätszwang* und *Einheitssehnsucht*: Gegen unbedingte Einheit und Eindeutigkeit durch Unterdrückung ungeliebter Seiten setzen sie die *Anerkennung von Vielfältigkeit der Person*. Gegen Identität als Substanz und Festigkeit betonen sie *Beweglichkeit* und *Prozeß*.‘ (Bilden 1998, S. 227f.; Hervorhebg. i. O.) Bildens Konzept zählt zu den aktuellsten (postmodernen) Identitätsvorstellungen, die die Philosophie und Psychologie derzeit vorzulegen hat. Es zeigt exemplarisch den Radius dessen an, was mit einer ‚Analyse konkreter Entwicklungsprozesse konkreter Individuen in konkreten Situationen‘ aktuell fokussiert wird, um mögliche neue Subjektivitäts- bzw. Individualitätsformen suchen und beschreiben zu können. Hierbei sind für Helga Bilden ‚innere Vielfalt und *Beweglichkeit* (...) nicht *Beliebigkeit*, sondern die *Voraussetzung für Handlungskompetenz als Subjekt* unter den Bedingungen von Vielfalt, von Widersprüchen und Diskontinuitäten in Gesellschaft und individueller Biographie‘ (ebd.; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.) Die individuelle Voraussetzung, vor die Bilden das Subjekt gestellt sieht, ist

die Akzeptanz der eigenen inneren Vielfalt und der Vielzahl von Formen des Individuum-Seins, ihnen wird aber heute allgemein noch sehr vorsichtig begegnet. Helga Bilden betont: „Innere Pluralität brauche ich, um mit unterschiedlichen Sinnsystemen umgehen zu können. Wenn ich in mir mehrere Wahrheiten und Lebensformen existieren lasse – wenigstens als mögliche Selbste -, dann kann ich auch leichter andere Menschen auf andere Weise leben und die Welt interpretieren lassen.“ Und auch: „Für das Leben in verschiedenen sozialen Kontexten ist es angemessen, sich selbst auf unterschiedliche Arten zu konzipieren und in die Sozialbeziehungen dieser Kontexte einzubauen.“ (ebd.) D. h. also, dass Personen ihre auf innere Vielfältigkeit und Beweglichkeit beruhende Individualität nicht dem „Diktat“ der Einheitlichkeit und Eindeutigkeit unterwerfen, sondern realitätsangemessen als positive Identitätsvoraussetzung annehmen sollten. Einheitlichkeit und Eindeutigkeit als Vorstellung eines oder als Forderung für ein „heiles“ bzw. gesundes Individuum ist für Helga Bilden eine „Sackgasse“:

>Identität< ist eine Zumutung, unerreichbar, nicht wünschenswert, meine ich. Jedes Ich soll nur eins sein, eindeutig? Es soll sich trotz der Vielzahl seiner Bezüge, seiner >Rollen-Selbste< oder sozialen Identitäten als eindeutige Einheit darstellen? Es soll über die Widersprüche von wissenschaftlich reduzierter Rationalität und leidenschaftlich-sinnlichen Erfahrungen, von strikt antimetaphysischem Denken und spirituellen Erfahrungen hinweg ein einheitliches Dach einer Identität bauen? Es wäre nicht nur eine Quadratur des Kreises, sondern auch ein Verlust, eine Beschneidung von vielfältigen Selbsten, von möglichen Selbsten, die jedenfalls ich nicht einfach aufgeben möchte. (...) Ich bin eine Viele. Ich will nicht eindeutig und eindimensional sein. Ich will die Vielfalt meiner gegenwärtigen und meiner möglichen Selbste, meiner Wunsch-Selbste, nicht so einfach aufgeben. (ebd.; Auslassg.: P. N.)

Nun geht es Helga Bilden nicht um ein System von wahllosen und nebeneinander beziehungslosen, unstrukturierten Einzel-Selbsten – oder wie sie es nennt „Rollen-Selbste“ und „bereichs- oder beziehungspezifische Selbste“ (ebd. S. 239). Sie wendet sich lediglich dagegen, eine hierarchische Ordnung, eine bleibende und eindeutige Zentrierung solcher zu schaffen, wie sie noch bspw. bei Erikson entworfen wird. Es handelt sich vielmehr darum, die Vielzahl der Selbste einschließlich sowohl der möglichen als auch der weniger geliebten und abgelehnten Teile des eigenen Selbst-Systems gleichberechtigt anzuerkennen und auf die Weise die „adaptive Fähigkeit, mit vielfältigen und neuen Situationen umzugehen“ (ebd.), entwickeln zu können. Wichtig für die Struktur des Selbst-Systems sind mit Helga Bilden variable und elastische Verbindungen zwischen den Teil-Selbsten, die gelockert und zeitweise bei zu starken Spannungen durchaus auch getrennt werden können. Entscheidend ist, dass die Kommunikation zwischen ihnen nicht abbricht: „Wenn ‚die Rechte nicht weiß, was die Linke tut‘, handle ich unkoordiniert; für andere werde ich unglaubwürdig. Es ist nötig, auch wieder mehr Verbindungen herzustellen zwischen den Welten und Selbsten: elastische Verbindungen zu knüpfen, über die im Austausch, im Hinüber und Herüber Neues entstehen kann.“ (ebd. S.

243) Die Autorin geht davon aus, dass Kommunikation, Austausch, Kooperation und Koordination zwischen den Teil-Selbsten schließlich die Person stabiler, lebensstüchtiger und reicher machen würden, weil dadurch auch andere Bewältigungsformen des Alltags erweitert werden könnten. Denn eine derartig variable und elastische Verbindung erleichtert eine Ambiguitätstoleranz und eine Ambivalenztoleranz, die wiederum für die Verarbeitung von Spannungen und Ungleichzeitigkeiten in der Gesellschaft oder auch das Erproben neuer Lebensformen notwendig sind. (vgl. ebd. 244) Allerdings weist Helga Bilden selbst darauf hin, dass mit dem Aushalten von Ambivalenzen im Sinne eines Arrangements mit ihnen, nicht jedoch das endlose Hinnehmen von Widersprüchen gemeint ist, sondern eine Möglichkeit, nach besseren Problemlösungen und neuen Handlungswegen zu suchen. (vgl. ebd.) Die variablen und elastischen Verbindungen innerhalb des Selbst-Systems entstehen in einem dynamischen, offenen Prozess, als „Mich-selbst-immer-wieder-Zusammensetzen“ (ebd. S. 237). Dabei erleben sich Personen nicht nur als Objekte der sich verändernden Umwelt, sondern auch als Akteure/innen und Regisseure/innen. Der Prozess wiederum richtet sich nicht nur nach Außen als Auseinandersetzung mit Situationen, sondern auch nach Innen als „Arbeit an sich selbst“, die wiederum nicht immer bewusst und kontinuierlich verläuft. Diese genannten Prozessakte aber sind an sich nichts Neues, sie sind auch bspw. bei Erikson und Marcia erkannt gewesen. Das Innovative des Konzeptes besteht vielmehr darin, die Grenzen des Selbst im Prozess als „Selbst-Werden“ durchlässig werden zu lassen, offen zu halten für Neues und Altes loszulassen.

Ich könnte doch auch manches durch mich hindurchfließen lassen, es sozusagen wieder ausscheiden, anders assimilieren. Im Prozeß der Veränderung, des Werdens kann ich offen sein, aufnehmen und ‚verdauen‘ oder ausscheiden ... Aber das setzt etwas voraus wie die *Fähigkeit zu unterscheiden, Grenzen zu ziehen, wenn und wo ich sie brauche*, die geeigneten ‚Verdauungsenzyme‘ zu bilden: Es setzt autopoietische Verarbeitungsfähigkeit voraus, das heißt mich selbst neu, gleich oder vielleicht auch anders hervorzubringen. (ebd.; Hervorhebg. i. O.)¹⁰

„(M)ich selbst neu, gleich oder vielleicht auch anders hervorzubringen“ bedeutet demnach für Helga Bilden, sich verschiedene Formen von Kohärenzgraden vorstellen zu können, die sowohl eine „integrierte Einheit hervorbringen und solche, die eher im Zusammenspiel und der Kommunikation verschiedener Selbste entstehen“ (ebd. S. 245). D. h. also, dass sich die Autorin eine sogenannte *Einheit* letztlich nicht völlig für obsolet vorstellen kann, sondern lediglich ihre zwanghafte Herstellung, wobei aber gleichzeitig der Verweis auf „integriert“ nicht überschätzt werden sollte. Mit einer „integrierten Einheit“ meint die Autorin richtig

¹⁰ Diese Form der Identitätsentwicklung ist, wie die Autorin aber auch zugibt, für die einzelne Person anstrengend und teilweise überfordernd. Sie erklärt aber zugleich den Anstieg von Therapien und (pseudo-)professioneller Lebensbegleitung. (vgl. ebd.)

verstanden, eine „Basis von Erfahrung des subjektiven Zusammenhangs“ bzw. eine „ganzheitliche Selbst-Erfahrung, i. S. sinnlich-körperlich-emotionaler Betätigung und Erfahrung von subjektiver Kohärenz und Kontinuität“ (ebd.).

Kohärenz- und Kontinuitätserfahrung des Einzelnen ist nicht mehr darauf gerichtet, sich eindeutig und einheitlich nach Außen darstellbar machen zu müssen, wenngleich sie nach Innen gerichtet durchaus ihre persönliche Bedeutung beibehalten können. Die Kohärenzerfahrung wird damit selbst dynamisch und elastisch, denn sie entsteht in einem „Prozess-in-Veränderung“ (indem auch die personale Kontinuität erlebt wird), in vielfältigen sozialen Beziehungen und Tätigkeiten und auch im spielerischen Zusammenspiel mit anderen. (vgl. ebd. 246) Das Konzept des dynamischen Selbst-Systems hat aber auch seine visionären Grenzen, die die Autoren letztlich bestätigt. Vor allem stellt es nicht nur, wie Helga Bilden sagt, „hohe Ansprüche“ an die Subjekte, sondern vom heutigen Erkenntnisstand aus real betrachtet, m. E. vielleicht noch unerreichbar hohe. Denn nicht nur die rasanten gesellschaftlichen Veränderungen und damit subjektiven Anforderungen von *Außen* und vor allem die unsicheren Zukunftsoptionen überfordern so manche Person. Diesen Aspekt stellt die Autorin ebenso deutlich dar. Auch die *inneren* personalen Voraussetzungen – „die subjektiven Potentiale“ (ebd. S. 247), sind in diesem Konzept von entscheidender Bedeutung. Aber dabei geht es nach meinem Verständnis nicht nur um die *Verfügbarkeit* von eigenen Kräften und Begabungen und deren *Entwicklungsstand* zum Zeitpunkt der Notwendigkeit (dies wäre auch eine ressourcentheoretische Frage) oder um starke integrative *Fähigkeiten* im Sinne von genetisch veranlagten Kompetenzpotenzialen. Es wird auch darum gehen müssen, sie situationsspezifisch als Antwort auf Anforderungen geschickt und richtig ausgewählt anbringen zu können (hier spielen insbesondere Anerkennungs- und Machtverhältnisse eine Rolle) und schließlich, dies sei nicht zu vergessen, vom Einzelnen auch zu wollen. Nicht jede Person wird jedenfalls in der Lage sein, bspw. die individuell notwendige Ambiguitätstoleranz, Ambivalenztoleranz und autopoietische Verarbeitungsfähigkeit von allein mitzubringen, wenn sie nicht auch biografisch auf dieses Niveau hin entwickelt worden sind oder werden konnten, d. h., schon bevor sie angewendet werden müssen auf das notwendige Maß für eine ‚gesunde‘ Identitätsentwicklung. Was wird mit den Personen, die diese Toleranzen überhaupt nicht aufbringen *wollen*, die fast zwanghaft gerade wegen der Diskontinuität und Diffusität gesellschaftlicher und persönlicher Erfahrungen auf der Suche nach Eindeutigkeit und Eindimensionalität sind? Sind Subjekte heute wirklich schon bereit, sich als offenes, fluides, flexibles Selbst-System von heute in die Zukunft zu entwerfen? Wie viel in der Höhe des Ausmaßes der genannten, notwendigen Fähigkeiten können und müssen

Subjekte angemessenerweise aufbringen? Und was wird mit denen, die es nicht können? Fallen sie ebenso durch das Netz der „gesunden“ Identität, wie bei dem Konzept der meinethalben zentralistisch gedachten, einheitlichen und eindeutigen Identität, wenn sie deren Anforderungen eben nicht flexibel beantwortend erfüllen? Helga Bilden denkt derartige Fragen ansatzweise mit, wenn sie zugesteht, dass es durchaus Personen geben mag, für die ein homogenes, enges soziales Netz wichtig ist, die eine überschaubare Umwelt benötigen, um auf Dauer ein einfaches, eindeutiges, klares Selbst zu ‚finden‘ und zwar gerade als regressive, vereinfachende Antwort auf verunsichernde Situationen und Überforderungen. Ihrer These nach kann die Menschheit (langfristig!) aber nur überleben, wenn sie schließlich mit äußerer Unbestimmtheit, Offenheit, Vielfalt und Widersprüchen leben lernt. (vgl. ebd. S. 248) Also – überspitzt formuliert – überleben Personen mit einfacheren inneren (Bildens konzeptionelles Gewicht liegt ja auf ‚innerer Pluralität‘) Strukturverbindungen und aus welchen entwicklungs- und ressourcenbedingten Gründen auch immer ungenügend ausgebildeten Flexibilitätsfähigkeiten das gesellschaftliche Anforderungssystem irgendwann einmal nicht mehr? Was wird dann aus der Gesellschaft (und was wird mit der kollektiven Identität?) – besteht sie dann „nur“ noch aus allseitig und vielseitig agierenden, also „toughen“ – für so eine Welt fast „flexible allround“ – Subjekten? Ein eigentlicher Anspruch an die Identitätsentwicklung liegt m. E. zunächst eher in der Herausforderung begründet, den die Autorin mit dem Aspekt des „in der Realität und in uns selbst leben *lernen*“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.) benennt. Wir bringen die Fähigkeiten sicherlich dafür nicht fertig mit, noch entwickeln wir sie für jedermann selbstverständlich. Ambiguitätstoleranz oder auch Ambivalenztoleranz müssen situations- und bereichsspezifisch in einem je individuellen Ausmaß biografisch entwickelt, entfaltet und schließlich auch angewendet werden können. Sie müssen aber auch in entsprechende Sinnsysteme einzubinden sein, die wenigstens auf zeitweise gemeinsame Verbindlichkeiten bauen können müssen. Anderfalls besteht in der Tat die Gefahr, dass alles zur individuellen Aufgabe der subjektiven Identitätsentwicklung wird. Es wird dagegen auch eine gesellschaftliche Aufgabe sein, diese Identitätsfähigkeiten mit auszubilden und in ihrer Wirksamkeit zu unterstützen. An mancher Stelle des Konzepts überwiegt m. E. scheinbar das auf die personale Seite gerichtete Gewicht individuell verantworteter Identitätsentwicklung auf Anforderungen von Außen. Auf der anderen Seite zeigt es dafür aber anschaulich, welche zunächst theoretisch möglichen An- und Herausforderungen an die Identitätsentwicklung zukünftig gestellt werden könnten und schafft damit i. G. zu den Konzeptionen von Erikson und Marcia voraussetzungsreiche gesellschaftsaktuelle Überlegungen für präventionelle Lebenshilfen. Ein letztes Fragezeichen

betrifft die generelle Sinnhaftigkeit einer solchen Konzeption von „Teil-Selbsten“. Diese Frage ist äußerst grundlegend für die eigene empirische Untersuchung. Sie wird an späterer Stelle im Zusammenhang mit der Metapher der „Patchwork-Identität“ von Keupp (u. a. 1988, 1990, u. a. 1999) erhellt werden müssen.

1.4 Identität als „formaler“ und „inhaltlicher“ Begriff

Was bei Helga Bilden konzeptionell beispielsweise mit einer „dynamischen Kohärenz-Erfahrung“ im Ansatz angesprochen wird, arbeitet Straub (1998) durch die analytische Differenzierung eines formalen und inhaltstheoretischen Identitätsbegriffs für meine Begriffe noch klarer heraus. Kohärenz und Kontinuität sind nun mal zwei der zentralen terminologischen Theoreme, deren Begrifflichkeit und konzeptionelle Gestalt die Identitätsforschung auch nach wie vor unterhalb von Fragen der Dekonstruktion des modernen Subjekts anführt. Nach Straub muss Identität als Einheit und Nämlichkeit nicht aufgegeben, sondern sollte terminologisch exakt herausgearbeitet werden und zwar gerade unter den Bedingungen von Kontingenz, Differenz, Alterität und Veränderung.

Der Identitätsbegriff sowie die diesen Begriff erläuternden Unterbegriffe *Kohärenz* und *Kontinuität* bezeichnen allein die interne Stimmigkeit und Dauer einer *Form* oder *Struktur*, nicht aber etwas, was in seiner Substanz oder inhaltlich-qualitativen Bestimmtheit bewahrt, also gegen jede Veränderung abgeschottet werden könnte oder gar müsste – als sei das Werden und Anderswerden eine Krankheit der modernen Zeit, von der die Menschen geheilt werden sollen. (Straub 1998, S. 88; Hervorhebg.: i. O.)

Unberechenbarkeit und Unbeständigkeit als gesellschaftliche Grundtatbestände der heutigen Zeit sind Konstituenten menschlicher Praxis und im Unterschied zu anderen Zeiten und Lebensformen permanente Begleiter des Lebens. „Identitätstheorien des hier interessierenden Typus geben keine Antwort darauf, ob Veränderung sein soll oder nicht. Sie sind vielmehr darum bemüht, zunächst einmal auf den Begriff zu bringen, wie es um die subjekttheoretischen Seiten eines erfahrungsgesättigten Denkens bestellt ist, das mit Kontingenz, Differenz und Alterität ‚rechnet‘“ und wie solche Subjekte „theoretisch gedacht werden könnten“ (ebd. S. 89). Die psychische Leistung der Bildung und Bewahrung von Identität kann mit Straub einmal mit einem inhaltlichen bzw. qualitativen Identitätsbegriff, zum anderen mit einem formaltheoretischen Identitätsbegriff und den Unterbegriffen Kohärenz und Kontinuität beschrieben werden.

Wenn ein Mensch sich und anderen mitteilt, wer er ist und sein möchte, dann gibt er qualitative Beschreibungen und Vorstellungen an, die starke Werte enthalten (z. B. „Ich bin ein überzeugter Christ.“). Er beschreibt sich in einer bestimmten Rolle, nach bestimmten Vorbildern oder Idealen, mit bestimmten Gewohnheiten, Fähigkeiten und Fertigkeiten und

biografisch relevanten Erfahrungen. „Für die personale Identität sind im konkreten Fall (..) diejenigen Merkmale des Selbst- und Weltverhältnisses einer Person relevant, die für deren Sein nicht bloß akzidentell, sondern fundamental sind.“ (ebd.; Auslassg.: P. N.) Die starken Wertungen zeichnen dabei also die subjektiven Bedeutungs- bzw. Sinngehalte nach:

Der qualitative Identitätsbegriff bezieht sich immer auf den Rahmen oder Horizont, der einem Menschen eine bestimmte *Lebensführung* ermöglicht, seinem Tun und Lassen Sinn und Bedeutung verleiht. Ebendadurch erscheint das Verhalten als orientiertes Handeln, als ein Handeln, das Prinzipien und Maximen folgt. Nur auf dieser Ebene sind Orientierungskrisen möglich, nicht aber dort, wo es allenfalls um akzidentelle Charakteristika der Seinsweise eines Menschen geht. (ebd. S. 91; Hervorhebg. i. O.)

Beispiele für den inhaltlichen Identitätsbegriff führt Neuschwander an, welche der Autor den fünf Kategorien: persönlicher Inhalt, soziale Umwelt, materielle Objekte, abstrakte Überzeugungen und Taten/Handlungen zuordnet, die, wie er meint, eine einfache Logik grundlegender verschiedener Arten von Kategorien widerspiegeln: die eigene Person, belebte Objekte, unbelebte Objekte, abstrakte, nicht mit den Sinnen erfahrbare Gegenstände und Handlungen. (vgl. Neuschwander 1996, S. 85f.) Sie sind in Abbildung 7 dargestellt.

Im Gegensatz zum qualitativen bzw. inhaltlichen Beschreibungsbegriff hebt Straub den für die Identitätsdebatte viel entscheidenderen formaltheoretischen Begriff ab, der die ‚eigentliche‘ psychische Leistung der Identitätsformation unterstreicht, nämlich die Synthese- und Integrationsleistung von verschiedenen Formelementen bzw. formbildenden oder -erhaltenden Interaktions- und Kommunikationskompetenzen, und der streng vom ersten

Fünf Kategorien von Identitätsinhalten	
1. Persönlicher Identität	- Geistige Fähigkeiten - Temperament - Eigener Körper
2. Soziale Umwelt	- Gesellschaft - Bezugsgruppe - Gleichaltrige - Autoritätspersonen (z. B. Eltern) - Jüngere Bezugspersonen
3. Materielle Objekte	- Materielle Gegenstände - Räume, Ortschaften
4. Abstrakte Überzeugungen	- Religion - Philosophische Überzeugungen - Politische Überzeugungen - Wissenschaftliche Standpunkte
5. Taten/Handlungen	- Handlungen, die große Wirkungen zeitigten - Berufsbezogene Handlungen

Abbildung 7: Fünf verschiedene Hauptidentitätsinhalte (Neuschwander 1996, S. 85)

Begriff unterschieden werden muss: „Auf theoretischer Ebene geht es eben nicht um qualitative Bestimmungsmerkmale der Identität konkreter Menschen, sondern um formale Strukturmerkmale eines spezifischen Selbst- und Weltverhältnisses von Personen, einer historischen und kulturspezifischen Subjektivitätsform.“ (ebd. S. 92) Und formale Strukturmerkmale beziehen sich wiederum auf die Konstitution der Person als eine Einheit, Selbigkeit und Nämlichkeit in ihrer Grundbedeutung des Ausdrucks „Identität“ und insbesondere vor dem Hintergrund erschwerter moderner Lebensbedingungen.

Einheit ist zum einen als *Kohärenz* von *moralischen* und *ästhetischen Maximensystemen* zu denken, zum anderen als *Kontinuität zeitlicher Differenzen*, was im Falle personaler Identität vorrangig heißt: als *biographische* Kontinuität, sodann auch als Kontinuität des *Geschichtsbewußtseins* einer Person, durch das sich diese gleichsam in der Historie identitätsrelevanter Bezugskollektive verortet. Dieselbe Person zu bleiben heißt damit in jedem Fall: die- oder derselbe bleiben, obschon die Umstände und auch die eigenen Orientierungen *gerade nicht* dieselben bleiben. Identität als spezifische Subjektivitätsform erwirbt man in *Übergängen* bzw. in der psychischen Bearbeitung von Übergängen und Transformationen, nicht in starren, gleich bleibenden Situationen. (ebd. S. 91f.; Hervorhebg. i. O.)

Kohärenz und Kontinuität als formaltheoretische Identitätsunterbegriffe sind für Straub insofern bleibend konstitutiv für die personale Identität, als dass es erstens bei der formaltheoretischen Struktur oder Form von Identität um die „Integration von Verschiedenem (...) in eine insgesamt einheitliche und (an bestimmten Kriterien gemessene) *stimmige Gestalt*“ (ebd. S. 92; Hervorhebg.: i. O.) geht. Zweitens, dass der Struktur- bzw. Gestaltbegriff Identität als das Resultat psychischer Integrationsleistungen „als eine Synthesis des Heterogenen“ (ebd.) begriffen werden und somit drittens schließlich formaltheoretisch als „Einheit ihrer Differenzen“ (ebd.) bezeichnet werden kann. Als Schlussfolgerung aus Straubs Überlegungen lässt sich m. E. ein wesentlicher Eckpfeiler der aktuellen Identitätsforschung unterstreichen. Nämlich, dass die impliziten Konstituenten Kohärenz und Kontinuität des Identitätsbegriffs ein verändertes forschungstheoretisches Vorzeichen erhalten haben und längst noch nicht im Kontext von Modernisierungstheorien aufgegeben werden dürfen. Denn das würde heißen, dem Identitätsbegriff schließlich zu entsagen. Es gilt herauszufinden, wie Subjekte im konkreten Fall die Einheit ihrer Differenzen herausbilden und ihre Differenzen zugleich bewahren können? Und wie dieser Prozess der Synthese bzw. Integration des Verschiedenen im Subjekt vollzogen wird? Das Interesse begründet sich gerade darin, weil die sogenannte „Einheit“ eine „zerbrechliche Angelegenheit“ ist, „die nicht unumstößliche Selbstgewißheit und Sicherheit bietet, sondern Orientierung in einem offenen und im ganzen unübersehbaren Raum von Möglichkeiten gewähren soll, in einem physikalischen, leiblichen, sozialen, moralischen und zeitlichen Raum, in dem Personen nun eben einmal wählen und handeln müssen“ (ebd. S. 95).

Bevor im nächsten Abschnitt zur „Identität als Konstruktionsbegriff“ vor allem *konzeptionelle* Dimensionen des Identitätsbegriffs aus den bisherigen Ausführungen zusammengeführt werden, wird eine gänzlich neue Matrix wissenschaftstheoretischer Identitätsbegriffe von Jörissen (2000) hinsichtlich ihrer *Elementarkategorien* pointiert. Sie ordnet als Zwischenschritt der Argumentation im Überblick die bis hierher *terminologischen* und wissenschaftstheoretischen Abgrenzungen und Verwendungen des Identitätsbegriffs und seiner Konzepte und überträgt gleichzeitig auch die hier als wesentlich betrachteten identitätstheoretischen formal- und inhaltsbezogenen Überlegungen Straubs ein.

Jörissen bezieht sich nicht primär auf Identität als Phänomen, sondern auf Identitätsbegriffe und stellt ein analytisches Schema durch Kreuzung dreier Dimensionen (dichotomer Begriffspaare) auf:

1. **Subjektive vs. objektiver Identität:** (im Anschluss an Beck 1986) „Wir unterscheiden (...) nicht mit Nunner-Winkler (1985) zwischen Innen- und Außenperspektive, sondern zwischen subjektiver, im individuellen Bewußtsein ‚lokalisierter‘ Identität und objektiver, gesellschaftlicher qua sozialer Position oder Lebenslage verorteter Identität.“ (Jörissen 2000, S. 16; Auslassg.: P. N.) Die subjektive Form erschließt sich aus dem Handeln, die objektive Form aus institutionalisierter Information.¹¹
2. **Numerische vs. qualitative Identität:** (im Anschluss an Kant und Tugendhat) „Die Einheit des Selbstbewußtseins, das sich im Ich ausspricht, weist keine Qualitäten auf, sondern ist eine rein formale. Sie ist quantitativ bzw. numerisch (...) Hingegen sind Eigenschaften, die Individuen zugesprochen werden (...) oder die es sich selbst zusprechen kann, per se qualitativer Natur.“ (ebd. S. 17; Auslassg.: P. N.)¹²
3. **Synchrone vs. diachrone Identität:** „Identität wird sehr häufig als synchron (also primär unzeitlich) gedachter Begriff angetroffen, am diachronen Pol entspricht diese Dimension der (..), ‚Selbigkeit‘ i. S. Angehns (1985). (...) Die zeitliche Dimension weist (..) am ehesten einen Bezug zum logisch-philosophischen Identitätsbegriff auf: die Form der synchronen Identität ist die Tautologie des $A=A$, Einheit überhaupt; die Form der diachronen Identität ist die Identifizierung zweier Verschiedener als Gleiche $A=B$ “. (ebd.; Auslassg.: P. N.)¹³

Aus diesen Dimensionen werden von Jörissen acht Kombinationen als elementare Kategorien aufgestellt und jeder das entsprechende wissenschaftliche „Gebrauchswort“ von Identität zugeordnet. Die Darstellung wird rezitiert, da andernfalls der vortreffliche Zusammenhang von Jörissens Ordnungsgedanken Gefahr läuft, verloren zu gehen:

Kategorie 1: „Subjektive numerische synchrone Identität – Ich-Identität i. S. der Einheit des Ichs“:

„Subjektive numerische Identität‘ ist das (formale, inhaltslose) *Selbstbewußtsein*, wie etwa das Ich bei Leibnitz, Kant und Fichte, welches sich durch zwei formende Prinzipien, nämlich innere *Einheit* bzw. *Synthesis* und *Abgrenzung* nach außen, auszeichnet, so daß eine numerisch einheitliche Struktur resultiert, die sich überdies durch *Selbstbezüglichkeit* und *Widerspruchsfreiheit* auszeichnet. (ebd. S. 19; Hervorhebg. i. O.)

Kategorie 2: „Subjektive numerische diachrone Identität – Ich-Identität i. S. der zeitlichen Selbigkeit des Ichs“:

Könnte man bei der synchronen Variante vielleicht von subjektiver Kohärenz sprechen, so ließe sich die diachrone Variante als subjektive *Konstanz* oder *Kontinuität* umschreiben (Straub 1991). Hierunter kann demnach auch der zeitlich-biographische ‚psychodynamische‘ Kohärenzaspekt verstanden werden, so daß der Eriksonsche Begriff der persönlichen bzw. Ich-Identität v. a. auch verortet werden sollte. (ebd. S. 20; Hervorhebg. i. O.)

¹¹ vgl. Kapitel 1.1 (i. d. A. S. 18ff.)

¹² vgl. ebd. Ausführungen zu Straub (1998)

¹³ vgl. Kapitel 1.2 (i. d. A. S. 25ff.)

Kategorie 3: „Subjektive qualitative synchrone Identität – Personale oder subjektive Identität i. S. von subjektiver qualitativer Individualität“:

bezeichnet die subjektiv erfahrbare ‚Innenwelt‘. (...) hier ein Eigenschaftsbündel im Sinne eines subjektiven Begriffs von *Individualität* (...). Sozialpsychologische Identitätstheorien werden, wo sie nicht formalen Kohärenzaspekten den Vorzug geben, vorrangig diese Inhalte unter dem Titel ‚Identität‘ ansprechen, wie z. B. G. H. Meads Konzept der verschiedenen ‚mes‘, welche die Identität (‚self‘) einer Person inhaltlich ausmachen. Die Einheit des ‚self‘ besteht aus den vom ‚self‘ umfaßten Qualitäten (‚mes‘) – also dem Zusammenhang von *Inhalten* und nicht dem einer starren, vorgängigen Form (vgl. auch Habermas). (...) Von soziologischer Seite wäre hier außerdem der Titel ‚personale‘ oder ‚persönliche‘ Identität zu verorten (z. B. Dreitzel 1968, Habermas 1973...). Eine ebenso qualitative Dimension bieten schließlich der psychoanalytische Begriff des ‚Selbst‘ und die psychologische Kategorie des ‚Selbstkonzepts‘ (vgl. Filipp 1979) (ebd. S. 21; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.).

Kategorie 4: „Subjektive qualitative diachrone Identität – moralische Identität“:

Die Thematisierung (dieser) Dimension folgt häufig dem Motiv der ‚Einheit in der Veränderung‘ oftmals in Verbindung mit Identitätskonzepten der Kategorie 2. Identitätsbildung hat also, wie Erikson (1973) selbstkritisch anmerkt, einen zeitlichen objektiv-inhaltlichen ‚Selbst-Aspekt‘. (ebd.; Einfüg.: P. N.)

Kategorie 5: „Objektive numerische Identität – ‚forensische‘ Identität (Produkt objektiver Identifizierung)“:

bezeichnet den *Einheitsaspekt* der topischen (qualitativ verorteten) Identitäten, z. B. die Einheit (räumlich) und den Fortbestand (temporal) als derselbe Körper oder die (synthetisierte) Einheit der sozialen Position. Wie beim Begriff der Subjektiven numerischen stellt sein objektives Pendant *Kohärenz* nach innen und *Abgrenzung* nach außen sicher. (...) Ebenfalls fallen hierunter Identitätsbegriffe mit deiktisch-identifikativer Funktion. Bei Goffman ist beispielsweise ein numerisch verstandener Individualitätsbegriff zu finden, der nicht mit dem qualitativen verwechselt werden darf (ebd. S. 22); Hervorhebg.: i. O.; Auslassg.: P. N.).

Kategorie 6: „Objektive numerische diachrone Identität – ‚raum-zeitliche‘ Identität“:

spielt vor allem in der analytisch-philosophischen Diskussion von Identität eine Rolle, nämlich bei dem von Strawson entfalteten und von Tugendhat aufgenommenen Gedanken, daß die (numerische) Identität eines Individuums bzw. irgendeines Gegenstandes allein durch die Sicherung der raumzeitlichen Kontinuität desselben festzustellen sei (vgl. Strawson 1972; Tugendhat 1979) – dieser Identitätsbegriff entspricht der klassischen Fassung von Locke (ebd. S. 23; Auslassg.: P. N.).

Kategorie 7: „Objektive qualitative synchrone Identität – soziale Identität“:

bezeichnet die Position innerhalb eines objektiven (üblicherweise sozialen, kulturellen oder ökonomischen) Bezugssystems, weswegen man diese Kategorie schlicht *soziale Identität* nennen könnte. Hierunter fällt der sich von Durkheim herleitende Gedanke einer objektiven Individualisierung qua Teilnahme an verschiedenen Gesellschaftsbereichen, der ganz ähnlich bei Simmel (1983) auftaucht (ebd. S. 23; Auslassg.: P. N.).

Nach Jörissen können hier sowohl der Begriff der sozialen Identität von Goffman (1975) in der Nachfolge von Habermas (1973) aufgenommen, als auch der „Individualitätsbegriff“ von Beck (1986) zugeordnet werden. (vgl. ebd.)

Kategorie 8: „Objektive qualitative diachrone Identität – ‚vertragsrechtliche‘ Identität“:

Hier konstituiert sich nicht ein Subjekt als Kontinuierliches, indem es seine zukünftigen bzw. vergangenen Handlungsintentionen als seine identifiziert, sondern es konstituiert sich die Identität einer Person des öffentlichen Austausches (z. B. des Handelns), die ihre geäußerten Willensbekundungen und Vereinbarungen (Verträge) durch die Zeit hindurch aufrecht erhält. Dabei ist der Aspekt bewußtseinsmäßiger, persönlicher oder moralisch-intentionaler Identität unerheblich; es handelt sich somit um den zeitlichen Aspekt der Identität der Person im juristischen (etwa vertragsrechtlichen) Sinne. (ebd.)

1.5 Identität als „Konstruktionsbegriff“

Mit der Dimension „Identität als Konstruktionsbegriff“ soll hier nicht vordergründig die Debatte um die Konstruktion versus Dekonstruktion eines modernen versus postmodernen Subjektverständnis hinsichtlich seiner formalen Bestimmungsmerkmale Kontinuität versus Diskontinuität bzw. Kohärenz versus Heterogenität diskutiert werden.¹⁴ Vielmehr stehen jetzt konzeptionelle Grundüberlegungen zur Identitätsformation für die eigene empirische Arbeit im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, die sich aus dem bisher Gesagten erschließen und zusammenführen lassen. Dabei wird sich das Interesse vom Identitätsbegriff als *Konstruktresultat* auf den *Konstruktionsprozess* der Identitätsbildung verschieben und auf einen konzeptionellen Prozessentwurf von Keupp (u. a. 1999) und (seiner Ko-Autoren:) Straus/Höfer (1998a; b) bzw. Höfer (2000) exemplarisch richten. Und zwar deshalb, weil er für die eigenen empirischen Fragestellungen tatsächlich einen instrumentellen Zugang geöffnet hat.

Als Erstes ist die Kompatibilität des Gegenstandsbereiches „Identität“ mit dem „Konstruktivismus als erkenntnistheoretisches Paradigma“ zu erhellern. Konstruktivistische Ansätze gehen von den konstruierenden Aktivitäten des Individuums aus und stellen sie in das Zentrum ihrer Analysen. Sie stehen in enger Verbindung mit handlungs-, wahrnehmungs- und kognitionspsychologischen Konzeptionen. (vgl. Drewes 1993, S. 20f.) Verglichen mit identitätstheoretischen Grundannahmen liegt der Vorteil jener wissenschaftstheoretischen Verknüpfungen darin, dass Identität für die Handlungsorganisation Voraussetzung ist und sich in den selbstreflexiven Akten der Selbstwahrnehmung sowie kognitiven Bewertung und Verarbeitung als „Selbstkonstruktion“ (ebd. S. 23) vollzieht. Konkret beschreibt Drewes folgende wesentlichen, allen konstruktivistischen Positionen gemeinsamen Elemente, die mit eigenen pointierten Überlegungen aus der bisherigen Arbeit angereichert werden:

1. Als erstes gemeinsames Element steht die Erkenntnis: „... daß jegliche Erkenntnis des Menschen als aktiver, konstruierender Prozeß des Subjekts aufgefaßt wird. (...) Auffällig an dieser Position (Einfüg. P. N.: des Radikalen Konstruktivismus) ist, daß keine direkte und sinnliche Repräsentation der Struktur der Außenwelt beim Subjekt angenommen wird, sondern diese

¹⁴ Identitätsdiskurse kreisen im Wesentlichen um folgende Zusammenhänge:

- a) in der soziokulturellen Arena; unter unterschiedlichen Bezugseinheiten; als Struktur und/oder Form; als normativ bestimmter Begriff; in philosophischen Grunddimensionen (vgl. Keupp u. a. 1999)
- b) im Sinne von Identität vs. Individualität; Identität vs. Nicht-Identität ; als subjekttheoretischer Reflexionsbegriff (vgl. Straub 1998) oder auch
- c) im Sinne von „Identität und Bedeutung“ (Kulturanalyse); „Identität und Moderne“ und „Identität und Differenz“ (vgl. Wagner 1998).

Erkenntnisprodukte erst durch die aktive und interpretierende)¹⁵ Leistung des Subjekts entstehen (...)“ (Drewes 1993, S. 21; Hervorheb.; Auslassg.: P. N.). Übertragen auf die in dieser Arbeit bisher vorgestellten Aspekte von Identität beschreibt dieses Element, dass das *Individuum selbst als Akteur und Interpret* im Prozess seiner Identitätsbildung vorausgesetzt werden muss. Ihm wird nicht eine Identität von Außen lediglich zugeschrieben, die es vorbehaltlos und unüberprüft annimmt oder zweifelsfrei annehmen muss – gleichsam als passives Wesen. Sondern nur und auch nur dann, wenn es selbst an der Selbstorganisation beteiligt ist und seine auch von Außen zugeschriebene Identität anhand eigener Interpretationsleistungen selbstständig synthetisiert, entsteht seine unverwechselbar konstruierte, d. h. geformte bzw. gestaltete, Identität. Gestaltung oder Formung schließlich sprechen aus sich heraus für den aktiven Selbstanteil des Individuums, wenn es um die „Konstruktion“ von Identität geht. Als Deuter seiner Identität aus der Innenperspektive muss das Individuum in einem weiteren Schritt als der *kompetenteste Akteur* angenommen werden, denn nur der Einzelne kann seiner eigenen Biografie Einzigartigkeit, Kontinuität und Konsistenz über die je individuelle Identitätsformation verleihen und dem Außen präsentieren, weil es seine ureigenste begründete Geschichte der Selbstorganisation (gewesen) ist und bleiben wird. Und diese ureigenste Ich-Geschichte, selbst da sie Anteile aus übernommenen Interpretationen Anderer enthält, wird gedeutet *nach subjektiven Maßstäben*.

2. Als zweites gemeinsam geteiltes Element konstruktivistischer Ansätze steht die: „(...) *Bildung von Unterschieden, Mustern bzw. Invarianten* aus der Fülle von vorhandenen Reizen als Grundelement jeder Erkenntnis (vgl. Piaget 1973, Bateson 1987)¹⁶. Diese werden von dem jeweiligen Individuum dann mit *Bedeutung bzw. Sinn versehen*“ (Drewes 1993, S. 22; Hervorheb.: P. N.). Hier geht es also um die wichtige Frage der „Korrespondenz zwischen den subjektiven Bedeutungskonstruktionen verschiedener Individuen und einer wie auch immer gearteten ‚objektiven‘ Realität“ (ebd.) und deshalb um die „Frage nach den *Wahrheitskriterien* von Erkenntnissen“ (ebd.; Hervorheb.: P. N.). Schließlich ist die Beantwortung dieser Fragen deshalb von Bedeutung, weil „der Mensch keinen direkten Zugang zur ‚objektiven‘ Wahrheit von Erkenntnissen hat, da diese untrennbar mit den konstruierenden Aktivitäten des Subjekts verbunden sind. Daraus abgeleitet können Wahrheitskriterien nur als intersubjektiv explizierbarer, regelgeleiteter Prozeß aufgefaßt werden (...)“ (ebd.). Mit diesem Element wird bezogen auf identitätstheoretische Überlegungen Folgendes angesprochen, was bereits unter dem Abschnitt des „Relationsbegriffs“ (vgl. i. d. A. S. 22, 28) wieder zu finden ist: Identitätsbildung ist nicht nur ein aktiver Prozess der Auswahl und Interpretation, sondern auch der *Gewichtung von angebotenen Merkmalen eines Definitionsraumes* und ihrer im Verlauf der Biografie synthetisierten subjektiven Identifikationsdesignen. Die „Wahrheitskriterien“ dieser Designen-Struktur können keinen Objektivitätscharakter annehmen, sondern unterliegen lediglich der subjektiven Innensicht auf die Außensicht bzw. ihrer individuellen und biografisch erwachsenen Verhältnismäßigkeit. Bedeutung und Sinn eines bestimmten Sachverhalts können für viele Individuen durchaus die *gleiche Relevanzstruktur* haben (bspw. ein für die Gemeinschaft normativ geteilter und vom Einzelnen in seinen Grundstrukturen wiederholt erlebter Verhaltenskodex). Dennoch haben sie *nicht dieselbe umfassende* Bedeutung und den *absolut selben* Sinn (so als gäbe es davor, daneben und dahinter keine anderen), weil die subjektive Relevanzstruktur individuell, also unverwechselbar mit den je eigenen Fähigkeiten der Konstruktion, biografischen Erfahrungen und Bewertungen immer ein wenig verschieden von dem ist, was der „gemeinsame Andere“ (vgl. Mead 1934) dem Einzelnen anträgt. Und das „gemeinsame Andere“ wiederum, um am Beispiel zu bleiben, ist auch nur die

¹⁵ Straub (1999) spricht nicht von einer durch das Subjekt vollzogenen „Interpretation“, sondern von „Deutung“: „Der Ausdruck ‚Deutung‘ wird primär für alltagsweltliche Kontexte der Verständigung und des Verstehens reserviert. Als ‚Interpretation‘ bezeichne ich dagegen die vor allem zu wissenschaftlichen Zwecken vorgenommene, explizit an Rationalitätsstandards orientierte, das heißt, möglichst weitgehend theoretisch begründete, bewußt vollzogene, regelgeleitete und intersubjektiv nachvollziehbare Deutung. Interpretationskonstrukte sind im Unterschied zu Deutungskonstrukten, Resultate methodisch kontrollierten Handelns.“ (Straub 1999, S. 21). Dieser Sachverhalt wird von Drewes genau genommen im zweiten Punkt auch in dieser Form thematisiert.

¹⁶ Piaget, J. (1973): Einführung in die genetische Erkenntnistheorie. – Frankfurt a.M.; Bateson (1987): Ökologie des Geistes. - Frankfurt a.M.

Summe dessen, was daraus subjektiv als das „gemeinsame Andere“ gedeutet und übernommen bzw. konstruiert wird (obgleich es mithin sozial bzw. kulturell vermittelt ist) und je nach dem Situationskontext seine unterschiedlichsten Merkmalskombinationen in ihrer spezifischen Gewichtung zu Tage fördert. Es gibt also – will man es kürzer fassen – so viele Wahrheiten über *die* Realität und über *die* (soziale) Identität, wie es Individuen im einzelnen als auch in ihrer Beziehungsvernetztheit zu Gemeinschaften gibt. „Wahrheitskriterien“ als „geltende“ und somit „quasi-objektive Regeln“ müssen also intersubjektiv ausgehandelt und explizit dargestellt werden. Sie dürfen in keinem Falle als objektiv gegebene Realität unterstellt werden.

3. Als drittes Element wird die zentrale Stellung von *Kommunikation und Interaktion* betont. „Abgeleitet aus den zwei vorhergehenden Prinzipien werden der Sprache und dem aufeinander bezogenen Sprechen sowie dem Handeln wesentliche Funktionen bei der *Herstellung von Konsensualität bzw. Intersubjektivität* hinsichtlich menschlicher Erkenntnisprozesse zugesprochen.“ (Drewes 1993, S. 22; Hervorhebg.: P. N.) Über sprachliche Symbole und das über Symbole auch vermittelte und induzierte Handeln wird die gemeinsame Teilung grundlegender Erkenntnisstrukturen aufgebaut und über die intersubjektive Kommunizierbarkeit von Erkenntnissen gewährleistet, auf die sich Individuen im alltäglichen Handeln mit relativ großer Sicherheit verlassen können. (vgl. ebd.) D. h. also, dass sie trotz der „subjektiven Wahrheit“ mittels Sprache und über Interaktionen auf einen relativ „objektiv geteilten Kern“ von grundlegenden Erkenntnisstrukturen zurückgreifen können, der sie schließlich erst handlungsfähig macht. Zugleich wird über diesen dritten Aspekt (einschließlich der vorhergehenden Aussagen) ein identitätstheoretisches Charakteristikum angesprochen, nämlich das der sozialen Konstituierung des Subjekts. Ohne die Beziehungen, die sich über Interaktionen und Sprache mit „Außen“ – sprich der historischen, kulturellen, politischen und ökonomischen Gesellschaft im übergreifenden Sinne bis hin zur sozialen Mikrozelle, bspw. der Familie, den Freunden, dem Sportverein, der Schule etc. – gestalten, kann sich keine Identität entwickeln. Das *Subjektverständnis* muss von einem Menschen als *sozial vermitteltes Wesen in einem komplexen Relationsnetzwerk* ausgehen. Erst hierin spiegelt sich gerade auch seine Unverwechselbarkeit bzw. Individualität, die wiederum Folge seiner Identität ist.¹⁷ Was im Medium von Sprache und Interaktion als konstruktivistisches Element hier noch nicht angesprochen wird, aber bereits ergänzt werden kann ist, dass Identität eine narrative Konstruktion ist. Auf dieses Kriterium wird aber erst im Folgenden bei dem Konzept der „Patchwork-Identität“ (Keupp u. a. 1999) eingegangen, es sei hier bereits additiv mitzudenken.
4. „Als vierter Punkt wäre die Trennung zwischen der Innen- und Außenperspektive des/der Beobachter(s) zu nennen (vgl. Maturana & Varela, 1987). Die Grundlage dieser Position ist, daß jede Erkenntnis aus der Perspektive eines/einer BeobachterIn erfolgt und somit eine Beschreibung des *jeweiligen Beobachtungskontextes* mit umfassen muß. Zusätzlich wird die prinzipielle *Differenz zwischen Selbst- und Fremdbeobachtung* betont. (...) Erst in einem nachgeordneten Schritt werden diese verschiedenen Beschreibungen hinsichtlich ihrer Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufeinander bezogen analysiert.“ (Drewes 1993, S. 22; Hervorhebg.; Auslassg.: P. N.) Wichtig ist nach Drewes die hohe Bedeutung der subjektiven Wissenskonstruktion aus der jeweiligen Innenperspektive, ohne die eine angemessene Analyse menschlicher Erkenntnisprozesse überhaupt nicht denkbar ist. (vgl. ebd. S. 23) Konkret bedeutet es, dass die Beschreibungen der jeweiligen Konstruktionsbeteiligten in einen *konsensualen Abgleich im Sinne einer Validierung* gebracht werden müssen, in welchen auch die Kontextbedingungen aus sich heraus hineinfließen, d. h., sie werden über den Abgleich zwar indirekt erschlossen, aber anschließend direkt offen gelegt. Über die Ebene der ForscherbeobachterInnen hinausgehend ist hier die *Betonung der Kontextualität im Allgemeinen*, in der sich Identität gleichsam wie eine mögliche Erkenntnis bewegt, von Bedeutung für identitätstheoretische Kompatibilitätsüberlegungen für die hier eingenommene Arbeitsperspektive. Es ist ein Unterschied, ob Erkenntnisse über Identität in den relativ kontinuierlich verlaufenden (d. h.

¹⁷ vgl. hierzu bspw. die Ausführungen zur „Spiegelungsmetapher“ im Anschluss an Mead (1934) und Bohleber (1998) i. d. A. S. 29-35

erwartungserfüllenden, weil planbaren) 50er-Jahren (vgl. bspw. Erikson 1966) erforscht werden oder vor dem Hintergrund von aktuellen sogenannten pluralen Lebensformen und diskontinuierlichen gesellschaftlichen Entwicklungsverläufen des dritten Jahrtausends (vgl. bspw. Keupp u. a. 1999). Außerdem greift an dieser Stelle auch das mittlerweile fokussierte Forschungsinteresse der *Alltäglichkeit*. Identität wird ständig mehr oder weniger bewusst über die Selbst- und Fremdbeobachtung in der subjektiven Lebenswelt geformt und nicht nur ab und zu an spezifischen biografischen Wendepunkten. Sie befindet sich, wie in der Arbeit bereits dargestellt, ständig im „Zustand“ eines fluiden Konstrukts und nicht im substanziell stabilen Endzustand. Gerade im Kontext von aktuellen gesellschaftlichen Wandlungen ist die Identitätsbildung nur über die alltägliche Lebenswelt des Einzelnen erforschbar, gerade dann – wenn mit Bilden (1998, i. d. A. S. 51ff.) davon ausgegangen wird – der äußeren Pluralität, die dem Einzelnen tagtäglich begegnet, möglicherweise nur noch mit einer flexiblen inneren Pluralität zu begegnen sei. Um dieses Phänomen erforschen zu können – und dies ist in empirischer Hinsicht bisher nach meiner Erkenntnis eine unbefriedigte Frage geblieben – muss also der unmittelbare (alltägliche) *individuelle Lebenskontext in seiner Bedeutsamkeit und Sinnstruktur für den Einzelnen* herausgearbeitet werden, um Konstruktionen von Identität angemessen beschreiben zu können. Als darin eingeschlossener identitätstheoretischer Kompatibilitätsgedanke zur Kontextualität und vorhergehend schon angesprochen, muss als konstruktivistisches Element die *Offenheit des Prozesses* der Identitätsformation gerade vor dem aktuellen gesellschaftlich bedingten Identitätskontext betont werden. Für jede Konstruktion von Identität ist ein offener Ausgang von Anfang mitzudenken. Eine innere und äußere offene Entwicklung in diesem Sinne ist in jedem Fall das Neue in den Identitätstheorien (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 84) und nicht der Gedanke von Konstruktion als Prozess an sich, den auch bspw. Erikson in seiner Biografizität von Identität bereits entwickelt hat. Zweites Kriterium der Kontextualität ist die *Perspektive* – also aus welcher Richtung wird ein „Phänomen“ beobachtet – und das daraus entstehende, schwierig operationalisierbare Kriterium der *Konsensualität*. Letzteres bezieht sich auf das Bemühen, die Differenz zwischen der Außen- und der Innenperspektive bzw. dem Subjekt und dem Objekt der Beobachtung aufzuheben. Eine Differenz kann aber durchaus im Spannungszustand verbleiben, setzt dann allerdings eine entsprechende „Ambiguitätstoleranz“ (Krappmann 1993, S. 155) aufseiten des Subjekts voraus. Die „Passungsarbeit“ – wie Keupp (u. a. 1999, S. 30) sie beispielsweise nennen – beinhaltet die der Konstruktion von Identität zugrunde gelegte Synthesearbeit, mittels derer auch Differenzen und Divergenzen in eine „diachrone Synchronisationsstruktur“ (Straub 1998)¹⁸ von Identität gebracht werden könnten. Erste umfangreiche empirische Belege für die Formation einer solchen diachronen Synchronisationsstruktur stellen bspw. die qualitative Biografieforschung und Narrationspsychologie überzeugend bereit.

1.5.1 Postmoderne Identitätskonstruktionen

Postmoderne Kritiken an den klassischen psychologischen Identitätskonzepten von Erikson und Marcia schöpfen ihre Position aus den Analysen gesellschaftlicher Veränderungsdynamiken der Enttraditionalisierung (Freisetzung), des Pluralismus, der Individualisierung, der Flexibilisierung und Mobilisierung, der Fragmentierung und Segmentierung, die nicht folgenlos für die Subjektbildung bleiben können und deshalb, wie ich meine auch berechtigt, traditionelle Identitätsaspekte in ihrer Entwicklungslogik zunächst erst einmal infrage stellen. Denn – und so wird wiederholt der Fakt des konstruktiven Verknüpfens und Synthetisierens zur Balancierung zwischen der Innen- und Außenwelt

¹⁸ vgl. Straub (1998; 2000): „als Einheit ihrer Differenzen“; (i. d. A. S. 58)

betont – nur eine angemessene Zeitdiagnose von lebensweltlichen Entwicklungsmodi kann die subjektiven und objektiven Bezugssysteme benennen, welche die Subjekte in ihrer Identitätsformation abbilden. Das heißt weiter, dass weder die isolierte Innensichtforschung – bspw. eine kognitiv- oder entwicklungspsychologisch orientierte – noch die soziologisch orientierte Forschung aus der Außensicht allein – und ihrer manchmal vielleicht vorschnellen direkten Rückschlüsse auf Identitätsbildungsprozesse im Subjekt – dem sozial vermittelten Individuum in seiner Identitätsformation gerecht werden können. Sinnvoll erscheint dagegen durchaus ein Netzwerk in der Sozialpsychologie von wissenschaftstheoretischen Positionen, wie es bspw. Keupp in der Fundierung einer „Reflexiven Sozialpsychologie“ (1990, S. 708ff.) proklamiert. „Im Sinne der aktuellen sozialpsychologischen Diskussion läßt sich unser eigener theoretischer Suchprozeß als ‚sozialer Konstruktivismus‘ im Sinne von Gergen (1985)¹⁹ und Harré (1986)²⁰ bezeichnen: Unser Wissen, unsere Perspektiven und unsere jeweiligen konzeptuellen Annahmen sind eingebunden in einen gesamtgesellschaftlichen Erkenntnis- und Veränderungsprozeß, dessen verstehende Entzifferung unser Hauptanliegen ist.“ (Keupp 1989, S. 10). Konkret zum systematischen Ort des sozialen Konstruktivismus heißt es:

Die Enttraditionalisierung der Lebensmuster und ihre Folgen in Richtung einer Entstandardisierung von Biographien läßt sich empirisch gut aufzeigen. Aber daraus entsteht keine Beliebigkeit, sondern rekonstruierbare subjektive Lebenskonstrukte, die die Fragmente in individuell besonderer Form verknüpfen. Das dafür leitende Prinzip ist die Gewinnung von Handlungsfähigkeit in der jeweils gegebenen Lebenswelt. Diese Konstrukte werden aus dem symbolischen Kapital geschöpft, über das eine Person verfügt und sie entstehen in der kommunikativen Verbindung mit den Personen, mit denen die je gegebene Lebenswelt geteilt wird. Hier läßt sich der systematische Ort des sozialen Konstruktivismus ansiedeln. (Keupp 1992, S. 35)

Die „Suche nach verstehbaren Zusammenhängen, die den veränderten Alltagserfahrungen der Individuen gerecht werden können“ (ebd. S. 18), sollte deshalb nach Keupp aus der Phänomenologischen Alltagsforschung, dem Symbolischen Interaktionismus, der Narrativen Sozialpsychologie, genauso auch aus der Kritischen Theorie und aus Poststrukturalistischen Analysen – um nur einige anzuführen – schöpfen. (vgl. ebd. S. 17) Auch in der Sozialpsychologie sind postmoderne Analysen angekommen, haben sich jedoch längst noch nicht durchgesetzt. Und zwar nicht deshalb, weil die psychologische Forschung die Veränderungsdynamik nicht wahrnehmen würde, sondern u. a. auch weil einige der postmodernen Positionen eine radikale Angriffsposition gegenüber klassischen Theorien einnehmen, wenn sie bspw. das Ende bzw. die Sinnlosigkeit von Identität als Einheit und Selbigkeit der Person mit Nachdruck prognostizieren.

¹⁹ Gergen, K. J. (1985): Social constructionist movement in modern psychology. In: American Psychologist, 40, S. 266-275

²⁰ Harré, R. (1986) ohne Angabe

Mit Keupp wird hier nun ein Autor postmoderner Sozialpsychologen genannt, die sich mit ihren vermittelnden Bemühungen im Kreis der Identitätsforschung dort bewegen, wo der Diskussionsbrennpunkt m. E. am heißesten ist – nämlich zwischen den verhärteten Fronten. Auf der einen Seite stehen die Verteidiger klassischer Identitätsmodelle, auf der anderen postmoderne Opportunisten: „Der öffentliche Identitätsdiskurs enthält sowohl ein rückwärtsgewandtes Festhalten am Bewährten, am Begriff und einer Idee von einer überschaubaren Welt, als auch das betonte Abstreifen der zu eng gewordenen Kleider und die Ermunterung, mit großen Schritten neue Gestade aufzusuchen.“ (Keupp 1988, S. 426) In seinen anfänglichen Publikationen (1989-1990) stellt er im Grunde deshalb die schon in der Debatte ungelöste und zugleich in ihrer Berechtigung anhaltend bezweifelte Frage: ob die klassische Identitätstheorie und insbesondere Eriksons Stufenkonzept der Identitätsbildung im Kontext aktueller gesamtgesellschaftlichen Veränderungsdynamiken den Ton angeben und halten kann? Aber auch postmodern gezeichnete große „Entwürfe“ hätten Keupps Auffassung nach auch trotz einer unumgänglichen „Richtung neuer Deutungsvarianten (...), ihre motivierende und sinnstiftende Kraft verloren“ (Keupp 1988, S. 431; Auslassg.: P. N.). Und mit dieser Richtung beschäftigen sich zunächst seine ersten Aufsätze, wenn er darin die Idee vom „Abschied von Erikson: Auf dem Weg zu einer ‚Patchwork-Identität‘ “ (ebd. S. 430) aufnimmt. Zu diesem Zeitpunkt seiner Publikationen wird aber Keupps eigene Positionierung nicht wirklich deutlich. Die Vermutung liegt zunächst nahe, dass der Autor sich zwischen beiden Diskussionspolen mit einer offensichtlichen Tendenz zur postmodernen Haltung gestellt sieht. Denn der klassischen Seite wendet auch er sich schließlich ab und der postmodernen zu, wenn er von grundlegend veränderten Voraussetzungen und Bedingungen der Identitätsbildung ausgeht und von diesem Blickwinkel aus die Identitätstheorie aufrollt, um neue Rückschlüsse für subjektive Identitätskonstruktion zu ziehen.

Einerseits knüpft er vorbehaltlos an die oben üblicherweise diskursive Frage nach dem Abschied von Erikson an. Für ihn ist „klar, daß das einflußreiche Identitätsparadigma von Erikson ausgedient hat“ (1988, S. 425), weil ein „tiefgreifender Erosionsprozeß traditioneller Lebensformen und durch diese gestützte Identitätsschablonen“ (ebd.) stattgefunden hat und „Subjekte aus sozialen Formationen ‚freigesetzt‘ “ (ebd.) werden. So unternimmt Keupp hier auch keinen intensivierten Versuch, kritische Eckpunkte an Eriksons Konzept vordergründig und offensiv selbst zu klären. Gerade in Bezug auf positive Aspekte in Eriksons Werk hält sich Keupp stark zurück (auch in puncto eigener späterer Revisionen). Keupp honoriert an Erikson anfänglich lediglich die beeindruckende Syntheseleistung psychologischer und soziologischer Wissens Elemente im Integrationskonzept, die Darstellung von der

„Akkumulation innerer Besitzstände“ und die Erkenntnis bzw. Erfassung eines „psychosozialen Moratoriums“ in der Entwicklung zur reifen Erwachsenenpersönlichkeit:

Es gelingt ihm, die „Akkumulation“ jener „inneren Besitzstände“ im Verlaufe der Sozialisation aufzuzeigen, auf deren Grundlage eine reife Erwachsenenpersönlichkeit möglich ist. Und hat nicht der für Eriksons Jugendtheorie zentrale Begriff des „psychosozialen Moratoriums“ jene letzte krisenhafte Offenheit so treffend eingefangen, ehe sich der gesellschaftliche Platz des Individuums und die dazugehörige „innere Ausstattung“ endgültig synchronisieren? Mir ist erst später klar geworden, daß dies nie eine für alle Jugendliche stimmige Definition war, es war das idealtypische formulierte Modell der bürgerlichen Sozialisation. Und mir wird jetzt zunehmend klar, daß es auch für Sprößlinge bürgerlicher Sozialschichten seine Paßform verliert. Für eine immer größere Anzahl von jungen Erwachsenen zeichnet sich kein Ende des Moratoriums ab, sie können also im Sinne Eriksons nicht erwachsen werden. Sie finden keine berufliche Integration, und sie bauen nicht mehr die kleinfamiliäre Basis, die der Identität den dauerhaften psychosozialen Nährboden bietet. Zu fragen ist weiterhin, ob es uns überhaupt noch gelingen kann, die „inneren Besitzstände“ angesichts einer sich immer schneller verändernden gesellschaftlichen Wirklichkeit zusammenzuhalten. Zu fragen ist letztlich, ob wir von Erikson und seinem Identitätskonzept nicht endgültig Abschied nehmen müssen, weil ihm die gesellschaftliche Basis abhanden gekommen ist. Doch haben wir Alternativen zu Erikson? (ebd.)

Das sind im Grunde die einzigen kritischen Aspekte, die Keupp Erikson gegenüber am Anfang seiner Forschungsarbeit äußert, die der Autor erst ein Jahrzehnt später differenzierter betrachtet²¹. Der Komplexität von Eriksons Werk kann Keupp zunächst dadurch allein keinesfalls gerecht werden. Der Autor stützt sich m. E. voreingenommen auf die Belege von „Geistesriesen“, um seiner überzeugten Abkehr vom klassischen Modell Gewicht zu verleihen. Dazu heißt es bei ihm: „Ich nehme die kritischen Stimmen dieser Geistesriesen²² als Beleg dafür, daß das hochbürgerliche Persönlichkeitsideal der ‚gut integrierten Persönlichkeit‘, das seinen Lebensentwurf und seine Lebenspraxis in eine ‚innere Stimmigkeit‘ zu bringen vermag, nichts anderes meint ja der Identitätsbegriff, zunehmend an lebbarem Realismus verliert.“ (Keupp 1988, S. 428; Hervorhebg.: P. N.) Diese Behauptung allerdings lässt Zweifel darüber offen, ob die von Keupp vorgeschlagene Konzeption der „Alltäglichen Identitätsarbeit“ – sie wird später ausführlich dargestellt – in der Tat Neues beinhaltet? Identitätsarbeit heißt für Keupp, „situativ stimmige Passungen zwischen inneren und äußeren Erfahrungen zu schaffen“ (Keupp u. a. 1999, S. 60), bei denen entscheidend bleibt, „daß die individuell hergestellte Verknüpfung für das Subjekt selbst eine *authentische Gestalt* hat“ (ebd. S. 57; Hervorhebg.: P. N.). Es bleibt zunächst ein unbefriedigender, gar widersprüchlicher Anschein zurück, vor allem in Bezug auf unzureichend differenzierte Begriffe. Aber durch die Hereinnahme von postmodernen Betrachtungen wird deutlicher, dass Keupp auf eine neue bzw. andere Bestimmung von formalen und normativen Kriterien eines „stimmigen Konstrukts“ abzielt. Denn Keupps Ideen kreisen bspw. um postmoderne

²¹ vgl. Keupp u. a. 1999, S. 25-30

²² Keupp (ebd.) bezieht sich hier auf Adorno (1966), jener „beklagt den Verlust des authentischen Selbst“ und Foucault (1984): „feiert ihn“.

Analysen von Sampson (1985)²³, der Eriksons Werk (und somit gleichsam das klassische bzw. moderne Subjektverständnis) für heutige Veränderungsdynamiken insbesondere infrage stellt:

Sampson sieht ebenfalls, daß die Paßform von Eriksons Identitätsverständnis verloren gegangen ist. Diese unterstelle einen Grad von intraindividuelle Kontrolle über die eigene Lebenssituation, die nur noch von einem „totalitären Ich“ aufrechterhalten werden kann. Dieses „egozentrierte Weltmodell“ transportiert in den Augen Sampsons die Grundannahmen eines Weltbildes der westlichen Zivilisation. Wahrscheinlich konnte Erikson in diesem ideologischen Strom auch so starke Resonanz bekommen. Dieses Weltmodell läßt sich durch vier zusammenhängende Annahmen charakterisieren: (1) angestrebt ist Ordnung und Kohärenz; (2) erreicht wird dies durch Kontrolle und Herrschaft über unsere natürliche und soziale Umwelt; (3) die Voraussetzung dafür ist ein Personensystem, dessen Architektur auf die Erreichung dieser Kontrolle angelegt ist und das deshalb (4) als ein zentralisiertes, auf Gleichgewichtssicherung bedachtes System zu kennzeichnen ist. (Keupp 1989, S. 66)

Der von Sampson vorgestellten Weltmodell-Alternative will sich Keupp allerdings nicht annähern. Sie ist gekennzeichnet durch folgende Kriterien: „(1) angestrebt ist ebenfalls Ordnung und Kohärenz; (2) diese wird erreicht durch den sich vollziehenden Ablauf der Dinge; (3) Voraussetzung dafür ist ein Personensystem, das sich nicht durch die Abgrenzung von anderen bestimmt, sondern diese minimiert und das deshalb (4) als dezentralisierte, ungleichgewichtige Struktur zu kennzeichnen ist“ (ebd.). Das bedeutet, dass Keupp auch den Verheißungen der Postmodernisten nicht zweifelsfrei aufsitzen will: „Ich sehe die Möglichkeit eines schnellen Pferdewechsels (natürlich ist der ‚Paradigmawechsel‘ gemeint) nicht.“ (ebd. S. 431; Einfüg.: i. O.) Oder auch: „Ich bin skeptisch gegenüber den hoffnungsvollen Versprechungen postmoderner Programmatik, die ja einen immanent positiven Trend zu neuen Ufern verheißen, wenn wir nur das alte Identitätsgehäuse auf dem Sperrmüll abliefern.“ (ebd. S. 433) Dennoch „steht (es) nicht in unserem geschmäckerischen Belieben, ob wir uns auf den Postmodernismus einlassen, uns mit ihm auseinandersetzen wollen oder es lieber bleiben lassen wollen. (...) Es geht für die Psychologie um die Dekonstruktion aller Subjektvorstellungen, die noch im paradigmatischen Einflußbereich des ‚possessiven Individualismus‘ stehen“ (Keupp 1992, S. 38; Einfüg.; Auslassg.: P. N.). Und „dazu bedürfen wir ein Subjektverständnis, das gesellschaftsstrukturell und historisch rekonstruiert wird“ (ebd. S. 14).

Auf welche postmodernen Veränderungsmechanismen greift Keupp nun zurück, die ihn dazu veranlassen, einen konzeptionellen Gegenentwurf zu Eriksons Identitätskonzept zu konstruieren? Keupp fasst drei für seine wissenschaftstheoretischen Entwürfe wesentliche philosophische Wegmarkierungen des postmodernen Bedeutungsspektrums wie folgt zusammen:

²³ Sampson, E. (1985): The decentralization of identity. Toward a revised concept of personal and social order. In: American Psychologist, 40, S. 1203-1211

- (1) Ihr erster Sinn meint die kritische Reflexion der realen Grenzerfahrungen mit den Ansprüchen bzw. den nicht eingelösten Ansprüchen der Moderne (..). Die „Risikogesellschaft“ formuliert ein unaufhebbar reflexives Verhältnis der Moderne und leitet die „reflexive Modernisierung“ (Beck 1991)²⁴ ein.
- (2) Daneben ist die Erfahrung einer Veränderung unserer realen alltäglichen Lebensformen, die immer weniger in ein einheitliches Lebensmodell gepackt werden können. Stattdessen sind unsere Lebenswelten geprägt von einer unaufhebbaren Individualisierung und Pluralisierung, die nicht mehr widerspruchs- und ambivalenzfrei gelebt werden können. Das ist die Realerfahrung des Postmodernen.
- (3) Die dritte Bedeutung von Postmoderne sehe ich in der philosophischen und subjektwissenschaftlichen Reflexion dieser Realerfahrungen und der Dekonstruktion unserer Konzepte vom Subjekt und seiner Welt, mit denen sich die Moderne in unserem Denken eingenistet hat. (ebd. S. 28; Auslassg.: P. N.)

Hier stellt sich nun die Frage nach den konkreten Real- und Grenzerfahrungen der Subjekte. Keupp fasst die „Befindlichkeiten in der postmodernen Moderne“ (1995, S. 37) in den Kennzeichen (1) der Fragmentierung, (2) der Pluralisierung, (3) der Individualisierung, (4) des Verlustes des Glaubens an die „Meta-Erzählungen“ und die individuellen Sinnbastler (vgl. Keupp 1995, S. 37ff.) im Überblick zusammen und differenziert schließlich in seinen aktuellen Arbeiten (1999) die „Umbruchserfahrungen in spätmodernen Gesellschaften“ wie folgt:

1. Subjekte fühlen sich «entbettet».
2. Entgrenzung individueller und kollektiver Lebensmuster.
3. Erwerbsarbeit wird als Basis von Identität brüchig.
4. «Multiphrene Situation» wird zur Normalerfahrung.
5. «Virtuelle Welten» als neue Realitäten.
6. Zeitgefühl erfährt «Gegenwartsschrumpfung».
7. Pluralisierung von Lebensformen.
8. Dramatische Veränderungen der Geschlechterrollen.
9. Individualisierung verändert das Verhältnis vom einzelnen zur Gemeinschaft.
10. Individualisierte Formen der Sinnsuche. (Keupp u. a. 1999, S. 46)

Routinierte Alltagsprozesse verlieren ihre Bindungskraft, werden Anlass für Orientierungs- und Handlungskrisen und motivieren zur Suche nach neuen Bewältigungsformen. Daraus folgt: „Der Alltag und seine Veränderungsdynamik dürfen deshalb nicht als Störvariablen ausgeklammert werden, sondern bilden den primären Erkenntnisstand.“ (Keupp 1989, S. 10) Aus der Erosion gesellschaftlicher Normalisierungsmuster leitet Keupp demgemäß ab: „Unser Verhältnis zu gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten wird dadurch notwendigerweise reflexiv. (Das heißt, dass) gesellschaftliche Erfahrungs- und Handlungsfelder thematisiert (werden müssen), in denen bislang selbstverständlich normative Vorstellungen, eingeregelter Arbeitsteilungen und traditionelle Lösungsmuster fragwürdig geworden sind. In den Erfahrungen von Widersprüchen und Kontinuitätsbrüchen stecken Reflexionspotentiale und Notwendigkeiten.“ (ebd. S. 11; Einfüg.: P. N.)

²⁴ Beck, U. (1991): Politik in der Risikogesellschaft. Frankf./M.

Die oben genannten gesellschaftlichen Transformationen lassen sich im Kern auf den „Freisetzungprozess“ zurückführen, den Keupp in all seinen Arbeiten zu entziffern versucht. „Weitreichende ökonomische und technologische Umgestaltungen der spätkapitalistischen Gesellschaft haben zu einer konsequenzreichen «Freisetzung» aus fest gefügten *Lebensformen und Sinnzusammenhängen* geführt. Das zeitgenössische Subjekt erlebt den Verlust von Kontexten, in denen die Koordinaten für einen Lebensentwurf und für eine Bewältigung von Alltagssituationen relativ stabil vorgesehen waren.“ (ebd. S. 14; Hervorhebg.: P. N.) Der Freisetzungprozess verläuft raumübergreifend und führt zu einer

»neue(n) Unmittelbarkeit von Krise und Krankheit in dem Sinne, daß gesellschaftliche Krisen als individuelle erscheinen und in ihrer Gesellschaftlichkeit nur noch sehr bedingt und vermittelt wahrgenommen werden können« (Beck 1986, S. 118)²⁵. Neben dieser problematischen Folge für das Individuum entstehen produktive Chancen zur Verwirklichung von einem Stück eigenen Leben. Das Individuum erlebt sich vermehrt als Zentrum der eigenen Lebensorganisation, ist für die eigene Lebensplanung zuständig, ist zunehmend weniger eingebunden in Lebensschablonen, die ihm sagen, wie eine Frau oder ein Mann zu leben hat. Das Individuum wird zunehmend Initiator seiner sozialen Bezüge, es hängt von seinen Entscheidungen ab (...). Natürlich sind diese Chancen immer zugleich auch Risiken; neue Risiken, zu vereinsamen oder sich zu überfordern. Und natürlich hängt die kreative Nutzung solcher Chancen von inneren und äußeren Ressourcen ab. (Keupp 1989, S. 15; Auslassg.: P. N.)

Ausgehend vom gesamtgesellschaftlichen Freisetzungprozess ergibt sich in der Folge für Keupp zwangsläufig die Bedeutung der ressourcentheoretischen Milieubetrachtung aktueller Subjektvorstellungen. „Der soziale Konstruktivismus“ als wissenschaftstheoretische Position – so schließt Keupp seine Empfehlung für die Sozialpsychologie in seinem Artikel (1989) ab – „steht für die Überwindung substantialistischer Subjektvorstellungen, ist aber ohne materialistisches Fundament ein Spiel der Beliebigkeit. In der Verknüpfung mit einer ideologietheoretischen Diskursanalyse kann er zu einem materialistischen Konstruktivismus werden, der Erklärungen dafür liefern kann, wie Subjekte oder gesellschaftliche Gruppen sich Bedeutungskonstitutionen ihrer sozialen Welt so bilden können, daß sie sich in dieser Welt handlungsfähig fühlen“ (Keupp 1992, S. 39).

Als Beispiel für eine soziale ressourcentheoretische Betrachtung sollen hier „die wichtigsten Veränderungen des einzelnen zu und in seinem sozialen Beziehungsnetz aus der Netzwerkforschung“ (Keupp 1989, S. 56) angerissen werden. Die Ergebnisse lauten u. a. erstens, dass urbane Lebensformen nicht aus sich heraus, wie unterstellt, isolationsfördernd sind. Zweitens, dass Nachbarschaftsbeziehungen lose miteinander verknüpft und strukturell offen anstatt in der Form eines verdichteten Kerns existieren. Drittens, dass die Auswahl von Freunden und Bekannten eine persönlich zu treffende ist und dadurch eine „höhere Wahlfreiheit“ beinhaltet. Viertens, dass die unterschiedliche Bewertung der „engen“

²⁵ Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankf./M.

Ortsbezogenheit städtischer Netzwerke, Lebenslage und Lebenslauf von Bedeutung ist. Fünftens, dass zwar keine Erosion von alltäglichen informellen Hilfeleistungen vorhanden ist, jedoch die Unterstützung von formellen Institutionen zunimmt. Und schließlich sechstens, dass der sozioökonomische Status als Ressource an Bedeutung gewinnt, wenn in realen Möglichkeiten und konkreten Formen der Netzwerkbildung der Nachweis von Grundmustern gesellschaftlicher Ungleichheit erbracht wird. Die Konsequenz dieser ressourcentheoretischen Ausschnittbetrachtung für das Subjektverständnis lautet dann, dass das aktive Subjekt zwangsläufig zum „Baumeister (s)eines Netzwerkes“ mutieren muss, wenngleich von einer prinzipiellen und beliebigen Wahlfreiheit aufgrund sozialstruktureller Lebensbedingungen keine Rede sein kann. (vgl. ebd.)

Ein Blick zurück auf das obige Zitat zu den Folgen des Freisetzungprozesses, spricht zum „Verlust von Kontexten, in denen die Koordinaten für einen Lebensentwurf (...) relativ stabil vorgegeben waren“ (ebd. S. 14; Auslassg.: P. N.), lohnt sich nun deshalb, weil für Keupp „das Erlebnis einer widersprüchlichen und segmentierten Alltagswelt, die sich nicht mehr in einen umfassenden Weltentwurf integrieren läßt, (Einfüg. P. N.: folgerichtig) eine Haltung [erzwingt], die Widersprüchliches nebeneinander stehen lassen kann und die nicht mehr von einem ‚Identitätszwang‘ beherrscht wird“ (ebd. S. 63). Keupp zieht daraus die Schlussfolgerung mit Guggenberger (1987, S. 85)²⁶: „Wer sich in wechselnden Sinnsystemen bewegen, sich unter divergierenden Lebensaspekten bewähren muß, der darf sich nicht mit zu viel ‚Identität‘ belasten, das heißt, er darf sich nicht festlegen, sondern muß beweglich bleiben, offen und anpassungsfähig.“ (ebd.) Und diese Sichtweise mündet dann in ein anderes Subjektverständnis und folglich in eine gewandelte Auffassung zur Identitätskonstruktion. Keupp stellt Anfang bis Mitte der 90er-Jahre dann auch nicht mehr vorrangig die „Thronfrage“, ob das Subjektverständnis Eriksons weiterhin Gültigkeit beanspruchen kann, sondern verändert den Blickwinkel „von der Dekonstruktion zur *Transformation* des Subjekts im postmodernen philosophischen Diskurs“. Das „alte“ Identitätskonzept, in dem „substanziologisch über das Subjekt (...), in Kategorien von Mittelpunkten, Geordnetheit“ im Sinne eines „hierarchisch-zentralistischen Modell(s)“ gedacht wird, sei „einem auf Interaktion beruhenden Identitätskonzept gewichen, das somit den Begriff dekonstruiert, das Individuum dezentriert“ (ebd., Auslassg.: P. N.). Dekonstruktion in diesem Sinne verstanden, heißt aber auch strengsten Falls für Keupp, dass Identität dann wie „eine Todesanzeige gelesen“ werden

²⁶ Guggenberger, Bernd (1987): Sein oder Design. Zur Dialektik der Abklärung. – Berlin

könnte. Dagegen hält der Autor bspw. die transformierte Vorstellung von Welsch (1991)²⁷ zum „vielheitsfähigen Subjekt“ mit einer „inneren Pluralitätskompetenz“ sowie die Auffassung, „Identität in Übergängen“ (Welsch 1990)²⁸ zu denken (vgl. Keupp 1992, S. 29), als einzig sinnvolle Antwort auf die gesellschaftliche Umbruchperiode.

Dem Begriff der Dekonstruktion wird demgegenüber dort eine wichtige Rolle zugeschrieben, wo es um die „Idealgestalt des ‚modernen Menschen‘ – genauer um seinen ‚identischen, zweckgerichteten Charakter‘ – geht“. D. h., „die äußere wie die innere Natur zugleich zu disziplinieren und zu versklaven, indem er möglichst Kontrolle nach Außen und Innen ausübt und Angst vor Kontrollverlust über allem Ambivalenten und Widersprüchlichen empfindet“ (Keupp 1995, S. 50). Keupp geht davon aus, dass „diese Idealfiktion des ‚modernen Menschen‘ (..) durch die sich vollziehenden gesellschaftlichen Umbrüche (dahingehend) ‚dekonstruiert‘ (wird)“ (ebd.; Auslassg.: P. N.), dass in der Neuorientierung gerade solche Potenziale und Chancen entstehen, die es erlauben, verschieden sein zu können und zwar ohne Angst vor Identitätsverlust. (vgl. ebd.)²⁹ Die Widersprüchlichkeit und Ambivalenz des Lebenskontextes und seiner Sinnzusammenhänge für den Einzelnen ermöglichen nun einerseits eine „gewaltige Aufwertung des einzelnen, die für viele zugleich (Einfüg.: P. N.: andererseits) eine schwer erträgliche Last ist. Fast nichts ist selbstverständlich, so wie es ist; es könnte immer auch anders sein und es liegt an mir, daß es so ist“ (ebd. S. 43), schreibt Keupp. Und das wiederum bedeutet vorteilig eine „objektiv verbesserte Basis für das selbstbestimmte Zusammenbasteln von einem ‚Stück eigenen Lebens‘“, nachteilig aber genauso auch „die Notwendigkeit, diese permanent geforderten Akte der Selbstorganisation zu erbringen und das erleben viele Menschen als Zumutung und Überforderung“ (ebd.). Dies sind die Aspekte der oben zitierten Chancen sowie Kosten und Risiken der heutigen Identitätsbildung. (vgl. i. d. A. S. 70)

Bis hierhin konnten Auszüge aus Keupps Schaffen referiert werden, die sich mit den Auslösern für ein Nachdenken über das „alte“ Identitätskonzept – gemeint ist hier vor allem das von Erikson – beschäftigen. Die in Wissenschaft und Forschung seit gut zwei Jahrzehnten vertretende These lautet zusammengefasst: Wenn sich die gesellschaftlichen Erfahrungskontexte und mithin die individuellen und kollektiven Sinnzusammenhänge für das Subjekt gravierend und anhaltend ändern, dann sollte der logische Schluss gezogen werden können, dass sich ebenso die konzeptionellen Vorstellungen über die Identitätskonstruktion

²⁷ Welsch, W. (1991): Subjektsein heute. Überlegungen zur Transformation des Subjekts. Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 39, S. 347-365

²⁸ Welsch, W. (1990): Ästhetisches Denken. Stuttgart

²⁹ Keupp bezieht sich hier auf Adorno (1980)

verändern müssten. Die Frage im wissenschaftstheoretischen Diskurs jedoch scheint unbeantwortet zu bleiben, in welchem Ausmaß welche Qualität und Form bzw. Struktur dem Identitätskonstrukt angetragen werden müsste.

Keupp schlägt schon in einem seiner ersten Aufsätze (1988; 1989) als Alternative zu klassischen Identitätskonzepten vor, Identität in Anlehnung an das Charakteristikum moderner Lebensmuster, wie der „Bastel-Mentalität“ (Gross 1985)³⁰ bzw. dem Vergleich der modernen Lebenswelt mit einem „Fleckerlteppich“ (Luckmann)³¹, als „Patchwork-Identität“ zu entwerfen. Der Autor weist in einer Fußnote daraufhin, dass die Assoziation aber nicht als sein „Patent“ gelten kann, sondern dass schon früher insbesondere in der Frauenbewegung von den „Patchwork-Karrieren“ (Sichtermann 1987)³² als auch bspw. bei Lyotard (1977)³³ von dem „Patchwork der Minderheiten“ im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Erosionsprozessen die Rede ist. (vgl. Keupp 1988, S. 432) Mit dieser Metapher lassen sich sowohl die klassischen wie auch die postmodernen Auffassungen der Identitätsformation typisieren.

Die klassischen geometrischen Patchworkmuster – also übertragbar auf die klassischen Identitätskonzepte wie bspw. nach Erikson – zeichnen sich durch ein Muster einer sich wiederholenden Gleichförmigkeit, einer Geschlossenheit im Moment der durchstrukturierten Harmonie und einem Gleichgewichtszustand von Form- und Farbelementen aus. Der „Crazy Quilt“ dagegen steht für ein Sinnbild des modernen Menschen als Produzent „individueller Lebens-Collagen“ (Gross 1985), „der seine Welt zwar nicht neu erschafft, aber in seiner Welt zu Hause ist“ (Keupp 1988, S. 432). Die Metapher steht für postmoderne Identitätsauffassungen und „lebt von seiner überraschenden, oft wilden Verknüpfung von Formen und Farben, zielt selten auf bekannte Symbole und Gegenstände. Gerade in dem Entwurf und der Durchführung eines solchen ‚Fleckerlteppichs‘ kann sich eine beeindruckende schöpferische Potenz ausdrücken“ (ebd.). Keupp übersetzt den „Crazy Quilt“ anschließend in identitätstheoretische Überlegungen derart, dass für die Identitätsbildung unter den heutigen Bedingungen Folgendes gelten kann: „Zu betrauern ist (...) nicht der Verlust von Identität schlechthin, sondern allenfalls jener Typus, der sich entsprechend dem klassischen Quilt über seine Geordnetheit und Voraussehbarkeit definiert. Wir haben es nicht mit ‚Zerfall‘ oder ‚Verlust der Mitte‘ zu tun, sondern eher mit einem Zugewinn kreativer

³⁰ Gross, P.(1985): Bastelmentalität: ein postmoderner Schwebezustand. In: Das pfeifende Schwein. hrsg. v. T. Schmid. – Berlin; S. 63-84

³¹ Verweis: keine korrekte Literaturangabe von Keupp

³² Sichtermann, B. (1987): Frauen-Arbeit. Über wechselnde Tätigkeiten und die Ökonomie der Emanzipation. – Berlin

³³ Lyotard, J. F. (1977): Das Patchwork der Minderheiten. - Berlin

Lebensmöglichkeiten, denn eine innere Kohärenz ist der Patchworkidentität keineswegs abhanden gekommen.“ (ebd. S. 433; Auslassg.: P. N.) Nun ist das „Gefühl der Kohärenz“ (sense of coherence) als entscheidende Bedingung für psychische und physische Gesundheit schon bei Erikson *das* normative Charakteristikum der Identitätsbildung hinsichtlich ihres gelungenen Endzustandes. Das bedeutet mit Keupp angenommen: Die Identitätsbildung bei Erikson kann dann als gelungen gelten, wenn das Subjekt eine Analogie zwischen den Außenanforderungen und den inneren Persönlichkeitsdispositionen in der Weise erreicht hat, dass praktisch das Kohärenzgefühl selbst zu einer Persönlichkeitsdisposition wird. Der Unterschied zwischen dem klassischen und dem postmodernen Quilt dagegen wird von Keupp gerade darin gesehen, auch dann ein „Gefühl von Kohärenz“ entwickeln zu können, wenn die äußeren Bedingungen kein „fixes Koordinatensystem von Normen und Sinnzusammenhängen“ im Angebot haben, anhand dessen das Individuum seine „Identitätsarbeit“ ausrichten kann. Erst aus der „gelungenen Verknüpfung einer Person mit anderen (und) aus den dadurch ermöglichten Solidaritätspotentialen“ wird dieses Gefühl „erarbeitet“ und ist nicht als „Persönlichkeitsdisposition“ vorauszusetzen. Das schließt nicht für Keupp aus, dass die Kosten und Risiken des „kreativen Prozesses der Selbstorganisation“ für den Einzelnen oft beharrliche Versuche in sich bürden, neue und lebenswerte Formen der Alltagsbewältigung zu entwickeln. (vgl. ebd.) Diese identitätstheoretische Übersetzung klingt m. E. noch nicht überzeugend genug, um zwar einerseits an dem Begriff des Kohärenzgefühls festhalten, ihm andererseits aber höchstwahrscheinlich ein anderes Vorzeichen geben zu wollen. Noch fehlt hier eine differenzierte konzeptionelle Offenlegung des „kreativen individuellen Syntheseversuchs“. Eine abgerundete Begründung jedoch zum Festhalten an der Idee einer „Patchwork-Identität“ und eines in ihr wohnenden „Identitätsgefühls“ erschließt sich bei Keupp (u. a. 1999) erst in seinem Werk: „Identitätskonstruktionen – Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne“ ungleich differenzierter. Der Autor führt hier aus, dass Identität vor dem Hintergrund einer Dekonstruktion grundlegender Koordinaten des modernen Selbstverständnisses in Bezug auf Einheit, Kontinuität, Kohärenz und Entwicklungslogik und aufgrund der im Gegensatz dazu zentralen Welterfahrung von Kontingenz, Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch, Zerstreuung, Reflexivität oder Übergängen (vgl. ebd. S. 30):

deshalb auch nicht mehr als Entstehung *eines* inneren Kerns thematisiert (werden kann), sondern als ein Prozeßgeschehen *beständiger* „alltäglicher Identitätsarbeit“ (...), als permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten. Die Vorstellung von Identität als einer fortschreitenden und abschließbaren Kapitalbildung wird zunehmend abgelöst von der Idee, daß es bei Identität um einen

„Projektentwurf des eigenen Lebens“ (Fend 1991, S. 21)³⁴ geht oder um die Abfolge von Projekten, die in ihrer Multiplizität in ganz *neuer* Weise die Frage nach Kohärenz und Dauerhaftigkeit bedeutender Orientierungen des eigenen Lebens stellen (Keupp u. a. 1999, S. 30; Auslassg.; Hervorheb.: P. N.).

Das bedeutet folglich für eine Betrachtung von Kohärenz als „Projektentwurf“, wenn sich die soziokulturellen Schnittmuster verändern und Kohärenzgarantien auflösen:

Kohärenz kann für Subjekte auch eine offene Struktur haben, in der – zumindest in der Wahrnehmung anderer – Kontingenz, Diffusion im Sinne der Verweigerung von commitment, Offenhalten von Optionen, eine idiosynkratische Anarchie und die Verknüpfung scheinbar widersprüchlicher Fragmente sein dürfen. Entscheidend bleibt allein, daß die individuell hergestellte Verknüpfung für das Subjekt selbst eine authentische Gestalt hat, jedenfalls in der gelebten Gegenwart, und einen Kontext von Anerkennung, also in einem Beziehungsnetz von Menschen Wertschätzung und Unterstützung gefunden hat. (Keupp u. a. 1999, S. 57)

Es geht für das Kohärenzthema im Besonderen – so lässt sich Keupp zusammenfassen – nicht mehr ein „Ja oder Nein“, sondern um den Herstellungsprozess von Kohärenz, seiner Strategien und seiner zu differenzierenden Qualitäten in Form einer „fragile(n) Konstruktion“ aus internalen und externalen Erfahrungen anstatt eines festen Besitzes. (vgl. ebd. S. 93f.) Eine solche „fragmentierte Identität“ sei dann auch nicht pathologisch – also normativ als misslungene bzw. kranke, weil angeblich defizitäre – zu betrachten, sondern als Normalisierung zu bewerten, solange die Einzelfragmente zu einem Sinn Ganzen des eigenen Lebens miteinander durch Kommunikation und Interaktion in Beziehung treten und gerade in ihrer Individualität auf einer von Außen legitimierten Anerkennung beruhen. (vgl. Keupp 2004b, S. 30f.) Dann kann der Kohärenzsinn definiert werden als:

ein positives Bild der eigenen Handlungsfähigkeit (..), die von dem Gefühl der Bewältigbarkeit von externen und internen Lebensbedingungen, der Gewißheit der Selbststeuerungsfähigkeit und der Gestaltbarkeit der Lebensbedingungen getragen ist. Der Kohärenzsinn ist durch das Bestreben charakterisiert, den Lebensbedingungen einen subjektiven Sinn zu geben und sie mit den eigenen Wünschen und Bedürfnissen in Einklang bringen zu können (ebd. S.13f.; Auslassg.: P. N.).

Der Kohärenzsinn als „geistige Haltung“, den Keupp hier im Anschluss an Antonovskys (1987, S. 19)³⁵ „globale Orientierung“ beschreibt, beinhaltet kurzgefasst die „Verstehensdimension“, die „Bewältigungsdimension“ und die „Sinndimension“, über die der Einzelne eine Art Grundgefühl entwickelt, in dem sich sein individueller Lebenssinn und -zusammenhang ausdrückt. (vgl. ebd. S.13)

³⁴ Fend, H. (1991): Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen. Entwicklungspsychologie der Moderne; Bd. II. - Bern

³⁵ Antonovsky, A. (1987): Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well. San Francisco: Jossey-Bass; (dt., 1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. – Tübingen

Für das Identitätsthema im Allgemeinen positioniert sich Keupp in seinem Werk von 1999 dann neu, wenn er letztlich zu dem Schluss kommt, dass also doch nicht das Erbe der Klassiker aufzugeben bzw., dass die Frage, ob Erikson verabschiedet werden sollte oder nicht, die falsche Frage sei. (vgl. ebd. S. 32) Sondern:

Die aktuelle Identitätsforschung, die sich an Erikson abarbeitet, ist deshalb sinnvollerweise *nicht als Dekonstruktion von Identität* zu verstehen, sondern als kritische Überwindung jenes *zeitspezifischen Postulats nach Passungsformen* zwischen Subjekt und Gesellschaft, die für ihn die empirischen Bezugspunkte seiner Theorie waren und die sich möglicherweise verändert haben. Dekonstruktion von Erikson bedeutet deshalb die *Benennung zeittypischer Muster*, denen er den Rang universeller Strukturprinzipien von Identitätsbildung zugemessen hatte. (ebd. S. 31f.; Hervorhebg.: P. N.)

Bevor sich die Argumentation mit Keupps und dem seiner Ko-Autoren für mein Dafürhalten wichtigsten und für die eigene Arbeit richtungsweisenden Werk von 1999 noch eingehender auseinandersetzt, ist es in Anbetracht der von Keupp fachübergreifend gewählten Komplexität und der gar manches Mal nicht unmittelbar linear nachvollziehbarer Begründungsversuche einerseits und einiger Wiederholungen andererseits sinnvoll, zunächst einen Querschnitt der Erkenntnis zu ziehen. Auch auf die Gefahr hin, sein Schaffen ungerechtfertigt zu verkürzen und damit zu schmälern, ist eine zu treffende Auswahl darzustellender Aspekte aus Gründen des Umfangs unumgänglich. Die Aufhänger in Keupps konzeptionellem Versuch mit der Metapher der „Patchwork-Identität“ beinhalten nach meiner Auffassung drei wesentliche Aspekte:

- (1) die Widersprüchlichkeit, nicht die Eindeutigkeit der Lebensverhältnisse und des Weltzusammenhanges,
- (2) die (innere und äußere) Offenheit, nicht aber die Geschlossenheit einer durchstrukturierten Harmonie respektive die Festlegung im Sinne eines „Identitätszwanges“ bzw. „Einheitszwanges“ sowie
- (3) die Legitimation eines fragilen anstelle eines stabilen, überdauernden Kohärenzsinn und auch der Zugewinn an kreativer „Lebenskohärenz“ und nicht „der Zerfall“ oder der „Verlust der Mitte“.

Hier zeichnet sich die Idee ab, eine *andere* Qualität und Struktur von Kohärenz „als Gegenentwurf“ zu Eriksons Begriffen von Störung und Gesundheit bzw. Pathologie und Normalität konzeptionell zu entwerfen. (vgl. Mey 1999, S. 67). Die Gründe sieht Keupp darin, dass sich die äußeren Voraussetzungen der Identitätsbildung im gesellschaftlichen Transformationsprozess derart gravierend verändert haben, dass aktuell betrachtet, keine traditionellen „Identitätsschablonen“ vorausgesetzt werden dürfen, die dem Subjekt bindend sinnhafte Handlungsorientierungen anbieten würden. Eine objektiv pluralisierte und individualisierte Lebenswelt erfordere vom Einzelnen eine subjektive Selbstorganisation von

pluralisierten und individualisierten Denk- und Handlungsstrukturen im Sinne eines „offenen Identitätsprojekts“. Die Folge ist, dass der Einzelne zu seinem eigenen Sinnzentrum werden soll, indem er also selbstständig darüber entscheidet, was für ihn Sinn macht, wohl wissend, dass diese Entscheidungsfreiheit Kosten und Risiken in sich birgt. Zentral für das dabei zugrunde gelegte aktive Subjektverständnis ist außerdem, dass für das kreative und souveräne Individuum die gestalterischen Fähigkeiten des Aushandelns, der individuellen Verknüpfung und Kombination multipler Realitäten, die spezifische soziale Beziehungsarbeit und (ab 1992 ergänzend aufgenommen) ein Urvertrauen zum Leben und seinen ökologischen Voraussetzungen zu notwendigen Identitätsbedingungen werden. Als Bedingungen dafür, um die „riskanten Chancen“ produktiv zur Identitätsbildung nutzen zu können. (vgl. Keupp 1990, S. 708; 1998, S. 19f.) Und für das Ziel einer realitätsangemessenen Konzeption des Identitätskonstrukts würde es dann zusammengefasst lauten müssen: „Das Augenmerk sollte (..) auf die Veränderbarkeit, die zeitliche Begrenztheit, die Optionalität und die Relativität von Identitätsentwürfen gerichtet sein.“ (Gmür/Höfer 1991, S. 57; Auslassg.: P. N.) Jene Auffassung insgesamt abrundend, soll Keupp letztlich selbst zu Wort kommen dürfen, wenn er 1998 dann doch den in seinen zentralen Ansichten konturierenden Versuch unternimmt, eine Definition des Identitätsbegriffs vorzunehmen:

Identität ist ein Projekt, das zum Ziel hat, ein individuell gewünschtes oder notwendiges »Gefühl von Identität« (*sense of identity*) zu erzeugen. Basale Voraussetzungen für dieses Gefühl sind soziale Anerkennung und Zugehörigkeit. Auf dem Hintergrund von Pluralisierungs-, Individualisierungs- und Entstandardisierungsprozessen ist das Inventar übernehmbarer Identitätsmuster ausgezehrt. Alltägliche Identitätsarbeit hat die Aufgabe, die Passungen (das *matching*) und die Verknüpfungen unterschiedlicher Teilidentitäten vorzunehmen. Qualität und Ergebnis dieser Arbeit findet in einem machtbestimmten Raum statt, (...) Qualität und Ergebnis der Identitätsarbeit hängen von den Ressourcen (..) einer Person ab, von individuell-biographisch fundierten Kompetenzen über die kommunikativ vermittelten Netzwerkressourcen bis hin zu gesellschaftlich-institutionell vermittelten Ideologien und Strukturvorgaben. Das Identitätsprojekt muß nicht von einem Wunsch nach einem kohärenten Sinnganzen bestimmt sein, wird aber von Bedürfnissen geleitet, die aus der persönlichen und gesellschaftlichen Lebenssituation gespeist wird. Insofern konstruieren sich Subjekte ihre Identität nicht in beliebiger und jederzeit revidierbarer Weise, sondern versuchen sich in dem, was ich Gefühl von Identität genannt habe, in ein »imaginäres Verhältnis zu ihren wirklichen Lebensbedingungen« (Althusser 1973, S. 147)³⁶ zu setzen. Beim Herstellen dieser Identitätskonstrukte werden zumindest »Normalformtypisierungen« benötigt (Identifikationen), Normalitätshülsen oder Symbolisierungen von alternativen Optionen, Möglichkeitsräumen oder Utopien. (Keupp 1998, S. 34; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Kritische Einwände gegen Keupp lassen sich im Wesentlichen folgendermaßen zusammenfassen:

(1) Als wesentlich geäußelter Vorwurf gegenüber postmodernen Konzeptvorstellungen, wie der von Keupp, wäre die oft *unzureichende Differenzierung der inhaltlichen Konzepte* bzw. deren Vagheit zu nennen. So heißt es bei Mey: „(I)nsbesondere bei dem Konzept der

³⁶ Althusser, Louis (1973): *Marxismus und Ideologie*. - Berlin

Patchwork-Identität bleibt es, ich schließe hier an Straub an, ‚von Anbeginn an diffus und unbestimmt (...), was kritisiert und überwunden werden soll‘ (Straub 1991, S. 63)“ (Mey 1999, S. 74; Auslassg. bei Mey). Straub konstatiert schließlich unverändert: „daß sich alle angeblichen und dramatischen Unterschiede gegenüber modernen Konzeptionen personaler Identität schon beim zweiten Hinsehen verflüchtigen“ (Straub 2000, S. 187), zumindest dort, wo die Struktur des postmodernen Selbst beschrieben wird. Dabei kritisiert er ausdrücklich Welsch und Keupp und deren dezentrierten Identitäts- und Kohärenzbegriff.

(2) Für Keupp gilt die *vornehmliche Betrachtung der zentralen Bedingungen und Voraussetzungen* – „zuvorderst dem (Nicht-)Vorhandensein von materiellen und sozialen Ressourcen“ (Mey 1999, S. 70) – unter denen Identität dann als ‚riskante Chance‘ *erfolgreich* verlaufen vermag anstelle einer zieladäquaten Elaboration des konzeptionellen Gehalts seiner Patchworkidentität. In der Folge ist erstens: „in der Konzeption einer Patchwork-Identität die formaltheoretische Ebene nur mehr ein akzidentelles Problem bzw. sie wird als solches behandelt, während stattdessen die qualitativen Merkmale im Vordergrund stehen“ (Mey 1999, S. 78). Zweitens bleibt mit aller Vorsicht, doch ein stärkeres Übergewicht des normativ orientierten Resultats anstatt der Rekonstruktion seines Entwicklungsprozesses zu konstatieren. Für Keupp legitimiert sich aus der Erschließung gesellschaftlicher Bedingungen das „diffuse“ Identitätsgefühl als ein mögliches Identitätsziel, sprich als einen für den Einzelnen unter Berücksichtigung von Kosten und Risiken tragbaren „gelungenen“ gesunden Endzustand. Dahingehend sind auch die unabhängigen Forschungsarbeiten seiner Ko-Autoren im Anschluss an die Arbeiten zu Marcia zu lesen, welche den Versuch unternehmen, die „Identitätsdiffusion“ postmodern zu lesen und das Statusmodell zu erweitern. Unbestritten bleibt der kritische Vorwurf m. E. dahingehend auch erhalten, dass in Keupps Arbeiten bis 1998 in der Tat keine konzeptionelle Weiterentwicklung bzw. Präzisierung seiner Patchwork-Identität zu finden ist. Eine angekündigte Kommentierung anfänglicher Auffassungen zu seiner Patchwork-Idee hat Keupp (einschließlich in späteren Arbeiten), wie Mey (1999, S. 71) zuvor zu Recht moniert, unterlassen.

(3) Die aus erstens und zweitens zu ziehende Schlussfolgerung zur kritischen Überprüfung benennt drittens die *verfrühte Verabschiedung* des Identitätskonzepts von Erikson, da davon ausgegangen werden kann, dass sich Keupp durchaus „unter der Hand einigen Positionen wieder angenähert zu haben“ (Mey 1999, S. 73) scheint. Zu Eriksons Positionen zählen bereits die „Akzentuierung von Identität als Identitätsgefühl und die Betonung von Anerkennung und Zugehörigkeit“ (ebd. S. 73), die Analyse von „individuellen, sozialen und historischen Wirkfaktoren“ (ebd.) der Identitätsbildung, das „(möglicherweise

permanente) Wechselspiel (...) zwischen den Polen, so daß eine geglückte Identität immer nur temporär zu verstehen ist“ (ebd. S. 76; Auslassg.: P. N.). Und auch „Widersprüche und Konfliktpotentiale, in die der oder die einzelne gerät, (sind) in Eriksons dimensionaler Fassung von Identität und Diffusion zumindest erkennbar“ (ebd. S. 74). Schließlich bleibt, so Mey, ohnehin auch die Frage offen, ob die „Annahme von Elementen und Teilidentitäten, die sich in einem losen Zusammenhang befinden, wirklich neu (ist)“ (ebd.), da auch schon Erikson von einer „relativen Ganzheit“ als ein „Zusammentreten von gegebenenfalls ganz verschiedenartigen – Teilen“ spricht, „die zu fruchtbarer Verbindung und Organisation gelangen“ (Erikson 1974, S.168). Auch wenn Keupp schließlich selbst eine Distanzierung zum Abschiednehmen von Eriksons Konzeption einnimmt und doch am „Erbe der Klassiker“ festhalten möchte, so bleibt er äußerst zurückhaltend gegenüber eigenen kritischen Revisionsnotwendigkeiten.

(4) Den Zuspruch finden Keupps Arbeiten dagegen in folgender Aussage:

Damit soll nicht bestritten werden, daß trotz der mitunter überzogenen Debatte und den schwierigen Implikationen des Konzeptes der Patchwork-Identität und ungeachtet aller Unschärfen, die gerade in Bezug auf Erikson bzw. dessen Rezeptionen fort dauern, durch die Keuppschen Arbeiten wie durch die seiner Mitarbeiter(innen) eine neue Perspektive „zu den gängigen normativen Erwartungen, was unter gelungener Identität zu verstehen sei“ (Keupp 1998b, S. 12) aufgezeigt werden konnte. Dazu gehörte insbesondere, sich gegen häufig (alltagssprachlich) vorgenommene Versuchungen und Versuche einer „vorschnellen Ineinssetzung von Identität und gelungener Identität“ (Straus 1991, S. 8; Hervorhebg.: P. N.) zu verwahren. (Mey 1999, S. 79)

(5) Zu teilen sei weiterhin die wissenschaftstheoretische Perspektive mit der Betonung des Prozesscharakters von Identität anstelle der Bewertung ihrer Ausgänge durch die Überbetonung von Kontinuität und Konsistenz als Kern- und Zielpunkt jeder Art von Identität in traditionellen Identitätskonzepten. Das hieße, Kohärenz und Nicht-Kohärenz bzw. Kontinuität und Diskontinuität als gleichberechtigte Pole anstelle einer selbstverständlichen Voraussetzung von ‚Gleichem‘ anzuerkennen. (vgl. ebd.) Und das wiederum bedeutet, dass die Kontroverse zwischen Eriksons synchroner (hierarchischer) versus Keupps asynchroner (vernetzter) Identitätsstruktur nicht als Gegensatz in den Vordergrund des vornehmlich psychologischen Identitätsdiskurses gerückt werden muss. Bedeutender scheint die Akzeptanz der Vorstellung, dass die durch Pluralisierung bewirkte Entwicklung eben nicht auf eine „lineare Finalität“ (Krappmann 1998, S. 88) hinausläuft, sondern die „Mannigfaltigkeit der Identitätsbalancen“ (ebd.) vermehrt Beachtung finden muss. (vgl. Mey 1999, S. 80)

(6) Die kritische Bemühung Keupps liegt darin, die Identitätsforschung stärker für eine lebensweltliche Orientierung zu sensibilisieren und unterschiedliche, vorläufige Identitätsausgänge als subjektive Hervorbringungen von Individuen in ihren je konkreten Lebenswelten zu verstehen. In der Konsequenz lässt es dann schließlich doch „ein anderes

Verständnis dessen zu, was Erikson mit ‚relativer Ganzheit‘ meinte“ (ebd. S. 81), wenn sich in diesem Sinne der Fokus stärker auf die Prozesshaftigkeit von Identität richtet, „wie sich dies programmatisch im Terminus der ‚alltäglichen Identitätsarbeit‘ ausdrückt“ (ebd.).

Und insbesondere das letzte Argument trifft auf einen der Gründe, warum sich die Arbeit im Weiteren mit dem Terminus der „alltäglichen Identitätsarbeit“ in Keupps heuristischem Modellversuch genauer und deshalb ausführlicher beschäftigen wird. Eben auch deshalb, weil dieses Modell in Keupps Arbeiten und denen seiner Ko-Autoren konzeptionell (ab 1997 bzw. 1998) und vor allem auch empirisch (von 1989 bis 1999) bis heute das einzuholen versucht, was davor an Struktur, Ordnung oder Offenlegung einer „Patchwork-Identität“ noch zu fehlen schien.³⁷ Wichtig ist dabei m. E., dass die Autoren sich selbst mit ihrer Metapher als Anfangsidee oder Ausgangspunkt auf einen Suchprozess begeben haben. (vgl. Keupp 2004b, S. 5f.) Als solcher sollte er die oben genannten kritischen Stimmen und teilweise überzeichneten Erwartungen – auch meine eigenen - milder stimmen dürfen.

1.5.2 Das Konzept der „Patchwork-Identität“ nach Keupp (u. a. 1999) und Höfer (2000)

Im vorherigen Abschnitt richtete sich der Fokus auf die Begründung, „*warum*“ in den Identitätstheorien von der Notwendigkeit einer Neukonstruktion des Identitätsbegriffs inklusive seines konzeptionellen Gehaltes auszugehen ist. Nun dagegen steht der Versuch im Vordergrund, eine Möglichkeit aufzuzeigen, „*wie*“ der selbstreflexive Konstruktionsprozess innerhalb einer ganzheitlich vernetzten Identitätsstruktur einer so bezeichneten »Patchwork-Identität« vor dem »inneren Auge« (Bohleber 1998, S. 111) des Subjekts als „subjektive Erfahrung“ (Haußer 1995, S. 21) konzipiert werden könnte. Damit ist der aktuelle identitätstheoretische Forschungsstand dort eingefangen, wo die gegenwärtige sozialpsychologische Forschung die Aufhellung eben dieses Prozesses einklagt. Das Interesse, gerichtet auf den allgemeinen Formationsprozess von Identität, steht im Kontext folgender Fragen:

³⁷ Der ausführliche Rahmen liegt darin begründet, dass die einzelnen komplexen (Zu-)Arbeiten zum Modell nicht ohne Weiteres aufeinander beziehbar sind, sondern m. E. eine gewisse allgemeine Ordnungsstruktur benötigen. Auch deshalb, weil hier das Modell noch nicht vorrangig unter spezifischen Forschungsfragen beschrieben wird, wie es bei den Einzelarbeiten der Fall ist. Der Fokus ist vielmehr auf den Versuch gerichtet, eine verdichtete Beschreibung der Prozessebenen und ihrer Funktionen sowie ihrer darin wirkenden Strukturelemente zu leisten.

Wie fertigen Subjekte ihre patchworkartigen Identitätsmuster? Wie entsteht der Entwurf für eine kreative Verknüpfung? Wie werden Alltagserfahrungen zu Identitätsfragmenten, die Subjekte in ihrem Identitätsmuster bewahren und sichtbar unterbringen wollen? Woher nehmen sie Nadel und Faden und wie haben sie das Geschick erworben, mit ihnen so umgehen zu können? Und schließlich: Woher kommen die Entwürfe für die jeweiligen Identitätsmuster? Gibt es gesellschaftlich vorgefertigte Schnittmuster, nach denen man sein eigenes Produkt fertigen kann? Gibt es Fertigpackungen mit allem erforderlichen Werkzeug und Material, das einem die Last der Selbstschöpfung ersparen kann? (Keupp 2004b, S. 6)

Einführend in die Problematik schließt dieser Fragenkatalog explizit an die für die Identitätstheorie typische terminologische und analytische Konzeptionalisierung der Identität als Formationsstruktur aus einer Konklusion von Außen- und Innenweltdesignen an, wie sie zu Beginn des Kapitels schon ausführlich diskutiert worden ist. Das heißt genau genommen nach meiner Auffassung, dass sowohl die pluralen, mehrdimensional-institutionalen und deshalb multioptionalen Lebens- bzw. Erfahrungswelten (die Außenwelt) eine Patchworkstruktur für sich allein genommen abbilden, als auch dass der „innere Ort“ vor dem „inneren Auge“ auf der Bewusstseinssebene, in denen sowohl die Außenwelt- als auch die Innenweltdesignen reflektiert werden, eine patchworkartige Repräsentanzstruktur konturiert. Diese jeweiligen Strukturen wiederum müssen vom Subjekt als Individuum und als Mitglied einer Gesellschaft in seiner Selbstreflexion hervorgebracht werden. Das heißt nichts anderes, als das, was das (engl.) Wort „work“ ausdrückt: Arbeit. Aus diesem Blickwinkel betrachtet, wird klar, dass Keupp (und seine Ko-Autoren) weniger von Identitätsbildung, (Trans)Formation oder Entwicklung sprechen, sondern den Herstellungsprozess als „Identitätsarbeit“ bezeichnen. Sie charakterisieren jene als eine einerseits nach außen gerichtete „Passungsarbeit“ und als eine nach innen gerichtete „Synthesearbeit“ andererseits. Hierzu heißt es bei den Autoren:

Identitätsarbeit hat eine innere und äußere Dimension. Eher nach außen gerichtet ist es die Dimension der *Passungsarbeit*. Unumgänglich ist hier die Aufrechterhaltung von *Handlungsfähigkeit* und von *Anerkennung* und Integration. Eher nach ‚innen‘, auf das Subjekt, bezogen ist die Synthesearbeit zu leisten, hier geht es um die subjektive Verknüpfung der verschiedenen Bezüge, um die Konstruktion und Aufrechterhaltung von Kohärenz und Selbstanerkennung, um das Gefühl von Authentizität und Sinnhaftigkeit. (ebd. S. 10; Hervorhebg.: i. O.)

In dieser Definition drückt sich einführend ein Begriffsverständnis der „*alltäglichen Identitätsarbeit*“ aus, das davon ausgeht, dass „Identität beständig durch eine permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Bedingungen“ (Höfer 2000, S. 183) im Sinne einer unentwegten „Verschränkung von sozialen und personalen Prozessen“ (ebd.) durch das Subjekt hergestellt wird. In einer solchen Verschränkung liegen nach Auffassung der Autorin zwei Antriebskräfte für die Identitätsbildung vor: Zum einen müssen Individuen, „(u)m sich einzigartig und in sozialer Verbundenheit zur eigenen Lebenswelt einschätzen und verorten zu können, (...) beide Seiten in Bezug zueinander setzen beziehungsweise »ausbalancieren« “

(ebd.; Auslassg.: P. N.). Die andere Antriebskraft resultiert aus der temporären und relationierenden Verknüpfung retrospektiver und prospektiver Aspekte. Für beide Antriebskräfte heißt es dann im Ergebnis additiv:

Identität entwickelt sich als kontinuierliche Verschränkung eines (selbst-)reflexiven *Verarbeitungsprozesses* gegenwärtiger und vergangener Erfahrungen von sich selbst und eines (selbst-)steuernden *Gestaltungsprozesses* zukünftiger Perspektiven/Erfahrungen von sich selbst. Handlungsfähigkeit beziehungsweise Gesundheit stellt sich in diesem Prozeß in dem Maße her, wie es den Individuen gelingt, *Passungen* zwischen den ambivalenten und teilweise widersprüchlichen Prozessen herzustellen. (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)

Aus **terminologischer Sicht** lassen sich in einem ersten Schritt folgende konzeptionelle Präzisierungen des Identitätsbegriffs mit dem Terminus der „Alltäglichen Identitätsarbeit“ ausmachen:

(1) Eine „Patchwork-Identität“ ist ein *Ergebnis* individueller, selbstreflexiver Prozesse. Als solches stellt sie eine „*selbstreferentielle Struktur*“ oder einen „konzeptionelle(n) und evaluative(n) *Rahmen* (dar), innerhalb dem die Person ihre Erfahrungen integriert, interpretiert und bewertet“ (Höfer 2000, S. 184; Einfüg.; Hervorhebg.: P. N.) und der „als Basis für alltägliche Identitätsarbeit dient“ (Keupp u. a. 1999, S. 60). Die Produkte wiederum der Identitätsarbeit sind subjektive *Konstruktionen* der Identität, „weil es sich nicht um fertige Ergebnisse, sondern um ständig sich weiterentwickelnde Produkte des Identitätsprozesses handelt“ (ebd. S. 189). An dieser Stelle macht der Konstruktionsbegriff wiederholt deutlich, „daß das, was im Akt der Selbstreflexion entsteht (...), sich mit dem selbstreflexiven Akt wieder zu verändern beginnt, man sich also in und mit seiner Selbsterzählung ständig »neu konstruiert«“ (ebd.; Auslassg.: P. N.)³⁸.

(2) Die „Patchwork-Identität“ ist zugleich ein Prozessgeschehen. Identität als Prozess arbeitet an der Schnittstelle zwischen Innenwelt- und Außenwelthanforderungen. „In dieser Identitätsarbeit versucht das Subjekt, situativ stimmige *Passungen* zwischen inneren und äußeren Erfahrungen zu schaffen und unterschiedliche Teilidentitäten zu verknüpfen.“ (ebd. S. 60) Der Passungsprozess setzt ein *aktives* Subjekt voraus, ist durch *Permanenz* gekennzeichnet und hebt mit der Verknüpfung von reaktiven, verarbeitenden und bewertenden, insbesondere auch die *lebensgestalterischen, eigenständigen und prospektiven* Leistungen des Subjekts hervor.

(3) Das *Ziel* der alltäglichen Identitätsarbeit ist, über das auf die Weise aktiv und alltäglich entwickelte, konzeptionell und evaluativ strukturierte *Identitätsprojekt*, einen individuellen *Sense of coherence* zu erzeugen. (vgl. ebd. S. 34) Neben der Konstruierung von Werten, Zielen und Vorstellungen von sich selbst sowie einer globalen weltlichen Orientierung

³⁸ vgl. hierzu i. d. A. S. 37ff.

produziert das Subjekt „auch Vorstellungen (Selbst-Theorien) über das eigene Funktionieren und über die Anpassung, Gestaltbarkeit bzw. die Bewältigung des eigenen Alltagslebens. Dabei entsteht ein Gefühl und Wissen subjektiver Handlungsfähigkeit“ (ebd. S. 235). Und im Erleben der eigenen Handlungsfähigkeit schließlich drückt sich der kategoriale Stellenwert des Sence of coherence aus. (vgl. ebd. S. 236)

1.5.3 Zum „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“ aus analytischer Perspektive

Jetzt interessiert eine **analytische Perspektive** auf das „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“. Hierfür greife ich auf das Ursprungsmodell von Straus/Höfer (1998a) zurück, um zunächst die strukturalen Ebenen des Modells aufzuzeigen. (vgl. Abbildung 8a) Die zentralen Elemente der Selbsterfahrungen sind zugleich Ziel und Bedingung der subjektiven Konstruktionen. Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit bedeutungsvollen prozessualen Koordinationsleistungen des „Identitätsmanagements“. (vgl. Abbildung 9) Abschließend wird der „übergreifende Steuerungsprozess“ die ergebnisorientierten Syntheseleistungen der „alltäglichen Identitätsarbeit“ erhellen (vgl. Abbildung 11), die eine sogenannte „Meta-Identität“ formieren. Das Bemühen um eine angemessene, detaillierte, konzeptionelle Darstellung trägt sich aber mit dem Gedanken, punktuell nur solche Aspekte vor allem in Hinblick auf eigene Fragestellungen zu berücksichtigen, die auch im nächsten Arbeitskapitel grundlegender Bearbeitungsgegenstand sind, da andernfalls der hier verfügbare Rahmen gesprengt werden würde.³⁹

Zu den Strukturebenen des Identitätsprozesses

Die drei Strukturelemente, über die der gesamte Reflexionsprozess von selbstbezogenen Erfahrungen im „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“ verläuft, sind:

- a) die Reflexion **situationaler Selbstthematizierungen**,
- b) deren Integration zu **Teilidentitäten** und
- c) die Bildung von **Identitätskernen** auf der **Metaebene**.

³⁹ Anmerkungen zu formalen Aspekten: Ich greife auf das Ursprungsmodell von Straus, F./Höfer, R. (1997, hier als 2. Aufl. von 1998a), von Keupp, H. (u. a.) 1999 und von Höfer, R. (2000) zurück. Das Konzept der „Alltäglichen Identitätsarbeit“ ist 1989 im Zuge der Gründung einer Projektgruppe, der diese Autoren nach meinem Wissen unter Leitung Heiner Keupps angehören, im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 333 der Universität München „Entwicklungsperspektiven von Arbeit“ für ein Längsschnittprojekt entstanden. Dass alle drei Literaturen von mir analysiert werden, beruht auf dem Ziel der Vollständigkeit, da in jedem Einzelwerk prozessuale Aspekte (weiter)entwickelt werden, die jeweils in den anderen beiden nicht vordergründig theoretisiert werden.

Die einzelnen Strukturebenen stellen sowohl jeweils für sich allein genommen Prozessakte dar, als auch in ihrem komplexen Zusammenspiel. Somit verlaufen die prozessualen Entwicklungslinien der „alltäglichen Identitätsarbeit“ quer zur strukturalen Folie. (vgl. Abbildung 9) Zum m. E. besseren Verständnis beider Betrachtungsweisen wird die Abbildung 8(a) bereits im Vorfeld um einen wechselseitigen Stufenaufbau (8b) ergänzt.⁴⁰

Strukturelemente des Identitätsprozesses

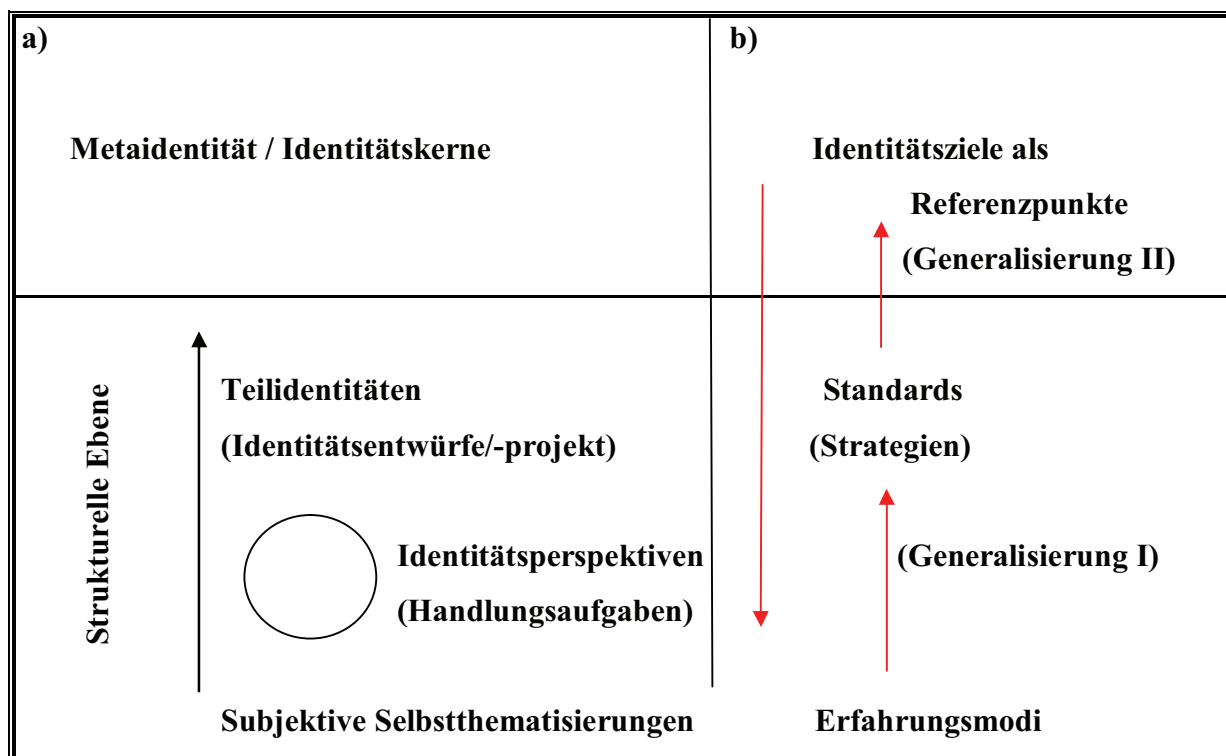


Abbildung 8: a) Strukturelemente des Identitätsprozesses (Straus/Höfer 1998a, S. 303);
b) Wechselbezüge zwischen den Strukturebenen

a) (Retrospektive) Reflexion situationaler Selbstthematizierungen

Wenn der Begriff „alltäglich“ das Alltagshandeln, also alles Tun, Denken und Fühlen, resultierend aus lebensweltlichen Erfahrungen, unter das Postulat der Identitätsrelevanz stellt, und Identität dann zur „Weltformel“ (Keupp u. a. 1999, S. 100) wird, dann kann für die kontinuierlichen „kleinen“ ichbezogenen Selbstwahrnehmungen über den Tag hinweg der Begriff der „**situativen Selbstthematizierungen**“ nominiert werden. In jeder situativen Selbstwahrnehmung wird anhand von fünf Erfahrungsmodi ein kognitives, emotionales,

⁴⁰ Damit wird der Kreislauf identitätstheoretischer Formationsaspekte erklärbar. Insofern teile ich nicht die schematische Darstellung eines eindimensionalen Richtungspfeiles, sondern gehe davon aus, dass es ein Wechselseitiger sein müsste. (Die Annahme ist, dass sich der Pfeil auf die chronologische Ordnung von der kleinsten zur größten Einheit bzw. auf den Aufbau der „Stufen“ bzw. „Ebenen“ anstelle der prozessualen Verknüpfung bezieht)

soziales, produktorientiertes und körperorientiertes⁴¹ Bild oder Gefühl von uns selbst „abgespeichert“ (vgl. Höfer 2000, S. 184) und darüber eine komplexe biografische Erinnerung gewonnen. Die Erfahrungsmodi wiederum beeinflussen sich permanent gegenseitig, wobei zwar die situative Selbstwahrnehmung alle Modi einbezieht, jedoch gleichzeitig auch eine Gewichtung durch die gesteigerte Intensität einer Modalität vorgenommen wird, die dann auch die Erinnerung, begriffen als einen aus allen jeweils getrennten Wahrnehmungen und Abspeicherungen zusammengefügt situational abgespeicherter Gesamteindruck, dominiert. (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 192f.; Straus/Höfer 1998a, S. 275) Bedeutend erscheint ebenso die Annahme, dass jede situationale Selbstthematization einen dreifachen zeitlichen Horizont hat: Sie ist erstens bestimmten Handlungssituationen zugeordnet, zweitens Teil eines lebenslangen Identitätsprozesses, der von Stabilitäts- und Veränderungsphasen durchzogenen ist, und schließlich drittens in das Wechselverhältnis aktueller mit früheren Selbstthematizationen bzw. übergreifenden Identitätsperspektiven eingebunden. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 275)

Neben den situationalen Selbstwahrnehmungsmodi unternimmt das Subjekt in einem nächsten Schritt „identitätsbezogene Bündelungen“, d. h., sie verknüpfen und integrieren die vielfältigen und komplexen situativen Erfahrungen unter selbstrelevanten „**Identitätsperspektiven**“. Die Zuordnung der situationalen Selbstthematizationen erfolgt nicht nur auf eine Perspektive bezogen, sondern zumeist auf mehrere.

Die Identitätsperspektiven formulieren quasi den Erzählrahmen und fokussieren die Sicht auf die eigene Person unter bestimmten Rollen, lebensphasischen Themen oder übergreifenden Sichtweisen. Indem Erfahrungen (sich und anderen) erzählt werden, werden sie nicht nur zusammengefaßt, sondern auch sortiert, angeordnet und oftmals (entsprechend sozialer Vereinbarungen) umgeschrieben. Innerhalb dieser Identitätsperspektiven erfolgt als weiterer Reflexionsschritt der Vergleich aktueller Erfahrungen mit vergangenen (unter jeweils bestimmten Identitätsperspektiven). So werden vor allem »bekannte« (so wie immer) und »neue« (anders als sonst) Erfahrungen unterschieden. (Keupp u. a. 1999, S. 193; Einfüg.: i. O.)

Retrospektiv betrachtet, „fungieren identitätsrelevante Perspektiven (...) als Suchraster, in deren Folge Erinnerungen an subjektive Selbstthematizationen auftauchen“ (Straus/Höfer 1998a, S. 277; Auslassg.: P. N.). Die Bedeutung für die Abspeicherung wiederum liegt darin, dass bestimmte Selbstthematizationen und ihre Zuordnung zu ausgewählten Perspektiven keineswegs nur retrospektiv erfolgen, sondern unentwegt und meistens unbewusst. Die Folge ist: „Sowohl in diesem permanenten Wechselspiel als auch bei der nachträglichen Reflexion werden der situationale Gesamteindruck und die angelegten Perspektiven modifiziert.“ (ebd.)

⁴¹ Hinsichtlich der ersten vier Wirkfaktoren berufen sich die Autoren auf das Modell von Ottomeyer (1987: Lebensdrama und Gesellschaft. Szenisch-materialistische Psychologie für soziale Arbeit und politische Kultur. – Wien, S. 111ff.), welches in der Arbeit von Keupp (u. a. 1999) bzw. Höfer (2000) um eine körperbezogene Selbstwahrnehmung ergänzt wurde.

Die Identitätsperspektiven verweisen außerdem geradezu auf den wechselseitig ausgelösten Verknüpfungsakt von individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen der Identitätsbildung. Der Prozess der perspektivischen Identitätsbündelungen ist stark kulturell und narrativ geprägt und hängt nicht zuletzt auch von den individuellen Ressourcen ab. Die gesellschaftlichen Diskurse (Bilder, Vorstellungen, soziokulturelle Identitätsfigurationen) beeinflussen das subjektive Anforderungsprofil, (sprich:) den konzeptionellen Bezugsrahmen, aufgrund dessen das Subjekt seine Lebenserfahrungen interpretiert und bewertet. (vgl. Höfer 2000, S. 186) Auch die Frage, wie Subjekte diese Perspektiven selbst entwickeln, verweist auf ihre gesellschaftshistorischen, soziokulturellen und regionalen Lebenssituationen. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 278; Höfer 2000, S. 186) Zur Analyse identitätsrelevanter Perspektiven bietet sich deshalb auch nach Auffassung von Straus/Höfer das „Konzept der **Handlungsaufgaben**“ an. „Unter Handlungsaufgaben verstehen wir ein System von vernetzten, sich gegenseitig beeinflussenden Anforderungen, die im Wechselspiel von gesellschaftlicher Vorgabe, kollektiver und subjektiver Aneignung definiert werden (vgl. Haberlandt u. a. 1995).“ (Straus/Höfer 1998a, S. 279) Das Interessante an diesem Konstrukt für die Identitätstheorie gründet einerseits in der „Verbindung von Lebenswelt und Biographie“ und andererseits in der Bildung von „zentralen geschlechtsspezifischen Schnittstellen im Identitätskonzept“. (vgl. ebd.)

Die Identitätsperspektiven als übergreifendes Strukturelement sind für die gesamten Identitätsprozessebenen zu verstehen. Jenes drückt sich zunächst als Vorgriff auf die nächsten Ebenen in folgendem Zusammenhang aus: „Die unter bestimmten, zumeist kulturspezifisch geprägten Identitätsperspektiven gebündelten Erfahrungen werden in aller Regel retrospektiv (narrativ) weiter verdichtet zu verschiedenen Identitätskonstrukten, lebensbereichs- bzw. lebensphasisch spezifischen Teilidentitäten oder zu übergreifenden Konstrukten, den biographischen Kernnarrationen oder/und dem Identitätsgefühl.“ (Keupp u. a. 1999, S. 193)

b) Integration der situationalen Selbstthematizierungen zu **Teilidentitäten**

„Das Ergebnis der Integration (sprich: Bündelung und Zuordnung) der selbstbezogenen situationalen Erfahrungen unter bestimmten Perspektiven ist, daß das Subjekt von sich selbst ein bestimmtes Bild bekommt, durch das die vielen Facetten seines Tuns übersituative Konturen erhalten. Wir sprechen dann von sogenannten **Teilidentitäten**.“ (Straus/Höfer 1998a, S. 281; Einfüg.; Hervorhebg.: P. N.) Nach Auffassung der Autoren ist dabei wichtig, „daß Perspektiven und Teilidentitäten ein Verhältnis von Form und Inhalt bilden“ (ebd.), wengleich dabei die Frage nicht vollends beantwortet werden kann, ob alle vom Subjekt

eingenommenen Perspektiven auch zu Teilidentitäten führen. Neben den vielen biografischen Selbsterfahrungen enthalten die Teilidentitäten ein „Set von angewandten Bedeutungen, die als (individueller) Bezugsrahmen für das Selbst fungieren und definieren, wer man glaubt zu sein“ (Höfer 2000, S. 187; Einfüg.: P. N.). Die Herausbildung dieser Sets entwickelt sich entlang der für die situativen Selbstthematisierungen bereits eingeführten Erfahrungsmodi. Für die Ebene der Teilidentitäten werden diese herausgebildeten Sets analog der Erfahrungsmodi als kognitive, soziale, emotionale, produktorientierte und körperorientierte, „zumindest für eine bestimmte Lebensphase gültigen »Standards« einer Teilidentität“ (Keupp u. a. 1999, S. 219) bezeichnet. Die Betonung der Erfahrungsmodi bzw. der Standards soll ein Identitätsverständnis, definiert als ein aus allen Erfahrungen zusammengefügtes kohärentes und konsistentes Gesamtbild, dahingehend unterstützen, dass

- „innerhalb einer Teilidentität durchaus unterschiedliche Bewertungen und Ambivalenzen möglich sind“ (Straus/Höfer 1998a, S. 282);
- subjektiv „viele inhaltlich unterschiedliche Teilidentitäten“ (ebd.) gebildet werden;
- diese vielen Teilidentitäten „ein gewisses Eigenleben haben können“, weniger im Sinne von „konkurrierende(n) Teilidentitäten, die sich auf die gleichen Lebenserfahrungen richten, sondern eher (im Sinne eines) Neben-, Mit- und manchmal auch Gegeneinander bestimmter, meist lebensweltlich geformter Teilidentitäten“ (Höfer 2000, S. 188);
- alle Identitätskonstruktionen einem fortlaufenden Veränderungsprozess unterliegen und folglich nur „mehr oder minder stabil“ (Keupp u. a. 1999, S. 217) sind, und das heißt wiederum für die Teilidentitäten, dass sie sich substanziell verändern können, es können neue hinzukommen und andere sich wieder „auflösen“ (vgl. ebd.);
- Typisierungen der Person und Teilidentitäten ein „Mosaik an Erfahrungsbausteinen, die auf die Zukunft gerichtet sind (Entwürfe, Projekte), sowie solche, die eher der Vergangenheit angehören (realisierte oder/und gescheiterte Identitätsprojekte, aufgegebene Identitätsentwürfe)“ (ebd. S. 219) enthalten.

Das letzte Merkmal leitet den Blickwinkel über vom bisher dargestellten, eher reaktiven, aktuell-vergangenheitsbezogenen und von Höfer (2000) als „retrospektiv-reflexiv“ bezeichneten Erfahrungsprozess, hin zur Betrachtung des aktuell-zukunftsbezogenen, sprich „prospektiv-reflexiven“, Prozesses. Es geht hier um die im Schema (vgl. Abbildung 8) vermerkten Modellbausteine der „**Identitätsprojekte und -entwürfe**“ und ihrer Realisierung.

Identitätsarbeit bleibt nicht bei der retrospektiven Selbstreflexion stehen. Dann wäre das Modell der „alltäglichen Identitätsarbeit“ ein sowohl rein statisches, wenn es nur um die (Ein-, Um-, Zu-)Ordnung von eigenen Identitätserfahrungen ginge, als auch lediglich ein auf soziale Anpassung reduziertes Modell, wenn „(d)ie Brücke zur Handlung ausschließlich aus fehlenden Passungsverhältnissen bestehen, und die Subjekte (..) nur auf divergierende Feedbacks von anderen reagieren (würden)“ (Höfer 2000, S. 189; Einfüg.: P. N.). Vielmehr geht es auch um die Einbeziehung einer zukunftsorientierten Handlungsebene und deshalb nicht nur um die Frage: „Wer bin ich (gewesen)?“, sondern auch um die: „Wer will ich sein?“ und „Wohin will ich mich entwickeln?“. (vgl. auch Keupp u. a. 1999, S. 193) Hierfür entwickelt das sich selbst zum Gegenstand machende Ich „Identitätsentwürfe“ und aus einigen dann in einem nächsten Schritt „Identitätsprojekte“. Unter Einbeziehung der Zukunftsorientierung wird also in diesem Modell die gestalterische Seite des Subjekts bzw. seiner Identitätsarbeit explizit betont. Prozess beschreibend heißt es dazu bei Straus/Höfer:

Aus den meist mehreren Identitätsentwürfen, die Subjekte in ihren jeweiligen Teilidentitäten >mit sich führen<, verdichten sich bestimmte zu konkreten *Identitätsprojekten*. Im Anschluß an Harré (1984)⁴² verstehen wir darunter jene Elemente einer Teilidentität, in denen die Erwartungen eines Menschen im Hinblick auf seine zukünftige Identität selbst zu einem Bestandteil seiner Lebensbiographie werden. (...) Im Unterschied zu den Identitätsentwürfen haben Identitätsprojekte quasi inneren Beschlußcharakter. (Straus/Höfer 1998a, S. 283; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Identitätsentwürfe und Identitätsprojekte sind zusammengefasst das Ergebnis retrospektiver und prospektiver Identitätsarbeit. Für die retrospektiv eingenommene Sichtweise ergibt sich, dass alle Identitätsziele, -entwürfe und -projekte einer Person folgerichtig aus den Erfahrungen der Vergangenheit entwickelt werden. Für einen prospektiven Fokus gilt, dass es keine Erinnerung an sich gibt, sondern Erfahrungen immer unter der Perspektive gegenwärtiger und zukünftiger Projekte erinnert, organisiert bzw. rekonstruiert werden. (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 195) Um nun also nicht aus einer singulären Betrachtung der jeweilig temporären Perspektive heraus einer Verkürzung zu entsprechen, geht aus diesem Zusammenhang hervor, dass beide Prozesse in einem gleichberechtigten Zusammenwirken und einer wechselseitigen Verknüpfung zu sehen sind. Denn „es gibt keine Erinnerung, die nicht auch in die Zukunft gerichtet wäre, und keinen Entwurf, der nicht auch vergangene Erfahrungen beinhalten würde“ (Keupp u. a. 1999, S. 195; Auslassg.: P. N.).

c) Die Bildung von **Identitätskernen** auf der Metaebene

Bevor es um konkrete prozessuale Koordinations- und Syntheseleistungen hinsichtlich der Bildung, Realisierung und Modifizierung von Identitätsentwürfen und -projekten detaillierter

⁴² Harré, R. (1984): Personal being. - Cambrigde, Mass.

geht, soll die Abbildung 8 um die Charakterisierung der Strukturebene der „Metaidentität“ zunächst formal vervollständigt werden. Auf die genauere Betrachtung wird später zurückgekommen, da die bisherige Modellvorstellung in Bezug auf ihre Elemente noch lückenhaft bleibt.

Im „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“ werden die situativen Selbstthematisierungen und jeweiligen Teilidentitäten bzw. die dort geltenden Standards auf der Ebene der „Metaidentität“ weiterentwickelt, d. h. zu bestimmten „Identitätskernen“ verdichtet. Die Verdichtung entspringt der Annahme, dass es formal betrachtet, doch übergeordnete Identitätsbezüge oberhalb der Ebene der Identitätsperspektiven und Teilidentitäten gibt, die allerdings eine ganz andere Qualität haben (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 296):

In diesen Kernen werden die vielen Erfahrungen aus den Teilidentitäten nochmals unter verschiedenen Aspekten integriert, etwa der Perspektive der *Kernnarrationen*, die beschreibt, wie das Subjekt sich übergreifend erzählt, der Perspektive der *dominierenden Teilidentität*, die angibt, welche der Teilidentitäten für die Identitätsarbeit momentan die größte Relevanz hat und *des Identitätsgefühls*, in dem ein Subjekt vor allem die biographischen Bewertungen von sich selbst sammelt und verdichtet. (Höfer 2000, S. 187; Hervorhebg.: i. O.)

Bevor der Verdichtungs- bzw. Generalisierungsprozess in seinen drei von den Autoren vorgeschlagenen Elementen aufgeschlüsselt wird, ist es nach meinem Dafürhalten für das komplexe Prozessverständnis hilfreich, die konkreten prozessualen Ebenen aus Abbildung 9 zu präzisieren, um nicht den dritten Schritt vor dem Zweiten zu unternehmen.

Die prozessuale Ebene der Identitätsarbeit – das Identitätsmanagement

Nachfolgend werden die abgebildeten Elemente des Identitätsmanagements näher erläutert, wobei die letzten beiden, die Entwicklungsetappen und Identitätsstrategien, unter dem Abschnitt (c) zwar aufgrund ihres untrennbaren Zusammenhanges, allerdings nur ansatzweise, (weil zum Teil wiederholend) behandelt. Dafür wird der Koordinationsleistung der „Narrationsarbeit“ (Keupp 1999) in einem zusätzlichen Abschnitt (d) besondere Beachtung geschenkt, weil ihr bisher noch keine gewidmet worden ist. Denn ihr wird sowohl im Ursprungsmodell der Autoren Straus/Höfer (1998a), als auch bei Höfer (2000) aufgrund der hier forschungsintendierten Gesundheits- und Kohärenzperspektive nur verkürzt entsprochen. Sie ist aber für die weitere Betrachtung der Metaebene für eine theoretische Erfassung der Kernnarrationen von grundlegender Bedeutung.

Prozessuale Übersicht zum „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“

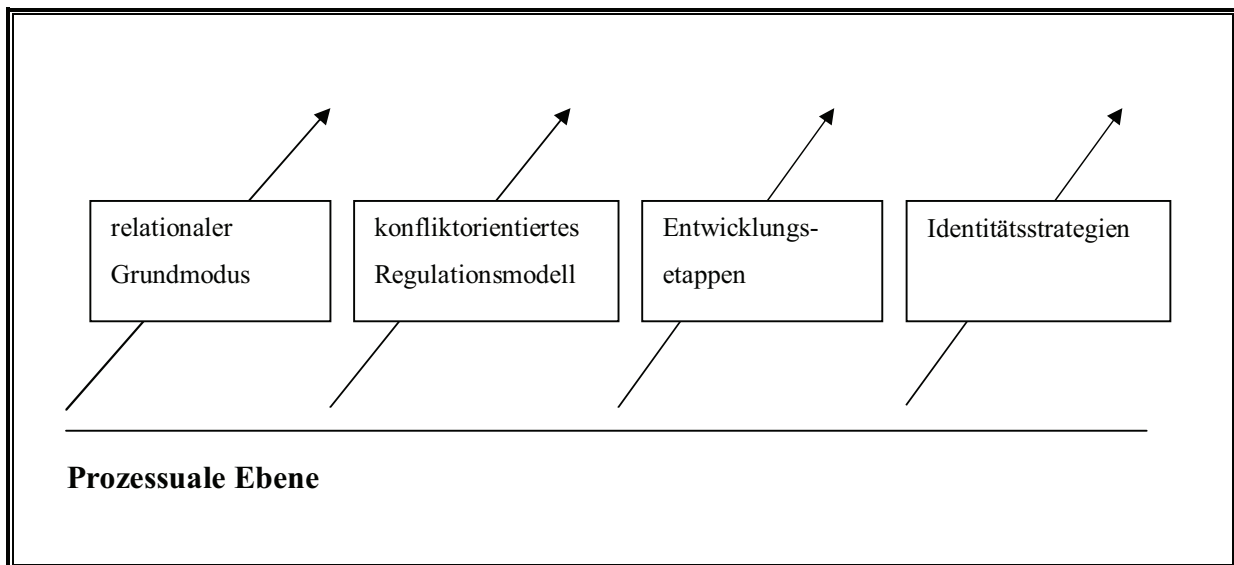


Abbildung 9: Prozessuale Übersicht zum „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“ (in Anlehnung an Straus/Höfer 1998a, S. 303)

a) Identität als relationaler Grundmodus

Die erste zentrale Grundprämisse des Modells – der relationale Grundmodus – beschreibt die alltägliche Identitätsarbeit als permanente Verknüpfungsarbeit. Die situativen Selbstthematisierungen werden im „Strom der Selbsterfahrung“ zueinander in Beziehung gesetzt und erstens längs seiner zeitlichen Perspektive (Verknüpfung von Vergangenen mit Gegenwärtigem und Zukünftigem), seiner perspektivischen Indizes (bspw. unter lebensweltlichen Gesichtspunkten als Berufstätiger, als Mann oder Frau, genauso auch unter körperbezogenen oder geschlechtsrollenbezogenen Perspektiven, etc.) sowie seiner biografischen Erfahrungen bzw. Etappen, in denen diese Erfahrungen gemacht wurden, geordnet. Zum Zweiten bewertet das Subjekt diese retro- und prospektiven Erfahrungsverknüpfungen in zweidimensionaler Hinsicht unter den Aspekten von Ähnlichkeit versus Differenzen und Kontinuität versus Entwicklung, um sich „im Strom der Selbsterfahrung“ als derselbe/dieselbe zu erleben. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 285ff.; Keupp u. a. 1999, S. 190f.; Höfer 2000, S. 192f.)

b) Identität als konfliktorientiertes Regulationsmodell

Bei der Betrachtung von Identität als Konfliktaushandlung geht es um die strukturelle Organisation und die Qualität des aus dem Verknüpfungsprozess resultierenden Passungsverhältnisses zwischen den Außenanforderungen und -wahrnehmungen auf der einen Seite und den Innenanforderungen und -wahrnehmungen auf der anderen. Die strukturelle

Organisation wird in vielen Identitätsmodellen mit Piagets Kategorien der Assimilation und Akkommodation von identitätsrelevanten Erfahrungen beschrieben.⁴³ Straus/Höfer beziehen sich dagegen auf ein Modell von Burke (1991)⁴⁴, wenn sie bei der Aktivierung einer Teilidentität von einer „Feedbackschleife erster Ordnung“ sprechen und damit den Anpassungsprozess von divergierenden Außenanforderungen/-wahrnehmungen als externe Inputs an die internalen Standards über eine Verhaltensänderung meinen. Das heißt, tritt eine Diskrepanz zwischen beiden Inputs auf, die den ansonsten nahezu automatischen Kontrollprozess übersteigt und dadurch nun (teil)bewusst wird, läuft jener Anpassungsprozess ab. Es kann aber auch zu einer Veränderung der Identitätsstandards selbst kommen. In Burkes Modell wird dieser Teilprozess als „Feedbackschleife zweiter Ordnung“ bezeichnet. Hier ergänzen die Autoren Straus/Höfer, dass Erstens insbesondere die Identitätsstrategien – die von den Subjekten selbst gesetzten Beharrungs-/Veränderungstaktiken – darüber mitbestimmen, ob eine Veränderung oder Beibehaltung der Standards (interner Input) erfolgen soll. Zweitens verstehen die Autoren die auf der Ebene der situativen Selbstthematisierungen wirkenden fünf Erfahrungsmodi in ihrer Funktion sowohl als Auslösemechanismus als auch als Standards auf der Teilidentitätsebene. Wenn alle Standards also in einer gleichberechtigten Organisation angelegt sind, dann folgt daraus der logische Schluss (als Erweiterung zu Burkes Modell), dass nicht die sozial-kognitiven Divergenzen dominieren müssen, sondern ebenso emotionale oder produktorientierte Diskrepanzen ausgelöst werden können. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 288) Einfacher zusammengefasst bedeutet dieser Zusammenhang: Entsprechen bzw. widersprechen also neue Erfahrungen den bisherigen Identitätsstandards, werden diese zu einem neuen Identitätszustand erfolgreich verändert, oder aber es kommt zu einer Umdeutung oder Abwehr jener neuer Erfahrungen, und der Identitätszustand bleibt unverändert und damit in jedem Fall stabil. (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 196)

Nun liegen die Konfliktpunkte aber nicht nur in der Divergenz zwischen externen und internen Inputs allein. Ein soeben beschriebenes simples Homöostasemodell des harmonisierenden Ausgleichens liefert nicht hinreichend genug Erklärungspotenzial für ein Identitätsmodell, das dagegen von einem qualitativ betrachteten Passungsverhältnis im Sinne eines Spannungszustandes als Grundelement der Identitätsarbeit ausgeht. Höfer nimmt an, dass bspw. ein Spannungspunkt bereits in dem retrospektiven und prospektiven Zueinander aller Erfahrungsmodi, aus denen sich die situative Selbstthematisierung zusammensetzt,

⁴³ Vgl. hierzu auch das Modell von Haußer (1995)

⁴⁴ Burke, J.P. (1991): „Identity Process and Social Stress“, In: American Sociological Review 56, S. 836-849

bestehen kann. Denn schon innerhalb der Selbstthematierungen genauso wie in den Teilidentitäten sind durchaus ambivalente Erfahrungen möglich, welche auch als differente Aspekte stehen bleiben können. Es kommt eben in vielen Situationen nicht zu einer einheitlichen Bewertung der Situation. Auch ist es möglich, dass bestimmte Erfahrungsmodi stärker als andere gewichtet werden. Und schließlich geht Höfer von einer lebensweltlichen und lebensphasischen Variation von Standards aus. In all dem gründet die Annahme der Autorin, dass unbedingt von einem differenzierten, konfliktorientierten Passungsverhältnis auszugehen ist. Kommt nun noch zweitens die Zukunftsperspektive hinzu, entsteht ein weiteres Konfliktpotenzial. Der bislang geltende Standard kann eine Modifizierung durch neue Entwürfe und Projekte erfahren. Ein Spannungsmoment kann auch der Zustand zwischen dem sein, was erreicht wurde und dem, was erreicht werden sollte oder auch werden soll. (vgl. Höfer 2000, S. 194ff.) Insgesamt, so lässt sich festhalten, begreift das (relativ positiv) konfliktorientierte Regulationsmodell der alltäglichen Identitätsarbeit ein Passungsverhältnis als:

einen konfliktorientierten Spannungszustand, bei dem es nicht um Gleichgewicht und Widerspruchsfreiheit noch um Kongruenz geht, sondern um ein subjektiv definiertes Maß an herausgefordert sein und Ambiguität und dem Gefühl, daß das jeweils gefundene ‚Passungsverhältnis‘ subjektiv stimmig ist. Jedes Subjekt entwickelt für dieses Maß ein Gefühl, das ich als Gefühl der Authentizität bezeichnen möchte (Höfer 2000, S. 196).

c) Entwicklungsetappen und Identitätsstrategien des Identitätsprozesses

Der Identitätsprozess ist bereits im Abschnitt 1.3 (vgl. i. d. A. S. 46ff.) unter dem Aspekt seiner Entwicklungszustände im Konzept von Marcia (1966) und dessen Weiterentwicklung durch Kraus/Mitzscherlich (1998) ausführlich behandelt worden. Orientiert an diesen Forschungsarbeiten gehen Straus/Höfer davon aus, dass auch für die (Neu-)Regulation der Teilidentitäten von unterschiedlichen **Entwicklungsetappen** ausgegangen werden sollte, da „die prozessuale (Neu-)Regulation der Identität nicht einfach einen Wechsel von einem in einen anderen (neuen) Zustand darstellt“ (Straus/Höfer 1998a, S. 290). Im Anschluss an theoretische Modifikationen des Entwicklungsmodells, wie bspw. die der lebensweltlichen Ausdifferenzierung, der Verabschiedung eines linearen Aufstiegsmodells und der Annahme von vielfältigen und fließenden Übergängen zwischen einzelnen Identitätsetappen, schlagen die Autoren ein zweistufiges Modell von Statusübergängen vor. (vgl. Abbildung 10). „Im äußeren (hier jeweils grau getönten) Bereich befindet sich ein Subjekt in jeweils klarer Zuordnung zu einem der vier Status. Im inneren Bereich sind dagegen nicht nur die Übergänge fließend, sondern ein Subjekt kann auch unterschiedliche Anteile haben.“ (ebd.) Das heißt, eine Teilidentität kann in größeren Teilen zugleich unterschiedliche Anteile vom jeweiligen Status haben. Im inneren Bereich dominiert der Wunsch nach Veränderung und im

Äußeren nach Stabilität. Ein implizites Krisenmoment befindet sich folglich im äußersten Bereich von einem in den anderen Übergang, also dort, wo keine Bewegung erwünscht, aber möglicherweise notwendig ist. Im inneren Bereich dagegen sind Übergänge zwischen allen Etappen ohne weiteres möglich. Mit diesem Zusammenhang heben die Autoren die Abkehr von linearen Entwicklungsstufenmodellen hervor. (vgl. ebd.)

Identitätsstatus im Übergang

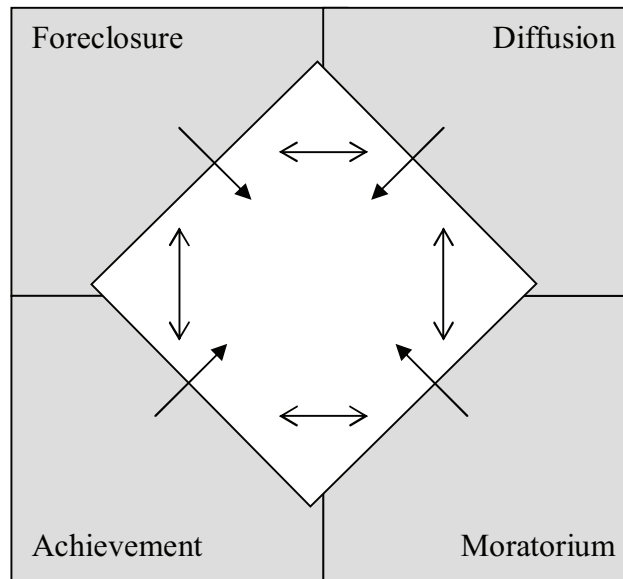


Abbildung 10: Ein modifiziertes Identitätsstatusmodell (Straus/Höfer 1998a, S. 291)

Anknüpfend an die vorhergehend dargestellte aktive Leistung der Subjekte im Abschnitt der Identitätsentwürfe und -projekte auf der strukturalen Ebene entsprechen diesen nun auf der prozessualen Seite die **Identitätsstrategien**. Mit den jeweiligen Entwicklungszuständen sind bestimmte Identitätsstrategien, welche die Subjekte selbst in Orientierung an ihren Identitätszielen und -standards auswählen, verknüpft. Insbesondere die Regulation der Identitätsentwicklung von einem in den nächsten Übergang erfordert vom Subjekt die Wahl entsprechender Strategien. Im Ergebnis der Strategiewahl entstehen dann auch ganz unterschiedliche Identitätsmuster.⁴⁵ Außerdem greifen Subjekte auf vielfältige

⁴⁵ Hier beziehen sich die Autoren Straus/Höfer (1998a) auf eine gesellschaftsbezogene Untersuchung von Camilleri zum eigenen Selbstbild und zu den sozialen Anforderungen. Der Autor kanonisiert Strategien, die dann im Ergebnis zu einer maskierten, polemischen, illusorischen, realistischen, mechanischen, verordneten oder synkretischen Identität führen. (1990: „Identité et gestion de la disparité culturelle : essai d’une typologie“, In: C. Camilleri, J., u. a. (Hg): *Strategies identitaires*. – Paris)

Strategien sowohl bei der inneren Krisenverarbeitung und -bewältigung, als auch im komplexen Wechselspiel zwischen inneren und äußeren Anforderungen und Wahrnehmungen (z. B. bei Anerkennungs- und Zugehörigkeitsverhältnissen) zurück. (vgl. ebd. S. 293ff.)

d) Narrationsarbeit als subjektive Koordinationsleistung⁴⁶

Die bisher vorgestellten modelltheoretischen prozessualen Verknüpfungsleistungen des Subjekts lassen noch in Anlehnung an Keupp (u. a.) die Frage offen, „womit dieser Prozeß in seinen verschiedenen Schritten vom Subjekt aus konstruiert wird. Oder anders gefragt: Was ist das Mittel der Verknüpfungsarbeit?“ (Keupp u. a. 1999, S. 207; Hervorhebg.: P. N.). Identität wird nach Auffassung der Autoren wesentlich über das Mittel der Selbstnarration hergestellt. In der Selbstnarration wird das vielgestaltige Erleben in einen subjektiv sinnvollen Verweisungszusammenhang organisiert. „Die Art und Weise, in der das Individuum selbstrelevante Ereignisse auf der Zeitachse aufeinander bezieht, bezeichnen wir – mit Gergen & Gergen⁴⁷ – als Selbstnarration.“ (ebd. S. 208)

Dass die narrativen Strukturen keine Eigenschöpfung sind, sondern in ihrer Genese und Veränderung in einen komplexen Prozess der Konstruktion sozialer Wirklichkeit eingebunden sind, verweist auf ihre soziale Verankerung. In diesem Kontext „präformieren sie die Art und Weise, in der eine Person sich erzählen kann, und damit auch ihr Verständnis von sich selbst“ (ebd.). Narrationen dienen dem Subjekt dazu, sich biografisch, in seiner Beziehung zur Welt, die alltäglichen Interaktionen und die Organisation des Erlebten erzählend zu erfassen. Als „grundlegender Modus der sozialen Konstruktion“ (ebd.) sind sie deshalb mehr als nur ein immer mal wieder zu verfassender „Lebenslauf“. Sie stellen selbstbezogene Geschichten mit einem Anfang, einer Mitte (Tief- bzw. Höhepunkten) und einem Ende dar, in denen vergangene Ereignisse sichtbar und zukünftige Erwartungen begründet werden und in denen Subjekte sich (in ihrer Beziehung zu sich selbst) und von anderen (in ihrer Beziehung zur Welt) einordnen. In solchen sozialen Aushandlungsprozessen bleiben Selbstnarrationen aber nicht stabil, sondern verändern sich. „Man kann sie als ein linguistisches Werkzeug betrachten, das von Individuen in Beziehungen konstruiert und verwendet wird, um verschiedene Handlungen zu stützen, voranzutreiben oder zu behindern. Sie sind symbolische Systeme, die für Rechtfertigung, Kritik und/oder die Produktion von Kohärenz verwendet werden.“ (ebd.)

⁴⁶ Es muss hier betont werden, dass sich die Darstellung lediglich auf Aspekte von den Autoren Keupp (u. a. 1999) aus ihren Modellüberlegungen zur „alltäglichen Identitätsarbeit“ bezieht. Im Abschnitt 1.6 werden die Ergebnisse nicht nur übertragen, sondern auch unter eigenen Fragestellungen zum Teil präziser aufgenommen.

⁴⁷ Gergen, K.J. & Gergen, M.M. (1988): Narrative and the self as relationship. In: Advances in experimental social psychology. hrsg.v. L. Berkowitz. – New York, S. 17-56

Über die Selbstnarration wird außerdem die identitätstheoretische Sinnfrage: „Wer bin ich und warum bin ich so, wie ich bin?“ (ebd.) für sich selbst und – so müsste ergänzt werden – diese wiederum als Antwort auf die Frage anderer: „Wer bist du und warum bist du so, wie du bist?“ gelöst, weil das Subjekt sich selbst und anderen darüber verstehbar wird. Dieser Konstruktionsprozess, vor allem aber die Aufrechterhaltung einer Selbstnarration, beruhen auf Aushandlungsprozessen. „Die Ereignisse, die in die Narrationen verwoben sind, sind nicht nur die Handlungen eines einzelnen Individuums, sondern ebenso die Handlungen von anderen (Gergen & Gergen 1988). Auf diese Weise kommen die Handlungen anderer als integraler Teil des eigenen Handelns ins Spiel. Narrative Konstruktionen benötigen deshalb typischerweise handlungsstützende Rollenbesetzungen.“ (ebd. S. 213) Der Unterstützungsprozess von Kommunikationspartnern wird aber nicht erst situativ organisiert, denn in den Selbstnarrationen sind die gesellschaftlichen Machtverhältnisse schon eingewoben: „Insofern sie sich auf das gesellschaftlich verfügbare Formenpotential stützen, schreiben sich die darin eingewobenen Machtbeziehungen auch ein in die Ausgestaltung individueller Erzählungen.“ (ebd. S. 214)

Die Organisation der Ausgestaltung beruht auf vielfältigsten Gestaltungsdimensionen. Eine erste Dimension wäre der Inhalt, sprich das Thema, der Detailreichtum und die Vielschichtigkeit selbst. Viele Strategiegründe werden mit der Frage zusammenhängen, wie sich eine Person in einer bestimmten Situation seinem Gegenüber präsentieren möchte, aber – so müsste hier auch ergänzt werden - genauso auch in der Erwartungshaltung anderer sollte. Es handelt sich somit um eine strategische (nicht immer *freiwillige*) Wahl der Selbstdarstellung. Die Teilidentitäten bspw. Arbeit/Beruf, Familie, Freizeit könnten jeweilige Inhaltsbereiche darstellen. Neben ihrem konkreten Inhalt gibt es außerdem eine Reihe von anderen vielfältigen Gestaltungsmöglichkeiten, wie bspw. der Positionierung als starker oder schwacher Akteur oder auch über einen Spannungsbogen, mittels dessen eine stabile, progressive oder regressive Selbstnarration⁴⁸ hervorgebracht wird. Weitere Gestaltungsdimensionen wären noch die sprachlichen Mittel, Syntax, Grammatik und die Gestaltung von Anfang und Ende. Insgesamt kann der Einzelne sich somit über eine Vielzahl von Signalebenen und nicht bloß über den Inhalt präsentieren. (vgl. ebd. S. 209f.)

Zu den Syntheseleistungen der alltäglichen Identitätsarbeit

Die bisherigen Ausführungen beschäftigten sich zuvorderst mit spezifischen Aspekten des retro- und prospektiven Selbstreflexionsprozesses auf den *Strukturebenen* der *situativen*

⁴⁸ Die Autoren beziehen sie sich hier wieder auf Gergen & Gergen (1988).

Selbstthematisierungen und ihrer Verdichtung unter bestimmten Identitätsperspektiven und selektierten Identitätsstrategien zu *Teilidentitäten*. Nun interessieren die Konstruktionen auf der Dritten – der *Metaidentitäts-Ebene*, die oben nur formal gekennzeichnet ist. Mit der „Metaidentität“ bezeichnen die Autoren Straus/Höfer (1998a) bzw. Höfer (2000) m. E. nicht *eine* alleinige Instanz. Vielmehr sehen sich die Autoren in ihrer Annahme bestätigt, dass es den beiden anderen Ebenen übergeordnete Identitätsbezüge in Form von mindestens drei „Identitätskernen“ gibt. „Übergeordnet“ deshalb, weil alltägliche Identitätsarbeit auch ein übergreifender Steuerungsprozess ist, über den Gewichtungen festgelegt und Identitätsziele und -bedürfnisse erreicht werden. (vgl. Höfer 2000, S. 198) Für die Identitätsarbeit hat die Ebene der Metaidentität drei wichtige Funktionen. Sie

- „integriert jene Selbsterfahrungen einer Person, die übersituational und auch Teilidentitäten übergreifend sind“ (im **Identitätsgefühl** über den Generalisierungsprozess entlang der vier zentralen Erfahrungsmodi);
- „organisiert das Verhältnis der Teilidentitäten“ (über die **Dominanz von Teilidentitäten**);
- „konstituiert die **Kernnarration**, das heißt die Ideologie einer Person über sich selbst“ (über biografische Narrationen) (Höfer 2000, S. 199; vgl. auch Straus/Höfer 1998a, S. 297; Hervorhebg.: P. N.).

Mit dem von Keupp (u. a. 1999) konzipierten Schema (vgl. Abbildung 11) kann nun das vielschichtige Beziehungsverhältnis der Teilkonstruktionen im Modell der „alltäglichen Identitätsarbeit“ symbolisch nachskizziert werden.

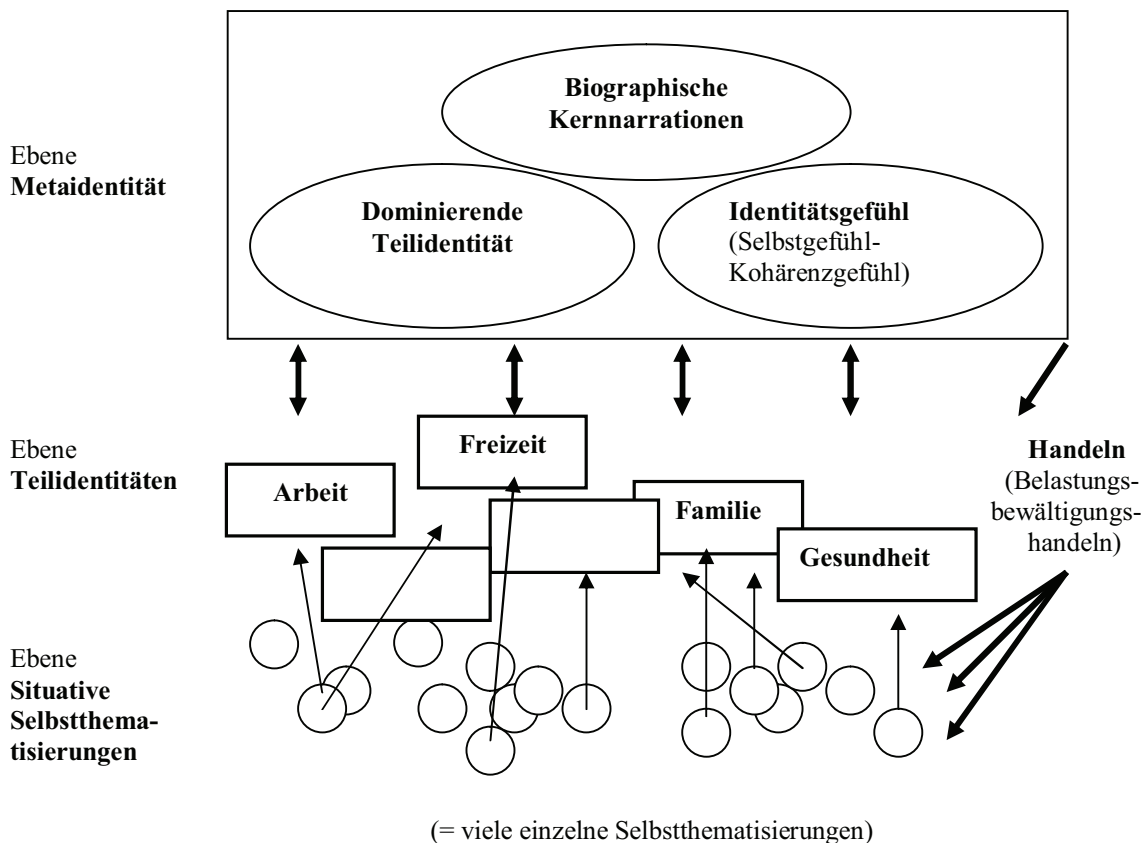


Abbildung 11: Konstruktionen der Identitätsarbeit (in Anlehnung an Keupp u. a. 1999, S. 218)

In dem Werk von Keupp u. a. (1999) ist zwar ein grundsätzlicher Anschluss an diese Vorstellung zu konstatieren, wenn von weiteren Konstruktionen zu den situativen Selbstthematierungen und Teilidentitäten ausgegangen wird, ohne aber hier den Begriff der „Metaidentität“ deskriptiv dafür zu verwenden. Stattdessen finden sich m. E. eher Hinweise für die synonyme Begriffsverwendung eines Identitätsgefühls, wie sie sich auch in seiner hier zuvor dargestellten Identitätsdefinition wiederfindet. Dieser Hinweis soll die, wissenschaftstheoretisch betrachtet, vorsichtige Begriffsverwendung einer sogenannten „Metaidentität“ unterstreichen. Es ist anzunehmen, dass der Begriff deshalb lediglich formal in das Strukturschema (vgl. Abbildung 11) integriert worden ist.

Eine zweite Ergänzung (möglicherweise sogar Modifikation) von Keupp (u. a. 1999) zum Ursprungsmodell von Straus/Höfer (1998a) stellt die Konstruktion der Handlungsfähigkeit als Syntheseleistung der Identitätsarbeit dar. Sie ist als strukturelles Ergebnis, d. h. genauer als Identitätsziel und zugleich Bedingung, den auf der prozessualen Ebene dargestellten Handlungsaufgaben und hier in der Abbildung als (Belastung-/Bewältigungs-)Handeln zugeordnet. Die Autoren gehen davon aus, dass alle drei Ergebnisse, die (dominierende) Teilidentität, das Identitätsgefühl und die Kernnarrationen, darin münden, was sie als Handlungsfähigkeit bezeichnen. Formal betrachtet hat sie eine innere und äußere Komponente und für das Handeln des Subjekts markiert sie die Funktionalität der Identitätsarbeit. (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 217)

a) Dominierende Teilidentitäten

Auf der strukturellen Ebene der Teilidentität sind bereits Aussagen darüber getroffen worden, wie „konkurrierende“, vorrangig lebensweltlich geformte, Teilidentitäten zueinanderstehen könnten: nämlich neben-, mit- und durchaus gegeneinander. (vgl. i. d. A. S. 87) Und es sind auch Aussagen über ihre Stabilität versus Veränderbarkeit erfolgt: Es bilden sich immer wieder (neue) wechselseitige Zu-, Unter- und Überordnungen heraus. Nun stellt sich im Steuerungsprozess die Frage: Was passiert, wenn ein Subjekt in eine Orientierungskrise gerät? Nach Auffassung von Straus/Höfer könnte „(d)ie Reflexion auf der Metaebene (..) das Ziel haben, zwischen divergierenden Teilidentitäten zu vermitteln“ (Straus/Höfer 1998a, S. 298; Auslassg.: P. N.). Hierfür schlagen die Autoren unter Rückbezug auf die Feedbackschleifen eine „zweite Ebene übergreifender Identitätsstandards“ vor, in denen nun aber nicht mehr abstrakte Standards, sondern bestimmte Teilidentitäten dominieren. Die Autoren begründen diese Annahme so: „Zum einen sind sie aktuell besser organisiert, das heißt, sie vermitteln dem Subjekt in puncto Anerkennung, Selbstachtung, Autonomie und

Originalität mehr Sicherheit. Zum zweiten haben sie in einer jeweiligen Lebensphase höhere Relevanz als andere. Welche meiner Teilidentitäten derzeit höhere Relevanz hat, kann sich im Verlauf eines Lebens mehrmals ändern.“ (ebd. S. 299) Die Autoren ziehen aus dem Spiel von Dominanz und Latenz von Teilidentitäten im übergeordneten Identitätsgefüge für die Identitätsarbeit sodann folgenden Schluss: „Subjekte arbeiten nicht gleichwertig an allen Teilidentitäten, sondern selektiv.⁴⁹ Wesentliche Veränderungen auf einer Teilidentität können, müssen aber nicht Auswirkungen auf die anderen Teilidentitäten haben. Letztere treten nur dann ein, wenn sich die Standards einer aktuell dominierenden Teilidentität verändern.“ (ebd.)

b) Das Identitätsgefühl als Syntheseleistung im Generalisierungsprozess entlang der vier zentralen Erfahrungsmodi

Die beschriebene Funktionalität der Erfahrungsmodi für die situationalen Selbstthematisierungen zieht sich über die Ebene der Teilidentitäten und ihrer dort erstmaligen Verdichtung zu Standards nun bis auf die Ebene der Metaidentität, wo die Erfahrungsmodi zusätzlich eine weitere Generalisierung zu situations- und teilidentitätsübergreifenden Mustern erfahren. Deshalb wird im Ursprungsmodell davon gesprochen, dass die Erfahrungsmodi eine Art Querschnittsebene bilden, auf der eben selbst Generalisierungsprozesse ablaufen. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 300) Die übergreifenden Muster entstehen allerdings nicht durch einen einfachen Verdichtungsprozess, sondern entlang zentraler *Identitätsziele*. Denn Ziele sind der Motor für motiviertes menschliches Handeln, die wiederum nicht nur Referenzpunkte für Identitätsbedürfnisse verkörpern, sondern auch Bedürfnissystemen des Subjekts repräsentieren. Deshalb können „(d)iese Identitätsziele als generalisierte Standards (..) als symbolischer Ausdruck für wünschenswerte Erfahrungen gesehen werden“ (Höfer 2000, S. 200f.; Auslassg.: P. N.). Im „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“ haben die Autoren folgende Identitätsziele den subjektiven Erfahrungsmodi exemplarisch zugeordnet: Auf der kognitiven Ebene sind die Ziele der Identitätsarbeit Entschiedenheit und Autonomie, auf der sozialen Ebene Zugehörigkeit und Anerkennung, auf der emotionalen Ebene Selbstwertschätzung/Selbstachtung sowie Selbstwirksamkeit und auf der produktorientierten Ebene Selbstobjektivierung und Originalität. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S.299)⁵⁰

⁴⁹ Als Beispiel für die *selektive* Identitätsarbeit fasst Keupp (u. a. 1999, S. 225) in der bildlichen Vorstellung einer fortlaufenden Dreifelderwirtschaft zusammen: „Während die eine Teilidentität (in ihrer Weiterentwicklung) eher ‚brach liegt‘, bestellt das Subjekt die zweite und erntet bei der dritten die Früchte der Identitätsarbeit.“

⁵⁰ Ein Hinweis betrifft die Zuordnung zu nur vier Erfahrungsmodi. Der fünfte: die körperorientierte Ebene, ist sowohl im Ursprungsmodell (1998a) als auch im aktuellen Werk von Höfer (2000) nicht näher kategorisiert

Identitätsziele auf der Ebene der Metaidentität

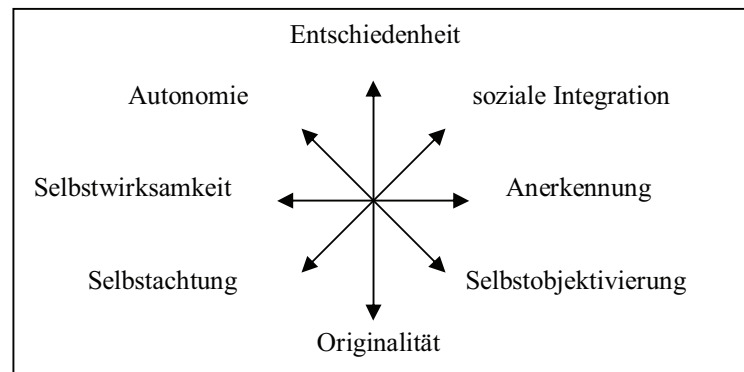


Abbildung 12: Identitätsziele auf der Ebene der Metaidentität (Höfer 2000, S. 200)

Neben dem variablen Verhältnis der Identitätsziele zueinander differiert ihre durch gesellschaftliche Prozesse geprägte Rolle auch personell und lebensphasisch. Die Annahme geht weiterhin davon aus, dass es nicht nur ein übergreifendes Muster, sondern mehrere Cluster von zentralen Selbstrepräsentanzen als Bezugsrahmen gibt.⁵¹

Während die Teilidentitäten jeweils einen bestimmten Ausschnitt einer Person darstellen, entsteht das **Identitätsgefühl** aus der Verdichtung sämtlicher biographischer Erfahrungen und Bewertungen der eigenen Person auf der Folie zunehmender Generalisierung der Selbstthematisierung und der Teilidentitäten. Hinter der Annahme eines solchermaßen generalisierten Selbsterfahrungsrahmens steckt die These, daß Subjekte *bestimmte* Aspekte situationaler Selbsterfahrungen nicht nur im Rahmen einer Teilidentität verarbeiten, sondern *zusätzlich* auch in ihrem Kerngehalt im Identitätsgefühl abspeichern. (Keupp u. a. 1999, S. 225; Hervorhebg.: P. N.)

Die bedeutende Funktion des auf die Weise entstehenden Identitätsgefühls, die hier gleichzeitig eine Begründung für die Annahme einer Metaidentitäts-Ebene überhaupt spricht, beschreibt Bohleber wie folgt: „Das Identitätsgefühl stellt eine übergeordnete Regulationsinstanz dar, die Handlungen und Erfahrungen daraufhin prüft, ob sie zu einem passen, das heißt, ob sie in die zentralen Selbst-Repräsentanzen, die für das Identitätsgefühl den Bezugsrahmen abgeben, integrierbar sind.“ (Bohleber 1998, S. 113) Das Identitätsgefühl, formuliert als basaler Bestandteil der Identität, ist weit weniger explizit und auch nicht direkt über konkrete Inhalte der Person, sondern vielmehr als Grundgefühl präsent. (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 228) Hier nähert sich m. E. die These bezüglich einer „Identität als Grundgefühl“ genau genommen dem terminologischen Begriffsverständnis von Erikson wieder an.

worden. Da diese Ebene auch für die empirische Untersuchung in dieser Arbeit keinen wesentlichen Beitrag leistet, wird sich auch hier die Aufmerksamkeit auf die vorgestellten Ebenen richten.

⁵¹ Die Autoren beziehen sich hier (in Hinblick auch auf eine andere Terminologie) auf Bohleber (1997 bzw. 1998, S. 113)

Im Identitätsgefühl vollzieht sich nun also nach meinem Verständnis der eigentliche evaluative Prozess der alltäglichen Identitätsarbeit. Denn Generalisierung bedeutet im modelltheoretischen Kontext nichts anderes als Verdichtung und Bewertung unter gewichtigen Identitätszielen. Ein unmittelbarer Zusammenhang ist festzuhalten, zwischen:

- der *dominierenden Teilidentität und dem Identitätsgefühl*; denn: „(i)n der Regel werden (...) jene Teilidentitäten einen besonders hohen Stellenwert haben, in denen die Priorität ähnlich wie im übergreifenden Identitätsgefühl ist“ (Höfer 2000, S. 202; Auslassg.: P. N.);
- *dem Identitätsgefühl und den Identitätszielen*; denn: „(a)uch auf der Ebene des Identitätsgefühls gibt es kein einfaches Gleichgewicht, sondern ein komplexes (...) Beziehungsgefüge zwischen den verschiedenen Identitätszielen. (...)“; „(zudem) gibt es (...) eine beständige Veränderungsdynamik bezüglich der Gewichtung der Identitätsziele“; bzw. „(d)as Identitätsgefühl (...) bildet über Bewertungsprozesse, bezogen auf die Identitätsziele, die Schnittstelle zu einem *positiven* Selbstgefühl und einem *positiven* Gefühl von Kohärenz“ (ebd.; Hervorhebg.: i. O.⁵²; Auslassg.: P. N.) und
- letztlich zwischen *den Identitätszielen und der dominierenden Teilidentität* (vgl. i. d. A. S. 97).

Aufgrund dessen, dass dieser Zusammenhang insbesondere für die weiteren konzeptionellen Vorüberlegungen zur eigenen empirischen Untersuchung von hoher Bedeutung ist und deshalb auch im Verlauf des Öfteren zur weiteren Spezifizierung wieder aufgenommen wird, trägt folgende zusammenfassende Visualisierung möglicherweise zur Vereinfachung und Vorbereitung des komplexen systemischen Zusammenspiels der Variablen auf den Strukturebenen bei:

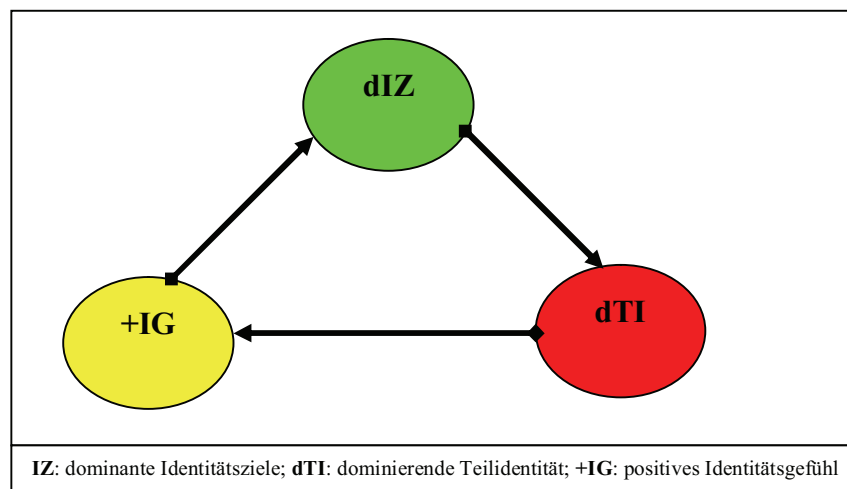


Abbildung 13: Das systemische Zusammenspiel zwischen dominanten Identitätszielen, dominanten Teilidentitäten und dem positiven Identitätsgefühl

⁵² Positiv deshalb, weil Ziele immer ein positiv gewendeter Ausdruck sind, dem Handlungsorientierungen unterliegen, etwas zu tun oder zu lassen. Darauf wird in der eigenen empirischen Untersuchung zurückgekommen.

Das Identitätsgefühl ist also „nicht nur eine Art Sammelbecken tausender Selbsterfahrungen (...) und eine motivationale Basis für Integration und Veränderung, für neue Entwürfe und Projekte, sondern bildet darüber hinaus die Basis für Selbstbewertungsprozesse“ (ebd. S. 201; Auslassg.: P. N.). Die basalen Bausteine des Identitätsgefühls im „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“, in denen sich diese Selbstbewertungsprozesse vollziehen, sind zum einen das *Selbstgefühl*, das „Bewertungen über die Qualität und Art der Beziehung zu sich selbst“ (Keupp u. a. 1999, S. 226) enthält, und zum anderen das Kohärenzgefühl, das darüber Bewertungen beinhaltet, „wie eine Person die Anforderungen des Alltags bewältigen kann“ (ebd.).⁵³

Das **Selbstgefühl** besteht aus einem Mosaik an verdichteten Bewertungen, in denen das Gefühl entsteht, wie gut, wie stimmig, wie nützlich usw. ich mich allgemein fühle. Diese Selbstgefühle drücken die Art bzw. die Entfernung (Nähe oder Distanz) der Selbstbeurteilung entlang der vom Individuum gesetzten Referenzpunkte (Standards) aus und werden auf der emotionalen Ebene als positive oder negative Selbsteinschätzung abgespeichert. Die Intensität der Selbstgefühle hängt von der Bedeutung der Werte ab und der wahrgenommenen Distanz dazu. (...) Je stärker es nun gelingt, die individuellen Identitätsbedürfnisse zu erfüllen, desto mehr entwickelt das Subjekt einen positiven Bezug zu sich selbst. (ebd.; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)

Darüber hinaus erlangt das Subjekt im **Kohärenzgefühl** Einschätzungen erstens über die *Sinnhaftigkeit* seiner Projekte, zweitens über das Gelingen der Übersetzung von Identitätsentwürfen zu Projekten und der Realisation (*Machbarkeit*) sowie drittens über das *Verstehen*, was mit ihm passiert bzw. inwieweit es selbst gestalterischer Akteur ist und des Umwelteinflusses. In der Abbildung 14 zeigen die Autoren exemplarisch im Anschluss an das Konzept von Antonovsky (1998)⁵⁴, wie diese Dimensionen inhaltlich bestimmt werden könnten. Bezogen auf ein wichtiges Identitätsziel wie Anerkennung gehen die Autoren der Idee nach, wie ein darin begründetes Identitätsgefühl entwickelt werden würde. Dazu und im Kontext der bisherigen Darstellung Zusammenhang bildend heißt es:

Das Subjekt speichert und verdichtet hier alle Erfahrungen von Anerkennung aus den verschiedenen Teilidentitäten. Je höher eine Teilidentität dabei in der subjektiven Hierarchie steht, desto prominenter ist der Beitrag für das Gefühl, anerkannt zu sein. Über die Summe der Erfahrungen bildet sich ein generalisiertes Gefühl heraus, wie anerkannt man sich erlebt bzw. erleben möchte, und ein generalisiertes Gefühl, ob und wie man diese Anerkennung erreichen kann. Diese summierte und verdichtete Erfahrung besteht analytisch gesehen aus

- dem (Selbst-)Gefühl, mehr oder weniger anerkannt zu sein (eine Art Saldo der Anerkennung), und
- dem (Kohärenz-)Gefühl, ob und wie es gelungen ist, über bestimmte Identitätsprojekte qualitativ, gemäß den eigenen Standards befriedigende Formen von Anerkennung zu erfahren. Darin enthalten ist auch die Einschätzung, in welchen Lebensbereichen und über welche eigenen Handlungen man mehr oder weniger Anerkennung erfahren hat. (Keupp u. a. 1999, S. 228)

⁵³ Im Ursprungsmodell gehen Straus/Höfer (1998a) davon aus, dass das Selbstgefühl als das nach Stern benannte Kern-Selbstgefühl eine Kombination aus emotionaler und selbstobjektiver Erfahrungsmodi darstellt und das Kohärenzgefühl bzw. der Kohärenzsinn im Anschluss an Antonovsky (1987) eine Verbindung aus kognitiven affektiven Komponenten. Hinzuzufügen ist, dass die Autoren in dieser Konzeption noch nicht mit dem Terminus eines „Identitätsgefühls“ arbeiten, sondern die beiden Gefühlsarten als Identitätskerne zunächst (nur) in den Zusammenhang des Generalisierungsprozesses zentraler Erfahrungsmodi stellen.

⁵⁴ Antonovsky, A. (1998): Salutogenese – Zur Entmystifizierung der Gesundheit. – Tübingen

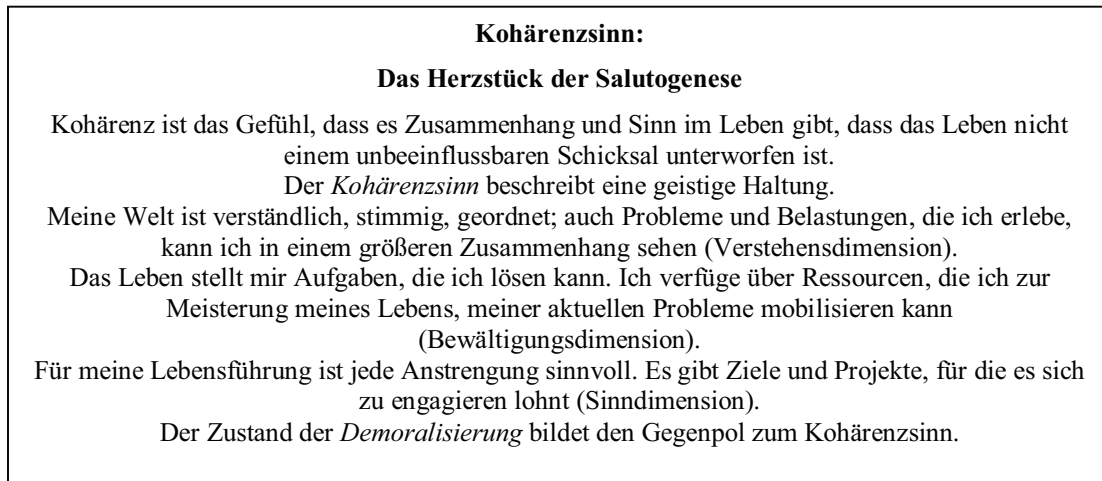


Abbildung 14: Kohärenzsinn – Das Herzstück der Salutogenese (Keupp 2004b, S. 13; Hervorhebg. i. O.)

Mit der Annahme, dass die alltägliche Identitätsarbeit die Aufgabe hat, „Prozeß und Konstruktionen in ein Passungsverhältnis zu bringen, das aus Sicht des Subjekts stimmig ist (dieses benennt das Selbstgefühl) und das Gefühl erzeugt, daß man selbst etwas Gelungenes geschaffen hat (jenes bezeichnet das Kohärenzgefühl)“ (Keupp u. a. 1999, S. 263; Einfüg.: P. N.), wird das **Gefühl der Authentizität** begründet. Formal betrachtet heißt es dazu: „Eine wesentliche Verankerung findet die Authentizität im Identitätsgefühl (Einfüg.: P. N.: gemeint als Passungsverhältnis). So speichern die Subjekte im Selbstgefühl neben der Bewertung, ob und wie sie ihre Ziele erreicht haben, immer auch, wie sie sich damit fühlen.“ (ebd. S. 264) Funktional betrachtet, liegt die Bedeutung des Selbst- und Kohärenzgefühls als Indikator für das Authentizitätsgefühl erstens darin, „daß ein hohes Selbst- und Kohärenzgefühl helfen kann, Identitätsentwürfe und Projekte zu realisieren, und umgekehrt ein niedriges Selbst- und Kohärenzgefühl das Subjekt eher zögern läßt“ (ebd.). Zweitens liegt die Bedeutung möglicherweise auch darin, „daß Personen mit einem starken Selbst- und Kohärenzgefühl eher in der Lage sind, mehr Ambiguitätstoleranz bezüglich widerstreitender Teile im Identitätsprozeß auszuhalten (weil sie mehr Sicherheit verleihen, daß sinnvolle, gestaltbare und für das Subjekt verständliche Ergebnisse herauskommen und daß sie flexibler mit den Anforderungen umgehen können)“ (ebd.). Hier findet m. E. die These der *gelingenden* Identitätsarbeit einen neuen normativen Anschluss, wenn diese insbesondere auch darin besteht, konträre Identitätsziele parallel leben zu können, indem Ambivalenzen und Widersprüche in ein für die Person im positiven Sinn akzeptables Spannungsverhältnis gebracht werden.

Bevor auf eine abschließende wesentliche Syntheseleistung – die der Handlungsfähigkeit – eingegangen wird, um die Betrachtung des „Modells der alltäglichen Identitätsarbeit“ auf der analytischen und deskriptiven Ebene abzurunden, steht unabhängig von ihrem hohen

Stellenwert für die Identitätsarbeit vielmehr unter Bearbeitung eigener empirischer Untersuchungsfragen anhand narrativer Interviews, noch eine generelle Erläuterung des dritten Identitätskerns – die der Kernnarrationen – an.

c) Die Kernnarrationen

Im Ursprungsmodell von Straus/Höfer (1998a) wird die Kategorie der Kernnarrationen zwar aufgeführt, aber für mein Dafürhalten zur Zusammenhangbildung im umfassenden Modellverständnis aufgrund ihrer vornehmlichen Fokussierung auf die *Bedingungen* der Kohärenzbildung im Hinblick auf einen „Zwang zur Kohärenzdemonstration“ (Straus/Höfer 1998a, S. 298) nur partiell und somit verkürzt entsprochen. Das Ergebnis lautet hier: „Die dadurch geformte Ideologie des eigenen Selbst kann als Teil subjektiver Metaidentität angesehen werden.“ (ebd.) Auch in Höfers Konzipierung (2000) wird der Kernnarration vor dem gleichen Hintergrund des Kohärenzthemas lediglich dahingehend Aufmerksamkeit geschenkt. Die Autorin beschreibt „nur“: „daß das Subjekt seine Erfahrungen, sein Erleben über (biographische) Narrationen ordnet und bearbeitet, in einer aktiven kommunikativen Konstruktionsleistung der Vielzahl von Eindrücken eine gewisse Struktur gibt und sein ‚Identitätsgefühl‘ in seinen Narrationen zur ‚Darstellung‘ bringt“ (Höfer 2000, S. 201). Genau genommen werden m. E. in dieser „narrativen Darstellung“ eher Aspekte der *Narrationsarbeit* zusammengefasst, als das etwas über die modelltheoretische Entwicklung von Kernnarrationen (auf welche die *Narrationsarbeit* gerichtet ist) ausgesagt wird. Diese von der eigentlichen Erwartung differierenden formalen Gesichtspunkte sind deshalb wichtig, weil die narrative Identität in der aktuellen Identitätsforschung eine, wie mir scheint, intensive Hinwendung erfährt, um eben gerade die inneren prozessualen Abläufe über Selbsterzählungen zu deuten und aus diesem Grund auch das Interesse in den eigenen empirischen Untersuchungen mitbegründet. In den Modellüberlegungen zur Patchwork-Identität von Keupp u. a. (1999) wird der Erwartung einer detaillierteren Beschreibung empfehlenswerter entsprochen, um vor allem den identitätstheoretischen Sinn von Kernnarrationen herauszukristallisieren bzw. ihre Zuordnung auf der Metaebene zu begründen. Kernnarrationen können analog dazu wie folgt definiert werden:

Bei den Kernnarrationen handelt es sich (..) um jene Teile der Identität, in denen das Subjekt einerseits für sich selbst »die Dinge auf den Punkt« zu bringen versucht, zum anderen um jene Narrationen, mit denen jemand versucht, dies anderen mitzuteilen. Verkörpert sich im Identitätsgefühl das Vertrauen zu sich selbst, so handelt es sich bei den Kernnarrationen um die Ideologie von sich selbst, um den Versuch, sich und seinem Leben einen – (auch) anderen mitteilbaren – Sinn zu geben. (ebd. S. 229; Einfüg.; Auslassg.: P. N.)

Um die Qualität von biografischen Kernnarrationen zu beschreiben, greifen die Autoren auf den von Gergen/Gergen (1988) entwickelten „Idealtypus wohlgeformter Narrationen“ zurück. Die wohl formenden Konstruktionsregeln erstrecken sich über fünf Konstruktionsmodi (der westlichen Kultur), die sich an der Einhaltung von Erzählkonventionen orientieren und darüber wiederum soziale Veränderungsprozesse in den kollektiven und individuellen Sinnkonstruktionen abbilden.

Das erste Charakteristikum bildet der „*Sinn stiftende Endpunkt*“. Hierbei handelt es sich darum, dass eine Geschichte dann verständlich wird, wenn klar ist, worauf der Erzähler hinaus will, besonders dann, wenn konkurrierende Endpunkte anvisiert werden. In der biografischen Entwicklung einer Person bildet sich ein, wenn auch nur annähernd von jedem Individuum erzählbares, dennoch aber Repertoire von (genauer: lebensphasischen und lebensbereichsspezifischen) Geschichten und deshalb mehrerer Endpunkte heraus. Die Entscheidung für einen sinnhaften Endpunkt wird durch eigenes Scheitern, aber auch gleichzeitig durch gesellschaftliche Veränderungen erschwert. In der Folge erscheinen viele Selbsterzählungen als nicht abgeschlossen und somit defizitär. (vgl. ebd. S. 230)

Eine zweite Prämisse bildet die „*Einengung auf relevante Ereignisse*“. Die erste Schwierigkeit besteht darin, wenn kein stabiles, von anderen mitgetragenes Verständnis vorausgesetzt werden kann und dies zur Folge hat, dass der Einzelne entweder mehr erklären muss oder aber ansonsten nicht verstanden wird. Das zweite Problem wird von den Autoren darin gesehen, dass eine Geschichte noch kein Ende gefunden haben könnte und deshalb noch nicht klar sein kann, was die retrospektiv wichtigen Ereignisse darstellen werden. Dennoch kann eine ‚unfertige Situation‘ durchaus eine positive Wirkung haben, wenn die These geteilt wird, dass mit der Reflexion über den ‚richtigen Weg‘ bzw. über die ‚richtige Richtung‘ zum Weitererzählen einer ‚unfertigen Geschichte‘ ein Nachdenken über die eigene Konstruktionsarbeit ausgelöst und vollzogen werden kann. (vgl. ebd.)

Das dritte Charakteristikum fokussiert die „*narrative Ordnung der Ereignisse*“. Normalerweise, weil gesellschaftlich konstituiert, wird eine Selbsterzählung vor allem dadurch schlüssig, indem ihr Ablauf durch eine lineare temporäre Sequenz gekennzeichnet ist. Eine gescheiterte zeitliche Ordnung hat eine irritierende Wirkung seitens der Kommunikationspartner zur Folge. Je nach lebensweltlichen und kommunikativen Konventionen bzw. Bedingungen (z. B. die Erwartungshaltung des Anderen) kann ein solcher Verstoß legitim sein, genauso aber auch sanktioniert werden. Weiterhin gibt es zwar fertige Muster einer chronologischen Selbsterzählung, dennoch ist die individuelle Chronologie in ihrem Verhältnis zu einer sozialen Norm erklärungsbedürftig. (vgl. ebd. S. 230f.)

Ein vierter wesentlicher Konstruktionsbaustein einer stimmigen Selbstnarrationen meint die „*Herstellung von Kausalverbindungen*“. Das heißt, „(j)edes Ereignis sollte ein Produkt eines vorangegangenen sein. In dem Maße, wie Ereignisse innerhalb einer Narration in einer interdependenten Form verbunden werden, nähert sich die Darstellung einer wohlgeformten Narration.“ (ebd. S. 231) Gleiches gilt modelltheoretisch verbunden für ein „wohlgeformtes Identitätsprojekt“, in dem ein Teilprojekt in kausaler Logik zu einem anderen, zumindest zum Gesamtprojekt stehen muss, um realitätsnah und plausibel zu sein. (vgl. ebd.)

Fünftens und letztens gehören die „*Grenzzeichen*“ eines Erzählaktes zu den Konstruktionsregeln einer „idealen Narration“. Über verschiedene regelgeleitete und mit dem Kommunikationspartner vereinbarte Formulierungen ‚rahmen‘ Anfangs- und Endpunkte eine Selbsterzählung ein. (vgl. ebd. S. 231f.)

Völlig richtig weisen die Autoren darauf hin, dass eine solche „idealtypische Narration“ in der alltäglichen Selbsterzählung normalerweise eher unvollkommen erreicht wird. Die Glaubwürdigkeit einer Selbsterzählung steigt dabei an, je mehr sie sich diesem Typus

annähert. Und um diese Glaubwürdigkeit geht es schließlich bei der Selbstpräsentation. Biografische Kernnarrationen bieten in ihrer interaktiven Funktion zur Verständigung mit anderen so bezeichnete „Lesarten des eigenen Selbst“ an, wie derjenige gesehen werden will. Daneben üben die biografischen Kernnarrationen aber auch eine wichtige Rolle für das eigene Selbst in der (sinnhaften) Zusammenhangbildung aus. In einer darüber geformten „Ideologie von sich selbst“ werden die Selbstgeschichten nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst gebündelt, um sich selbst erklären zu können, welche die derzeit dominierende Lesart seiner Identitätsentwicklung ist (im Sinne von: wo stehe ich gerade mit mir selbst). Die Bündelung bzw. Verdichtung kann sich in metaphorischen, kürzelhaften Selbstdeutungen als „Orientierungsrichtlinie“ ausdrücken, die das Ziel verfolgen, der eigenen Vergangenheit einen kommunizierbaren Sinn mit Blick auf die Zukunft zu verleihen. In der Regel bestehen Selbstnarrationen aber nach Auffassung der Autoren aus mehreren verschränkten Kernnarrationen und sind deshalb wesentlich komplexere Erzählungen. (vgl. ebd. S. 232)

Im Kontext ihrer modelltheoretischen Grundannahmen vertreten die Autoren auch die Auffassung, dass Kernnarrationen ebenso die persönliche Bedeutung von Identitätsbereichen repräsentieren. Die darin entwickelten Selbst-Theorien können unterschiedlich gestaltet und Gegenstand von Außenanforderungen sein, und auch die dominierenden Teilidentitäten spiegeln sich hierin wider. Außerdem stehen (bereichsspezifische) Kernnarrationen unter Umständen auch in einem Spannungsverhältnis zueinander und werden zur „Spannungsquelle für den Entwurf von Identitätsprojekten“ (ebd. S. 234), da deren subjektive Gültigkeit einer immer wieder zu vollbringenden Überprüfung unterliegt. (vgl. ebd.)

d) Die subjektive Handlungsfähigkeit als Syntheseleistung

Die drei beschriebenen Identitätskerne – die dominierende Teilidentität, das Identitätsgefühl und die Kernnarration – fließen ein in bzw. „bilden die Basis für das Gefühl der subjektiven Handlungsfähigkeit“ (Keupp u. a. 1999, S. 242). Was heißt Handlungsfähigkeit im modelltheoretischen Kontext der „alltäglichen Identitätsarbeit“ nun genauer?

Keupp (u. a. 1999) gehen davon aus, dass das Subjekt in seinen Selbst-Theorien nicht nur Werte, Ziele und Vorstellungen von sich selbst, sondern auch über das eigene Funktionieren, die eigene Anpassung, Gestaltbarkeit bzw. Bewältigung des eigenen Alltagslebens (re-)produziert, wodurch ein Wissen und Gefühl subjektiver Handlungsfähigkeit entsteht. (vgl. ebd. S. 235) Im Anschluss an Vorweg (1990)⁵⁵ „Doppelcharakter“ der Handlungsfähigkeit verstehen die Autoren diese als individuelle Befähigung, sich unter objektiv, in

⁵⁵ Vorweg, M. (1990): Psychologie der individuellen Handlungsfähigkeit. – Berlin

gesellschaftlichen Strukturen vermittelten, Bedeutungs- und Handlungszusammenhängen kompetent verhalten zu können. (vgl. ebd. S. 236) Dabei werden drei Aspekte von Handlungsfähigkeit unterschieden:

- erstens als *potenzielle Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen*; das heißt: „gesellschaftlich begründete Verhaltenserfordernisse zu erkennen und zu handhaben“ (ebd.);
- zweitens als *Funktionalität in konkreten Handlungszusammenhängen*; das heißt: „die eigenen Ziele und die anderer (..) sowie die der objektiven Strukturen funktionsfähig (...) zu vermitteln“ (ebd.; Auslassg.: P. N.) und schließlich
- drittens als *Kompetenz in der aktuellen Handlungsregulierung*; das heißt: „sich mit seinen psychischen Voraussetzungen auf Anforderungen einzustellen und diese auch zu realisieren“ (ebd.).

Übersetzt in die modelltheoretisch entwickelte „alltägliche Identitätsarbeit“ wird hier die hohe Bedeutung des *Kohärenzgefühls* für das Erleben der Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen deutlich. Dazu die Autoren: „In ihm drückt sich am stärksten der verstehensorientierte Aspekt (.) aus, der nach Vorweg notwendig ist, um gesellschaftlich begründete Verhaltenserfordernisse zu erkennen, der sinnorientierte Aspekt (.), über den die eigenen Ziele in bezug auf andere und die gesellschaftlichen Strukturen vermittelt werden, wie auch der umsetzungsorientierte Aspekt (.). Beim letzten geht es darum, wie Subjekte die Gestaltungsmöglichkeiten ihres eigenbestimmten Handelns bewerten.“ (ebd.; Auslassg.: P. N.) Das Kohärenzgefühl bildet also eine wesentliche Ressource für erfolgreiches Handeln. Seine Wirkung entfaltet sich in der Mobilisierung von Widerstandsressourcen sowie in der flexiblen Auswahl von Strategien. „Ergebnisse zum Kohärenzgefühl (vgl. Höfer 1999 bzw. 2000) zeigen deutlich, daß Individuen mit einem hohen Kohärenzgefühl effektiver sowohl emotional, kognitive, intra- und interpersonale als auch materielle Ressourcen mobilisieren. Ihre Lebenszufriedenheit fällt damit insgesamt deutlich höher aus als bei Personen, die über ein niedriges Kohärenzgefühl verfügen.“ (ebd. S. 238) Bezug nehmend auf die handlungsorientierten und identitätsstiftenden Selbstentwürfe und -projekte kann ausgesagt werden, dass sie zentral für die Funktionalität in konkreten Handlungszusammenhängen sind und deshalb die Basis für Handlungsmotivation und Informationssteuerung sind, da sie erstens für das eigene Handeln unabdingbare Begründungen liefern und zweitens die Realisierung von Identitätszielen und die Erweiterung eigener Handlungsmöglichkeiten ermöglichen. Aus diesen Gründen verweist die subjektive Handlungsfähigkeit immer auch auf funktionale Bewertungsmaßstäbe: „Beurteilungskriterium der Identitätsstruktur ist demnach ihre Nützlichkeit, das heißt, daß sie Erklärungen und Interpretationen anbietet, die die eigenen Werte und Ziele stützen, die die emotionale Befindlichkeit stabilisieren.“ (ebd. S. 239)

In Bezug auf die äußere Komponente der subjektiven Handlungsfähigkeit darf nach Auffassung der Autoren nicht vergessen werden, dass diese auch davon abhängig ist, „was man als gesellschaftlich definierten Spielraum objektiver (äußerer) Handlungsfähigkeit (von anderen) erfährt“ (ebd. S. 240). Durch die in der Gesellschaft existierenden Werte und Normen wird darüber eine Festlegung getroffen, „innerhalb welcher Grenzen das Verhalten von Personen als erwartbar und normal gilt“ (ebd.). Die subjektive Handlungsfähigkeit ist dann gefährdet, wenn diese Grenze überschritten wird oder wenn Institutionen sie einschränken. Hier verweisen die Autoren wieder auf die pluralisierte, individualisierte und entgrenzte Gesellschaft, in der die Grenzen des Scheiterns „durchlässiger“ geworden sind. Zugleich bleibt mit den Autoren Folgendes festzuhalten:

Diese größere Toleranz im Handlungsspektrum, das bereitwilligere Akzeptieren von Widersprüchen und Ambivalenzen der alltäglichen Lebensführung hat aber auch identitätsbezogen seine Risiken. Mit dem Verschwimmen der äußeren Grenzen des Erlaubten verschwinden auch klare Orientierungsmarken dessen, woran man Identitätsprojekte begrenzen konnte. (...) Da jedoch unklar ist und auch kommunikativ oft nicht deutlich geäußert wird, wo die Grenze des »normalerweise Akzeptablen« liegt, wird das Gefühl des Scheiterns nach innen verlagert. (ebd.; Auslassg.: P. N.)

Zusammenfassend lässt sich mit Keupp (u. a. 1999) der Zusammenhang zwischen den drei grundlegenden Identitätskernen und der subjektiven Handlungsfähigkeit wie folgt lesen:

Alle drei Konstruktionen sind phasenweise stabil und beeinflussen sich gegenseitig, Sie bilden die Basis für das Gefühl der Handlungsfähigkeit. In ihm drückt sich die Einschätzung einer Person aus, wie souverän sie sich fühlt, die eigenen Lebensbedingungen zu gestalten. Dabei geht es sowohl um die individuelle Befähigung, gesellschaftlich begründete Verhaltenserfordernisse zu erkennen und zu handhaben, als auch darum, eigene Ziele im aktuellen und zukünftigen Handeln zu repräsentieren, um die Fähigkeit, diese zu realisieren. (ebd. S. 242)

1.6 Die „Berufliche (Teil-)Identität“

1.6.1 Die „berufliche Identität“ als konzeptionell konstruierte „Teilidentität“

Im Anschluss an die analytischen Überlegungen zum Konzept einer „Patchwork-Identität“, rekonstruiert aus dem von Keupp (u. a. 1999) entwickelten „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“, knüpfen Fragen an, wie insbesondere das dort unterstellte Teilelement der „beruflichen Identität“ im komplexen Gesamtgefüge „Identität“ (im Verbund neben als auch mit anderen Teilelementen) formal strukturiert und inhaltlich auf kategorialer und prozessualer Ebene genauer beschrieben wird. Mithin sollen mit der Beantwortung am Ende des Abschnitts 1.6 grundlegende Zweifel an der Sinnhaftigkeit eines solchen konzeptionellen Begriffs gerade auch trotz aller nicht geringfügigen forschungsmethodischer Probleme zu beheben versucht werden und somit einen empirischen Zugang auf der analytischen Ebene

eröffnen können. Mein Eindruck ist, dass von beruflicher Identität in wissenschaftlichen Untersuchungen bzw. Aufsätzen oftmals selbstverständlich die Rede ist, ohne dass sie insbesondere einen empirischen Zugang im Kontext eines genaueren formalen und/oder inhaltsanalytischen Konzepts erfährt⁵⁶. Dies zum Anlass genommen, lässt außerdem den Versuch interessant erscheinen, auch dem Begriff der „beruflichen Identität“ ein gewisses konzeptionelles Fundament zementieren oder ihm aber zugunsten eines vielleicht anderen bzw. nahe liegenden Phänomens respektive seiner Bezeichnung dieses dezidiert entziehen oder zumindest davon differenzieren zu wollen. Um diesen einführenden Hinweis auf den Punkt zu bringen, ist die in der wissenschaftlichen Forschung m. E. noch zu früh aufgeworfene These von der prinzipiellen Ablösung der „beruflichen Identität“ durch eine „Arbeitsidentität“ (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 128), aus heutiger Sicht zu hinterfragen.

Eine theoretische Grundprämisse Keupps (u. a. 1999) besteht darin, dass sich Identität als Konstruktionsprozess in einer dialogischen Welt-Erfahrung bzw. Selbst-Erfahrung von einzelnen Individuen in ihren jeweiligen verschiedenen *Lebenswelten* bzw. sozialen Netzwerken vollzieht. Deshalb „erscheint es sinnvoll, mit einem Begriff der Teilidentitäten zu operieren. Denn die lebensweltlichen Erfahrungsbereiche stehen nicht nur für eine soziale Rolle, sondern auch für je spezifische Selbsterfahrungsbereiche“ (ebd. S. 100). Die Teilidentität der „beruflichen Identität“ bezieht sich also auf spezifische Selbsterfahrungen in der Lebenswelt⁵⁷ „(Erwerbs-)Arbeit und Beruf“. Daneben unterscheiden die Autoren Lebenswelten wie die der Familie, Freizeit oder Gesundheit, in denen die verschiedensten identitätsrelevanten Selbst- (und darin eingebetteten Welt-)Erfahrungen erlebt werden und selbstreflexiv zur Beschreibung von Identitätskategorien herangezogen werden. Für mein Dafürhalten, mit Blick auf konzeptionelle Anschlüsse etwas genauer differenzierend, gehen auch Frey/Haußer (1987) in diesem Zusammenhang davon aus, dass die vom Prinzip unerschöpflichen Designen der reflexiven Selbstdefinition enumerativ, d. h. durch die Aufzählung von Prädikaten bzw. Merkmalen bis hin zu Merkmalslisten, umrissen werden können. Als (Identitäts-)Ausschnitt möglicher Designen stellen sie mehr oder weniger

⁵⁶ Anmerkung: in Analogie zu dem vielseitig, ebenso unter Umständen aber auch unzureichend (bzw. un-)reflektiert verwendeten Oberbegriff der „Identität“

⁵⁷ Terminologischer Exkurs: Die Autoren sprechen zunächst von Selbsterfahrungsbereichen, dann von spezifischen „Lebenswelten“ und schließlich (m. E. am korrektesten:) von „**lebensweltlichen Erfahrungsbereichen**“, die sie mit dem Begriff der „Teilidentität“ erfassen. Dem eigenen Sprachgebrauch folgend, wird in der hier vorliegenden Arbeit von „**Lebensbereich**“ gesprochen. Unter dem Begriff der „Lebenswelt“ des Einzelnen (als Oberbegriff) sind die verschiedensten „Lebensbereiche“ (später mit LB abgekürzt) zugeordnet, zu denen als Beispiel der Lebensbereich „Arbeit und Beruf“ zählt und in der Identitätsterminologie dem Begriff der Teilidentität „Arbeit und Beruf“ bzw. „berufliche Identität“ zugestellt ist. Dies ist nach meinem Wissen auch die wissenschaftsübliche Begriffsverwendung (bspw. Haußer 1995; Kraus/Mitzscherlich 1998; Mey 1999; Abels 1998). Dort, wo die Darstellung auf die Autoren Keupp (u. a. 1999) Bezug nimmt, wird die Originalterminologie des Werkes beibehalten.

bedeutsame, typische und periphere Definitionsmuster dar und lassen sich als „Definitionsräume“ deshalb bezeichnen, da sie nicht nur durch ein Merkmal, sondern eine komplexe Merkmalsmenge festgelegt sind und sich in einen multidimensionalen Raum eingeordnet vorstellen lassen. (vgl. Frey/Haußer 1987, S. 14)

Außerdem ist „der *Begriffsraum* als strukturierte Menge von Designata in engem Zusammenhang zu einem anderen Raum zu sehen (.), dem jeweiligen *Interaktionsraum*, aus dessen soziokultureller Struktur die Designata erst ihren Sinn und ihre Bedeutung gewinnen“ (ebd. S. 15; Hervorhebg.: i. O.; Auslassg.: P. N.). Inhaltliche Systematisierungsversuche von Definitionsräumen zeigen nach Auffassung der Autoren im Ergebnis:

daß es zwar im Prinzip beliebig viele Definitionsräume gibt, daß aber andererseits immer wieder eine begrenzte Zahl *zentraler oder typischer* Definitionsräume hervortritt. Die Personen verwenden besonders häufig solche Designata ihrer persönlichen Identität, die Bezug nehmen auf ihre Position in der Gesellschaft und ihren zentralen Interaktionsfeldern wie Familie, *Ausbildungssystem*, *Arbeitswelt*, Freizeit und die die Qualität ihrer Rollen darin spezifizieren, d. h. ihren Besitz an Kompetenz und Qualifikation, sowie die damit verbundenen bewertenden Gefühle (ebd.; Hervorhebg.: P. N.).

Eine empirische Erfassung von Identität setzt deshalb auch i. d. R. innerhalb eines Definitionsraumes an, um die Bedingungen und Prozesse ihrer subjektiven Herstellung theoretisch sinnvoll analysieren zu können. Zum hieraus abgeleiteten empirischen Bezugspunkt von Identitätsforschung heißt es schließlich insbesondere unter der Prozessperspektive von Identitätsentwicklung bei den Autoren: „*Die Prozesse der Herstellung von Identität bzw. Teilidentitäten, die Selektion von Designata und die Herstellung von Relationen zwischen ihnen, der Umgang mit Widersprüchen, kurz: die aktive Gestaltung und Darstellung von Identität ist Gegenstand sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung.*“ (ebd. S. 16; Hervorhebg.: i. O.)

Die empirische (selbstverständliche) Ausdifferenzierung von individuellen Lebenswelten – auch als „alltägliche Dissoziation“ von Keupp (u. a. 1999, S. 91) benannt – steht auch im forschungsstrategischen Anschluss an Untersuchungen, die sich bspw. Marcias Tradition verpflichtet sehen. Schon Marcias Identitätskonzept (1966; 1993) differenziert bspw. zwischen den Lebensweltbereichen Familie, Arbeit, Peerbeziehungen und Lebensphilosophie und fasst sie als Teilbereiche der Identitätsbildung auf. Letztlich sind sie also die „Subelemente“ der fragmentierten Patchwork-Identität. Forschungsmethodisch aber – so ist Keupps Verweis bedeutungsvoll – ist die *lebensweltliche Ausdifferenzierung* vor allem im Hinblick auf die konzeptionelle Erfassung der kontinuierlichen Kohärenzleistung der Individuen problematisch. So heißt es dazu: „Natürlich gehen mit einer solchen Unterscheidung von Teilidentitäten eine Reihe von konzeptuellen Problemen einher, etwa die Frage der Integration, des Zusammenhangs der Einzelprozesse und auch der Wahl der

Lebenswelten.“ (ebd. S. 91) Mithin ist der Selbsterfahrungsraum ebenso durch „die Vielfalt der Lebenswelten, die Myriade von Selbsterfahrungen, die Kürze der Zeitperspektiven und ihre Asynchronizität“ (ebd. S. 86) charakterisiert, sodass nach Auffassung der Autoren einerseits eine *komplexe Form* von Kohärenz vorausgesetzt werden muss, zugleich andererseits aber auch im Kontext der *Disparität von Lebenswelt* eine *andere Qualität* von Kohärenz, deren Thematisierung bereits die Forschungsdiskurse anführt. (vgl. ebd. S. 91) Die terminologische Kopplung von „Teilidentitäten“ (entspricht der „inneren“ Perspektive) an die „Lebens(welt)bereiche“ (entspricht der „äußeren“ Perspektive) im Sinne von disparaten und ausdifferenzierten lebensweltlichen Bezügen des „Selbsterfahrungsraumes“ (entspricht dem „Konstruktionsort“ der Passungsarbeit zwischen „Innen“ und „Außen“) begründet schließlich folgendes formales Resümee zum Forschungsinteresse:

Ein Blick auf die Konstruktionsarbeit zur Herstellung von Identität führt notwendig zur Betonung des situativen Bezuges der verschiedenen sozialen Lebenswelten und zur Beschäftigung mit konkreten Interaktionspartnern und –situationen und damit zur Frage der Alterität. (...) Jede empirische Untersuchung der Konstruktionsarbeit von Identität muß – so unser Schluß – die lebensweltliche Erfahrungsvielfalt der einzelnen aufnehmen. Dies kann nur gelingen mit einem Instrumentarium, das die Heterogenität der Selbsterfahrungen abbilden kann, nicht vorschnell Kohärenz erzwingt und damit der Besonderheit der lebensweltlichen Erfahrungsbereiche gerecht wird. (ebd. S. 108; Auslassg.: P. N.)

Aus den formalen Grundüberlegungen zur konzeptionellen (begrifflichen) Vernetzung zwischen den „Teilidentitäten“ und den „Lebens(welt)bereichen“ einerseits und den hierin eingeschlossenen und für die Empirie zu berücksichtigenden Besonderheiten andererseits, ziehen Keupp (u. a. 1999) für ihr Forschungsvorhaben drei spezifische Schlußfolgerungen. Sie sind deshalb hier von Interesse, weil sie jenen Zusammenhang auf das Konstrukt der „beruflichen Teilidentität“ anschließend auf der analytischen Ebene formal zu übertragen und qualitativ zu füllen ermöglichen.

Erstens: Für jede empirische Untersuchung einer im Patchwork vorgestellten Identität und ihrer Teilidentitäten sei das Kriterium der Prozesshaftigkeit und ihrer Dynamik am ehesten in einer Längsschnittuntersuchung zu berücksichtigen. Denn: „Das Zueinander von Identitätsentwürfen, Projekten, deren Umsetzung und Evaluation ändert sich permanent in Abhängigkeit von den sich verändernden Bedingungen, und jeder Versuch, einen Identitätszustand zu erheben, schreibt etwas fest, was real ‚flüssig‘, beweglich, in permanenter Veränderung begriffen ist.“ (ebd. S. 109) In Keupps Untersuchung (1989-1999) wird dieser Aspekt auch für die Teilidentität „Arbeit und Beruf“ dahingehend bestätigt, dass sich *einerseits* Entwürfe, Projekte, deren Umsetzung und Bewertung zugleich sowohl lebensphasisch als auch lebensweltlich innerhalb heterogener Identitätsrelevanzen bewegen und eben nicht stabil „festzuschreiben“ möglich, dafür aber diverse formale Verknüpfungsmuster zwischen den Lebensbereichen (betrachtet auf einer Ebene) anzutreffen

sind.⁵⁸ Unterhalb der Ebene der Lebenswelten ist allerdings eine weitaus häufigere Verknüpfungsarbeit vorhanden, „in der einzelne Identitätsprojekte in den unterschiedlichen Lebenswelten miteinander verknüpft werden“ (ebd. S. 185) und deshalb auch wieder ein Ausdruck für die Passungsarbeit zwischen internen Ansprüchen und externen Anforderungen ist. (vgl. ebd.) *Andererseits* schließt die Untersuchung explizit an das von Marcia entworfene Identitätsstatus-Modell dort an, wo sie sich mit der Frage beschäftigt, ob das Offenhalten der Identität (Diffusion), genauso auch die Übernahme von Traditionen (Foreclosure) oder auch das wiederholte Infragestellen bereits festgelegter Entscheidungen (Moratorium) funktional betrachtet sinnvollere Ziele bzw. bessere Strategien für die Identitätsbildung junger Erwachsener darstellen. Im Ergebnis zeigt sich für die berufliche Teilidentität (in Erwartung der Autoren) bspw.:

(...) daß die Identitätszustände Diffusion und Foreclosure bei den arbeitslosen Jugendlichen wesentlich häufiger als bei den beschäftigten Jugendlichen (...) sind. Bemerkenswert ist der Umstand, daß auch unter den arbeitslosen Jugendlichen der Anteil des Identitätszustandes Achievement über die drei Wellen hinweg zunimmt. Dies spricht dafür, daß diese jungen Erwachsenen auch aus brüchigen und fragmentarischen Berufsbiographien eine berufliche Identität «zusammensetzen» und somit «normale Entwicklungsaufgaben» bewältigen können (ebd. S. 118; Auslassg.: P. N.).

Insgesamt lassen sich aber alle Identitätszustände in einem Wechsel wieder finden. „Das bedeutet zwar einerseits Unentschiedenheit, andererseits kann dies als eine Intensivierung der Auseinandersetzung mit Fragen der Arbeitsidentität verstanden werden, die voreilige Festlegungen relativiert und neue Optionen zumindest nicht ausschließt.“ (ebd. S. 119) Für die Identitätsarbeit im Bereich der Teilidentität „Arbeit und Beruf“ kann mit Keupps (u. a.) Untersuchungen in diesem Punkt einerseits zusammengefasst werden, dass

- das Grundprinzip der Identitätsentwicklung im Arbeitsbereich ein Wechsel zwischen verschiedenen Identitätszuständen ist,
- es andererseits entgegen Marcias Nahelegung keine systematischen Bewegungen zwischen ihnen gibt und
- die Zuordnung zu einem der Zustände von der aktuellen Arbeitssituation und wesentlich auch von der Prioritätensetzung der Subjekte abhängt. (vgl. ebd.)

Zweitens: Einen nächsten konzeptionellen Primäranspruch an ihre empirische Arbeit sehen die Autoren darin, bereits im Interview alle Lebensbereiche – gerade wegen ihrer extremen Komplexität und der Absicht, diese eben nicht vorzeitig reduzieren zu wollen sowie trotz des hierdurch bedingten immanenten Kohärenzproblems – auszuloten, ohne gleichzeitig den „Faden“ zu verlieren. Deshalb grenzen die Autoren in einem ersten Schritt die Lebensbereiche

⁵⁸ Bei Keupp (u. a. 1999, S. 184) heißt es: „Neben der ausschließlichen Konzentration auf einen Lebensbereich (Arbeit, Familie oder Freizeit) gibt es ein ebenfalls eher traditionell anmutendes polares Wechselmodell, bei dem im Längsschnittverlauf der These (zum Beispiel Arbeit) die Antithese (Familie) folgt, um im dritten zu einer Integration bzw. Balance zu kommen. Weiterhin gibt es ein Verknüpfungsmodell, das wir als ‚Drei-Felder-Wirtschaft‘ bezeichnet haben, bei dem nacheinander in die einzelnen Lebenswelten psychische Energie und praktische Aktivität ‚investiert‘ wird, während die anderen Bereiche solange brachliegen.“

Arbeit, Familie, Freizeit zunächst voneinander ab und rekonstruieren erst in einem zweiten Schritt ihre vielfältigen, wechselseitigen Zusammenhänge. Im Ergebnis finden sich für die Autoren interessante Unterschiede zwischen den Identitätsrekonstruktionen der Subjekte, genauer: eine jeweils individuell differenzierte Konstruktion in den verschiedenen Lebensbereichen und dabei ein unterschiedlicher Rückgriff auf kulturelle Vorgaben. Für die berufliche Teilidentität heißt es dazu: „Handlungsaufgaben und Ressourcenlage sind im Lebensbereich Arbeit nicht nur verschieden von denen in familiären Lebenswelten, sondern werden von den Subjekten auch mit anderen Identitätszielen belegt und mit anderen Identitätsstrategien behandelt. Das Zueinander der Lebenswelten führt dann oftmals zu scheinbar widersprüchlichen Arrangements, in denen die Identität «aus einem Guß» auch empirisch kaum anzutreffen ist.“ (ebd. S. 110) Den Abschluss bilden schließlich umfassende und detaillierte Beschreibungen komplexer Lebenssituationen, in denen den Widersprüchen ihr Platz im Gesamtzusammenhang aufgezeigt wird. (vgl. ebd.) Die Zusammenfassungen beziehen sich auf die unter dem ersten Problemkreis aufgeführten Identitätsprojekte, -entwürfe und -zustände und auf die als „Schlüsselfragen der Identitätsarbeit“ bezeichneten lebensweltlichen Themen, wie bspw. Erwerbsarbeit, Intimität, soziale Netzwerke und kulturelle Identität. Den Autoren „geht es um die empirische Beschaffenheit von Handlungsanforderungen und sozialen Beziehungen, in den Lebenswelten Arbeit, Partnerschaft und Freizeit. Es geht darum, wie die von uns befragten jungen Erwachsenen in ihrer Identitätsarbeit mit diesem «Material» umgehen und was sie daraus machen. (...) Identität als Passungsprozeß zu definieren bedeutet empirisch, Subjekte im Prozeß ihres «In-Beziehung-Tretens» mit ihrer Umwelt zu beschreiben“ (ebd. S. 111; Auslassg.: P. N.).

An dieser Stelle wären zwar vor allem Antworten in Bezug auf die berufliche Teilidentität von Interesse. Diese würden aber u. a. der später zu diskutierenden Problematik des terminologischen Blickwechsels vorgreifen. (vgl. i. d. A. S. 127ff.) Deshalb wird die Ausführung dagegen noch um eine, den ersten beiden Problemkreisen hinzuzufügende, Schwierigkeit im empirischen Vorgehen erweitert, welche die Ko-Autoren Kraus/Straus bereits 1990 zu bedenken gaben. Und zwar, dass das forschungsmethodische Problem zur Erfassung einer Patchwork-Identität auch darin besteht, Prozesse der Identitätsbildung vom Patchwork-Modell ausgehend erforschen zu wollen, während die Interviewpartner gleichzeitig vom Kohärenzmodell ausgehend (re-)konstruieren. (vgl. Kraus/Straus 1990, S. 13) Übersetzt in formale Aspekte der Identitätsbildung heißt dies zunächst, im Kontext des Patchwork-Modells ein sogenanntes „Gesamtbild“ ins Detail (meinethalben in einzelne Lebensbereiche) zerlegen zu müssen, deren jeweilige innere Zusammenhänge als auch ihre

komplexe Verknüpfung mit anderen inneren Zusammenhängen zu rekonstruieren und schließlich wieder das Ganze zu einem Verknüpfungsmuster zusammenzuführen bzw. den Gesamtzusammenhang aller Einzelbereiche aufzuspüren. Für die Interaktionspartner verläuft der (Re-)Konstruktionsprozess genau in die andere Richtung. Sie gehen von Details und ihren individuellen Bedeutungszuschreibungen aus und unterstellen diese anschließend dem Bemühen, sie zu einem Sinn Ganzen zusammenzufügen. In Erinnerung an die analytischen Modellbeschreibungen in Abschnitt 1.5.3 ist bereits der multidimensionale Prozess der Narrationsarbeit hierzu ausführlich dargestellt.⁵⁹

Drittens: Der dritte forschungsintendierte Problemaspekt knüpft an die bevorzugte sowohl quantitative als auch qualitative Ergebnisorientierung und mittlerweile der des Öfteren umstrittenen Typenbildung an. Eine in der Fallanzahl umfangreiche Untersuchungsgruppe liefert neben dem bereits ausgeführten Grad der Komplexität von Lebenswelt auch Schwierigkeiten im Umgang mit dem Material, spezifischer: hinsichtlich einer Differenzierung nach verschiedensten Kriterien (bspw. Geschlecht, Karriere, Ost-West-Regionen). Deshalb sind und bleiben die empirischen Aussagen zur Identitätsentwicklung in der Untersuchung von Keupp (u. a. 1999) letztlich einhundertzweiundfünfzig Einzelfälle, da selbst in Gruppenergebnissen bzw. Typologien und bis in die Subgruppen hinein eine weitere Ausdifferenzierung notwendig wäre. In diesem Kontext sehen die Autoren ihre Entscheidung für die Lösung des Problems in der Darstellung von Fallgeschichten zur Konkretisierung, Differenzierung und teilweiser Relativierung von verallgemeinernden Aussagen. (vgl. ebd. S. 100)

Die bisherige vornehmlich formale Charakterisierung der beruflichen Teilidentität im Sinne ihrer konzeptionellen Verortung bewegt sich auf einem sehr allgemeinen Niveau des lebensweltlichen Bezuges und hier erster anzusiedelnder forschungsmethodischer Probleme. Genauere Analyseergebnisse zu den lebensweltlichen (sprich sozial-indikatorischen) Bedingungen und Handlungsanforderungen werden sich unter dem Abschnitt „die berufliche Teilidentität als problematischer Begriff“ herauskristallisieren, die für die qualitative Gesellschaftsprägung der beruflichen Identität des Einzelnen mitverantwortlich sind. Jetzt dagegen stehen insbesondere inhaltliche Aspekte des beruflichen bzw. arbeitsbezogenen

⁵⁹ Die Autoren bieten des Weiteren unterschiedliche methodische Lösungsstrategien in Form einer „Triangulation repräsentationssensibler und repräsentationsresistenter Methoden“ zur Problemprevention einer möglicherweise Inkompatibilität der Konzepte des „Patchwork-Modells“ und des „Kohärenzmodells“ an:

1. Repräsentationsresistenz über einen Perspektiven- und Ebenenwechsel
2. Repräsentationssensibilität über narrative Interviewanteile, eine textorientierte Interviewauswertung und die Integration nichtsprachlicher Elemente in das Interview
3. Kommunikative Entlastungsorientierung. (vgl. Kraus/Straus 1990, S. 14ff.)

Selbsterfahrungsbildes im Vordergrund, die im modelltheoretischen Kontext der „alltäglichen Identitätsarbeit“ auf analytisch abstrakter Ebene näher zu konzipieren möglich scheinen, um sie vor allem als ein Konstruktionselement näher zu erfassen. Die Forschungsbedarfsfrage richtete dabei vor allem darauf, ob die modelltheoretische Konstruktion der Patchwork-Identität auch anderen Anspruchsperspektiven in Bezug auf Formationsaspekte der beruflichen Identität in ausreichendem Maße gerecht werden kann (wie bspw. die der funktionalen und inhaltlichen Relevanzsetzung von bzw. zwischen einzelnen Arbeits- und Berufsorientierungen und wie diese Bedeutungszuweisung prozessual konzipiert werden könnte). Oder ob mit der Konzeption zumindest differenzierte Anknüpfungsmomente für eigene Überlegungen freigelegt werden können.

In Erinnerung an das heuristische Strukturmodell der „Patchwork-Identität“ und einer darin fokussierten Konstruktion von „alltäglicher Identitätsarbeit“ wird das Segment der „beruflichen Identität“ formal als „Teilidentität“ auf der zweiten Strukturebene eingeordnet. Unterhalb dieser Ebene werden in jenem lebensweltlichen Ausschnitt „Arbeit bzw. Beruf“ im zunächst situativen Selbsterfahrungsprozess einzelne Erfahrungswahrnehmungen auf den fünf Ebenen kognitiv, emotional, sozial, produkt- und körperorientiert konstruiert. Auf vier dieser Modi eingehend, beschreiben die Autoren Straus/Höfer (1998a) konkret qualitative Konzeptionsmerkmale der beruflichen respektive arbeitsbezogenen Selbstwahrnehmung an einem aus ihrer Untersuchung herausgegriffenen Beispiel wie folgt:

<p><i>Kognitive Selbstwahrnehmung:</i> „Ich bin ein Schreinerlehrling und versuche, so genau, wie ich es gelernt habe und es mir möglich ist, einen Stuhl zu bauen.“</p>	<p><i>Soziale Selbstwahrnehmung:</i> „Der Meister denkt, daß ich es nicht genau genug mache. Er fragt sich, ob ich überhaupt für diesen Beruf geeignet bin.“</p>
<p><i>Produktorientierte Selbstwahrnehmung:</i> „Der Stuhl ist eigenwillig, aber schön. Er ist etwas von mir Geschaffenes und Ausdruck meiner handwerklichen Fähigkeiten und Gestaltungskraft.“</p>	<p><i>Emotionale Selbstwahrnehmung:</i> „Ich fühle mich nicht verstanden, meine Leistung wird nicht geschätzt und akzeptiert. Ich bin nichts wert.“</p>

Abbildung 15: Beispiele für Selbstwahrnehmungsmodi der beruflichen Teilidentität in Anlehnung an Straus/Höfer (1998a, S. 274)

Die Selbstwahrnehmungsmodi im beruflichen Lebensbereich bleiben in ihrer Reflexion nicht auf einer situationalen Ebene stehen und bilden auch keine von anderen Lebensbereichen isolierten Erfahrungseindrücke des Subjekts. Sie sind zwar lebensphasen- und lebensbereichsspezifisch angelegt, werden aber mittels identitätsbezogener Bündelungen unter bestimmten Perspektiven in die komplexe Identitätsstruktur integriert. Hier operieren

die Autoren mit dem formalen Begriff der Identitätsperspektive. Wenn also die Perspektive der „beruflichen Identität“ dominiert, dann bezieht sich die Konstruktionsarbeit (Bündelung) des Subjekts (exemplarisch am oben skizzierten Fall), auf:

all jene Fragen/Gedanken, die sie an die eigenen Erfahrungen, Erwartungen und Anforderungen anlegt, die mit ihrer Rolle als Auszubildende und Arbeitnehmerin zu tun haben. In diesen reflexiven Akten vermischen sich aktuelle subjektive Selbstthematizierungen mit solchen früherer Situationen (Erfahrungen aus den anderen abgebrochenen Ausbildungen, vom nicht erreichten intendierten Schulabschluss, Erfahrungen, in denen sie sich nicht leistungsfähig genug gefühlt hat, in denen ihre Eltern mit ihr unzufrieden waren, oder aber auch Situationen, in denen sie gut war, besser als beispielsweise ihre Freundinnen usw.). Darüber hinaus „reflektiert“ Marlene in ihrer Selbstthematizierung weitere Perspektiven, die sich auf ihre Rolle als Frau (geschlechtsbezogene Perspektive) und Tochter (familienbezogene Perspektive) und auf ihre Leistungsfähigkeit (körperbezogene Perspektive) beziehen (Höfer/Straus 2001, S. 95).

Erkennbar wird an diesem Beispiel der wichtige Zusammenhang, dass sich alle situativen Selbstthematizierungen in und aus allen Teilidentitäten, also auch der beruflichen, mehreren Perspektiven zuordnen lassen. Das heißt wiederum im konkreten Fall, dass sich das Subjekt sowohl unter jeweils unterscheidbaren Perspektiven, wie der „ich als Berufstätige“, als auch unter der „ich als Frau“ oder „ich als gesundes/krankes Individuum“ wahrnimmt sowie innerhalb des beruflichen Lebenskontextes, als auch in Verknüpfung mit anderen Lebensbereichen. Im Ergebnis der ersten Bündelung bzw. Integration der auf die berufliche Teilidentität bezogenen Selbstthematizierungen bekommt das Subjekt auf der zweiten Strukturebene ein bestimmtes übersituativ konturiertes Bild seines komplexen beruflichen Tuns (im Bewusstsein als *Berufsrollen*träger). „Bewertet wird nicht nur, was man sich von Arbeit erwartet, sondern auch das, was man umsetzen konnte an Berufswünschen, an konkreten Arbeitszusammenhängen. Setzt man vergangene mit gegenwärtigen Arbeitserfahrungen und zukünftigen Arbeitsentwürfen in Bezug, erhält man ein Bild sowohl über die subjektive Selbstreflexion des beruflichen Werdeganges als auch über die dabei getroffenen Entscheidungen.“ (ebd. S. 91)⁶⁰ Ein derart selbstreflexives Bild beziehen die Autoren also auf die berufliche Identität als Teilidentität und weisen zugleich (wiederholend) auf folgenden Umstand hin: „Wichtig erscheint uns jedoch festzuhalten, daß Perspektiven und Teilidentität ein Verhältnis von Form und Inhalt bilden. Die Verdichtung der Erfahrungen beispielsweise unter dem Gesichtspunkt einer der zentralen Handlungsaufgaben (Erwerb einer beruflichen Identität) führt zu Typisierungen der eigenen Person als >Berufstätiger<.“ (Straus/Höfer 1998a, S. 280) Die Modellautoren Keupp (u. a. 1999) fügen dem Ansatz unter der identitätsimmanenten biografischen Perspektive hinzu: „Solche Typisierungen und Teilidentitäten enthalten ein Mosaik an Erfahrungsbausteinen, die auf die Zukunft gerichtet

⁶⁰ „Im Mittelpunkt steht dabei der Identitätsstatus Arbeit.“ (ebd.); vgl. auch spezifischer bei Straus/Höfer (z. B. 2001, S. 91f.)

sind (Entwürfe, Projekte), sowie solche, die eher der Vergangenheit angehören (realisierte oder/und gescheiterte Identitätsprojekte, aufgegebenen Identitätsentwürfe). Und eine Teilidentität enthält auch die, zumindest für eine bestimmte Lebensphase gültigen, «Standards» einer Teilidentität.“ (Keupp u. a. 1999, S. 219) Diese Standards wirken im Sinne eines von Bedeutungen geprägten Bezugsrahmens für das Selbst, der dem Subjekt Glauben darüber vermittelt, wer es sei. Sie orientieren sich hierbei an den bereits vorgestellten Erfahrungsmodi des Selbst, die als Querschnittsebene über alle Prozessebenen zu dichteren Generalisierungen auf höherer Strukturebene führen. Wie die beruflichen Identitätsstandards als Beispiel verdeutlicht werden können, zeigt die Abbildung 16. Ein solches Set an Bedeutungszuschreibungen wirkt also nicht nur zur Integration vergangener und aktueller personaler Typisierungen, sondern trägt auch zu zukunftsbezogenen Selbstentwürfen und -projekten bei.

<i>Kognitive Standards</i>	„wo man selbst seine beruflichen Stärken und Schwächen sieht“
<i>Soziale Standards</i>	„der von mir wahrgenommenen Fremdeinschätzung meiner beruflichen Fähigkeiten und Kompetenzen“
<i>Emotionale Standards</i>	„wo man sich auf der Basis des entwickelten Selbstwertgefühls sicher fühlt und Vertrauen in das eigene berufliche Handeln entwickelt hat“
<i>Körperorientierte Standards</i>	„die von mir selbst erfahrenen körperlichen Fähigkeiten für das jeweilige berufliche Tun“
<i>Produktorientierte Standards</i>	„das, was man durch seine berufliche Tätigkeit glaubt, bewirken oder herstellen zu können“

Abbildung 16: Exemplarische Darstellung der *Standards* der beruflichen Identität (in Anlehnung an Keupp u. a. 1999, S. 219)

Für die berufliche Identität gilt dann also, dass sich die Integration nicht nur auf all jene Erfahrungen beschränkt, die im Erwerbsleben gemacht wurden. Auf das Beispiel der *Schreinerin* bezogen (vgl. Abbildung 15) bedeutet dies, dass die berufliche Identität jener Auszubildenden nicht ausschließlich von einem mehr schlecht als recht anerkannten Bild als Schreinerin dominiert wird, sondern auch auf Zukunft einbeziehenden *Selbstentwürfen* beruht, die dann zu einem *Identitätsprojekt* modifiziert werden, wenn die Schreinerin sich für einen dieser Entwurfsvorstellungen in concreto entscheiden wird:

- sich auf das zu spezialisieren, was ihr am meisten Spaß macht, das Restaurieren alter Möbel,
- etwas ganz anderes zu machen, noch einmal zur Schule zu gehen und Kindergärtnerin zu werden, oder
- (wenn die negativen Erfahrungen weiter andauern) so schnell wie möglich aus dem Berufsleben ausscheiden zu können. Letzteres ist mit der Hoffnung verknüpft, einen Mann zu finden, der akzeptiert, daß sie aus dem Erwerbsleben ausscheidet und sich hauptsächlich mit der Erziehung der Kinder beschäftigt (Höfer/Straus 2001, S. 98).

Was im modelltheoretischen Kontext für die Ebene der Teilidentität hinsichtlich der Entwicklung und Modifizierung ihrer Standards einerseits und schließlich für die Identität im Gesamt andererseits weiterhin deutlich wird, ist das systemisch zu sehende Zusammenspiel von Außenanforderung und -wahrnehmung und Innenanforderung und -wahrnehmung. Hier gehen die Autoren bei der Aktivierung der beruflichen Teilidentität von einer ersten Feedbackschleife aus, deren Ziel es ist, die externen Inputs den Inneren über eine Verhaltensänderung (bspw. in Orientierung an beruflichen Selbstentwürfen oder/und -projekten) anzupassen. Es sind also die vom Subjekt eigens gesetzten Identitätsstrategien, die zum Tragen kommen. Als Teil der beruflichen Identitätsstandards im Regulationsprozess, anhand derer subjektive Handlungsstrategien ausgerichtet werden, betrachten die Autoren in diesem Zusammenhang de facto auch Arbeitsorientierungen. Das heißt: „Subjekte bemessen die erfahrene Arbeitsrealität danach, ob sie diesen Standards (arbeitsinhaltlichen, kommunikativen usw. Erwartungen) entsprechen.“ (ebd. S. 99) In ihrer empirischen Untersuchung (1989-1999), die sich mit der Frage beschäftigt: „Welche Arbeitserfahrungen sie (Einfüg.: P. N.: die (benachteiligten) Befragten) bisher gemacht und welche Ansprüche an Arbeit sie daraus für sich entwickelt haben?“ (ebd. S. 85), knüpfen sie an die ursprünglich von Baethge (1990)⁶¹ konzipierten fünf Anspruchsdimensionen von Arbeit an. Dazu zählen die „Orientierung an arbeitsinhaltlichen Aspekten und der Selbstbestätigung“, an „kommunikativen Aspekten und sozialer Integration“, an „Status und Karriere“, an den „Arbeitsbedingungen“ und an „materielle Sicherheit und Einkommen“. Im Ergebnis können zwei Typen der Arbeitsorientierung konstatiert werden: die „sinnhaft-subjektbezogene“ und die „materiell-reproduktionsbezogene Arbeitsorientierung“. (vgl. ebd.)⁶² Aus dem Gesagten dürfte im modelltheoretischen Kontext deutlich geworden sein, dass die (beruflichen) Identitätsstandards zusammengefasst sowohl arbeits- bzw. berufsbezogene Orientierungs- und Bewertungsmaßstäbe beinhalten. Jene kategorialen Orientierungen führen m. E. bereits die inhaltsanalytischen Bezugspunkte der empirischen Identitätsforschung im weitesten wissenschaftstheoretischen Sinne an, aus denen dann im nächsten Schritt auf der höchsten Strukturebene der Identitätsentwicklung metatheoretische Rückschlüsse zu ziehen versucht werden. Jener Zusammenhang zeigt sich auch für die berufliche Teilidentität im modelltheoretischen Kontext der Patchwork-Identität.

⁶¹ Baethge, Martin (1990): Arbeit und Identität bei Jugendlichen. In: Psychosozial 3 (13), S. 67-79.

⁶² Anmerkung: Auf das detaillierte Eingehen der Untersuchungsergebnisse wird an dieser Stelle bewusst aus zwei Gründen zunächst verzichtet: Erstens stellen die Autoren im modelltheoretischen Kontext keine spezifischen Begründungen oder Bezüge zur Verfügung und zweitens sind die Ausführungen zu den Arbeitsorientierungen unter dem analytischen Gesichtspunkt der beruflichen Identität sowie als problematischer und auch als empirischer Begriff wesentlich aufschlussreicher.

In Erinnerung an das modelltheoretische Strukturmodell werden auf der bereits genannten metatheoretischen Identitätsebene sogenannte Identitätskerne auf dreifache Weise hergestellt und zwar über die Kohärenz formende Selbstideologie, über die dominierende(n) Teilidentität(en) und über die nochmals generalisierten Standards (bzw. Erfahrungsmodi) zum Identitätsgefühl, verankert im Selbst- und Kohärenzgefühl. Für die analytische Systematisierung der beruflichen Identität tritt zunächst insbesondere der zweite Identitätskern, die dominierende Teilidentität, hervor. Eine, die empirische berufliche Identitätsforschung vornehmlich anleitende, Untersuchungsfrage konzentriert sich auf die *Bedeutsamkeit* und ihres Ausprägungsgrades von *beruflichen bzw. arbeitsbezogenen Orientierungen* für die Identität. Die Dominanzfrage stellt sich bspw. in Hinblick auf die temporale Strukturierung einer Berufsbiografie sowie in Bezug auf die über Arbeit und Beruf vermittelten und konstruierten Selbstverortungsprozesse und darüber auf die Sinn definierenden Handlungszusammenhänge, wie bspw. die der identitätsstiftenden Valenz für die über das Identitätsgefühl gesteuerte berufliche Handlungsfähigkeit. Derartige Fragen können m. E. hier durchaus über die konzeptionelle strukturelle Rekonstruktion ihrer vermuteten Dominanz gegenüber anderen Orientierungen und Lebenszusammenhängen hinreichende Antworten finden. Allerdings gehe ich dezidierter als die Autoren davon aus, dass die dominierende(n) Teilidentität(en) im unmittelbaren Zusammenhang mit jenen, der im dritten Identitätskern dargestellten, Generalisierungen auf der Ebene der Erfahrungsmodi, genauer den Identitätszielen und ihrer variablen Dominanzstruktur, einhergehen. Doch darauf ist noch zurückzukommen. (vgl. i. d. A. S. 120)

Exkurs: In der modelltheoretischen Regulationsstruktur gehen die Autoren davon aus, dass bspw. zwischen divergierenden Teilidentitäten eine auf der Metaebene stattfindende Reflexion als Vermittlungsmechanismus in Kraft treten könne. Hierfür schlagen die Autoren eine höhere Feedbackschleife vor, in der es eine zweite Ebene übergreifender, aber keiner abstrakten Identitätsstandards gibt, sondern bestimmte dominierende Teilidentitäten, die somit als Auslöser zur Modifizierung von Identitätsstandards über die selbst gesetzten Identitätsstrategien bzw. -projekte beitragen können. Die lebensbereichsspezifische Dominanz einer Teilidentität (beispielsweise der vermuteten beruflichen Identität) steht im unmittelbaren Zusammenhang mit lebensphasischen Bedeutungen (beispielsweise höchstwahrscheinlich höher anzusiedeln im Jugend- als im Rentenalter) und ihrer aktuell besseren Organisation einzelner Identitätsziele. Zu den wiederum dominierenden, weil Sicherheit vermittelnden, Identitätszielen zählen die Autoren vor allem Anerkennung, Selbstachtung, Autonomie und Originalität. (vgl. auch Keupp u. a. 1999, S. 224)

Aus ihren Untersuchungsergebnissen heraus heißt es hierzu: „Beide Gründe (Einfüg.: P. N.: also die bessere Organisation und die lebensphasisch spezifische Relevanz) treffen bei den von uns befragten Jugendlichen auf den Arbeitsbereich zu. Zum einen handelt es sich bei fast allen um die dominierende Entwicklungsaufgabe und zum anderen betonen viele Jugendliche, daß selbst neue Arbeitszusammenhänge in sehr kurzer Zeit für sie unter der Anerkennungs- und Autonomieperspektive einen besonders wichtigen Stellenwert haben.“ (Höfer/Straus 2001, S. 102) Außerdem wird über das Strukturelement der Teilidentitätsdominanz die selektive, also nicht gleichwertige, sondern vor allem auch gesellschaftlich bedingte, lebensphasisch wechselnde Identitätsarbeit zwischen den allen Teilidentitäten nochmals unterstrichen. Hier treffen also unterschiedliche Gewichtungen zwischen beruflichen und/oder familiären bzw. freizeitbezogenen Lebensorientierungen aufeinander. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 298; dieselben 2001, S. 102) Auch in ihren Untersuchungsergebnissen wiederum bestätigend, zeigt sich, dass die Jugendlichen nicht dazu bereit sind, alles andere dem Arbeitsbereich unterzuordnen. Trotz seiner aktuellen Dominanz ist Arbeit „nur in einem der drei dominanten Steuerungsmodi prominent verankert“ und „fungiert (..) im baethgeschen Sinn als Kohärenz stiftende Instanz“ (Höfer/Straus 2001, S. 103; Auslassg.: P. N.). „Dies zeigt sich deutlich auch an den anderen übergreifenden Steuerungsmodi des Identitätsprozesses. Die Eigennarration (das explizite Bild von sich selbst) ist von einem Selbstverwirklichungsverständnis geprägt, das stark freizeit bzw. familial geprägt ist.“ (Höfer/Straus 2001, S. 102). Einen Grund dafür sehen die Autoren insbesondere vor dem Hintergrund des Befragtenalters (19-22 Jahre) in einem vom bisher kurzen beruflichen Erfahrungsweg noch relativ wenig beeinflussten Selbstbildes durch die Arbeitswelt. (vgl. ebd.)

Um den bereits vorgenommenen systematischen Einwand gegenüber einer dort weniger dezidierten, analytisch begründeten Zusammenhang bildenden Darstellung des bedeutsamen Identitätskerns der „generalisierten Erfahrungsmodi“ auf der Metaidentitätsebene wieder aufzunehmen, und weil die Betrachtung der dominanten Teilidentität bereits bei den Autoren auf Identitätsziele unmittelbar Bezug nimmt, scheint es sinnvoll, diese Abhängigkeiten differenzierter zu beleuchten. Konzeptionell richtig verstanden sind die Identitätskerne keine voneinander isolierten Konstrukte. Dies zeigt sich beispielhaft vor allem anhand der Erfahrungsmodi, die sich (hier wiederholt sich die Ausführung: als Querschnittsebene) über die Teilidentitäten hinweg ziehen. Zur Beschreibung des Identitätskerns der „generalisierten Erfahrungsmodi“ schlagen die Autoren einen Generalisierungsgrad im Sinne von situations- und teilidentitätsübergreifenden Mustern vor.

Diese erstens kognitiven, zweitens sozialen, drittens emotionalen und viertens produkt- (sowie fünftens aktuell auch körper-)orientierten Muster zeichnen sich durch ihre jeweilig zentralen Identitätsziele aus. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 299)⁶³ In dem variablen Verhältnis der Muster bzw. Kombinationen zueinander wiederum drücken sich gleichzeitig die selbstbezogenen dominanten Relevanzen aus. Und jene folglich nehmen Einfluss auf die einzelnen Selbstreflexionen und Handlungsorientierungen. Herausgehoben diskutiert haben die Autoren in diesem Kontext das Selbst- und Kohärenzgefühl als Beispiele generalisierter Erfahrungsmodi. (vgl. ebd. S. 300)

Im Vergleich zu der bisherigen modelltheoretischen Konzeptionalisierung eventuell stärker betonend, geht mein prozessuales Verständnis im Anschluss an eine Präzisierung von Höfer (2000) über die Wirkungsweise der Identitätsziele darüber hinaus, dass diese dominanten Generalisierungsmuster der Erfahrungsmodi gerade auch einen unmittelbaren (sprich: rückwirkenden) Einfluss auf die *Dominanz* einer Teilidentität (oder mehrerer) haben, und zwar auch auf der Prozessebene der Identitätsprojekte und -entwürfe. Dominieren wird eine Teilidentität hier insbesondere gerade dann, wenn über diese mittels daran orientierter Identitätsentwürfe bzw. -projekte zentrale Identitätsziele, verstanden als Referenzpunkte von subjektiven Bedürfnissystemen, eingelöst werden könnten bzw. bisher noch nicht konnten. (vgl. auch Keupp u. a. 1999, S. 226) In diesem Zusammenhang kann durchaus auch die bereits referierte Aussage Keupps stehen bleiben, dass in den unterschiedlichen Teilidentitäten teilweise differenzierte oder inkongruente Identitätsziele verfolgt werden. Diese sind aber nach meinem Verständnis gleichzeitig im Kontext der übersituativ und teilidentitätsübergreifend generalisierten Muster (bzw. Kombinationen) der Erfahrungsmodi – für meine Begriffe genauer: im komplexen Identitätsgefühl – verankert. In diesem Sinne ist m. E. ebenso die bereits in dieser Arbeit abgeleitete Schlussfolgerung (vgl. ebd. S. 92), dass „besonders jene Teilidentitäten einen besonders hohen Stellenwert haben, in denen die Priorität ähnlich wie im übergreifenden Identitätsgefühl ist“ (Höfer 2000, S. 202), für anschlussfähig zu betrachten.

Die einzelnen zentralen Identitätsziele sind gerade deshalb so bedeutungsvoll, weil sie – wiederum im Anschluss die Autoren: in dem biografisch bedingten und variabel gewichteten Verhältnis der einzelnen Generalisierungsmuster – einen spezifischen und möglicherweise mit hoher Relevanz besetzten Rang durch eine übersituative Prästabilisierung

⁶³ Es wird richtig verstanden im Laufe des Lebens von unterschiedlich (un-)gleichwertigen Mustern unterhalb eines Erfahrungsmodus ausgegangen. Im Einzelfall für die kognitiven Standards könnte das heißen, dass ein kognitiv orientiertes Selbsterfahrungsmuster stärker von Autonomie dominiert wird, ein anderes Muster von Entschiedenheit. Eine genaue Erläuterung zur pluralen Verwendung des Begriffs „Muster“ bleiben die Autoren schuldig.

einnehmen und von hier aus in aktuellen Bilanzierungen und Antizipationen mitwirken. In diesem Sinne ist auch die von den Autoren gemachte Aussage nachzuvollziehen, dass es Personen geben wird, bei denen bspw. kognitive Generalisierungsmuster stärker die Reflexions- und Evaluationsprozesse beeinflussen als Emotionale. (vgl. Straus/Höfer 1998a, S. 300) Und jenes wiederum auch deshalb, weil ein positives Identitätsgefühl, verstanden im Sinne einer Schnittstelle zu einem positiven Selbst- und Kohärenzgefühl, das Ziel sämtlicher Identitätsprozesse darstellt, zu dessen Erfüllung erfahrungsgemäß bspw. in diesem Fall die stärker gewichteten kognitiven Generalisierungsmuster übersituativ beitragen. Denn das Identitätsgefühl (kategorisiert als ein vielfältiges generalisiertes Erfahrungsmuster) entsteht wiederum über Bewertungsprozesse mit Bezug auf die Identitätsziele, die in dem besagten Fall auf die kognitiven Standards zurückwirken. Einen zentralen Stellenwert nehmen also schließlich die identitätszielorientierten Identitätsprojekte und -strategien auch dahingehend ein, dass über sie nicht nur der Stellenwert – also die Dominanz – von Identitätszielen und Teilidentitäten deutlich wird, sondern auch eine Modifizierung derselben (im Modell als die in den Teilidentitäten geltenden Standards bezeichnet) über die genannten modelltheoretischen Feedbackschleifen erfolgen kann.

Offen, deshalb aber nicht auszuschließen, bleibt dennoch trotz solcher abstrakter Überlegungen, ob nicht doch das gegebene Verhältnis zwischen den differenziert generalisierten und lebensphasisch bedingten Mustern von Erfahrungsmodi wiederum auch *ein* allumfassendes Muster (die Autoren selbst sprechen schließlich auch von einem „Rahmenkonzept“) selbst abbilden könnte und wenn auch nur im „fluiden Zustand“. Jenes Muster muss nicht zwangsläufig zu einem höherprädikativen, unveränderlich konsistenten und autonom steuernden Identitätsgefühl als „Instanz“ werden. Die Autoren umgehen diese Frage mit der Benennung einer Metaidentitätsebene. Eine plausible Antwort jedoch wird bisher besonders mit dem Versuch einer Perspektive auf Dominanzzusammenhänge zwischen den Strukturebenen im Ursprungsmodell nach meinem Verständnis eher nur angedeutet. Eine mögliche Antwort findet sich dagegen bei Mey (1999). Der Autor geht nicht von *einzelnen* unterschiedlichen (aufgespalteten) Teilidentitätszuständen aus, sondern von unterschiedlich Gewichtetem unter identitätsrelevanten Kategorien in den einzelnen Lebensbereichen, das für die Person insgesamt integriert scheint. (vgl. Mey 1999, S. 319) Für die hier vorliegende Untersuchung und ihrer konzeptionellen Vorüberlegungen dennoch viel versprechend wird zunächst an dem Strukturmodell mit seinen Variablen festgehalten, weil formal nicht unbedingt entscheidend ist, von welcher Formationsebene Regulierungen in Richtung eines stimmigen Rahmenkonzeptes und seiner Qualität stattfinden würden. Dagegen konnte die

Idee der prozessualen zirkulären Wirkungsweise von Identitätszielen als Scharnier zwischen den Strukturebenen entwickelt und in ihrer Bedeutung für Dominanzzusammenhänge aus einer ersten Perspektive (wenn man so will: strukturell eher von oben nach unten) ergänzend hervorgehoben werden.

Eine weitere Möglichkeit, den Stellenwert von Teilidentitäten oder generalisierten Erfahrungsmodi inhaltsanalytisch zu bestimmen, bestünde darin, die Identitätsprojekte und -strategien anhand der aktuell dominierenden Erfahrungsmodi Selbstgefühl (vorrangig ein übersituatives und teilidentitätsübergreifendes Generalisierungsmuster aus emotionalen und selbstobjektivierenden Erfahrungsorientierungen) und Kohärenzgefühl (aus kognitiven und affektiven Erfahrungsorientierungen), und jene über ihre jeweilige individuelle Kombination hinausgehend, summa summarum als Identitätsgefühl aufgefasst, zu bewerten. Konzeptionell ursprünglich richtig verstanden bezieht sich der übersituative und teilidentitätsübergreifende Generalisierungsprozess der Erfahrungsmodi anhand der benannten Identitätsziele eigentlich nur auf dieses Kerngefühl der Identität. Die Überlegungen zum Zusammenhang zwischen den variablen Dominanzen und Generalisierungsmustern in der Strukturebenenbetrachtung stehen nun im Falle der eigenen Untersuchungsarbeit dagegen für einzelne konzeptionelle Fragen an das Ursprungsmodell. Für empirische Identitätsforschungen ergibt sich m. E. das Bild, dass sie in der Regel zu Fragestellungen der beruflichen Identität zumeist auf den kohärenzorientierten Endpunkt hinführen. Anhand der interpretierten (deduktiv abgeleiteten und induktiv interpretierten) Arbeitsorientierungen und ihrem Verhältnis zueinander wird in Bezug auf die Sinnhaftigkeit, Verstehbarkeit und Machbarkeit von beruflichen respektive arbeitsbezogenen Identitätsprojekten auf der Teilidentitätsebene gefragt, um sie dann beispielsweise als kohärente Selbst- und Lebenszusammenhänge erfahrungswissenschaftlich zu rekonstruieren. Für eine derart eingenommene Perspektive (wenn man so will: struktural von unten nach oben) in Bezug auf die berufliche Identität bzw. Arbeitsidentität sprechen auch folgende aktuelle, an dieser Stelle exemplarisch allgemeiner gehaltene Untersuchungsergebnisse der Autoren zu den Arbeitsorientierungen:

Insgesamt zeigt sich, daß vor allem der zukunftsbezogene Teil der Identität Projekte von meist sehr kurzer Reichweite enthält. Dies ist einerseits alterstypisch, zum anderen auch dem von den Jugendlichen immer wieder geäußerten Gefühl geschuldet, daß wir in einer komplexen, unübersichtlichen Welt leben, in der vieles möglich ist und deshalb jetzt nicht sinnvoll planbar erscheint. Arbeit bildet hier wiederum für die meisten jene Erfahrungswelt, die am ehesten noch eine planbare Sinnstruktur vorgibt. Aber gerade deswegen muß Arbeit auch aus Sicht der Benachteiligten eine Erfahrungswelt bereithalten, die nicht nur instrumentell bestimmt ist. So läßt sich auch identitätsbezogen beides erkennen: einerseits die Relativierung der subjektiven Bedeutsamkeit von Arbeit im Lebenszusammenhang und zugleich erhöhte subjektivierte Ansprüche an Arbeit. (Höfer/Straus 2001, S. 102)
(...)

Und mangels anderer sinnstiftender Instanzen rückt Arbeit an deren Stelle, das heißt muß gerade auch bei dieser Gruppe von Personen das ersetzen, was Kultur, Religion und auch politische Loyalitäten nicht mehr hergeben: das Gefühl des Gebrauchtwerdens, von Zugehörigkeit, von Selbstbestätigung und gesellschaftlicher Integration. (ebd. S. 103)

Denn:

(S)olange die Gesellschaft ein bestimmtes – an der Logik des Kapitals orientiertes – Verständnis von Erwerbsarbeit in das Zentrum ihrer gesellschaftlichen Organisation stellt, solange Anerkennung und gesellschaftlicher Einfluß dadurch vermittelt werden, solange Produktivität, (materieller) Gewinn und Konsum vor allem in ihren quantitativen Dimensionen die herrschenden Werte dieser Gesellschaft sind, bleibt Erwerbsarbeit die wesentliche Schnittstelle, an der sich die einzelnen an dieser Gesellschaft beteiligen und die sie mitgestalten können. (...) Sie [Einfüg.: P. N.: die Erwerbsarbeit] ist die Eintrittskarte in unsere Gesellschaft, unabhängig davon, ob man diese für gut hält oder nicht (Keupp u. a. 1999, S. 123 f.; Auslassg.: P. N.).

Nun könnte (allerdings voreilig) der analytische Schluss gezogen werden, dass sich beide Forschungsperspektiven gegenseitig ausschließen würden:

- einmal die Stellenwertanalyse, rekonstruiert aus der kohärenzorientierten Dominanzstruktur von Identitätszielen und ihren daran orientierten Standards in den jeweiligen Teilidentitäten sowie ihrer darin bilanzierten und antizipierten Identitätsprojekte und -strategien⁶⁴ oder
- zum anderen die Stellenwertanalyse von Teilidentitäten, rekonstruiert aus dominanten, im Falle der beruflichen Identität, Arbeitsorientierungen und daran gemessenen Identitätsprojekten und ihrer Bedeutung für das kohärente Identitätsgefühl bzw. der Identitätsentwicklung⁶⁵.

Beide Perspektiven sind ohne Frage ineinander verwachsen und lassen sich empirisch ohnehin nicht in dieser Differenzierung nachzeichnen. Es ist außerdem sinnvollerweise davon auszugehen, dass es noch weitere Forschungsperspektiven auf ein und dasselbe Phänomen (bezüglich dominanter Identitätsorientierungen) geben wird. Der hier skizzierte perspektivische Zusammenhang zwischen den drei modelltheoretischen Strukturebenen bleibt also unvollständig. Dennoch lohnt es sich für weitere empirische Anschlüsse der eigenen Untersuchung, jenen prinzipiell über die Darstellung des analytischen *Ansatzpunktes* wie folgt zu *vereinfachen*: Die Betrachtung einer qualitativen Stellenwertanalyse *im zweiten Fall* geht linear höherstufig vor. Sie beginnt auf der ersten Ebene, den situativen Selbstthematisierungen, geht über auf die zweite Ebene, den Teilidentitäten und den darin eingelagerten, d. h. auf ihren Standards verorteten, Lebens-/Wertorientierungen, und zieht hieraus Rückschlüsse für die individuellen Sinnkonstruktionen auf der dritten Ebene, den metatheoretischen Identitätskernen. Die Betrachtung einer qualitativen Stellenwertanalyse *im ersten Fall* setzt dagegen in umgekehrter Reihenfolge an und versucht beispielsweise aus den metatheoretisch biografisch geformten Identitätsziel(dominanz)en, über die in den Teilidentitäten darin begründeten lebensweltbezogenen Orientierungen, die projektierte und strategische Identitätsformierung herauszufiltern und die individuellen Sinnzusammenhänge

⁶⁴ vgl. hierzu den systemischen Zusammenhang aus dem Strukturschema Abb. 8b (i. d. A. S. 84)

⁶⁵ vgl. hierzu den systemischen Zusammenhang aus den Strukturschema Abb. 8a; (ebd.)

wieder durch Rückführung auf der überordneten Ebene aufzudecken.⁶⁶ Die Anschlussuntersuchung wird sich im Gegensatz zu den Autoren, auf welche die Darstellung bisher im modelltheoretischen Kontext Bezug genommen hat, unter der zuletzt beschriebenen Betrachtungsweise (des ersten Falls) annähern und zum Teil differenziertere theorieverbindende *Formationsaspekte*, auch der beruflichen Identität, in den Vordergrund stellen.

Zwischenfazit: Als Ausgangspunkt einer (begrifflichen) Konzipierung der beruflichen Identität wird jene im Anschluss an das konzeptionelle Modell der Patchwork-Identität von Keupp (u. a. 1999), Straus/Höfer (1998a), Höfer/Straus (2001) und Höfer (2000) als konstruierte Teilidentität im Sinne eines Strukturelementes zu erfassen versucht und deshalb formal in Orientierung an dem Lebensweltansatz dem Selbsterfahrungsbereich Arbeit/Beruf zugeordnet. Im Kontext dieser Grundannahmen zielt die Betrachtung auf inhaltliche Kategorien der beruflichen Identität, deren Skizzierung mittels des schematischen Konstruktionsprozesses gelingen kann. Von hervorgehobener Bedeutung für den Formationsprozess stellen sich dabei die Identitätsziele als Referenzpunkte beruflicher Handlungs- und Evaluationsorientierungen insbesondere in ihrer wechselseitig prozessualen Wirkungsweise heraus, die in dieser Betonung vor allem in Hinblick auf Dominanzfragen an die berufliche Identität durch die Modellautoren bezüglich ihrer Untersuchungsergebnisse nicht zentraler Betrachtungsgegenstand bzw. Ausgangspunkt sind. Gemeinsam ihrer und der hier anschließenden Untersuchungen ist, dass sich der konzeptionelle Ansatz auf gleichen strukturalen Ebenen bewegt, ähnlich komplexe Prozessabläufe der Identitätsformation aus dem impliziten Wechselverhältnis zwischen Innenwelt- und Außenweltdesignen annimmt und auch die gleiche Frage stellt nach dem Stellenwert von Arbeit und Beruf im Gesamt der Lebensplanung und damit ihre individuelle Sinnkonstruktion herauszufiltern versucht. Der Unterschied bezieht sich dagegen auf den differenzierten Perspektivenansatz des konzeptionellen Ausgangspunktes und der hierin begründeten Formationsbetrachtung, einschließlich ihrer Ergebnisorientierung. Generell festzuhalten gilt, dass sich die Modellautoren auf die zweite Strukturebene, die der Teilidentitäten, und hier angelegter *Arbeits- und Berufsorientierungen* konzentrieren, deren qualitative Gewichtung *innerhalb der Teilidentitätsebene* auf schließlich identitätszielbezogene Sinninhalte der Metaebene im

⁶⁶ Eine solche wechselseitige Betrachtung (die eine struktur- und prozessorientierte Perspektive ist Auslöser und „Standard“ zugleich für die andere) deutet sich auch annähernd ähnlich in der schematischen Konzeption der Autoren an, wenn sie jetzt doppelpfeilige Richtungsmarkierungen in ihrer Abbildung 5 (Straus/Höfer 1998, S. 289: „Prozessmodell zu Veränderungen der Identitätsstandards“) vornehmen.

stärker *kohärenzorientierten Kontext* abzielt. In der hier anschließenden Untersuchung wird dagegen in umgekehrter Perspektive zunächst auf der metatheoretischen Ebene eine *Identitätszielkonstellation* rekonstruiert, welche die Arbeits- und Berufsorientierungen u. a. fundiert und von deren qualitativem identitätszielbezogenem Bedeutungsgrad über die Teilidentitätsebene hinausgehend kohärenzorientierte Formationsrückschlüsse hinsichtlich ihrer Dominanz in Bezug auf lebensplanerische Sinnkonstruktionen im zu überprüfenden *Kontext der Identitätszielstruktur* erfolgen. *Deskriptiv Formationsaspekte* ausdrückend, lassen sich die für diese (stellenwertorientierte) Perspektiveinnahme markanten konzeptionellen Kategorien der beruflichen Identität an dem schematischen Dreieck in Abbildung 17 festmachen. Mittels dieser Darstellung wird schließlich der struktural (für die Perspektiveinnahme zweidimensional) höherstufige *Prozessablauf* von unten nach oben bzw. umgekehrt bewusst deshalb unterbrochen, um die dynamisch zirkuläre Wechselwirkung zwischen den Strukturebenen einschließlich ihrer *Ergebnisorientierung* stärker zu betonen.

Konzeptionelle Perspektivansätze zum (re-)konstruierten Stellenwert der beruflichen Identität

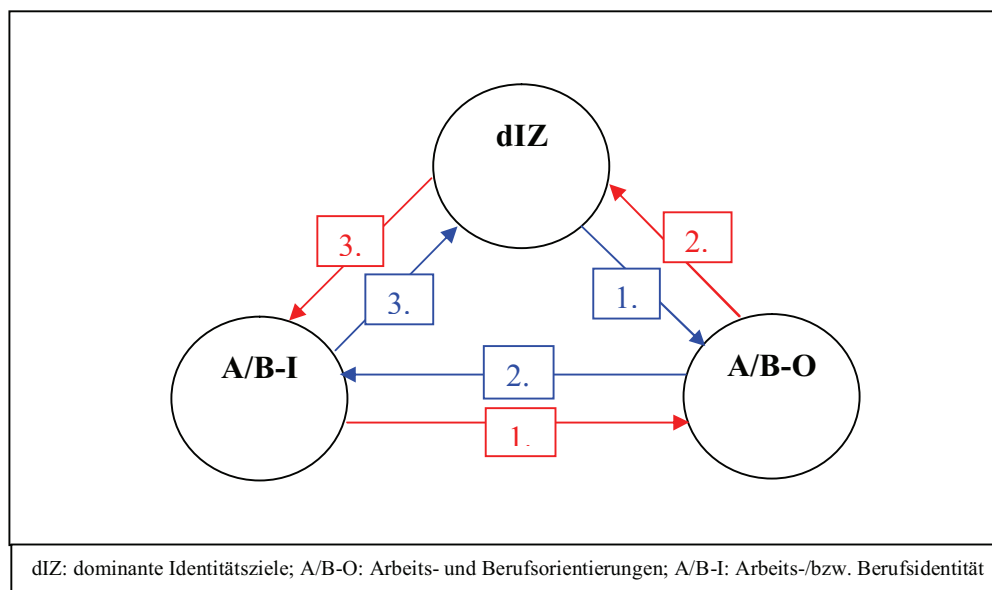


Abbildung 17: Konzeptionelle Perspektivansätze zum (re-)konstruierten Stellenwert der beruflichen Identität

Fragen, die sich aus dieser Abbildung für die schrittweise Rekonstruktion des Stellenwertes der beruflichen Identität ableiten lassen, könnten für das Ursprungsmodell (rot dargestellt) wie folgt skizziert werden:

1. Den Ausgangspunkt bildet der *Lebensbereich Arbeit/Beruf*: Welche arbeitsbezogen bzw. beruflichen Orientierungen sind anhand der deduktiven Dimensionen nach Baethge (u. a. 1989) zu finden?

2. In welchem Verhältnis stehen die arbeitsbezogenen und beruflichen Orientierungen zueinander und welche dominanten Identitätsziele lassen sich aus den am höchsten **gewichteten Arbeits-/Berufsorientierungen** ablesen?
3. Im Ergebnis können Rückschlüsse für die Dominanz der beruflichen Identität über die **zu erfüllenden oder erfüllten Identitätsziele** in arbeitsbezogenen/beruflichen Identitätsprojekten/-entwürfen im Verhältnis zu Projekten/Entwürfen in anderen Teilidentitäten im Kohärenzkontext gezogen werden.

Für die blau dargestellte Perspektive liest sich der Zusammenhang dagegen so:

1. Den Ausgangspunkt bilden die Identitätsziele: Welche Lebensorientierungen sind anhand von allen deduktiven Dimensionen von Identitätszielen nach Keupp (u. a. 1999) in allen Lebensbereichen zu finden; in welchem Verhältnis stehen die Identitätsziele darin, d. h., welche **Identitätszielstruktur** lässt sich ermitteln?
2. Welche arbeitsbezogenen und beruflichen Orientierungen fundieren die Arbeits- bzw. die berufliche Identität und in welchem Verhältnis stehen darin die Identitätsziele untereinander; d. h., welche **dominanten Arbeits-/Berufsorientierungen** lassen sich herausfiltern?
3. Ergebnis: In welchem Verhältnis stehen die Teilidentitäten schließlich zueinander? Ergibt sich daraus eine Dominanz der beruflichen Identität im Lebenszusammenhang, d. h., dass vorrangig über die dominanten Arbeits- und Berufsorientierungen auch die **dominanten Identitätsziele aus der Identitätszielstruktur** in Lebensprojekten/ Entwürfen erfüllt werden?

Die dominanzanalytische Zusammenfassung zeigt nun, dass die Betrachtungsbeispiele für eine inhaltliche und formale Konzeptualisierung der beruflichen Identität unterschiedlich stark betonte (empirisch-orientierte) Perspektiven auf ihren Formationsprozess freilegen. Mit dem Fokus auf einzelne kategoriale Bestimmungsmerkmale, speziell der Identitätsziele und spezifische Arbeits- bzw. Berufsorientierungen, wird die konzeptionelle Dimensionierung insbesondere auf der abstrakten Ebene struktural, qualitativ und prozessual, auf der Folie modelltheoretischer Annahmen der Patchwork-Identität als „Alltägliche Identitätsarbeit“ beschreibbar. Die Identitätsziele zunächst betreffend, sind ausführliche Zusammenhänge insbesondere in instrumenteller Hinsicht dargestellt. Die Arbeitsorientierungen jedoch, die zwar wie bereits abgeleitet, in unmittelbarer Verwandtschaft zu den Identitätszielen stehen, sind bisher eher auf intrapersonaler Ebene (innenweltlich) konzeptionell eingestuft. Arbeitsorientierungen sind aber ebenso interpersonal (außenweltlich) eingebunden. Sie sind nach meinem konzeptionellen Verständnis ein Ergebnis aus dem (identitätstheoretisch betrachtet) wechselseitigen Selbstreflexionsprozess, der sich in bekannter Weise auf die Passungsarbeit zwischen den (intrapersonal betrachtet) in subjektiven Bedürfnissystemen angelegten Leitmotiven und den (interpersonal betrachtet) nach außen gerichteten Handlungsanforderungen bzw. Bedingungen richtet. Auch eine solche analytische Vorüberlegung ist mit Blick auf das Erkenntnisinteresse nicht unbedingt selbstverständlich. Das heißt, an *einen* „konzeptionellen Baustein“ an sich knüpfen schon die unterschiedlichsten, möglicherweise auch ambivalenten, (teil-)disziplinären Perspektivenansätze an. Und so wird z. B. mit der Thematik „Bedeutung von Arbeit in

erwerbsarbeitsbezogenen Selbstentwürfen“, wenn Kröger (2004) Recht hat, in empirischen Untersuchungen auf wiederum drei Ebenen operiert. Die erste Ebene fasst „Arbeit als Wert“ auf und richtet den Fokus auf Arbeit als Lebensbereich im Verhältnis zu anderen und deren Wert. Die (zweite) „Ebene der Arbeitswerte“ sieht Arbeit als selbstständigen Bereich und untersucht auf ihn bezogen wichtige Einzelaspekte von Arbeit wie bspw. die guten Verdienstmöglichkeiten oder als befriedigende Aufgabe. Untersuchungen auf der (dritten) „Ebene der Arbeitsorientierungen“ bündelt bzw. versucht eine Kombination von den auf der zweiten Ebene benannten Einzelwerten, die in und von Arbeit gesehen werden wie bspw. im Sinne der Dimensionen von Baethge. Vom jetzigen Standpunkt der hiesigen Arbeit aus finden die Arbeits- und Berufsorientierungen formal und auf inhaltlicher Ebene eine konzeptionelle Bestimmung. Eine genauere Betrachtung der von der gesellschaftsbedingten Veränderungsdynamik stark betroffenen arbeitsweltlichen Lebensgestaltungsanforderungen und –möglichkeiten wird zeigen, dass die berufliche Identität zu einer problematischen Lebensaufgabe in einer problematischen Lebenslage junger Erwachsener und folglich auch zu einem problematischen konzeptionellen Begriff geworden ist. Deshalb ist bisher meinerseits bewusst der Versuch unterlassen worden, den Begriff der beruflichen Identität genauer zu definieren.

1.6.2 Die „berufliche Identität“ von „jungen (ostdeutschen) Erwachsenen“ als „problematischer Begriff“

Eine zu skizzierende Darstellung der vornehmlich begrifflichen Deskription der beruflichen Identität versus Arbeitsidentität hier und jetzt im Kontext von konkreten (erwerbsarbeits-)gesellschaftlichen Strukturbedingungen setzt selbstverständlich unter dem Postulat von Aktualität an deren grundsätzlichen Wesenszügen an. Genauer: Nur auf der Basis des Grund- bzw. Selbstverständnisses einer unterstellten Arbeitsgesellschaft lassen sich erstens Aspekte auf formaler Ebene für die Begriffe „Arbeit“ und „Beruf“ dahingehend ableiten, um die modifizierten Entwicklungstendenzen eines soziokulturellen und soziostrukturellen Wandels zu verstehen. Jenes Verständnis zum Strukturwandel wiederum begründet zunächst einen Wandel der Bedeutungszuschreibung von Arbeit und Beruf für die Identität von Mitgliedern einer solchen (dem westlichen Kulturkreis zugehörigen) Gesellschaft. Um aber zweitens genauere Angaben zum Forschungsstand hinsichtlich der zielgruppenspezifischen Bedeutungszuschreibung von Arbeit und Beruf für „junge Erwachsene“, resultierend aus den allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungstendenzen und ihrer Verdichtung zu spezifischen

Handlungsorientierungen, leisten zu können, ist eine genauere Betrachtung der sich analog dazu veränderten „Lebensphase Jugend“ bzw. „Lebenslage Jugend“ vorzunehmen. Diese umfangreiche Voranstellung der argumentativen Gedankenstruktur ist der Tatsache geschuldet, dass sich mit diesem Forschungsbereich sowohl die Jugendforschung als auch die Arbeits- und Berufsforschung in vielfältigster Weise beschäftigen, und dass hier insbesondere nur punktuell ein allgemeingültiger Rahmen der Gesamtproblematik aufzuzeigen möglich ist.

a) Zum Grundverständnis von „Arbeit“ und „Beruf“ - Konsequenzen für ihren allgemeinen Bedeutungswandel in einer sich transformierenden „(Erwerbs-)Arbeitsgesellschaft“

Die allgemeine (vor allem alltagsübliche) Verwendung des Begriffs „Arbeit“ ist kaum zu überblicken. „Dabei mischen sich immer mehr, wie es für eine moderne Sprachgemeinschaft typisch ist, der gewöhnliche, mehr oder minder ‚gewachsene‘ Sprachgebrauch mit dem technisch, juristisch und wissenschaftlich normierten und mit fremdsprachlichen Anleihen.“ (Haeffner 1999, S. 19) Unter dem zentralen Begriff „Arbeit“, um den sich also „ein Ring von analogen Wortverwendungen gelegt hat“ (ebd.), versteht zunächst Haeffner „*eine regelmäßige in sehr ähnlicher Weise vollzogene, oft mühevoll menschliche Tätigkeit, die einen beträchtlichen Teil der aktivitätsfähigen Lebenszeit ausfüllt und die primär um eines ihr äußeren Zweckes willen getan wird und getan werden muß*“ (ebd.; Hervorhebg. i. O.). Arbeit stellt in diesem Kontext eine „Form des Tätigseins (..), die äußerlich feststellbare Ergebnisse hat“ (ebd.; Auslassg.: P. N.) dar. An eine solche allgemeine Arbeitsdefinition kann auch nur in allgemeiner Form die Begriffsfassung von der „Bedeutung der Arbeit für den Menschen“ ausfallen. Hier wird der Begriff „Bedeutung“ wiederum gleichgesetzt mit „Sinn“, „Nutzen“, „Zweck“, „Funktion“, „Auswirkung“, aber auch „Erleben“. Bedeutung kann in vierfacher Weise differenziert werden:

Erstens: Bedeutung kann das haben, was sich für einen einfach ergibt, und ist dann gleichbedeutend mit den objektiven oder subjektiven (d. h. erlebnismäßigen) Folgen. Bedeutung kann aber auch das sein, weswegen man etwas tut: sie ist dann gleichbedeutend mit Zweck oder Nutzen.

Zweitens: muß die sachliche Bedeutung eines Tuns oder Geschehens dem Akteur oder Beteiligten nicht bewußt werden, sie kann ihm (vorläufig oder dauernd) verborgen bleiben: man muß also objektive und subjektive Bedeutung unterscheiden.

Drittens: Der Nutzen, um dessentwillen jemand sich anstrengt, muß nicht sein eigener sein: er kann auch teilweise oder hauptsächlich der anderer Menschen sein. (...)

Viertens verwendet man das Wort „Bedeutung“ meistens in einem positiven Sinn, um den Sinn der erwünschten Folgen (des Nutzens) oder des angestrebten Zwecks. Aber es gibt auch negative Bedeutungen oder Folgen. (ebd. S. 20f.; Auslassg.: P. N.)

Wenn es um die allgemeine Bedeutung von Arbeit für den Menschen geht, interessiert nicht die individuelle besondere Bedeutsamkeit und auch nicht ökonomische Bedeutung von Arbeit an sich, sondern zunächst die Bedeutung bzw. Rolle der Arbeit für das Menschsein, Menschwerden und Menschbleiben. Und da mit dem Begriff „Arbeit“ sowohl die Tätigkeit

als auch das Produkt dieser Tätigkeit bezeichnet wird, bezieht sich die Frage nach der Bedeutung von Arbeit für den arbeitenden Menschen zunächst auf das Arbeiten und sein Ergebnis. (vgl. ebd. S. 22) Nach Auffassung von Haeffner liegt in der Zweckgebundenheit wohl die entscheidende Bedeutung der Arbeit. (vgl. ebd. S. 25): „Man arbeitet, um ein Gut hervorzubringen (oder auch um ein Übel zu beseitigen, das sonst bliebe ...) Ohne Arbeit gäbe es diese Güter überhaupt nicht, und ohne meine Arbeit gäbe es sie – jedenfalls normalerweise – nicht für mich. Man arbeitet also, um zu gewissen Gütern zu kommen.“ (ebd. S. 26; Einfüg.: i. O.). Die subjektive Zweckgebundenheit zielt daneben aber auch auf ein Bedürfnis nach Arbeit. Und jenes wiederum beinhaltet ein gewisses objektives Bedürfnis dahingehend: „daß die Arbeit Halt und Sinn verleiht, indem sie die Zeit gliedert, indem sie dem Dasein jeweils Ziele seines Tätigkeitsdranges gibt, indem sie seine Isolierung durch die Gemeinschaft mit den Menschen aufhebt, mit denen zusammen er arbeitet oder die er im Kontext seiner Arbeit trifft“ (ebd.). Ein gewisses subjektives Bedürfnis im Sinne von Wollen erschließt sich aus der Negation von Arbeit. D. h., dass sich Menschen in dem Falle unterfordert oder sogar nicht ernst genommen fühlen und auch weil der Blick auf das, was man geleistet hat, eine wichtige Quelle der Selbstachtung und diese andernfalls gefährdet ist. (vgl. ebd. S. 27f.) Haeffner gibt selbst aber auch den kritischen Hinweis in Bezug auf die hier insgesamt positiv ausfallende Bedeutungszuschreibung von Arbeit mit, indem die Betrachtung selbstverständlich von humanisierten mitteleuropäischen Lebensverhältnissen ausgeht. Das heißt, dass die instrumentelle Bedeutung von Arbeit unter gewissen Bedingungen die ansonsten subjektiv wichtige und wohltuende Funktion von Arbeit für den Menschen überdeckt oder bisweilen ausgelöscht. (vgl. ebd. S. 28) In Bezug auf das Müssen und Wollen sei unter dem prinzipiellen Zeichen der (Un-)Freiheit noch abschließend der Gedanke der Mühe und Notwendigkeit hinzugenommen. „Wenn man nun nicht nur die Arbeit als solche betrachtet, sondern das Arbeitsverhältnis, kommt noch etwas hinzu: Man ist hinsichtlich eines großen Teils der Lebenszeit und der Lebenskraft nicht mehr frei, sondern beugt sich einer Notwendigkeit.“ (ebd. S. 29) Zwar fällt durch die technischen Erleichterungen viel Mühe für den Menschen weg, dennoch ist Arbeit immer wieder mühsam, wenn auch nicht immer:

Was aber als mühsam erlebt wird, ist nicht nur eine Frage der äußeren Umstände und der unwillkürlichen seelischen Zustände, sondern auch der inneren freien Einstellung. Bekanntlich kann manche Mühe leichter ertragen werden, wenn man weiß, wofür oder für wen man sie erträgt, m. a. W. wenn man ein Motiv hat, ein Warum, ein Wozu. Unter diesen Motiven spielt nun eines eine große Rolle: das Gefühl, etwas (freiwillig) trotz Mühe zu tun oder es nur gezwungenermaßen zu tun. Je mehr es sich um eine Mühe handelt, die man freiwillig auf sich geladen hat, desto leichter erträgt man sie. (...) Und je mehr man eine mühevollen Leistung als etwas empfindet, was man bringen muß, ohne es recht gewollt zu haben, desto mühevoller wird sie. (ebd. S. 29; Auslassg.: P. N.)

Wenn in der Identitätsforschung nun nach der Bedeutung von Arbeit gefragt wird, ist eine wesentliche Grundtatsache voranzustellen: nämlich dass jeder diesbezügliche Untersuchungsansatz im Kontext des historisch und kulturell gebundenen Begriffsverständnisses steht. Wenn also im Folgenden *erstens* über *Erwerbsarbeit* bzw. Arbeitsidentität und Beruf bzw. berufliche Identität per se diskutiert wird, dann im Kontext des *westlichen* Kulturkreises und des *zweitens* darin eingelagerten gesellschaftlich verankerten Arbeitsverständnisses einer „*Arbeitsgesellschaft als erwerbsarbeitszentrierte Sozialstruktur*“ (vgl. Zündorf 1999, S. 51). Erwerbsarbeit⁶⁷ wird zunächst *erstens* wie folgt definiert:

Unter Erwerbsarbeit versteht man in westlichen Industriegesellschaften diejenigen Arbeitsformen, bei denen Arbeitnehmer in unselbstständiger oder selbstständiger Beschäftigung Einkommen zur Existenzsicherung erzielen, meist in stark arbeitsteiligen Organisationen. Ist man nicht anderweitig abgesichert, ist der Erwerbszwang unmittelbar an die Erwerbsarbeit gekoppelt. Durch die Erwerbsarbeit sind die meisten Arbeitnehmer außerdem in soziale Sicherungssysteme eingegliedert, definiert sich ihr beruflicher Status und wird die erwerbsfreie Zeit durch Arbeitsverträge geregelt. Charakteristika sind folglich Geldeinkommen, formelle Fremdorganisation und Trennung von Zweck- und Prozeßnutzen, d. h., der äußere Zweck der Arbeit ist nicht identisch mit dem Nutzen, den der Erwerbstätige aus dem Prozeß der Arbeit zieht. (Heinze/Strünck 2000, S. 181f.)

Im *zweiten* Punkt ist also der Aspekt der „Arbeitsteilung“ als eine wesentlichste Koordinate des arbeitsgesellschaftlichen Selbstverständnisses festzuhalten, weil sich darin der gesellschaftliche Charakter von Arbeit ausdrückt. „In sozialökonomischer Perspektive hat „Arbeitsteilung“ zwei Bedeutungen: eine wirtschaftlich-produktive und eine gesellschaftlich-integrative Bedeutung.“ (ebd.) Arbeitsteilung ist aus ökonomischer Perspektive ein „produktionspolitischer Vorgang“:

Seit Adam Smith (1723-1790) gilt die Aufteilung der Arbeit unter einer Mehrzahl fachlich spezialisierter und koordiniert handelnder Menschen als eine wesentliche Quelle wirtschaftlicher Effizienz und gesellschaftlicher Wohlfahrt. Durch die Spezialisierung auf bestimmte Aufgaben und Tätigkeiten wird die Produktivität menschlicher Arbeit gesteigert. (...) Dabei hängt das Spezialisierungsniveau der Arbeit von der Größe der Absatzmärkte und der Verfügbarkeit von Kapital ab.“ (Zündorf 1999, S. 52; Auslassg.: P. N.)

Neben der ökonomischen Funktion von Arbeit hat diese auch eine soziale Funktion:

Wie Emile Durkheim (1858-1917) (...) gezeigt hat, trägt Arbeitsteilung wesentlich zum gesellschaftlichen Zusammenhalt bei. Im Prozeß der Arbeitsteilung sind die Menschen nicht nur voneinander getrennt, sondern auch miteinander verbunden. Gerade durch ihre Verschiedenheit sind sie aufeinander angewiesen und sozial integriert. (ebd.; Auslassg.: P. N.)

Durch die soziale Arbeitsteilung wiederum werden Individualisierung und Solidarität gesteigert. Max Weber (1864-1920) hat schließlich die religiösen Wurzeln protestantischer Ethik als kulturelle Komponenten von Arbeit und Beruf im „okzidentalen Kapitalismus“

⁶⁷ In der Regel wird zwischen den Begriffen „Arbeit“, „Erwerbs- bzw. Lohnarbeit“ und „Vollbeschäftigung“ unterschieden. (vgl. auch Beck 2000, S. 8; Bonß 2000, S. 329)

herausgearbeitet, die in der weiteren Entwicklung des kapitalistischen Wirtschaftssystems als Komponenten der Berufsarbeit allmählich verloren gegangen sind. (vgl. Zündorf 1999, S. 53f.) „Somit findet man in der modernen Gesellschaft ein breites Spektrum unterschiedlicher Bedeutungen von Arbeit, deren einander entgegengesetzte Pole auf der einen Seite der Beruf im Sinne von Berufung und auf der anderen Seite der ethisch entleerte Begriff des „jobs“ im Sinne einer vorübergehenden, einträglichen Beschäftigung oder Verdienstmöglichkeit, sind.“ (ebd. S. 54) Die allgemeine Bedeutung von Arbeit kann mit Zündorf dann wie folgt zusammengefasst werden:

Wie auch immer wir unsere Art von Gesellschaft bezeichnen wollen⁶⁸, es führt kein Weg an der Tatsache vorbei, daß Arbeit für alle anderen Lebensbereiche und für die subjektive Befindlichkeit der Menschen von fundamentaler Bedeutung ist. Dies kommt in der Tatsache zum Ausdruck, daß in unserer Art der Gesellschaft fast alle Menschen zur Sicherung ihres Lebensunterhalts arbeiten müssen und selbst dann arbeiten wollen, wenn sie es aus materiellen Gründen eigentlich nicht nötig hätten. Man kann daher sagen, daß die moderne Arbeitsgesellschaft kein rein materielles, sondern auch ein kulturelles und psychologisches Phänomen ist. (ebd. S. 55)

Für die in Wissenschaft und öffentlichem Bewusstsein „sehr verbindliche und in sich konsistente Sichtweise aller wesentlichen in industriellen Gesellschaften mit Arbeit verbundenen Tatbestände“ (Lutz 2001, S. 2)⁶⁹ werden in nachfolgend synchronisierten Strukturannahmen zur Arbeitsgesellschaft zu einem „Paradigma von Arbeit“ zusammengefasst. Jene Strukturannahmen im Paradigma führen wiederum zu Aspekten konkreter gesellschaftlicher Wandlungsthesen, die als Aufhänger für identitätstheoretische bzw. pädagogische Problemkreise genutzt (genauso aber auch in Frage gestellt) werden:

- Auf *hierarchische* und *funktionale* Arbeitsteilung gegründete Formen der Betriebsorganisation sichern die weitaus höchste Effizienz bei der Produktion von Gütern und der Bereitstellung von Leistungen; sie sind insofern essenzielle Voraussetzungen von Prosperität.

⁶⁸ Generell soll gelten: „Der Begriff der Arbeitsgesellschaft ist nicht weniger angemessen als andere pars-pro-toto Bezeichnungen wie z. B. kapitalistische Gesellschaft oder Marktwirtschaft oder Industriegesellschaft oder nachindustrielle Gesellschaft oder Dienstleistungsgesellschaft oder Wissensgesellschaft oder Informationsgesellschaft oder Risikogesellschaft.“ (Zündorf 1999, S. 54) Ein eigentlich selbstredender Hinweis auf die dennoch unterschiedlichen Bezeichnungen verbindet sich insbesondere mit den Annahmen zum Transformationsprozess der Arbeitsgesellschaft, d. h., über sie werden differenzierte Gewichtungen konkreter Wandlungsaspekte hervorgehoben, die mithin am generellen Arbeitsverständnis rütteln.

⁶⁹ Eine allgemeinere Strukturierung in Verbindung mit konkreten Aspekten zur sozial-konstitutiven Bedeutung von Arbeit stellt z. B. Fürstenberg (1999) vor, die insbesondere über die zweckbestimmte Tätigkeit der Daseinsvorsorge wesentlich auch die Stellung des Menschen in der Welt und seine Beziehungen zu den Mitmenschen bestimmt. „In diesem Sinne wird Arbeit für die soziale Lebenswelt in dreifacher Hinsicht konstitutiv:

1. Als planvolle Auseinandersetzung mit den Herausforderungen der Umwelt öffnet sie ein wesentliches Handlungsfeld, das entsprechend dem Niveau der Arbeitstechnik, der Art und dem Ausmaß der Arbeitsteilung sowie der gesellschaftlichen Arbeitsorganisation in charakteristischer Weise strukturiert wird.
2. In der Form der Eigenversorgung und der Erwerbstätigkeit zur Daseinsvorsorge schafft Arbeit die materielle Grundlage für objektive Soziallagen und subjektive Interessenlagen sowie deren soziale Differenzierung. Je nach Art und Ausmaß der Abhängigkeit bzw. Selbstständigkeit des Menschen im Arbeitsvollzug entstehen unterschiedliche Arbeitsverhältnisse.
3. Die der Arbeit angemessene soziale Bedeutung und dementsprechend ihre Bewertung sind Ausdruck der jeweils geltenden gesellschaftlichen Wertordnung. (Fürstenberg 1999, S. 9)

- Als unmittelbares Korrelat hierzu ist Lohnarbeit – in der statistischen Definition „abhängiger Beschäftigung“ – der *Normalfall* von Erwerbstätigkeit; untrennbar hiermit verbunden ist die strikte Trennung der Lebenswelt in eine Sphäre der Arbeit und eine Sphäre der Nichtarbeit (Familie, Freizeit und Ähnliches).
 - Die Stellung des Individuums in der betrieblichen Struktur funktional-hierarchischer Arbeitsteilung definiert auch seine *Position* und zumindest seine materiellen *Chancen* (und die seiner Familie) in allen anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen und Sphären.
 - Der Arbeitsmarkt ist das zentrale Medium, das über die Vermittlung der von Individuen angebotenen und von den Betrieben nachgefragten Arbeitsbefähigung zugleich rationale, das heißt ökonomisch effiziente, und dem Prinzip der Chancengleichheit entsprechende Form der Arbeitskräfteallokation und der Zuweisung von Lebenslagen sichert.
 - *Erziehung, Bildung und Ausbildung* in den hierfür spezialisierten Institutionen – (...) – haben die Aufgabe, die *Arbeitsbefähigungen* des Individuums so weit wie möglich zu entwickeln, um ihm auf diese Weise optimale Voraussetzungen zur Wahrung der sich am Arbeitsmarkt bietenden Chancen zu sichern.
 - Auf Arbeit bezogenes staatliches Handeln besteht, neben der erwähnten Aufgabe der Vorbereitung zukünftiger Arbeitskräfte, vor allem darin, durch *normative* Regelungen gleiche Handlungschancen für alle Arbeitsmarktpartner sicherzustellen und dafür zu sorgen, daß ausreichendes *Arbeitseinkommen* erzielt werden kann. Öffentliche Arbeitsmarktpolitik bleibt im Wesentlichen auf Versuche zur indirekten Beeinflussung ökonomischer Parameter des Arbeitsmarktes (...) beschränkt.
- (Lutz 2001, S. 3; Hervorhebg.; Auslassg.: P. N.)

Die Frage, inwieweit das beschriebene strukturelle „Paradigma von Arbeit“ letztlich tatsächlich zur hinreichenden Erklärung von (arbeits-)gesellschaftlichen Wandlungsprozessen herangezogen werden kann, sei später noch einmal aufgenommen. Allgemeine Bezugspunkte zur impliziten (sozialen) Bedeutung von (Erwerbs-)Arbeit jedoch, die das Begriffsverständnis des Paradigmas von (Erwerbs-)Arbeit kennzeichnen, lassen sich auf folgende Kategorien sinnvoll präzisieren:

Erwerbsarbeit ist in vielerlei Hinsicht die zentrale Grundlage für ein Leben in dieser Gesellschaft, unvergleichlich wichtiger als alles andere. Sie ist Voraussetzung und Grundlage

- für soziale Integration und gesellschaftliche Teilhabe,
- zur materiellen Existenzsicherung,
- für die Sinngebung und Sinnstiftung des Lebens,
- zur Strukturierung und Ordnung des Alltags,
- für die Statuszuweisung und Rollenklarheit im sozialen Umfeld,
- für Bildungs- und Erziehungsorientierungen,
- für Zukunftsorientierungen und Lebensentwürfe. (Krafeld 2000, S. 23)

Diese im Kern mit dem Terminus „Arbeitsgesellschaft“ zusammengefassten Verständnis- und hierin deutlich werdenden Bedeutungsaspekte stehen in symbiotischer Beziehung zu dem dazu analog historisch hervorgegangenen Verständnis des „Normalarbeitsverhältnisses“ und der „Normalerwerbsbiografie“. Das sogenannte „Normalarbeitsverhältnis“ kann laut Böllert (2001) als „Leitlinie für diese Form der sozialen Integration“ gelten:

Es besagt, daß Lebensläufe dadurch charakterisiert sind, daß die Erwerbsarbeitsphase kontinuierlich vom Ende der Ausbildung an bis zum Eintritt in das Rentenalter durch das Innehaben einer Vollzeitwerbsarbeitsstelle charakterisiert ist. Es ist gleichermaßen materielle wie immaterielle Existenzgrundlage für jeden einzelnen. Dieses Normalarbeitsverhältnis ist mittlerweile nicht nur für männliche Lebensentwürfe verbindlich, es hat auch für die Lebensplanung von Frauen einen zunehmend höheren Stellenwert. (Böllert 2001, S. 1286)

Allgemein betrachtet schließt sich hieran im Kontext von Transformationsbedingungen der Arbeitsgesellschaft dann die perspektivische Frage an, ob es jenseits der modernen Arbeitsgesellschaft sozial-strukturelle Integrationsmuster gibt, die unabhängiger vom dominanten Bezugspunkt der Erwerbsarbeit unter der Berücksichtigung anderer Formen von Arbeit auch gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten eröffnen können. Diskutiert werden Arbeitsformen zu bspw. atypischen Beschäftigungsformen, wie die der Teilzeitarbeit und Leiharbeit. Oder auch solche, die bisher objektiv als Nicht-Arbeit aufgefasst werden, weil sie nicht im eigentlichen Sinne auf dem Prinzip der mit Geld bzw. Einkommen bezahlten Lohnarbeit beruhen, wie die der Hausarbeit und Vereinsarbeit (vgl. ebd.; vgl. auch: Beck 1999, S. 16; Christe 2001, S. 115; Bonß 2000, S. 328; Heinze/Strünk 2000, S. 180f.) Eine in dieser Hinsicht auch auf die Veränderung der sozialen Wertschätzung bezogene Frage schließt dann auch wieder an das allumfassende alltägliche Arbeitsverständnis an, in dem alles zweckbestimmtes Tun, also auch „Beziehungsarbeit“, „emotionale Reproduktionsarbeit“ oder „Erholungsarbeit“ zur Arbeit geworden ist und die Suche nach einer Alternative, sogar die nach Muße, deutlich werden lässt. Die These lautet hier, dass

wir nicht umhin kommen, darüber nachzudenken, wie wir Lebenseinkommen, Lebenssicherung, soziale Standards, Wertschätzung von kommunikativen und gemeinschaftlichen Tätigkeiten auf der einen Seite und Arbeit, Arbeitseinkommen, Erwerbstätigkeit, Kapitalgewinne, Produktivität von mehr oder weniger notwendigen Gebrauchsgütern auf der anderen Seite entkoppeln. Denn das scheint mir die einzige ökonomische und soziale Voraussetzung zu sein, daß wir tatsächlich einen Boden finden, auf dem wir ein anderes Verhältnis zur Arbeit gewinnen können, als wir es als Ausdruck und Wesen unseres Daseins verstehen (Liessmann 2000, S. 107).

Gleichzeitig unterliegt auch die im Konzept des „Normalarbeitsverhältnisses“ verankerte und auf Kontinuität, Eindeutigkeit und Festlegung beruhende „Normalerwerbsbiografie“ mittlerweile einer problematischen, weil ursprünglich darin nicht vorgesehenen Dynamisierung aufgrund der „Flexibilisierung und Fragmentierung der Arbeitslandschaft“ (Bonß 2000, S. 340). Auf diese Bezugspunkte des Arbeitsverständnisses unserer Erwerbsarbeitsgesellschaft wird unter dem Aspekt eines vielschichtig betrachteten Bedeutungswandels unter dem Stichwort des Strukturwandels noch genauer zurückzukommen sein.

Zur Beantwortung der Frage nach der Bewertung der Arbeit in (unserer) Gesellschaft können *vorerst* zwei generelle Ansatzpunkte der Forschung konstatiert werden: „Erstens vom Standpunkt des Individuums aus, das seine Arbeit im Kontext seiner gesamten Existenz subjektiv bewertet“ (Ansatz der quantitativen und repräsentativen Umfrageforschung und der eher qualitativ und intensiv ausgerichteten Biografieforschung). „Zweitens kann die Bewertung der Arbeit vom Standpunkt der Gesellschaft aus erfolgen, die verschiedene

objektivierte Verfahren oder Institutionen⁷⁰ zur Bewertung der Arbeit in der und für die Gesellschaft entwickelt hat“ (gesamtgesellschaftlich oder makrosoziologisch ausgerichteter Ansatz). (Zündorf 1999, S. 55) Mit der bisherigen, generellen Begriffsverwendung von „(Erwerbs-)Arbeit“ (vgl. Haeffner 1999, Zündorf 1999, Lutz 2001; Krafeld 2000) wird nun im Hinblick auf die ganzheitliche Selbstreflexivitätskonzeption versucht, ihren Gegenstand gerade in der differenzierten Systematik der Forschungsansätze und schließlich in den Anhaltspunkten von bedeutsamen Arbeits- und Berufsorientierungen im Kontext des sich wandelnden „Paradigma von Arbeit“ zu bestimmen. Das heißt für die innengeleitete Dimension, auf spezifische Begriffsbestimmungen beispielsweise der Arbeitspsychologie zurückzugreifen, die an die einführende allgemeine Definition anknüpft:

In der Arbeitspsychologie wird Arbeit als zielgerichtetes Verhalten in Arbeitsorganisationen verstanden. Aus der Sicht der Psychologen stehen Arbeitsmotivation und Arbeitsaufgaben im Mittelpunkt des Interesses. (vgl. Greif, Holling, Nicholson 1989)⁷¹ Die Arbeitstätigkeit wird als Teil eines soziotechnischen Systems betrachtet, in dem Prozeß und Ergebnis der Tätigkeit durch den Einsatz menschlicher Fähigkeiten und kooperativer Strukturen unter Verwendung technischer Hilfsmittel, wie Maschinen und Computer, zustande kommen. Es schwingt in den Begriffsbestimmungen auch immer mit, daß Lohnarbeit fremdbestimmt ist und Leistungsaufwand bedeutet, sie daher mit Belastung und Mühsal verbunden ist. Die Erwerbsarbeit kann den Menschen überfordern oder unterfordern, zu Leistungsverfall, Gleichgültigkeit und zu körperlichen sowie psychischen Störungen führen. (Heinz 1995, S. 21f.)

Auch im Sinne einer außengeleiteten Dimension finden sich Begriffsverwendungen von „Arbeit“ beispielsweise in der Berufssoziologie bzw. Soziologie im Allgemeinen wie folgt:

Die Soziologie analysiert Arbeit im Rahmen der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse, der Arbeitsteilung und der technisch-organisatorischen Bedingungen im Betrieb. Dabei geht es weniger um die Arbeitsmotive und -erfahrungen als um Macht und Herrschaft im Betrieb und an die Berufsstruktur gebundene soziale Ungleichheit in der Gesellschaft. Erwerbsarbeit wird als das Fundament der sozialen Schichtung und der Klassenstruktur gesehen, als Quelle des Arbeitsbewußtseins, aber auch als Mittel zur Fragmentierung der Arbeiterklasse – nämlich durch die ungleiche Verteilung von Lebenschancen. In der neueren Diskussion wird der Arbeitsbegriff erweitert wie z. B. durch Daheim/Schönbauer (1993, S. 8)⁷². Erwerbsarbeit hat nicht nur materielle Folgen (Lebensstandard) und sozialkulturelle Auswirkungen (Lebensweisen), *sie prägt auch Weltbild und Selbstbild der Arbeitenden und ist Grundlage der Identität.* (Heinz 1995, S. 22.; Hervorhebg.: P. N.)

Wenn vor allem die – pädagogisch betrachtet – identitätstheoretisch wichtigen Kategorien wie Weltbild und Selbstbild, Sinnstiftung und Sinngebung im Leben, Zukunftsorientierung und Lebensweise und -entwürfe unter dem funktionalen Begriff der (Erwerbs-)Arbeit subsummiert werden, dann in der forschungsorientierten Erkenntnisperspektive, dass

⁷⁰ „Zu den gesamtgesellschaftlichen Institutionen (...) gehören Arbeitsmarkt, Tarifverhandlungen (...), staatliche Arbeits- und Sozialpolitik sowie gewisse korporatistische Strukturen, die den Staat und gesellschaftliche Interessengruppen miteinander verknüpfen.“ (ebd.; Auslassg.: P. N.)

⁷¹ Greif, S./ Holling, H./ Nicholson, N. (Hg.) (1989): *Arbeits- und Organisationspsychologie.* - München

⁷² Daheim, H./Schönbauer, G. (1993): *Soziologie der Arbeitsgesellschaft.* – Weinheim ; München

Erwerbsarbeit den zentralen Stützpfeiler von sämtlichen anvisierten Lebenskonzepten der so genannten „Normalbiografie“ in unserer Gesellschaft darstellt. (vgl. auch Krafeld 2000, S. 7)

Insbesondere

(i) im Hinblick auf die materielle Existenzsicherung ist die Teilhabe am Erwerbsleben jedenfalls so lange unverzichtbar, wie unsere Gesellschaft als Arbeitsgesellschaft organisiert ist. Die Erwerbsarbeit bleibt somit ‚Achse der Lebensführung‘ und in sozialintegrativer Perspektive jenes ‚Geländer‘, an dem entlang die Lebensführung des einzelnen und das soziale Miteinander funktional geordnet werden (Arnold 2002, S. 217).

Wenn also Änderungen oder Aufweichungen der „Normalbiografie“ prognostiziert oder identifiziert werden, dann hat es zunächst unmittelbare Folgen auf das subjektive Arbeitsverständnis in einer objektiven Lebensrealität, weil Erwerbsarbeit als unabdingbare Grundlage von Lebensorientierung und Lebensverwirklichung Ausdruck eben dieser Arbeitsgesellschaft ist. Identitätstheoretisch bedeutsam und für das kollektive Arbeitsverständnis zugespitzt formuliert, gilt es dann auch und insbesondere in Bezug auf den arbeitgesellschaftlichen Terminus der „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) „als undenkbar, daß es für Menschen ohne Erwerbsarbeit überhaupt Chancen auf gelingende Lebensbewältigung oder gar auf mehr Lebensqualität gibt. Das Recht auf gesellschaftliche Teilhabe, das Recht auf persönliche Entfaltung, das Recht auf Lebensqualität, schon gar auf Lebensgenuß und Glück scheinen geradezu symbiotisch auf Erwerbsarbeit gegründet zu sein.“ Kurz: „Ohne Arbeit geht es nicht!“ (ebd.) Mit diesem Kontext von Erwerbsarbeit im Lebenszusammenhang bzw. als Bezugsgröße von Biografie bleiben also auch gerade die identitätstheoretischen Kategorien der Selbstverwirklichung, Selbstverortung, der biografischen Sinnggebung und Selbstorganisation verklammert. Hier sucht die Identitätsforschung⁷³ in einem integrativen anstelle eines vordergründig instrumentellen Verständnisses von (Erwerbs-)Arbeit und Lebenszusammenhang in Bezug auf ihre innen- und außergeleiteten Bedingungen und Folgen für die (berufliche) Identitätsentwicklung nach Ansatz- bzw. Anhaltspunkten von begründet *veränderten*, lebensweltlich verklammerten, Handlungsorientierungen und biografischen Verlaufsmustern der Erwerbs- bzw. Berufsbiografie.

Wie lässt sich nun das um den „Arbeitsbegriff“ zentrierte Bedeutungsspektrum in der „Beschäftigungskrise“ unserer spätmodernen Arbeitsgesellschaft unter identitätstheoretischen Bezügen im Kern untermauern? Hierfür fasst Fürstenberg (1999) folgende, von impliziten

⁷³ Vgl. bspw. die Subjektorientierte Berufssoziologie (Bolte und Treutner 1983), die Sozialpsychologie (Keupp u. a. 1999) oder auch das interaktionistisch-orientierte berufliche Sozialisationsmodell (Heinz 1995)⁷³ und im Anschluss an die (der eigenen Untersuchung naheliegende bildungsorientierte) Pädagogische Biografieforschung (vgl. Sting 2002)

Veränderungen betroffene Merkmale zusammen, die in ihrem Gesamtzusammenhang deshalb erhalten bleiben sollen, weil sie als Zwischenfazit die zukunftsorientierte Verklammerung der Kategorien „Arbeit“ und ihrer „identitätstheoretischen Grundbedeutung“ präzise herausarbeiten:

1. „Die sozialen Probleme rationalisierter Arbeit motivieren zur *Suche nach neuen, den Menschen angemesseneren Arbeitsformen und Organisationsstrukturen der Arbeit*.“ Allerdings ist nicht von einem kurzzeitigen Wandel einer historisch entstandenen Arbeitswelt auszugehen. Das heißt, dass sämtliche Strukturveränderungen von technischen, wirtschaftlichen und organisatorischen Sacherfordernissen zunächst fortbestehen und deshalb konjunkturelle und strukturelle Arbeitslosigkeit *keine von Arbeit „befreite“ Gesellschaft* verheißt. „Allenfalls ist anzunehmen, daß *neben* den Erwerbsformen der Arbeit *andere, nicht unmittelbar wirtschaftlich integrierte Nutzungsformen* zunehmende Bedeutung erlangen.“ (Fürstenberg 1999, S. 15; Hervorhebg.: P. N.)⁷⁴
2. „Andererseits sind auch die *Bedürfnis- und Interessenlagen* der arbeitenden Menschen Ergebnis einer historisch bedingten Bewußtseinsbildung. Sie ändern sich ebenfalls nur allmählich in Richtung neuer Zielsetzungen und Ansprüche, wobei *Qualifikationen und Flexibilität* verstärkte Bedeutung erhalten.“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)⁷⁵
3. „Eine möglichst wirtschaftliche Nutzung der Arbeitskraft läßt sich nicht ohne Gestaltung des gesellschaftlichen Verwertungszusammenhanges und der damit festgelegten gesellschaftlichen Spannungsfelder stabilisieren. Aus sozialkultureller Gesamtsicht wird der *Beitrag der Arbeit zur persönlichen und allgemeinen Lebensqualität* sogar zum *Kernproblem* zukünftiger Entwicklungen. Sicherung der Lebensgrundlage und Erweiterung der Lebenschancen, auch im Sinne kultureller Partizipation, sind hierfür ebenso Zielpunkte wie der Abbau und die Vermeidung ‚destruktiver‘ Arbeit (Clausen)⁷⁶.“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)
4. „Die gegenwärtig sich abzeichnenden Strukturwandlungen der Arbeitswelt zeichnen sich auch in einem allmählichen *Bedeutungswandel des Arbeitsbegriffs* ab. Während er im Bereich der Erwerbstätigkeit weiterhin von technisch-wirtschaftlicher Funktionalität und zunehmend von globalen Rationalisierungstrends geprägt wird, folgt die Alltagssprache einer anderen Entwicklungsrichtung. Sie wird durch zwei Erfahrungen bestimmt: die sich verändernde *Bedeutung der Arbeit im gesamten Lebenszusammenhang* und die *weite Verbreitung von Arbeitslosigkeit im Sinne fehlender Erwerbschancen*. Und dies führt zu einer Relativierung der Bedeutung von Arbeit als Erwerbstätigkeit. (...) Mit dem sich anbahnenden ‚Lastenausgleich‘ in den Familien wird sich zweifellos auch ein umfassenderes Arbeitsverständnis durchsetzen, das rationalisierte Erwerbsarbeit als spezielle Arbeitsform begreift.“ (ebd. S. 16; Hervorhebg.: P. N.)
5. „Andererseits wird gerade die angesichts der großen *Bedeutung von Erwerbsarbeit für die Selbsterfahrung und soziale Wertschätzung* ihres Trägers vergebliche Arbeitssuche zu einem Problem. Für die benachteiligten Gruppen wird die *Suche nach sinngebenden Äquivalenten* dringlich. In diesem Zusammenhang werden *marktunabhängige Arbeitsformen* diskutiert.“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)
6. „All dies deutet darauf hin, daß wir uns verstärkt mit dem *Bezug der Arbeit zum gesamten Lebenszusammenhang* auseinandersetzen müssen und hierbei die Erfahrung mit *unterschiedlichen Arbeitsformen und -inhalten in verschiedenen Lebensphasen* zu berücksichtigen haben. All dies schmälert nicht die Bedeutung der Arbeit im Prozeß der Selbsterfahrung und als Mittel zur Erlangung gesellschaftlicher Anerkennung.“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)

⁷⁴ Vgl. hierzu auch die Analyse zum Forschungsstand zur „Zukunft der Arbeit“ von Arnold (2002, S. 211ff.); in diesem Kontext stehen auch Aussagen zum Wandlungsprozess des „Normalarbeitsverhältnisses“, die davon ausgehen, dass nicht von einem „Ende der Arbeitsgesellschaft“ die Rede sein kann (vgl. z. B. Krafeld 2000, S. 24).

⁷⁵ vgl. hierzu auch die auf Ostdeutschland bezogene Analyse „Arbeit, Arbeitsmarkt und Betriebe“ von Lutz (u. a. 1996)

⁷⁶ Clausen, L. (1988): Produktive Arbeit, destruktive Arbeit. – Berlin ; New York

Mit diesem Ausblick zum Bedeutungswandel von Arbeit werden zugleich Zweifel an dem oben genannten „Paradigma von Arbeit“ in dem Sinne erhoben, als dass die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen darüber nicht hinreichend erklärt werden könnten.

1. Diese Zweifel beziehen sich auf Formen der Arbeitsorganisation, die in traditionellen, stark arbeitsteiligen Organisationsformen, gekennzeichnet durch eine „strikte Trennung von planender und ausführender Arbeit, eine hochgradige Aufgabenspezialisierung und die Auslagerung aller anspruchsvollen Funktionen aus dem Bereich der unmittelbaren Fertigung“ (Lutz 2001, S. 4), heute kein Optimum an technischer Effizienz und Rentabilität sichern können. Dagegen werden neue Formen der Arbeitsorganisation in Bezug auf die *Reprofessionalisierung von ausführender Arbeit* in Produktion und Verwaltung konzeptionell diskutiert. In der Folge würden laut Lutz die traditionsreiche Abgrenzung zwischen Arbeitern und Angestellten fließend und neue Anforderungen an die Selektion, Qualifikation und Motivation von Absolventen in Bildungs- und Ausbildungssystemen gestellt werden sowie seit Langem fest gefügte Muster der sozialen Schichtung in Bewegung geraten.

2. Die herkömmlichen Sichtweisen von Arbeit in Industriegesellschaften und ebenso die der darauf bezogenen Forschung waren eindeutig am Großbetrieb als „Prototyp effizienter Nutzung“ orientiert, während Kleinbetriebe „mit noch immer starken ständischen Strukturen oder als Satelliten von Großbetrieben eine immer wieder bedrohte Existenz fristen“ (ebd.) und „die in den Großbetrieben längst eingespielten Standards realisier(en)“ (ebd. S. 5). Seit gut einem Jahrzehnt weisen aber Entwicklungen „auf eine zunehmende Bedeutung von Kleinbetrieben in traditioneller Art und auf die Herausbildung eines Sektors von neuen Betrieben mit deutlich (...) vom großbetrieblichen Modell abweichenden Organisationsformen hin. (...) Auch wächst an vielen Stellen das Interesse an ‚berufsfachlichen‘, auf professionelle Kompetenzen der Arbeitskräfte gegründeten Arbeitsmarktstrukturen“ (ebd.; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.).

3. Es „scheint sich eine Ablösung des Erwachsenwerdens von der Qualifizierung für Erwerbsarbeit anzubahnen“ (ebd.). In der Folge würden „erprobte Formen der Erziehung und Bildung fragwürdig und die *Herausbildung einer Pluralität neuer ‚Normalformen‘ der gesellschaftlichen Integration der Jugendlichen* wahrscheinlich“ werden. Deshalb „müßte die Arbeitswelt auch mit neuen Typen subjektiven Arbeitsvermögens rechnen“ (ebd.; Hervorhebg.: i. O.).

4. Im letzten Aspekt schließt sich wieder der Argumentationskreis zu den oben von Fürstenberg (1999) aufgestellten Veränderungsthesen. Bei Lutz (2001) heißt es:

(D) daß die bisher für die Masse der erwachsenen Bevölkerung faktisch gegebene *Dominanz der Erwerbsarbeit im Lebenszusammenhang* und die hierdurch begründete Polarisierung der Sphären von ‚Arbeit‘ und ‚Nichtarbeit‘ sich abschwächen, (Einfüg.: P. N.: die wiederum) den Tätigkeiten und Interessenbereichen der Personen außerhalb der Erwerbsarbeit sukzessive eine quantitativ und qualitativ neue Bedeutung geben. Durch veränderte Arbeitsmarktbedingungen (...) verursachte Abweichungen von den erwarteten ‚Normal‘-Biographien können die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Identität, Einstellungen und Lebensstrategien der Betroffenen relativieren. Dies könnte wiederum bewirken, daß eine wachsende Zahl von Personen *neue Prinzipien und Muster einer für sie rationalen Lebensführung entwickelt, die nicht mehr mit bisher hochgradig verbindlichen Formen des Erwerbslebens (und damit auch des Privatlebens) übereinstimmen* (ebd. S. 5f.; Hervorhebg.: i. O.; Auslassg.: P. N.).

Bevor sich das Augenmerk verstärkt auf die Thesen zu spezifischen soziostrukturellen und – kulturellen *Veränderungen* der Arbeitsgesellschaft unterhalb des bezweifelten Paradigmas von (Erwerbs-)Arbeit richtet, verlangt auch die **Berufskategorie** zwingend nach ihrem Begriffsverständnis. Das Berufsverständnis wird selbstverständlich durch die konstitutiven Merkmale des gesellschaftshistorischen Arbeitsverständnisses determiniert, stellt sich aber gleichzeitig auch als spezialisierte Form derselben dar. Von zwingend ist bspw. deshalb die Rede, weil heute größtenteils davon ausgegangen wird, dass der um Erwerbsarbeit zentrierte „Normallebenslauf“ (unter dem Stichwort der traditionellen Berufsbiografie bzw. des Normalarbeitsverhältnisses) immer mehr aufgelöst werde und deshalb auch der Beruf seine Bedeutung für die identitätsstiftende Erwerbsarbeit zu(un)gunsten einer „Arbeits- bzw. Jobidentität“ verlieren würde. (vgl. zur Kritik auch Witzel/Mowitz-Lambert/Heinz 2001, S. 423) Das klassische Identitätsverständnis bemisst die Bedeutung beruflicher Identität für die persönliche Identitätsentwicklung insbesondere an den Kategorien der Kontinuität und Kohärenz. Das heißt, die berufliche Identität im herkömmlichen Sinne gründet auf einer kontinuierlichen Berufsbiografie mit einer langfristigen Planungsperspektive, auf eindeutigen Anerkennungsverhältnissen und auf qualifikationsbezogenen Anforderungs- und Anspruchsprofilen. Die Bedeutung des Berufs für den Einzelnen liegt hier in den mit Anerkennung verbundenen habituellen Merkmalen von Status, Position, Prestige und geschaffenen Werk sowie in der Selbstbestätigung durch die Nützlichkeit für sich selbst und für andere als auch in dem erfolgreichen Umsetzen eigener Selbstwirklichkeitsmotive. Jene Merkmale des Bedeutungsspektrums von Beruf bzw. beruflicher Arbeit erfahren laut neueren Thesen in der Folge von arbeitsgesellschaftlichen Diskontinuitäten eine Umlenkung auf Erwerbsarbeit. Der Beruf bzw. die berufliche Identität würde in der Konsequenz ihre identitätsstiftende Bedeutung für den Einzelnen und für seine Gestaltung eines persönlich sinnhaften Lebenszusammenhanges verlieren. Daraus folgt die hier zu stellende konzeptionelle identitätstheoretische Frage, ob es sich dann tatsächlich *noch* lohnt, sinnvoll an

der gesellschaftlich konstituierten Berufskategorie festzuhalten oder aber den Beruf als persönlichen Orientierungs- und arbeitsgesellschaftlichen Organisationsmarker aufgeben zu müssen. Das heißt, inwieweit definiert die „berufliche Identität“ als „soziale Identität“ *immer noch bzw. überhaupt noch im herkömmlichen oder aber „nur“ noch in einem gewandelten Verständnis* maßgeblich die „persönliche Identität“ des Einzelnen?

Um zunächst ein ordentliches Begriffsverständnis der beruflichen Identität vorzubereiten, ist es m. E. sinnvoll, zuvorderst „Beruf“ und „Arbeit“ terminologisch voneinander zu trennen. In der Literatur verschwimmen auch an dieser Stelle Eindeutigkeiten. Es wird mancherorts aus zwei Begriffen schnell einer, dem der „Berufsarbeit“, gemacht, der unter dem Fokus „beruflicher (Erwerbs-)Arbeit“ auch Sinn macht, aber allein keine sinnvolle Differenzierung schafft. Eindeutiger gelingt eine klare Zuordnung dann, wenn zunächst in Anlehnung an Hoff (1992) die „Berufsarbeit“ dem Beruf und jener wiederum, neben dem berufsunabhängigen Teilbereich stehend, als spezieller Teilbereich der (Erwerbs-)Arbeit untergeordnet werden kann. Das *Spezialisierungskriterium* bezieht sich hierbei auf das *institutionelle Faktum der Berufsgebundenheit*, das auch auf die Bezeichnung „Erwerbstätiger“ und „Berufstätiger“ übertragbar ist.

„Arbeit“ ist gegenüber „Beruf“ der weitgefaßtere Begriff. Er umfaßt sowohl Erwerbstätigkeiten, die eine spezielle Ausbildung oder Lehre voraussetzen (und das ist üblicherweise bei „Berufen“ der Fall), als auch solche Tätigkeiten, die durch Ungelernte oder Angelernte ausgeübt werden können (und die nicht durch den gängigen Berufsbegriff abgedeckt sind). Folglich wird auch „Arbeitsbiographie“ gegenüber Termini wie „Berufsbiographie“ oder „Berufsverlaufsmuster“ als Oberbegriff verstanden. (Hoff 1992, S. 198)

Um den Begriff „Beruf“ noch deutlicher (bzw. wie ebenfalls der Autor sagt: sinnvoller) von dem der „Arbeit“ zu unterscheiden, greift Hoff in einem nächsten Schritt auf den gestaltpsychologischen Begriff der „strukturierten Ganzheit“ zurück: „Damit läßt sich die gleichzeitige Strukturierung von Einzelmerkmalen zu einem einheitlichen Berufs-,Bild‘ kennzeichnen. Berufsbilder sind *historisch geformte* und zum Teil *institutionell* (zum Beispiel in Ausbildungsrichtlinien) *festgelegte, ganzheitliche Merkmalsmuster*. (vgl. Bolte u. a. 1988) Sie beinhalten ein unverwechselbares Anforderungsprofil.“ (Hoff 1992, S. 83; Hervorhebg.: P. N.). Für ein solches *ganzheitlich* strukturiertes Muster läßt sich dann auch schon ein erstes allgemeines identitätstheoretisch wechselseitiges Bedeutungsspezifikum vorwegnehmen: Es „erscheint *persönlichkeitspsychologisch bedeutsam*, weil es möglicherweise ebenso stark, wenn nicht sogar stärker als einzelne Aspekte der Arbeit, die Persönlichkeit beeinflusst; und umgekehrt können Persönlichkeitseinflüsse zu einem Berufswechsel⁷⁷, also zu einer

⁷⁷ Die institutionelle Abhängigkeit des Berufs hält Hoff (1992, S. 83) aus folgendem Umstand für problematisch: „Nun sind Berufswechsel allerdings um so schwieriger, je ausgeprägter dieses spezifische Muster oder Profil ist

Veränderung des gesamten Musters führen“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.). Hinsichtlich des (von Außen gestellten) unverwechselbaren Anforderungsprofils kann weiterhin die Berufskategorie als „Berufsbild“ noch wie folgt präzisiert werden. Ein Berufsbild i. S. e. „strukturierten Ganzheit“ ist

(eine) zusammenfassende Darstellung mit allgemeinen und speziellen Angaben über einzelne Berufe bzw. Berufsgruppen, gibt in der Regel Auskunft über die genaue Berufsbezeichnung, über die historische Entwicklung und volkswirtschaftliche Bedeutung eines Berufs, über Ausbildungsinhalte und -dauer sowie Eintrittsvoraussetzungen, über Aufgabenfelder und Tätigkeitsmerkmale, Arbeitszeitregelungen, Karrieremuster, Tarifvereinbarungen usw. (...) (Böhm 1994, S.89; Auslassg.: P. N.).

In Verknüpfung mit konkreten identitätstheoretischen Perspektiven muss in Bezug auf die Thematisierung bzw. den Umgang mit dem Begriff „Beruf“ unter dem Aspekt der oben angesprochenen „Ganzheitlichkeit“ auf folgenden noch weitaus komplexeren Zusammenhang hingewiesen werden:

Die bisherige Begriffsbestimmung tendiert eher zu soziologischen Begriffsverwendungen. Dort heißt es: Berufe sind „relativ tätigkeitsunabhängige, gleichwohl tätigkeitsbezogene Zusammensetzungen und Abgrenzungen von *spezialisierten, standardisierten und institutionell fixierten Mustern* von Arbeitskraft, die u. a. als Ware am Arbeitsmarkt gehandelt und gegen Bezahlung in fremdbestimmten, kooperativ-betrieblich organisierten Arbeits- und Produktionszusammenhängen eingesetzt werden“ (Beck/Brater/Daheim 1979, S. 20)⁷⁸ (zit. n. Heinz 1995, S. 22; Hervorhebg.: P. N.). In Verbindung mit Hoff's Aussagen zur berufsbedingten Persönlichkeitsbeeinflussung können aber schließlich auch Betrachtungen der „subjektorientierten Berufssoziologie“ herangezogen werden, die in der „Berufsarbeit“ ihre „doppelte Zielsetzung“ betonen. Ein solcher Ansatz untersucht auch die Entwicklung der Persönlichkeit und die Verwertung der menschlichen Arbeitskraft im Produktionsprozess in einem symbiotischen begrifflichen Bezugsrahmen. (vgl. Heinz 1995, S. 22)⁷⁹ „Der Ansatz beruht auf der Annahme, daß ein Beruf nicht nur aus

und je länger eine Person ihren Beruf ausgeübt hat. Außerdem sind Berufsgruppen verschiedenen, voneinander segmentierten Arbeitsmärkten zugeordnet (vgl. Lutz/Sengenberger 1988). Hier gibt es unterschiedliche Mobilitätschancen innerhalb dieser Märkte und erschwerte Möglichkeiten zwischen ihnen (vgl. Brater u. a. 1980).“ Ähnlich argumentiert auch Heinz (1995, S. 59): „daß mit dem Erlernen bestimmter Fähigkeitsbündelungen der Zugang zu anderen Fähigkeitskombinationen abgeschnitten oder zumindest erschwert wird. Der Erwerb von Qualifikationen unterliegt somit einem Selektionsprozeß, der soziale Ungleichheit reproduziert, da z. B. handwerklich-manuelle Fähigkeitskombinationen von geistig-planenden abgegrenzt werden“.

⁷⁸ Beck, M./Brater, M./Wegener, B. (1979): Soziologie der Arbeit und Berufe. – Reinbek

⁷⁹ „Die ‚doppelte Zweckstruktur‘ der Berufsarbeit bedeutet, daß Arbeitende im Prinzip lernen müssen, nicht ihre arbeitsinhaltlichen Interessen und die Aufgabenerfüllung als Richtschnur für ihr berufliches Handeln anzusehen, sondern auch auf ihre individuellen Reproduktionsinteressen zu achten, deren Wahrung von einem pfleglichen Umgang mit dem eigenen Arbeitsvermögen bei der Gestaltung der Berufsbiographie abhängt (vgl. Brock u. a.

einzelnen Arbeitsaufgaben, sondern aus einer gesellschaftlich standardisierten Zusammensetzung und Abgrenzung von Fähigkeitselementen zu *festen, überindividuellen Kombinationen* besteht. In berufsbezogenen Sozialisationsprozessen werden diese *Fähigkeitskombinationen* als Berufsbilder mit dem *Arbeitsvermögen* der Individuen verbunden.“ (Heinz 1995, S. 59; Hervorhebg.: P. N.) Aus analytischer Sicht wird jedoch mit dem Begriff „Berufsbild“ (und damit gleichzeitig auch mit dem Begriff „Beruf“) des Öfteren eine je nach (identitäts-)theoretischer Begriffsakzentuierung (m. E. unnötige) bipolare Terminologie bevorzugt. Einerseits ist in jeweils unterschiedlich starker Betonung von einem „Anforderungsprofil“, andererseits von einer „Fähigkeitskombination“ die Rede. Beide Begriffe umfassen dabei Weitere, wie z. B. Kompetenzprofile oder auch arbeitsplatzübergreifende Qualifikationsprofile⁸⁰. Anstelle des eventuellen Begriffs des „Fähigkeitsprofils“ findet sich außerdem der des ganzheitlichen „Arbeitsvermögens“, weil jener nach meinem Verständnis gerade einen vorschnell reduzierten berufsfachlichen und berufsgruppenspezifischen Zuschnitt einzelner Persönlichkeitsmerkmale vermeiden helfen kann. Zusammengefasst geht es aus der stärker innengeleiteten Perspektive um den Merkmalskomplex der *personalen Fähigkeiten* und aus der stärker außengeleiteten Perspektive um den der *gesellschaftlichen* (einschließlich *sozialen*) *Anforderungen*, welchen die betreffende Person in ihrer beruflichen Mitgliedschaftsrolle ausfüllen können sollte und wollte. In einem ganzheitlichen, parallel zur vorliegenden Arbeit integrativen Begriffsverständnis eines ganzheitlichen Musters des Berufs-„Bildes“ gilt es nun, solche strukturellen und inhaltlichen Bestimmungen des Merkmalskomplexes in ein entsprechendes (identitätsbedeutsames) theoretisches intra- und interindividuelles Wechselverhältnis zurückzubringen. Auch in diesem Punkt hat sich ein historisch gewandeltes Begriffsbild hinsichtlich eines „ganzheitlichen Berufsbezuges“ der persönlichen Identität mit der wieder stärkeren, wenn auch neu pointierten, *Akzentverschiebung von der sozialen zur personalen Identität* entwickelt. An dieser Stelle gilt der Hinweis, dass sich selbstverständlich die

1989: Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel. Umbrüche im beruflichen Sozialisationsprozeß. – München.“ (Heinz 1995, S. 59)

⁸⁰ „Berufe sind als soziale Konstrukte quasi objektivierte Bündel von persönlichen *Kompetenzen*, die von Arbeitskräften erwartet werden; in diesem Sinne stellen sie auch Entwicklungs- und Äußerungsschablonen für Subjektivität dar.“ (Heinz 1995, S. 60; Hervorhebg.: P. N.) Zu den Kompetenzen von „arbeitsplatzübergreifenden *Qualifikationsprofilen*“ zählen z. B. : intellektuelle Flexibilität, Planungskompetenz, technische Sensibilität, Verantwortung und Bereitschaft (vgl. Heinz 1995, S. 72) oder auch die als „Schlüsselqualifikationen“ bezeichneten berufsbildunabhängigen Kompetenzen (vgl. ebd. S. 115-120) Auf eine weitere wissenschaftliche Spezifizierung dieser „Teilbegriffe“ muss aus Gründen des Umfangs in vorliegenden Arbeit verzichtet werden.

begriffsanalytische Argumentation mithin im allgemeinen Bedeutungsspektrum des Berufs für die Entwicklung der beruflichen Identität befindet.⁸¹

Einen, nach meiner Durchsicht von äußerst wenigen und deshalb für die (generell integrative) theoretische Perspektive der vorliegenden Arbeit umso wertvolleren, nämlich ganzheitlichen Forschungsansatz liefern Gildemeister/Roberts (1987a). Denn die Autoren beziehen sich ausdrücklich auf das *bedeutungsbesetzte* Begriffsverständnis der „*beruflichen Identität*“ und insbesondere im Kontext eines *differenzierten* Begriffsverständnisses der „*Berufskategorie*“⁸². Zunächst fassen die Autoren den Beruf „als eine Art Bindeglied zwischen Sozialstruktur und Person“ (Gildemeister/Roberts 1987a) auf. Denn: „Die Erfahrung der beruflichen Tätigkeit sowie auf die eigene Person bezogene Orientierungshandlungen mit Hilfe der Kategorie des Berufs stellen einen zentralen Kern der Orientierung im Leben dar, sind mithin Elemente der Alltagserfahrung und Identität.“ (ebd.) Damit wird der Beruf zu einem wesentlichen *Element der Lebensorientierung* und deshalb *Identität* der Person. Aus der gesellschaftlichen Perspektive heraus setzt, historisch betrachtet, das Berufsverständnis im Anschluss an Simmel (1908)⁸³ an der imperativen Vorstellung der „Berufung“ an. Jede Person hat danach eine gesellschaftlich vorausgesetzte *Position und Leistung* zu suchen, bis sie jene findet. Der Beruf als solcher entsteht erst in der Übereinkunft zwischen dem *wechselseitig* bedingten Bau- und Lebensprozess der Gesellschaft einerseits und den individuellen Voraussetzungen andererseits. Hierüber wird die Kategorie des Berufs schließlich zur Grundbedingung der Identitätsfindung. (vgl. ebd.) Um (berufliche) Identität zu finden, genügt es aber nicht, das gesellschaftliche Konstitutionsmerkmal der – strukturell betrachtet – wechselseitigen Abhängigkeit herauszustellen. Sondern es muß auch danach gefragt werden, welche zentralen inhaltlichen Orientierungsmuster für das Leben darüber bereitgestellt werden können (und später dargestellt, tatsächlich vorzufinden sind) und auch danach, wie sie entstehen. Hier geht es also um etwas, was über die gesellschaftsbetonte funktionale Bestimmung der Berufskategorie als *objektive Organisationsform* von „Versorgungs- oder Erwerbchance“ hinausgeht. Mit diesem Rückgriff auf Weber (1972)⁸⁴ halten Gildemeister/Roberts fest, dass Berufe wichtige *personale Funktionen der sozialen Integration* erfüllen und darüber hinaus *Träger* „wesentliche(r) Elemente gesellschaftlicher Normen, ethischer Prinzipien und

⁸¹ Das Bedeutungsspektrum des Berufs wird zum besseren Verständnis im Schriftbild des laufenden Abschnitts bereits kursiv hervorgehoben.

⁸² Anmerkung: einschließlich der hier aber zu vernachlässigenden „Profession“

⁸³ Simmel, Georg (1908): Soziologie. – Berlin

⁸⁴ Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft, 2 Bd. – Köln ; Berlin

Sinngehalte“ (Weber 1920)⁸⁵ sind. (vgl. Gildemeister/Roberts 1987a, S. 71) Mit Mead (1934) könnte hier der theoretische Bezug zum Konzept des „generalized other“, sprich der „gesellschaftlichen Hereinnahme in den Einzelnen“, argumentativ geknüpft werden. Dem so akzentuierten historisch begründeten theoretischen Berufsverständnis wird laut den Autoren entgegen gehalten, „daß die Berufsrealität in industriellen Gesellschaften einem solchen ‚ganzheitlichen‘ und integrativen Verständnis nicht entspreche. Die Qualität der Mehrzahl der heutigen Arbeitsverhältnisse sei damit nicht zu erfassen und die Anwendung eines derartigen Berufsbegriffs würde so nur restaurativ-ideologische Tendenzen stützen (...)“ (ebd.). Letztlich geht es, wenn richtig verstanden, um ein anderes „ganzheitliches“ Berufsverständnis, eines das auch die *personale* Seite des Individuums unabdingbar als Anfangspunkt anstelle eines nur zu entwickelnden Endpunktes jeglicher Überlegungen zu berücksichtigen versucht. Aber auch hier lassen sich die Ansätze wieder jeweils den beiden bekannten Perspektiven zugeordnet unterschiedlich gewichten. Die soziologische Forschung am Ende des 20. Jahrhunderts greift die oben genannte Fassung auf und kennzeichnet mit dem Begriff Beruf zunächst die „zentrale Organisationsform der Arbeit“ (ebd.), weil er die bestehende historische Form der Arbeitsteilung abbildet. Ungleich auf die personale Seite des beruflichen Positionsinhabers gerichtet, ist aber nun ein wesentlicher, wenn auch nicht problemloser Unterschied festzuhalten: Der strukturelle (zunächst ausgliedernde) Aspekt

steht in engem Zusammenhang mit der Lösung der Arbeit von der Befriedigung des eigenen Bedarfs, auf die sie ursprünglich gerichtet war. Als solche weist sie eine ‚doppelte Zweckstruktur‘ auf, nämlich einmal in der Verausgabung konkreter nützlicher Fähigkeiten als ein *Teil gesellschaftlicher Problemlösung* und auf der anderen Seite auf die *Eigenbedürfnisse* der Arbeitenden bezogen [zu] sein (vgl. Beck/Brater 1976, S. 187)⁸⁶ Aus dieser Bestimmung wurde vielfach der (einfache) Schluß gezogen, daß *Interessen und Bedürfnisse der Arbeitenden sich wesentlich auf die Beschäftigungs- und Verdienstchancen reduzieren lassen*, arbeitsinhaltliche Bestimmungen dagegen irrelevant sein müßten. Dem entspräche die „Job-Gesinnung“, deren Kernpunkt das Geldverdienen ist, unabhängig von Art, Inhalt und Gestaltung des Arbeitsprozesses. Der „Job“ (...) vermittele keinerlei „innere Befriedigung“ oder „subjektives Werterlebnis“. Dennoch aber bleibt die „Job-Gesinnung“ nicht folgenlos für die Identität des Menschen. (...) Denn auch hier „verkoppelt“ die Berufsarbeit (als Job) gesellschaftsstrukturelle Bedingungen mit der „Person“ des Menschen, formt seine Identität, aber in einer als defizient gekennzeichneten Weise. Damit wird deutlich, daß von einem „Verlust“ ausgegangen wird, dem Verlust einer inhaltlichen und persönlichen Bedeutung der Arbeit, nicht zuletzt auf dem Weg der (...) fehlenden materiellen und/oder sinnhaft nachvollziehbaren Synthese zwischen individueller und gesellschaftlicher Arbeit (Gildemeister/Roberts 1987a, S. 72; Hervorhebg.; Auslassg.: P. N.).

Dass den inhaltlichen Interessen und Eigenbedürfnissen und hierüber der subjektiven Sinnstiftung über die Berufskategorie nicht nur einseitig im Sinne der instrumentell-materialistischen Verwertbarkeit und damit für den Bedeutungsdiskurs um den Beruf verkürzt

⁸⁵ Weber, Max (1920): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. In: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. – Bd. 1. - Tübingen

⁸⁶ Beck, U./Brater, M. (1976): Grenzen abstrakter Arbeit. In: Leviathan 2, S. 178ff.

entsprochen werden muss, zeigen nach Auffassung der Autoren in dieser Perspektive ganzheitlich umfassender, und damit gelungener, die subjektorientierten Theorieansätze auf. Denn sie beziehen:

den Begriff des Berufs (wieder) auf das menschliche *Arbeitsvermögen* (..) und kennzeichne(n) darin die jeweils spezifische Kombination von Fähigkeitselementen, die als institutionalisierte und damit überindividuelle Vorgaben von Individuen erworben werden und das jeweilige Arbeitsvermögen prägen. Das heißt, daß die „beruflichen Fähigkeitsinhalte“ und damit ein spezifischer Gegenstandsbezug eben doch bedeutsam sind, Berufarbeit für die Arbeitenden nicht lediglich als Erwerbsmittel relevant ist. Die den Berufen zugrunde liegende Arbeitsteilung ist kein den Individuen „äußeres Verhältnis“, sondern ist in deren Arbeitsfähigkeit selbst hineinverlängert und damit quasi in die Persönlichkeit eingelassen (vgl. Beck u. a. 1980, S.215). Auf diese Weise werden Berufe zentrale „Definitionsräume von Identität“, und zwar sowohl vom Inhaltlichen als auch ihrer formalen Struktur her (Gildemeister/Roberts 1987a)⁸⁷.

Die *Hineinverlängerung der Arbeitsteilung in die Persönlichkeit bzw. der personalen Arbeitsfähigkeit* speist sich (gesellschaftlich betrachtet) also aus der Übernahme der vorgegebenen Muster und Kombinationen, zu der die Personen im Verlauf von darauf bezogenen Ausbildungsprozessen gezwungen sind. Parallel dazu läuft die *Zuerkennung entsprechender Kompetenzen*, dessen Verteilung zugleich verbunden ist mit Kompetenzdefinitionen sowie mit der *Verteilung von sozialen Anrechten auf bestimmte Arbeitsbereiche und auf bestimmte inhaltliche Tätigkeiten, mit sozialen Einfluss- und Marktchancen, Einkommensquellen, Prestige und Privilegien*. „Berufe definieren damit nicht nur unterschiedliche technisch funktionelle Arbeitsausschnitte, sondern auch die soziale Stellung des Arbeitenden innerhalb der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, d. h. mit der beruflichen Differenzierung ist die soziale Differenzierung (Einfüg.: P. N.: bezüglich des sozialen Status, der sozialen Lebenslage und sozialen Chancen) der Arbeitenden verbunden.“ (Gildemeister/Roberts 1987a, S. 72f.) Hierin begründet sich die Auffassung zum bedeutungsumschreibenden Berufsverständnis als „Medium gesellschaftlicher Teilhabe“. Zusammenfassend heißt es dazu zunächst aus der „äußeren“ gesellschaftlichen Perspektive:

Der Beruf stellt das „Nadelöhr“ dar, durch das hindurch der einzelne den Bereich der Privatheit überschreiten und über seine eigenen Belange hinaus an gesellschaftlichen Beziehungen *partizipieren* kann. Er wird zum zentral wichtigen Vermittlungsglied in *sozialen Beziehungen* der Individuen. Die berufsbezogenen *sozialen Prägungen, Verortungen, Chancenzuweisungen* etc. sind das soziale *Komplement der jeweiligen beruflich fixierten Fähigkeitskombinationen*, die wirksam werden, sobald jemand einen Beruf erlernt und ausübt. Beruf mediatisiert Individuum und Gesellschaft durch die Systematisierung eines für beide Ebenen *relevanten Praxis- und Kompetenzbereiches*, der sich in tendenziell verobjektivierbarer Form auf die Dimension gesellschaftlicher Reproduktions-, Problemlösungs- und Entwicklungsaufgaben bezieht. (ebd. S. 73; Hervorhebg.: P. N.)

Mit der Entfaltung und dem Einsatz menschlicher Arbeitsfähigkeit stellt der Beruf nun einerseits eine positiv gefärbte „*objektivierte Entwicklungsschablone*“ für den Einzelnen dar. Zugleich wirkt diese Schablone in Bezug auf ihren hohen Spezialisierungsgrad und ihrer

⁸⁷ Die Begriffsbestimmung rundet die bereits unter dem Aspekt des „Berufsbildes“ vorher geleistete Beschreibung von Heinz (1995, S. 59; i. d. A. S. 141) ab.

Ausrichtung auf Verkaufbarkeit andererseits hoch selektiv und lässt den Beruf auch zum „*Medium der Vereinseitigung*“ von berufsrelevanten Fähigkeiten werden. Sogenannte „nicht-berufsrelevante“ Fähigkeiten können deshalb innerhalb dieses Rahmens nur reduziert oder funktionalisiert ausgebildet werden, was genau genommen wiederum dem eigentlichen Ganzheitlichkeitsanspruch an den Beruf für die Persönlichkeitsentwicklung zuwiderläuft. Aus der (identitätstheoretisch) subjektiv ausgerichteten, d. h. inter- und intrapersonal eingenommenen, Perspektive ist weiterhin für den Beruf und seine identitätstheoretische Bedeutung abzuleiten, dass er auch „(a)ls ‚*Fähigkeitsschablone*‘, die den einzelnen auf einen bestimmten Bereich festlegt, (...) (Einfüg.: P. N.: und) eine der Quellen des Selbstbildes“ (ebd.; Hervorhebg.; Auslassg.: P. N.) ist. Genauer:

In der Wahrnehmung durch andere – der *Fremdidentifizierung* des Einzelnen – werden Beruf und Person tendenziell in eins gesetzt, wird im *Beruf ein Indikator dafür gesehen*, „*wer die Person ist*“. Der Beruf wird dann zum *Filter*, durch den hindurch eine Person wahrgenommen, beurteilt und taxiert wird. An ihn schließen sich Identitätshypothesen an, Stereotypen und Images (vgl. Luckmann/Berger 1964, Beck u. a. 1980)⁸⁸. Auch unter diesem Aspekt bildet der Beruf einen wesentlichen „*Kristallisationspunkt sozialer Identität*“, muß sich jede Selbstdefinition des Arbeitenden mit den darin enthaltenen Identitätszumutungen auseinandersetzen. Solche *Zuschreibungen, Zumutungen und Erwartungen* bleiben der Person nicht nur äußerlich, sondern werden (...) im Verlauf dieses Prozesses „in die Person“ hineingenommen. Unter bestimmten Voraussetzungen können jene dabei nicht nur Angebot und Stützung von Identität, sondern auch zu deren Bedrohung werden (...). Die aus dem bisher Gesagten ersichtliche Bedeutung des Berufs für die Identität erhöht sich noch weiter im Zuge der Schwächung und des Prägnanzverlustes anderer traditionell identitätsverbürgender sozialer Bezüge. (ebd.; Hervorhebg.; Auslassg.: P. N.)

Das Bemühen der Autoren Gildemeister/Roberts (1987a) besteht darin, insbesondere den Begriff der beruflichen Identität über die Kategorie des Berufs in der wechselseitigen Scharnierfunktion zwischen Person und Gesellschaft zu charakterisieren. Dennoch bleibt aber das eigentlich zu verfolgende theoretische Ziel der „ganzheitlichen Integration“ in der perspektivischen Bedeutung der Berufskategorie für die persönliche Identität vordergründig im Bereich der sozialen Identität und deshalb immer noch unbefriedigend. Die letztlich doch nur reduziert behandelte personale Perspektive, also *die der äußeren konkreten Herein- bzw. Übernahme sozialer Attribute des Berufs*, entspricht der gängigsten Herangehensweise, um die sozial so stark beeinflussten identitätstheoretischen Entwicklungsprozesse und Lebensorientierungen zu fundieren, ohne diesem Aspekt gleichzeitig eine objektive Berechtigung abzusprechen. Nicht gerade unbegründet beginnen auch andere in der gleichen Deutungsrichtung angelegte Arbeiten mit den prägnanten „Bedeutungsappellen“ (vgl. unten) von Arbeit bzw. Beruf, um die *Berufskategorie als konstitutives Merkmal der sozialen Identität des Einzelnen* „in der Rolle als ...“ zu bestimmen. Aber inwieweit die *personalen*

⁸⁸ Luckmann, Th./Berger, P. L. (1964): Social Mobility und Personal Identity. In: Archives Europeennes de Sociologie, Bd. 5. ; Heft 2.; S. 331ff. ; Beck, U. u. a. (1980) : Soziologie der Arbeit und Berufe. – Reinbek b. Hamburg

Bedürfnisse und Interessen der Selbstverwirklichung tatsächlich durch die (sozial vermittelte) berufliche Identität erfüllt, sogar bedingt oder verändert werden, vermag die trotz aller integrativen Versuche bisher dargestellte wissenschaftstheoretische Position mit der letztlich stärker eingenommenen äußeren Perspektive noch nicht hinreichend nachzuzeichnen. Im Ausblick würde hier eher ein Ansatz bspw. in Kombination mit der Handlungstheorie (vgl. Heinz 1995, S.46) als subjektorientierte Konzeption insbesondere für die identitätstheoretisch zugrunde gelegte Handlungsfähigkeit weiterentwickeln helfen. An dieser Stelle für die persönliche Identität zusammenfassend, stellt der Beruf in jedem Fall als *sozialer Indikator* der Identitätsentwicklung unbestritten eine wesentliche, wenn nicht sogar die wesentlichste, öffentliche und alltäglichste „*Identifikationsschablone*“ bereit, d. h. zur („objektiven“ bzw. interpersonalen) Identifizierung und zur („subjektiven“ bzw. intrapersonalen) bedeutungsbesetzten Hereinnahme von äußeren Attributen. Als Beispiel dafür, dass die Berufskategorie in erster Linie ein soziales Konstrukt innerhalb von *Anerkennungsverhältnissen* und in diesem Zusammenhang auch „*Entwicklungs- und Äußerungsschablonen von Subjektivität*“ (Heinz 1995, S. 60; Hervorhebg.: P. N.) zu sein scheint, dient auch folgendes, oben mit „Bedeutungsappell“ bezeichnetes Faktum:

Erwerbsarbeit ist bislang *das* ökonomische, soziale und psychische Fundament der Erwachsenenrolle: „**Nur wer was ist, ist auch was!**“ Wie selbstverständlich wir Menschen über ihren Beruf definieren, das machen gerade Alltagssprache und Alltagsverhalten deutlich. Das erste, wonach wir Menschen befragen, die wir neu kennenlernen, ist meist: „**Was machst Du?**“ Nichts anderes scheint uns so wichtig wie die Berufsangabe, um von dieser Person etwas zu erfahren. (Krafeld 2000, S. 22; Hervorhebg.: P. N.)

Die allgemeine Bedeutung des Berufs für die Identitätsentwicklung der Individuen „beruht dementsprechend auf der *gesellschaftlichen Bewertung* der ihnen zugänglichen Kombinationen von *Fähigkeiten* und den mit ihrer Berufsarbeit gegebenen *Chancen und Grenzen* für die Persönlichkeitsentwicklung“ (Heinz 1995, S. 59) auf der einen Seite. Auf der anderen Seite spielt die gesellschaftliche Bewertung sowohl in die organisationsinterne, erwerbsarbeitsabhängige, als auch in die eigentlich berufsunabhängige, private, alltägliche Lebenswelt dort hinein, wo vor allem unmittelbar erwerbsarbeitsunabhängige *Beziehungen* aufgenommen werden (müssen).

An diesen theoretischen Ansatz anknüpfend, geht auch Buchinger (2000) zunächst auf die hohe *soziale Bedeutung* der Berufskategorie *für* die *persönliche Identität* des Einzelnen ein:

Persönliche Identität war *bis vor kurzem* beinahe ausschließlich definiert durch berufliche Identität. Alle anderen Aspekte der Identität sind demgegenüber eher in den Hintergrund getreten: Ob jemand als ein Familienmensch, als Hobbytaucher, als sozial, oder eher asozial beschrieben wird, gibt uns mehr Auskunft darüber, *wie* er ist, als wer er ist. *Will man wissen, wer jemand ist, so ist es wichtig zu erfahren, welchen Beruf er ausübt.* (Buchinger 1998; Hervorhebg.: P. N.)⁸⁹.

Genauso wichtig, wenn nicht *noch wichtiger als* der *erlernte* Beruf, ist die *Position*, die er in seiner Organisation einnimmt. Es genügt nicht zu wissen, daß jemand ein Arzt ist, erst seine Position in der Organisation (ärztlicher Direktor usw.) gibt Auskunft darüber, *mit wem man es „wirklich“ zu tun hat.* (Buchinger 2000, S. 383; Hervorhebg.: P. N.)

Wenn Buchinger interessanterweise aber davon spricht, dass die enorme Bedeutung des Berufs und damit die „berufliche Identität“ als sozial bedeutungsvolles Identitätskriterium *bis vor kurzem* das entscheidende Moment der persönlichen Identität dargestellt hat, muss die theoretische Analyse unbedingt mit „warum“ nachfragen. Das heißt nicht nur, dass sich die (arbeits-)gesellschaftlichen Verhältnisse und beruflichen Anforderungsprofile geändert haben (darauf wird sogleich einzugehen sein) und dazu führen, dass Bedeutungsaspekte von Beruf und beruflicher Identität einer Transformation unterliegen, sondern dass Buchinger vor diesem Hintergrund auch noch die Konsequenz eines generellen konzeptionellen Wandels von beruflicher Identität zieht, sei hier in wesentlichen Charakteristika zu befragen.

Exkurs: Im Kontext der rasanten Bewegung, in der sich die traditionellen Vorstellungen von Organisation und mithin die der beruflichen Identität mehr oder weniger auflösen, entstehen qualitativ neue Anforderungen an die berufliche Identität, über deren Entwicklung das Individuum nur sehr bedingt verfügt, deren Bewältigung ihm aber unter immer weniger institutionellen Hilfsmöglichkeiten abverlangt wird. „Es bleibt in immer höherem Ausmaß dem Einzelnen überlassen, seine Identität, oder vielmehr seine Identitäten kontinuierlich reflexiv zu gestalten.“ (Buchinger 2000, S. 383) Hinsichtlich der individuellen Autonomie heißt es, trotz fehlender Orientierungsmöglichkeiten an gegebener Wahrheit, Regel, Norm bzw. institutioneller Vorgabe auf die veränderten Anforderungen zu antworten, ohne dass dem Individuum diese Aufgabe abgenommen werden könne. Daraus folgt: „Zwar bleibt die Arbeit und mit ihr berufliche Identität nach wie vor das wichtigste Kriterium von persönlicher Identität, dennoch finden sich erste Anzeichen dafür, daß sowohl die herkömmlichen Vorstellungen von beruflicher Identität in eine Krise geraten sind, als sich berufliche und persönliche Identität mehr und mehr zu entkoppeln beginnen, bzw. in neuer und reflexiver Weise miteinander verbinden.“ (ebd. S. 384) Ein wesentliches am verobjektivierten

⁸⁹ Buchinger, Kurt (1998): Supervision in Organisationen. – Heidelberg

Verständnis unserer Erwerbsarbeitsgesellschaft orientiertes „herkömmliches“ Kriterium beruflicher Identität, nämlich *das kontinuierliche Innehaben ein und desselben* (möglicherweise *des erstgelernten*) Berufs, wird heute *als einzige Grundlage einer stabilen persönlichen Identität* in Frage gestellt – zumal dann, wenn Arbeitslosigkeit in einer solcher Identitätsdefinition Identitätsverlust bedeuten müsste. Für ein dringend verändertes Identitätsverständnis plädiert Buchinger in dem Sinne, dass sich eine Vorstellung ausbilden sollte von sinn- und identitätsstiftenden Tätigkeiten, die nicht identisch sein müssen, mit der erlernten und früher ausgeübten beruflichen Tätigkeit, was ohnehin nach seiner Auffassung schon zum Standard in der Berufswelt gehört. „Jeder Berufstätige muß bereit sein, Tätigkeiten anzunehmen, die nicht mit seiner ersten professionellen Identität zusammenhängen. Je nach Anforderung gilt es Tätigkeiten zu wechseln, etwas zu tun, was man nicht gelernt hat und mehrmals etwas Neues zu lernen.“ (ebd. S. 385) Hier haben sich nach Buchinger auch die Werte hinsichtlich des Berufswechsels geändert. Galt in vorhergehenden Generationen ein mehrmaliger Berufswechsel als „Zeichen persönlicher Verwahrlosung, so wird heute die Fähigkeit verlangt, im Laufe eines beruflichen Lebens einschneidende berufliche Veränderungen mehrmals auf sich zu nehmen, ohne seine berufliche Identität, geschweige denn die persönliche Identität in Frage gestellt zu sehen, oder gar einen Identitätsverlust zu beklagen“ (ebd.). Konzeptionelles Ergebnis ist also: „Sogar wenn der Beruf im Vordergrund persönlicher Identität bleibt, verlangt er einen anderen Zugang.“ (ebd.)

All das verlangt also eine Lockerung der bisherigen Kopplung von beruflicher und persönlicher Identität. Zwar sind die Gründe für die Relativierung traditioneller beruflicher Identität in der Berufswelt und ihrer Dynamik zu suchen. Aber die Auswirkungen reichen bis in den Kern der persönlichen Identität. Um der tief gehenden Verunsicherung begegnen zu können, gilt es eine tragfähige persönliche Identität zu entwickeln, die nicht deckungsgleich mit der beruflichen Identität ist. Vielleicht werden in dieser persönlichen Identität berufliche Tätigkeiten nur eine, und vielleicht gar nicht mehr die dominante Rolle spielen. (ebd. S. 386)

Für eine normativ-positiv gewendete Konzeption persönlicher Identität heißt das zunächst, die dahinter liegenden *traditionellen Vorstellungen beruflicher Identität im Sinne linearer identitätsbildender Berufskarrieren* aufzugeben. Die Erkenntnis, dass berufliche Identität nicht mehr eindeutig inhaltlich zu bestimmen und auch nicht mehr ausschließlich an die Ausübung eines einmal erlernten Berufs und an die Zugehörigkeit zu einem „Berufsstand“ oder einer Profession zu binden ist, reicht aber nach Auffassung von Buchinger noch nicht. Und zwar deshalb nicht, weil eine Aussage, wie die: „Ich erlebe mich als Berufstätiger, egal was ich mache“, für die berufliche Identität des Subjekts von unzureichender Bedeutung ist. Auch die neue Anforderung bezüglich einer höheren inneren und äußeren Flexibilität erscheint zwar wichtig, aber nicht ausreichend:

Es braucht weiterhin den *Nachweis*, Arbeit erfolgreich bewältigt zu haben. Es wird *weiterhin eine qualifizierte Ausbildung von Bedeutung* sein, auch wenn sie im künftigen Beruf nicht direkt zum Einsatz gelangt. (Es verändern sich bereits die Anforderungen an Ausbildung. Zwar bleibt der Inhalt weiterhin wichtig, immer wichtiger aber wird die Methode und der Prozeß des Erwerbs. Man soll in die Lage versetzt werden, sich beliebige andere Wissensinhalte oder praktische Fähigkeiten selbst zu erwerben und zu entwickeln). Inhalte werden also weiterhin von Bedeutung sein, aber immer mehr nur als Beispiel für die Fähigkeit der Person, eine inhaltliche Aufgabe überhaupt zu bewältigen. Die *Inhalte selbst* sollen *auswechselbar* sein können. (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)

Da inhaltliche Flexibilität allerdings nur auf der Basis von Stabilität möglich ist (andernfalls Haltlosigkeit bedeutet) und zur neuen beruflichen Tugend erhoben wird, „dann bringt die weiterhin geforderte qualifizierte berufliche Ausbildung nicht mehr die nötige Stabilität. Denn sie gelangt vielleicht gar nicht zur Anwendung und kann daher im Laufe des Berufslebens nicht zur inhaltlichen Identität weiterentwickelt werden“ (ebd. S. 387). Einen anderen konzeptionellen Ansatz sieht Buchinger nun im Balancing zwischen beruflicher Identität und nicht beruflichen Aspekten der Identität und damit in der Schaffung von einer nicht-arbeitsbezogenen Gegenwelt gegen die Berufswelt. Hieraus den Schluss zu ziehen, derartige Gegenwelten bezögen sich kompensatorisch nur auf die Privatwelt wie die der Familie oder Freunde bzw. Freizeit, wäre allerdings zu kurz greifend. (Abgesehen davon, dass diese Bereiche nicht in jedem Fall von der beruflichen Welt abgeschottete Lebenswelten darstellen, sondern sich gegenseitig überaus durchdringen.) Die Entwicklung einer nicht-beruflichen Identität wird zwar im Dienst dieser beruflichen Identität ausgebildet, sie kann aber nur ausgebildet werden, wenn sie nicht ausschließlich für die berufliche Identität instrumentalisiert wird. „Denn eine Gegenwelt ist nur möglich, wenn sie in sich einen Sinn hat. Was hier in funktionalisierender Absicht angestrebt wird, kann nur realisiert werden, wenn dabei etwas entsteht, was nicht auf seine Funktionalität reduzierbar ist.“ (ebd. S. 388). Für die Ausbildung einer solchen Nicht-Identität wiederum werden in hohem Maße die Balancing-Fähigkeiten der Herstellung von Rollendistanz, Widerspruchstoleranz und eines Enttäuschungsgleichgewichts benötigt, um die jeweils inhaltlich (auch weiterhin wichtigen, aber wechselnden) zu erfüllenden Aufgaben bewältigen zu können.

Berufliche Arbeit wird in der Folge derart anspruchsvoll und raumgreifend, daß sie paradoxer Weise eine neue Aufgabe hervorbringt. Die berufliche – ja, wie soll man das nun nennen? – Nicht-Identität verlangt zu ihrer nachhaltigen Stabilisierung, wie schon angedeutet, den Aufbau einer nicht-beruflichen Gegenwelt, einer nicht-beruflichen Identität. Diese Gegenwelt stellt eine Voraussetzung für die Aufrechterhaltung meiner beruflichen Nicht-Identität dar, ist sozusagen der dialektisch negative Teil von ihr. Sie spiegelt meist deren Dynamik: Auch meine „private“ Identität besteht oft aus vielfältigen Widersprüchen und ihrem Enttäuschungsgleichgewicht, stellt also ebenso oft eine Nicht-Identität dar. (ebd. S. 391)

Und was heißt das für das „balancierende Selbst“ als das „eigentliche Ich“? Und: „Wer bin ich dann?“ Oder: „Welche Gegenwelt ist bestimmend für meine Identität?“ Das balancierende Selbst muss heute laut Buchinger dafür trainiert und gezielt gestärkt werden. „Das heißt

praktisch, es braucht Auszeiten, Freiräume, wo das balancierende Selbst nicht in regulärer Aktion ist, sondern sich für diese versucht, fit zu halten.“ (ebd.) Konzeptionell bedeutet die Konstruktion eines solchen „balancieren Selbst“ die Schaffung eines neuen „Teil-Ichs“, das genau genommen wiederum mehr „Arbeit“ für das „balancierende Selbst“ bedeutet, obgleich es von seiner „Arbeit“ durch die eigene Erschaffung entlastet werden sollte. Vor allem aber ist noch etwas anders oder vielleicht sogar neu, als bisher im Begriffsverständnis von Buchinger (2000) zur persönlichen Identität (auch im Falle der Patchwork-Identität) ausgedrückt werden konnte:

Es ist ungewohnt, den Kern der Identität des Selbst in der Aktivität des Vermittelns, des Bestimmens und Auflörens von Bestimmten zu suchen – unter *relativer* Vernachlässigung der daraus jeweils hervorgehenden Inhalte. Zwar muß es immer noch Resultate geben, sonst ist die Aktivität, die sie hervorbringen soll, selber nicht denkbar. Aber diese Resultate können der Identität nicht mehr die Stabilität geben, die es nach wie vor braucht. Stabilität innerhalb dieser *Flexibilität* liefert die *Aktivität* des Ich. Zu ihr wechselt der Fokus der persönlichen Identität.

Wie soll man sich also die Identität des Selbst vorstellen, wenn sie *keine* inhaltlich faßbare Identität, wenn es *kein* inhaltlich beschreibbares Selbst mehr ist, wenn also die Inhalte und Resultate, derer es weiterhin bedarf, nicht mehr das primäre identitätsbestimmende Moment sind? Gar nicht. Denn es ist, in dieser Radikalität vorgestellt, die Form des Selbst, seine reine *leere Aktivität*, zum dominanten Inhalt geworden: Das leere Selbst. (ebd. S. 404; Hervorhebg.: P. N.)

(Einfüg.: P. N.: Aber zu beachten ist:) Nur der *Prozess des Wechselns* zwischen den immer umfangreicher und zugleich immer flüchtiger werdenden, wechselnden Teil-Ichs, ist das leere Selbst. Und der dazugehörige *Prozeß des Wechselns zwischen Teil-Ichs und balancierendem Ich* – das nicht als Gespenst neben den Teil-Ichs besteht und das wir, wie sich jetzt rausstellt, wenngleich zu Recht, so doch auch zu Unrecht als das leere Selbst etikettiert haben – ist das leere Selbst. Nur der ganze Zusammenhang, dieser ganze Prozeß kann es sein. (ebd. S. 405; Hervorhebg.: P. N.)

Die These der Entkopplung von beruflicher Identität und persönlicher Identität enthält, wie der Autor sich selbst ausdrückt, reichlich radikales Auflösungspotenzial in Bezug auf herkömmliche Identitätstheorien insgesamt (vgl. ebd. S. 390) und im Vergleich zu den größtenteils weniger tief greifend gewandelten theoretischen Auffassungen zum sozial bedingten Begriffsverständnis der beruflichen Identität im *Kontext der Berufskategorie*. Ob sie in ihrem Ausmaß letztlich geteilt werden kann oder nicht, bleibt m. E. jedoch noch im identitätstheoretischen Diskurs dahingestellt. Nach meiner Auffassung ist die Differenzierung zwischen dem sogenannten „leeren Selbst“ als reine Aktivität des Prozesswechsels und dem „leeren Selbst“ als inhaltlich relativ leeres Ergebnis unklar. Es kann keine „reine leere Aktivität zum dominanten Inhalt“ werden, weil eine Aktivität, auch die des balancierenden Ichs, immer auf ihren Inhalt verweist, also einen Inhalt in der Richtung besitzt, auf den sie sich bezieht. Insofern teile ich nicht die Auffassung, dass ein „leeres Selbst“ zu Recht, sondern lediglich zu Unrecht als ein leeres Selbst etikettiert werden kann. Zugespitzt: Es kann kein leeres Selbst als inhaltlich nicht beschreibbare Identität existieren, weder als Prozess noch als Ergebnis. Auch wenn die klassischen Inhalte der Teil-Ichs nicht mehr in ihrer

Stabilität anhaltend identitätsbestimmende Momente sein können, sondern eine kontinuierliche Flexibilitätshaltung des Selbst den Inhalten gegenüber mit bestimmten Balancing-Fähigkeiten und Aktivitäten erfordern, kann Identität nur aus dem (neu) bestimmt, vermittelt und wieder aufgelöst werden, was sie inhaltlich dazu formal zur Gestalt bringt. Nicht widersprochen wird Buchingers Argumentation hinsichtlich der veränderten beruflichen (Teil-)Identitätsanforderungen, die bereits einen Selbstverständlichkeitscharakter annehmen. Dies betrifft u. a. das Aufgeben traditioneller Vorstellungen beruflicher Identität im Sinne linearer identitätsbildender Berufskarrieren und auch die Erkenntnis, dass berufliche Identität nicht über die Zeit hinweg eindeutig inhaltlich zu bestimmen und auch nicht mehr ausschließlich an die Ausübung eines einmal erlernten Berufs und an die Zugehörigkeit zu einem „Berufsstand“ oder einer Profession zu binden ist. Interessant an seinem Ansatz ist die konzeptionelle Vorstellung des Balancing zwischen beruflicher Identität und nicht beruflichen Aspekten der Identität, die er in der Schaffung einer nicht-arbeitsbezogenen Gegenwelt als balancierendes Ich gegen die Berufswelt sieht. Hierbei betont Buchinger (zwar nicht ganz widerspruchsfrei) auch weiterhin eine relative, wenn auch veränderte Bedeutung berufsinhaltlicher Anforderungen und Bedürfnisse auf der einen Seite. Viel stärker als diese Bedeutungsveränderung jedoch treten dafür notwendig gewordene, höher angelegte und komplexer werdende balancierende Fähigkeitsanforderungen an die subjektive Rollendistanz, an die Widerspruchstoleranz und das Enttäuschungsgleichgewicht auf der anderen Seite hervor zur Bewältigung schwindender beruflicher Inhalte. Für meine Begriffe lässt sich mit Buchingers Argumentation der beruflichen Identität nun an dieser Stelle durchaus eine Verbindung zu anderen „postmodernen“ Forschungsarbeiten wie bspw. von Keupp (u. a. 1999), Baethge (1983), Straus/Höfer (1998) usw. skizzieren. Denn beide Seiten gehen davon aus, dass sich nicht ein genereller Bedeutungswandel in abgewendeter Richtung *von* Arbeit und Beruf vollzieht oder vollzogen hat, sondern *in* Richtung des *Selbstbezuges auf* (Erwerbs-)Arbeit (vgl. Keupp u. a. 1999; auch Straus/Höfer 1998, S. 68) bzw. Beruf (vgl. Buchinger 2000). Allerdings verschiebt sich bei Keupp (u. a. 1999) für die Kategorie der beruflichen Identität das Bedeutungsniveau und führt zu einer anderen konzeptionellen Konsequenz im Gegensatz zu Buchinger. Denn Keupp (u. a. 1999) gehen davon aus, dass je nachdem, was der Einzelne in seinem erwerbsarbeitsbezogenen Selbstverständnis im Kontext diskontinuierlicher Berufsbiografien und gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen als selbstdefiniertes Sinnzentrum für seine Identitätsentwicklung betrachtet, mittlerweile in der Tendenz subjektive Identitätslösungen des Balancings in der „Arbeitsidentität“ anstelle der „beruflichen Identität“ liegen. Zwar greift dieses Argument nun der anschließend begründeten

Analyse von empirisch veränderten Arbeitsorientierungen junger Erwachsener vor. Zugleich dient es zunächst an dieser Stelle folgender begrifflicher Konnotation und dem Abschluss der begrifflichen Beschreibung der Kategorien „Beruf“ und „berufliche Identität“.

Keupp (u. a.) gehen davon aus, dass eine über die „normale“, d. h. lineare Berufsbiografie und an einem bestimmten Berufsbild sowie der darauf bezogenen berufsgruppen- bzw. betriebsorientierten Zugehörigkeit definierte, „ *feste* Berufsidentität“ von einer „Arbeitsidentität“ abgelöst werde, die als Antwort auf nicht-lineare Prozessverläufe über mittelfristige Projekte hergestellt und zunehmend inhaltlich an bestimmten Arbeitsorientierungen, individuellen Kompetenzen und Sinnansprüchen *fest* gemacht wird. (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 128). Das dort dargestellte Plädoyer für einen Begriffswechsel kann nun nicht in den (zum Teil) inhaltlich gewandelten, genauer: in der Gewichtung veränderten, Erwerbsarbeitsbezügen an sich angezweifelt werden. Vielmehr wird ihm für meine Begriffe entgegen gehalten werden müssen, dass sämtliche begriffliche Schlussfolgerungen immer noch an der „herkömmlichen“ Berufskategorie der klassischen Identitätstheorie und der beruflichen Erwerbsarbeit festhalten. Aus einer terminologischen Betrachtung heraus kann hier erstens noch kein entscheidender Unterschied dahingehend festgestellt werden, dass i. d. R. mit der bezeichneten Erwerbsarbeit tatsächlich keine beruflich orientierte oder ausgeübte Tätigkeit gemeint wäre. Es wird nicht vordergründig von ungelernten Beschäftigungen oder Hilfstätigkeiten ausgegangen, die in Erinnerung an den allgemeinen übergeordneten Arbeitsbegriff (vgl. i. d. A. S. 139) unabhängig ihres qualitativen Gehalts neben den beruflich orientierten Tätigkeiten stehen. (Auch wenn es in den Untersuchungsgruppen Keupps neben Kontinuierlichen auch um benachteiligte Jugendliche ging, die sich aber m. E. ausgesprochen an beruflichen Ausbildungen orientierten.) Das bedeutet in Anlehnung an Buchingers (2000) Begriffsverständnis aber eben nicht, dass zwangsläufig der erstgelernte Beruf (bzw. eine längerfristig, kontinuierlich ausgeübte, berufsorientierte Tätigkeit) eine so verstandene „ *feste* “ Berufsidentität fundieren muss. Sondern auch über möglicherweise andere berufsfelddefinierte, zeitlich optionale und begrenzte Tätigkeiten (z. B. der Berufswechsel) kann eine von Transformation betroffene, aber immerhin noch berufsbezogene oder u. U. neue berufliche Identität ausgebildet werden. Selbst auf Spezialisierung, Weiterbildung oder Umschulungen beruhende biografische Brüche können als positive berufliche Identitätsentwicklungen subjektiv verstanden werden und können u. U. immer noch eher, wenn auch vielerorts nicht immer, einlösbare subjektive Zukunftsoptionen darstellen, als die Betroffenheit von Arbeitslosigkeit. Berufliche Diskontinuitäten können damit nicht nur zur Auflösung, sondern auch zu einer Veränderung der beruflichen Identität führen. Weiterhin ist

Erwerbsarbeit in Erinnerung an die funktionale Bestimmung der Berufskategorie als objektivierte Organisationsform nicht in der bundesdeutschen arbeitsteiligen Arbeitsgesellschaft und dem institutionell verankerten Berufsverständnis ohne ein berufliches Merkmalsmuster organisiert. Dieses institutionalisierte Faktum der Berufsgebundenheit vor allem als Spezialisierungskriterium gegenüber berufsunabhängiger Erwerbsarbeit wirkt sich schon am Eintritt bzw. an den Übergängen zur Berufswelt aus, wo ein analog dazu berufsstrukturierter Ausbildungsmarkt seine (Aus-)Wirkungskraft entfaltet und dem sich wiederum die Jugendlichen nicht entziehen können. Zusammengefasst kann für die letztgenannten Aspekte davon ausgegangen werden, dass eine der Funktionen des Berufs nicht (mehr) in der Art einer Festlegungsgröße für die einmal entschiedene Biografiegestaltung zu suchen ist. Sondern, dass der Beruf nach wie vor und gerade in diskontinuierlich, heterogen und differenziert verlaufenden Berufsbiografien als Orientierungsgröße geradezu bedingt durch die Anbindung an institutionalisierte Berufsbilder und dem zugrunde gelegten arbeitgesellschaftlichen Selbstverständnis in seiner Bedeutung sowohl für die Arbeitsgesellschaft als auch für den Einzelnen vorerst erhalten bleibt. In dieser verobjektivierten Unmittelbarkeit wird auch der Einzelne an einer sinnhaften Berufsbiografie festhalten können, auch wenn jene wiederum eben nicht mehr auf der Basis eines kontinuierlichen „Normallebenslaufs“ gegründet ist und zukünftig sein kann. (vgl. Witzel/Mowitz-Lambert/Heinz 2001)⁹⁰

Der terminologische Zusatz „fest“ in der Definition Keupps ist und bleibt zweitens ein (vor allem subjektiv) begriffliches Vakuum und darüberhinaus dem neuesten Theoriestand der Identitätsforschung auch deshalb unangemessen, weil (und dafür stehen die Autoren auch selbst ein) es eine Identität im Sinne eines festen, unwiderruflichen Zustandes nicht gibt. Diese Überlegung müsste somit wiederum die Argumentationsrichtung der Autoren genau genommen von selbst aufheben. Des Weiteren drückt sich in der „Arbeitsidentität“ nach

⁹⁰ Die Autoren konstatieren anhand empirischer Daten zum Berufstätigkeit, „daß die duale Ausbildung allen Unkenrufen zum Trotz weiterhin ihre Brückenfunktion zwischen allgemeinbildender Schule und Erwerbsarbeit beibehält und jungen Erwachsenen als qualifikatorische Plattform auch für neue berufliche Optionen dient“. „Aspekte von Beruflichkeit wie Sinnhaftigkeit der Arbeit und Selbstverwirklichung geraten aus dem Blickwinkel der Akteure, die einfach nur noch unterhalb halbwegs angenehmen Bedingungen Geld verdienen wollen. Jobben muß aber andererseits nicht unbedingt mit der Aufgabe einer generellen Orientierung einhergehen. Es kann – zwar reduziert auf seine rein ökonomische Funktion – vielmehr als Brücke zu einer neuen Berufsorientierung dienen. Solche jungen Erwachsenen halten an den im bisherigen Erwerbsleben vermißten beruflichen Kriterien einer Sinnhaftigkeit der Arbeitsaufgabe und der beruflichen Selbstverwirklichung fest und suchen nach Lösungen, diese in einem neuen Beruf zu realisieren. Diese Brückenfunktion ist nicht auf Jobben beschränkt. (...) Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt und während der Erwerbstätigkeit, die die Erwartung enttäuschen, haben damit nicht unbedingt die Auflösung jeglicher beruflicher Bindung zur Folge. Die Orientierungsfunktion vorhandener Berufsbilder bleibt vielmehr bestehen, wenn trotz Diskontinuitäten an einer sinnhaften Berufsbiographie festgehalten wird.“ (Witzel/Mowitz-Lambert/Heinz 2001, S. 433; Auslassg.: P. N.)

Keupp hinsichtlich der inhaltlichen selbstbezüglichen Arbeitsorientierungen in begrifflicher Hinsicht prinzipiell keine neue oder andere Erkenntnis aus, als dass sich zunächst die subjektiven Ansprüche an (bis auf Weiteres beruflich deklarierte) Erwerbsarbeit im Kontext inhaltlicher Bestimmungen zeitgemäß verändert und subjektiv insgesamt gehoben haben. Nicht neu oder anders ist die Annahme auch deshalb, weil sie sich parallel zum zuvor diskutierten ganzheitlichen Verständnis der Berufskategorie im Hinblick auf die stärkere formale Betonung der persönlichen Identität entwickelt hat. Dafür steht dann auch folgerichtig der konzeptionelle Wechselschluss zwischen den subjektiv nach außen gerichteten Ansprüchen nach Anerkennung, Zugehörigkeit und Einkommensbedingungen sowie den subjektiv nach innen gerichteten Bedürfnissen nach Selbstverwirklichung und Sinn stiftender Handlungsfähigkeit. Der Unterschied besteht aber darin, dass Keupp (u. a. 1999) die inhaltlichen Anspruchsdimensionen der beruflichen Identität nur an den klassischen Identitätskategorien der Kontinuität, Konsistenz und Kohärenz der Berufsarbeit und -biografie bemisst. Weil sich diese in seinen Ergebnissen verhältnismäßig wenig bestätigen lassen, gelangen die Autoren zu dem Schluss, dass sich die beruflichen Identitätsorientierungen zu Arbeitsorientierungen wandeln, die sich am Grundkonzept der Erwerbsarbeit ausrichten und die ehemals als inhaltliche identitätstheoretische Markierungen dem Beruf und der Berufsarbeit vorbehalten waren. Aufgrund ihrer engen Anlehnung an die Untersuchungen von Baethge (u. a. 1989) zu bestimmten Arbeitsorientierungen und eben nicht spezifischen Berufsorientierungen, schöpfen nach meiner Auffassung Keupp (u. a. 1999) die Möglichkeiten für eine spätmoderne berufliche Identitätskonzeption jedoch nicht aus, die aber bereits in ihrer eigenen Patchwork-Konzeption im Ansatz vorbereitet sind.

Die offen gebliebene Frage, warum schließlich mit einem anderen Begriff als dem der beruflichen Identität operiert werden sollte, erschließt sich zusammengefasst also noch nicht gänzlich aus dem theoretischen Forschungsstand, sodass im hier vorliegenden Begriffsverständnis weiterhin an diesem und nicht der „Arbeitsidentität“ festgehalten wird. Übereinstimmend befürworte ich meine Auffassung die These, dass sich der Fokus auf „Erwerbsarbeit“ an sich, strukturell und inhaltlich betrachtet, in einer gravierenden identitätstheoretischen Umorientierung befindet – ohne aber auf eine generelle Schlussfolgerung einer theoretischen Entkopplung bzw. Entgegensetzung von „beruflicher“ und „arbeitsorientierter“ Identität schließen zu müssen. In diesem Zusammenhang werden dann durchaus kritische Anmerkungen zu Keupps (u. a.) Arbeiten nachvollziehbar, manches

Mal vorschnell im Anschluss an soziologische Forschungsansätze, vor allem aber bisher in ihren Wirkungen noch unzureichend begründeten, d. h. empirisch bestätigten, Thesen, theoretische Rückschlüsse für psychologische Dispositionen der Persönlichkeitsentwicklung zu ziehen. (vgl. z. B. Mey 1999, S. 77)⁹¹

b) Soziokulturell und sozialstrukturell bedeutsame arbeitsgesellschaftliche Veränderungen – Arbeitsgesellschaftliche Konsequenzen für die Lebenslage „Jugend“ und die (berufliche) Identitätsentwicklung „junger Erwachsener“

Wenn es im vorherigen Abschnitt um die mit dem „Arbeits“- und „Berufsbegriff“ vordergründig allgemein erarbeiteten, kontextual gesamtgesellschaftlichen Bedingungen des Begriffsverständnisses und daraus zu ziehende allgemeine Bedeutungsableitungen ging, stehen nun konkrete arbeitsgesellschaftliche Voraussetzungen für die Identitätsentwicklung insbesondere für die Adressatengruppe der „jungen Erwachsenen“ im Vordergrund. Das heißt einerseits, dass sich in der Folge aus den konkreten gesamtgesellschaftlichen Bedingungen signifikante objektive Anforderungen für diese Alterskohorte (Lebensphase bzw. Lebenslage) ergeben. Diese Voraussetzungen werden andererseits mit spezifischen subjektiven Sinnkonstruktionen beantwortet und zusammen genommen in ein Balanceverhältnis von differenziert gewichteten Arbeits- und Berufsorientierungen gebracht, welche wiederum die Grundlage für die Entwicklung eines individuellen Lebenskonzeptes bilden. Dazu ist es unumgänglich, die in dieser Arbeit bereits pointiert angerissenen Aspekte zum gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozess unter einer postmodernen Perspektive zu bestimmten Schwerpunkten wieder aufzunehmen und für Thesen zur „Zukunft von Arbeit“ zu öffnen, um darüber den identitätstheoretischen Bedeutungswandel von Arbeit und Beruf für „junge Erwachsene“ ableiten und präzisieren zu können.

⁹¹ Denn: „Mit einem solchem Fokus auf den doppelten Bezugspunkt von Identität: einen inneren, der das Gefühl des Sich-Selbst-gleich-Seins und die Akte der Ich-Synthese umfaßt, und einen äußeren, der die Bindung an Gruppen nachzuvollziehen versucht, kann m. E. erst die Identitätsentwicklung unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen in ihrer ganzen Brisanz betrachtet werden. Hier läßt sich festhalten, daß gerade der äußere Bezugspunkt aufgrund gravierender gesellschaftlicher Veränderungen zwar als prekär angesehen werden muß, (...) ohne aber einer solchen theoretischen Verkürzung anheim zu fallen, daß von der Beckschen These der Individualisierungs- und Flexibilisierungstendenzen in der Gesellschaft direkt auf die menschliche Psyche geschlossen wird.“ (Mey 1999; S. 77; Hervorhebg.: P. N.)

○ Veränderung bedeutsamer soziokultureller und sozialstruktureller Rahmenbedingungen der Erwerbsgesellschaft:

Dem, wie Rützel (1998) sich ausdrückt, „Megatrend der Globalisierung/ Internalisierung/ Europäisierung“ auf der einen Seite steht der „Megatrend der Individualisierung/ Differenzierung/ Pluralisierung“ auf der anderen gegenüber. Das Individuum sieht sich demzufolge vor widersprüchliche gesellschaftliche Entwicklungen gestellt. Einerseits findet es Ausgrenzungs- und Entsolidarisierungsprozesse (Arbeitslosigkeit, Sozialabbau, die Zunahme von Rationalisierungs- und Bildungsverlierern) vor und demgegenüber Bedingungen, die durch eine nie da gewesene Vielfalt und Unbegrenztheit von Optionen gekennzeichnet sind, die es nach dem Motto „anything goes“ und zwar ohne Vorhandensein stabiler normativer Orientierungsfolien (außer dieser selbst) zu nutzen gilt. (vgl. Rützel 1998, S. 27). Allgemein wird davon ausgegangen, dass sich diese Megaprozesse beschleunigen werden. Um absehbare Folgen ableiten zu können, die in den Forschungsdiskursen als Zukunftsszenarien entworfen und hinsichtlich einer möglichen Veränderung des objektivierten Arbeitsverständnisses formuliert werden, ist es hilfreich, jene Seiten „der (einen) Medaille“ genauer erfassen zu wollen. Zu den fundamentalen Einzelphänomenen werden mit Bonß (2000) die Globalisierung, Ökologisierung, Digitalisierung, Individualisierung und Politisierung gezählt:

Globalisierung: Mit dem Begriff der Globalisierung wird „etwas“ bezeichnet, was zunächst „überall auf der Welt Bedeutung erlangt“. Dabei bezieht sie sich nicht nur auf „ökonomische, sondern auch auf Beziehungsmuster politischer, sozialer und kultureller Art, (... Es) geht (...) nicht nur in eine Richtung (...) linearer Ausweitung und Generalisierung bestimmter Beziehungsmuster, sondern (...) mit zum Teil unerwarteter Rückwirkungen“ (Bonß 2000, S. 342f.; Auslassg.: P. N.). Am breitesten diskutiert wird die *ökonomische* Globalisierung, die interpretiert wird als eine „nationale Entgrenzung und gleichzeitige Entmaterialisierung des Kapitals“ (ebd.) Aktuell wird davon ausgegangen, dass die Bindung ökonomischer Akteure an bestimmte Staaten gegenüber an Regionen zwar zurückgeht, dass die weltweit größten multinationalen Unternehmen jedoch mehrheitlich immer noch und auch in absehbarer Zeit am Heimatort orientiert sind. (vgl. ebd.) Unmittelbar verbunden mit der ökonomischen ist die *industrielle* Globalisierung. Die Dynamisierung von Markt und Kapitalverwertung hat auch die Dynamisierung von Technik und Arbeitsteilung auf dem Niveau einer intensivierten und veränderten Internationalisierung erreicht und führt dazu, dass die ungebrochenen Automatisierungsprozesse der Produktion nun nicht mehr nur zu Konkurrenzkämpfen zwischen den „alten“ Industriezentren und „neuen“ Exportländern, sondern unter Letzteren selbst führen und in der Konsequenz „alte Ungleichheiten in neuem Gewande“ reproduzieren. (vgl. ebd. 344f.) Neben dem ökonomischen und technischen Strukturwandel sind *politische* Globalisierungsprozesse zu notieren. Vor dem Hintergrund der ökonomischen Globalisierung zeichnen sich neue Verknüpfungen von lokaler und (trans-)nationaler Politik ab. Allerdings sieht es hier so aus: „Auch wenn die Globalisierung der Politik ein Regieren ‚jenseits‘ erfordert, spielt sie sich bislang vorrangig ‚diesseits‘ des Nationalstaates ab“ (ebd. S. 346), da z. B. transnationale Akteure nationalstaatlich unvergleichbare Handlungsbedingungen und aufgrund von Interessenkonkurrenz einen verstärkten Nationalismus und Protektionismus vorfinden. (vgl. ebd. S. 347)

Ökologisierung: In der von 170 Staaten in Rio 1992 unterzeichneten „Agenda 21“ wird auf die ökologischen Grenzen und Herausforderungen für Kapital und Arbeit verwiesen. Außerdem wird sich für ein dazu neues ökologiebewusstes Verhältnis ausgesprochen, da die begrenzten Ressourcen und

Belastbarkeiten der Erde mittlerweile in einem unproportionalen Verhältnis zum Wachstum des Güter- und Dienstleistungsvolumens und der Lebensqualität stehen und dass über neue „nachhaltige“ Formen von Wohlstand und Entwicklung hinsichtlich einer grundlegenden Umorientierung im Verhältnis zur natürlichen Basis nachgedacht werden muss. (vgl. ebd. S. 349f.)

Digitalisierung: Böllert (2001, S. 1287) bringt hierzu die Aussagen von Bonß (2000) wie folgt auf den Punkt: „Die dritte industrielle Revolution nach der Erfindung der Dampfmaschinen und des Autos wird mit der Erfindung des PCs zu einer radikalen Flexibilisierung, Virtualisierung und Rationalisierung der Produktion führen. Die Folgen der Digitalisierung zeigen sich aber nicht nur in veränderten Produktionsabläufen, sondern beeinflussen ebenso unsere Kommunikationsstrukturen und kulturellen Gewohnheiten. Eine neue Oberschicht entsteht anhand einer exklusiven Verfügbarkeit von Informationen.“ Unter anderem führt Letzteres dann auch wieder auf eine Verstärkung oder Erneuerung „alter“ Ungleichheiten in nationaler wie auch internationaler Hinsicht hinaus, denn keineswegs alle Staaten schaffen den „Übergang von der Industrie- zur Informationsgesellschaft“. Insgesamt stellt sich auch die Zukunft des „virtuellen Unternehmens“ weitgehend offen dar: „Denn die Nutzung der Netzwerke und der symbolanalytischen Kapazitäten bemißt sich nicht allein nach den technischen Möglichkeiten, sondern ebenso sehr nach den kulturellen und lokalhistorischen Mustern des Umgangs mit Kommunikationsangeboten, die Differenzen und Ungleichheiten erzeugen können.“ (Bonß 2000, S. 356)

Individualisierung: Mit der (institutionalisierten) Individualisierung geht es um die Herauslösung aus traditionellen Vergemeinschaftungs- und Solidarisierungsprozessen. Das heißt: „Der populären Denkfigur der ‚Individualisierung‘ zufolge werden die Individuen aus historisch vorgegebenen Sozialformen, sozialen Bindungen und sozialen Milieus herausgelöst. Dadurch wird die Biographie offen und entscheidungsabhängig und deren Gestaltung als Aufgabe in das Handeln des einzelnen gelegt. Alte gesellschaftliche Zwänge und kulturelle Fesseln verlieren an Kraft, es eröffnen sich neue Möglichkeiten für eigene Entwürfe, Ziele, Werte und Wege. Die Pluralisierung von Lebensformen und -stilen ist dafür ein Indiz.“ (Rützel 1998, S. 27) Pluralisierung von Lebensstilen bedeutet aber eine gleichzeitige Verzeitlichung sozialer Muster, d. h.: „Lebensstile und Beziehungsmuster sind nicht mehr fest und einheitlich, sondern patchworkartig zusammengesetzt. Sie lassen sich vergleichsweise offen kombinieren und werden letztlich zu Wahlentscheidungen mit begrenzter Dauer, die potentiell jederzeit und faktisch weit häufiger als zuvor revidierbar sind.“ (Bonß 2000, S. 359) Entgegen der Annahme, dass Individualisierung auf einen Prozess der Atomisierung und Entstrukturierung hinausläuft, verweist der Begriff auf einen Prozess der Restrukturierung sozialer Beziehungen und zwar dergestalt, „daß aus Zwangsvergemeinschaftungen Wahlvergemeinschaftungen werden und den Individuen in verstärktem Maße die Verantwortung für ihr Leben zugeschoben wird. (... Das heißt:) den Individuen (wird auch) die grundsätzliche Kompetenz zugesprochen, sich von ihnen (gemeint sind industriegesellschaftlich determinierende Konstellationen) früher oder später zu befreien und Zwangsdurch Wahlgemeinschaften zu ersetzen“ (ebd. S. 358; Einfüg.: P. N.). Auch wenn von *Wahlgemeinschaften* die Rede ist, so unterliegt die „freie Entscheidung“ im Grunde zugleich einem neuen Zwang, dem der *selbst verantworteten Selbstgestaltung*. „Vom einzelnen wird unerbittlich gefordert, seine Biographie selbstständig zu entwerfen und möglichst keine sich bietende Gelegenheit ungenutzt zu lassen. Jeder einzelne wird sein eigenes Handlungszentrum, sein eigenes Planungsbüro in Bezug auf seinen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Berufschancen, Partnerschaften, seine Gesundheit, sein Lebensglück. Individuen werden befähigt und genötigt, ihre eigene Biographie zu schreiben.“ (Rützel 1998, S. 28) In der Konsequenz steht der einen Seite mit ihrer grundsätzlichen Vervielfachung an Optionen die Kehrseite des Zuwachses an (persönlicher) Unsicherheit sowie durchaus auch unter den Voraussetzungen einer stärkeren Wahlvergemeinschaftung die Reproduktion von tradierten und sozialen Ungleichheitsmustern gegenüber. (vgl. Bonß 2000, S. 358f.) Insgesamt läßt sich der Individualisierungsprozess in zweierlei Hinsicht abschließend verkürzen: Einmal ist ein „nicht immer freiwilliges Anwachsen von Selbstorientierung, Wahlfreiheit und reflexiven Individualisierungsschüben festzustellen, während auf der anderen Seite gleichsam eine ‚Entindividualisierung‘ im Sinne erhöhter globaler und enttraditionalisierter Austauschbarkeit von Personen infolge von Markt- und Geldwirtschaft pur, Mobilitätsprozessen, Anonymisierung Fragmentierung stattfindet. (...) Außerdem wachsen die Risikopotentiale in allen Lebensbereichen und damit auch der alltäglichen Lebensführung und die Unsicherheiten und Erschütterungen können

trotz Reflexivwerden und ständiger Infragestellung einen permanenten Ereignisdruck der Unsicherheit, Bedrohung und Zerstörung produzieren“ (Ferchoff/Neubauer 1997, S.13; Auslassg.: P. N.). *Inwieweit sich das „eigene Ich als individuelle Institution“ bereits begreift und inwieweit sich allerdings das neue Handlungsmuster („als einem aktiven und reflexiven Herstellungsmodus durch die Individuen“, ebd.) schon institutionalisiert hat, d. h., „bereits neben oder an die Stelle der Handlungsmuster der traditionellen Institutionalisierung des Lebenslaufs getreten ist, und in welcher Konsequenz sich die Konzeption des flexiblen Individuums tatsächlich schon durchgesetzt hat, bleibt offen.* Noch erscheinen diese neuen biographischen Orientierungen in keine ‚stabile‘ Re-Institutionalisierung überführt“ (Meyer/Seidenspinner 2001, S. 140; Hervorhebg.: P. N.).

Politisierung: „Politisierungsprozesse deuten darauf hin, daß gesellschaftliche Zielformulierungen, weil normativ bestimmt, nicht starr und unveränderlich, sondern immer auch anders möglich sind und verändert werden können. (...) Wenn heute und erst recht in Zukunft Debatten über gesellschaftliche Zielformulierungen im Bereich der Arbeit entstehen, dann vor allem aufgrund interner Politisierungsprozesse, also deshalb, weil die gesellschaftlichen Organisationsformen von Arbeit nicht mehr eindeutig sind, weil die Lohnarbeit als dominierende Form in Frage steht und für die Art und Weise, wie produziert wird, Alternativen in zeitlicher, sozialer und sachlicher Hinsicht absehbar werden.“ (Bonß 2000, S. 361; Auslassg.: P. N.) Aber nicht nur funktional bedingte Uneindeutigkeiten im Bereich der Produktionsverfahren sind von Politisierungsprozessen betroffen, sondern auch die Produktionszweige, wo die Rahmenbedingungen der Produktion politisch festgelegt und verändert werden. (vgl. ebd. S. 362) Als drittes Beispiel führt Bonß gesellschaftliche Debatten zur Zukunft der Arbeit selbst an. Erwerbsarbeit als bisher einzig in ihrer Bedeutung anerkannte legitime Arbeitsform erscheint heute keineswegs mehr als eindeutig. Welche Arbeitsform(en) in Zukunft dominieren wird, „ergibt sich nicht aus eindeutigen »Sachgesetzlichkeiten« der Arbeit selber, sondern aus politischen Entscheidungen“ (ebd. S. 363).

Wie lassen sich die „Megatrends“ nun in ihrem Bedeutungsgehalt hinsichtlich des hiervon betroffenen „(Normal-)Arbeitsverständnisses“ in seinen Kernproblemen zusammenfassen?

1. Das herkömmliche „Normalarbeitsverständnis“ und das daran orientierte „Normalarbeitsverhältnis“, beruhend auf einer „Normalerwerbsbiografie“, erodieren einmal aufgrund des nicht mehr zu gewährleistenden Verständnisses einer „Vollbeschäftigungsgesellschaft“. Gründe liegen darin, weil der Erwerbsarbeitsgesellschaft trotz (und gerade unter den Prämissen der Effektivität und Rationalität) der anhaltenden Produktivitätssteigerungen die (Erwerbs-)Arbeit ausgeht und zusätzlich mehr Erwerbsfähige (z. B. Frauen, geburtenstarke Jahrgänge, Migrantinnen) auf den Arbeitsmarkt drängen, bei gleichzeitiger Abnahme der realen Arbeitszeit je Arbeitnehmer. (vgl. Christe 2001, S. 124) De facto heißt dies einen Schwund an Arbeitsvolumen für alle („Immer weniger Menschen erarbeiten also immer mehr.“; Bonß 2000, S. 332) und ein Anstieg der (Langzeit-)Arbeitslosigkeit. Bonß (2000, S. 335) konstatiert jenen Anstieg auch für die sogenannte „Kerngruppe“ der 15- bis 65-Jährigen, für die eine klare, aber immer schwieriger zu realisierende Erwerbsorientierung von bis zu siebzig Prozent kennzeichnend ist. Unter Zuspitzung von strukturellen Arbeitsmarktproblemen findet (notgedrungen) auch eine Reaktivierung des traditionellen Familienmodells der Erwerbsarbeit statt und deutet auf seine Relativierung bei gleichzeitiger Pluralisierung der Ehe- und Familienformen. (vgl. Bonß

2000, S. 337) Nicht weniger wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass das Muster des „Normalarbeitsverhältnisses“ – also die unterstellte Annahme der kontinuierlichen Erwerbsbiografie, die fester werdende Verankerung in einer „Stammebelegschaft“ und der stetige Aufstieg in der Lohnhierarchie – in der Praxis in erster Linie den Männern vorbehalten bleibt. Und dass Frauen hingegen viel häufiger in „Nichtnormalarbeitsverhältnissen“ tätig, aber auch weit weniger auf eine Vollzeitstelle fixiert sind. (vgl. ebd. S. 338f.) (Es sei denn, sie sind Alleinerziehende bzw. der einzige Lohnträger in der Familie).

2. Zudem findet eine Ausdifferenzierung der Erwerbsformen in Teilzeitarbeit, KAPOVAZ⁹² und ungeschützte Beschäftigungsverhältnisse statt. Anhand von Langzeitanalysen zeigt sich für die Entwicklung der Arbeitsverhältnisse in Deutschland, „daß schon in einem Beobachtungszeitraum von über 5 Jahren nur noch rund ein Drittel der Erwerbstätigen in den achtziger Jahren dauerhaft vollzeitbeschäftigt war (vgl. Bonß/Plum 1990, S. 701)⁹³. Die überwiegende Mehrheit pendelte demgegenüber zwischen unbefristeter Vollzeitbeschäftigung und anderen Arbeitsformen oder zwischen Beschäftigung, Nichtbeschäftigung und Wiederbeschäftigung“ (Bonß 2000, S. 340). Mit der Ausdifferenzierung verbinden sich unwidersprochen individuelle Vorteile, zu denen Folgende zählen:

- die Eröffnung neuer Spielräume insbesondere für Frauen;
- die individuelle Schaffung von Möglichkeitsräumen für eine Kombination mit anderen Tätigkeiten, wie bspw. mit Formen der Weiterbildung, Kinderbetreuung, Eigenarbeit und des Ehrenamtes;
- der Tätigkeitswechsel für Berufsanfänger von einem befristeten in ein unbefristetes Arbeitsverhältnis;
- Leiharbeit und Selbstständigkeit als Alternative für Erwerbslose oder
- auch die Erhöhung von Zugangschancen von bisher Erwerbslosen in ein reguläres Arbeitsverhältnis über qualifizierte und sozialversicherungspflichtige Teilzeitarbeit. (vgl. ebd.)

„Nicht zuletzt entspricht das traditionelle Normalarbeitsverhältnis immer weniger den vielfältigen Notwendigkeiten, Bedürfnis- und Interessenlagen in einer Gesellschaft, in der traditionelle und kollektive Lebenszusammenhänge aufbrechen, Lebensstile sich ausdifferenzieren und mit ihnen Lebensplanung und Erwerbsstrategien der Individuen vielfältigere Formen annehmen.“ (Christe 2001, S. 125). Nun täuschen die überaus positiven Flexibilisierungserfolge darüber hinweg, dass die Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse vor allem dann ihre problematischen Seiten hat, wenn sie z. B. „wildwüchsig“ erfolgt und darüber zu einer Spaltung des Arbeitsmarktes in traditionelle Normalarbeitsverhältnisse und in sozial unzureichend gesicherte atypische Erwerbsformen oder Langzeitarbeitslosigkeit führt.

⁹² KAPOVAZ = kapazitätsorientiertvariable Arbeitszeit

⁹³ Bonß, Wolfgang/Plum Wolfgang (1990): Gesellschaftliche Differenzierung und sozialpolitische Normalitätsfiktion. Zum theoretischen und empirischen Gehalt von Normalitätsunterstellungen in der Sozialpolitikdiskussion. In: Zeitschrift für Sozialreform, 36, S. 692-715.

Diskutiert werden hier institutionell gesicherte Arbeitsmarktübergänge zwischen verschiedenen Erwerbsformen, die zu einer Neuverteilung der Arbeit bei gleichzeitiger Verbesserung der Beschäftigungsfähigkeit und damit zur Vermeidung sozialer Ausschließung beitragen. (vgl. ebd.)

3. Aus den bisherigen einzelnen Befunden lässt sich für Erwerbsbiografien generalisieren, dass diese offensichtlich uneinheitlicher werden, wenn nicht sogar, wie Bonß behauptet „turbulenter“. Die im traditionellen Konzept des Normalarbeitsverhältnisses nicht vorgesehene „Dynamisierung der Erwerbsbiografie“ ist nach Auffassung des Autors nach zwei Seiten hin zu interpretieren: Zum einen wächst die erwerbsbiografische Unsicherheit bezüglich der Hoffnung auf eine Vollzeitbeschäftigung (auch für männliche Arbeitnehmer) und Erwerbspersonen stehen generell unter dem „Zwang einer flexiblen Verwertung ihrer eigenen Arbeitskraft“. Zum anderen wächst stärker noch trotz des „Ende(s) der stabilen Beschäftigungserwartungen“ und des Anteilsanstiegs von (nicht unbedingt dauerhaft) Langzeitarbeitslosen und der generationally Ausgrenzten jedoch die Zahl derer, die zwar über keine stabile Beschäftigung im Sinne des Normalarbeitsverhältnisses verfügen und zeitweise armutsgefährdet sein können, die aber langfristig gleichwohl arbeitsmarktorientiert bleiben, auch unter Maßgabe einer Reintegration auf niedrigerem Einkommensniveau. (vgl. Bonß 2000, S. 340) Schließlich bleibt die Idee des „Normalarbeitsverhältnisses“ unter der Prämisse einer Vollbeschäftigung aus normativer Sicht in den Köpfen der Beschäftigten als individuelles und gesellschaftliches Selbstverständnis und hier insbesondere bei den Männern, auch wenn die Entwicklung des Normalarbeitsverhältnisses auf eine Aushöhlung hindeutet. „Daß diese auf eine Aushöhlung des Normalarbeitsverhältnisses hinauslaufende Entwicklung (...) nicht unbedingt zu einer Abwertung, sondern eher zu einer Aufwertung des Ideals stabiler Lohnarbeitsverhältnisse geführt hat, ist insofern kaum verwunderlich, als sich das gesellschaftlich akzeptierte Konsumniveau und insbesondere das soziale Sicherungssystem in hohem Maße am Modell einer stabilen Vollzeitbeschäftigung orientieren.“ (ebd. S.338; Auslassg.: P. N.) Und diese Orientierungshaltung wird zumindest so lange anhalten, bis die gesellschaftliche Bedeutung bspw. anderer Arbeitsformen eindeutiger ausfällt.

4. Mit dem strukturellen Wandel des „externen (gesamtgesellschaftlichen) Arbeitsmarktes“ geht ein Wandel des „internen Arbeitsmarktes“ hinsichtlich der Beschäftigungsstrukturen, der Tätigkeitsfelder, der Arbeitszeiten und der (betrieblichen) Arbeitsorganisation einher, der wiederum Entwicklungen der Qualifikations- und Bildungsanforderungen anschiebt. Hier ergibt sich folgendes Bild:

- a) Qualitative und quantitative Erhöhung der betrieblichen Leistungsanforderungen und in deren Folge die Zunahme von Problemen der Überforderung im Gegensatz zu bisherigen langfristig orientierten Rationalisierungslogiken mit der Gefahr einer wachsenden (qualitativen) Unterforderung und Dequalifizierung; Ergebnis: neuartige soziale und kommunikative Anforderungen sowie hinsichtlich einer immer umfassenderen Eigenverantwortung bei stark verringerter direkter Kontrolle, aber deutlich steigender Erwartungshaltung an Flexibilität, Innovation und Produktivität;
 - b) Ein im Zusammenhang mit der stark beschleunigten und immer tief gehenderen Wandlungsdynamik von Arbeitsverhältnissen verbundener Anstieg betrieblicher Erwartungen an die qualifikatorische, funktionale und räumliche Mobilität von Arbeitskräften; Ergebnis: Notwendigkeit häufiger, aufwendiger Anpassungsleistungen im Beruf und im Privatleben der betroffenen Berufstätigen;
 - c) Anwachsende Ausdifferenzierung von Arbeitsstrukturen in zeitlichen, räumlichen, sachlichen, sozialen u. a. Dimensionen und der darauf bezogenen konkreten Auswirkung wie die Zunahme von Unterschieden in den Arbeitstätigkeiten zwischen Regionen, Branchen, Unternehmen, Betrieben, Abteilungen, Berufsgruppen, Arbeitsplätzen usw.; Ergebnis: mit jedem Tätigkeitswechsel ein jeweils neues Einstellen auf weitgehend neue Bedingungen;
 - d) Steigende Dynamik und Differenzierung der Arbeitsverhältnisse und insbesondere die verstärkte Deregulierung und damit der Abbau des Beschäftigungsschutzes; Ergebnis: eine wachsende Kontingenz und Unkalkulierbarkeit der Arbeitsverhältnisse sowie persönliche (Zukunfts-)Ungewissheit zunehmend auch für Arbeitskräfte mit höheren beruflichen Qualifikationen und betrieblichen Funktionen.
- (vgl. Voß 2001, S. 33)

5. Abschließend können tendenzielle Schlussfolgerungen gezogen werden, nämlich dass sich „eine allgemeine gesellschaftliche Neu- bzw. Umbewertung von Arbeit und Lohnarbeit (abzeichnet), die letztlich auf eine Dezentrierung einstiger Arbeitsideale hinausläuft.“ (Bonß 2000, S. 332) Die seit den 70er-Jahren in breitenwirksamer Form geführte Diskussion um einen generellen hedonistisch besetzten Wertewandel in Richtung einer „Freizeitgesellschaft“ bzw. „Erlebnisgesellschaft“ ist insofern anhaltend berechtigt, als dass die Erlebniswerte steigen, ohne aber gleichzeitig Deutschland zum „Freizeitpark“ zu erklären.

Es verändern sich:

die Arbeits- und Leistungsorientierungen (.) in ihrer Ausdrucksform, wobei sowohl generationelle als auch lebenszykluspezifische Momente feststellbar sind. Neben der Auflösung von „Pflicht- und Akzeptanzwerten“ ist vor allem eine Umakzentuierung und Erweiterung der Leistungsorientierung um die Dimension der „Selbstentfaltung“ zu notieren. (...) Die Verschiebung von Pflicht- und Akzeptanzwerten findet nicht generell, sondern in schicht- und milieuspezifisch differenzierter Form statt. Dies ändert jedoch nichts daran, daß Arbeit als Lohnarbeit insbesondere in entwickelten Arbeitsgesellschaften offensichtlich weniger als früher im Zentrum der gesellschaftlichen Identitätsbildung steht (ebd.; Auslassg.: P. N.).

In diesem Sinne plädieren auch Ferchhoff/Neubauer (1997) für eine ausdifferenzierte Sichtweise zum Wandlungsprozess von Arbeits- und Leistungswerten, die gleichzeitig den abschließenden Rahmen um die aktuelle Bedeutungszuschreibung von Beruf und Erwerbsarbeit abbilden soll.

- a) Arbeit, Erlebnis und Freizeit sind oftmals derart miteinander verknotet, daß inzwischen in einigen Lebensmilieus entsprechend der Differenziertheit, Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit von Individualisierungserscheinungen, Deutungs- und Wertmustern in den Bereichen Erwerbsarbeit und Beruf, im Geschlechterverhältnis, in Ehe und Familie usw. die konventionellen Auffassungen und Erklärungsmuster über normalitätsprägende, typische Strukturen und Parameter der Arbeit einerseits und des Erlebnisses und der Freizeit andererseits nicht mehr zutreffen. (Ferchhoff/Neubauer 1997, S. 15)
- b) Hinzu kommt, daß die Selektion, Wahl und Entscheidung vieler Menschen nicht zuletzt vor dem Hintergrund arbeitsgesellschaftlicher Verschiebungen und Flexibilisierungen selbst zur *Arbeit*, zum Entscheidungsstreß geworden sind. (...) alles das, worüber wir heute mehr oder weniger persönlich

befinden dürfen und müssen, lag in früheren Zeiten – ohne Wahl-, Einflussmöglichkeiten und Selbstbestimmung – institutionell weitgehend fest. Mittlerweile sind umgekehrt nicht selten gesellschaftlich erzwungene Wahlmöglichkeiten und Selbstverwirklichungs- und Partizipationsbemühungen für viele Subjekte oftmals anstrengend, belastend und nehmen entweder einen aktiv-herstellenden oder – wenn die *Macht der Lebensverhältnisse* keine oder nur geringe Entscheidungsspielräume läßt – einen eher passiv duldenden *Arbeitscharakter* an. (ebd. S. 16; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

- c) Selbst in den Kulissen der ehemals unaufgeregten, gelassenen Normalität, Stabilität und Konformität vollzog und vollzieht sich ein schleichender Wandel: das tradierte Arbeitsethos (ein „ständiges Sich-Abrackern“, ... „Kaputtarbeiten“, ... oder einer „Selbstverantwortungsethik“), die typischen, freilich männlichen Strukturen von Beruf und Erwerbsarbeit (...), die arbeitsmarktbezogene *Strenge des Lebenslaufs*, Erwerbsarbeit als *alleiniges* Zentrum der Lebensführung und -planung und Identitätsbildung sowie die flexiblen Arbeitsformen verlieren an Bedeutung (..), obgleich die konventionellen Arbeitstugenden und der „Wertekern“ der Arbeitsgesellschaft keineswegs so *ausgehöhlt* worden sind, wie manche hedonistischen Kritiker mein(t)en. An der Arbeit hängt zwar nicht alles, aber zur Arbeit drängen dennoch fast alle, gerade auch diejenigen, die keine Arbeit haben. (ebd. S. 17; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Gerade im Sinne von Bedrohung für Jedermann/frau durch Arbeitslosigkeit spricht Krafeld (2000) von einer immer noch „verabsolutierenden Glorifizierung von Arbeit“ und deutet deshalb eine in der Tradition der Arbeiterbewegung früh angelegte ethische Überhöhung und kultische Mystifizierung der Arbeit“ derart, „das angesichts wachsender Verunsicherungen immer unbedingtere und immer bedingungslosere Festhalten-Wollen an der *tradierten* Bedeutung von Arbeit im Sinne von: Jede Arbeit ist besser als keine Arbeit. Und wer Arbeit hat, soll sich glücklich schätzen – selbst wenn sie noch so ausbeuterisch und kaputtmachend ist“ (Krafeld 2000, S. 27; Hervorhebg.: P. N.). Auch deshalb müssen Lösungen gefunden werden, um den Lebenssinn jenseits von Arbeit zu bestimmen und „wieder auf den Geschmack von Muße (zu) kommen. Ich möchte arbeiten, um zu leben“ (ebd.; Einfüg.: P. N.). Und nicht umgekehrt: Ich möchte leben, um zu arbeiten.

Nach meinem Verständnis müsste es sich jedoch nicht um ein Entweder-Oder-Verhältnis zur Erwerbsarbeit handeln, sondern um die doppelte Lebensperspektive der ganzheitlichen Lebensführung: den Lebenssinn gleichermaßen diesseits (also innerhalb von Arbeitsverhältnissen) *und* jenseits (außerhalb von Arbeitsverhältnissen) von Erwerbsarbeit zu bestimmen.

Aus den Befunden zum aktuellen Strukturwandel der Erwerbsarbeitsgesellschaft sind nun zwei wesentliche Aussagen zur Bedeutung von Arbeit zu generalisieren, die sich in der bisherigen Darstellung dieses Abschnittes stringent durchgehalten haben:

(A)uf der einen Seite die enorme Bedeutung, die der (Erwerbs-)Arbeit nach wie vor – trotz arbeitsgesellschaftlicher Umbrüche, trotz der großen Komplexität und Dynamik zeitgenössischer Sozialstrukturen (Berger 1996, S. 14)⁹⁴, jenseits des vermeintlichen und tatsächlichen Wertewandels in der Lebensführung und jenseits der Veränderungen von konventionellen Arbeitstugenden (Pflichtethik, Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit ...) für die Verteilung von Einkommens- und Machtchancen, aber auch im Rahmen subjektiver Bedeutungsgehalte für die Reputation und Statuszuweisung des einzelnen eingeräumt wird. Auf der anderen Seite wird aber auch beobachtet, dass dieses zentrale Substrat Arbeit für den „gesellschaftlichen Wert knapp wird. Überall, wo Arbeitslosigkeit als Dauerphänomen auftritt, werden bezahlte Arbeitsplätze zu einem kostbaren Besitz. Damit erfüllt nun die unternehmens- und arbeitsmarktabhängige, bezahlte (Erwerbs-)Arbeit jene Voraussetzung, die früher der Freizeit zukam: sie ist auf dem Weg, ein begehrtes Statussymbol zu werden, denn nur ein seltenes Gut ist wirklich exquisit“ (Adam 1989)⁹⁵. (Ferchhoff/Neubauer 1997, S. 14f.)

⁹⁴ Berger, P.A. (1996): Individualisierung, Statussicherung und Erfahrungsvielfalt. - Opladen

⁹⁵ Adam, K. (1989): Wer Zeit hat macht sich verdächtig. Zwischen Arbeitsgesellschaft und Freizeitparadies. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1. April 1989 (zit. n. Ferchhoff/Neubauer 1997)

In einem weiteren generalisierenden Schritt wird schließlich noch mit der Beantwortung der Frage nach möglichen Zukunftsentwürfen zur „Arbeitsgesellschaft“ der problematische Bedeutungsgehalt von Erwerbsarbeit formal vervollständigt. Zum Tatbestand des gesellschaftlichen Strukturwandels an sich kommt Voß eher zu der nüchternen Erkenntnis: Es ist „bisher noch kein wirklich überzeugendes Gesamtbild der entscheidenden Ursachen, des Ablaufs und der möglichen Folgen, kurz: der ‚Logik‘ des aktuellen Strukturwandels der Arbeit in unserer Gesellschaft entstanden“ (Voß 2001, S. 32). Neben der Diskussion zu der polarisierenden These um den Erhalt versus das Ende der Arbeitsgesellschaft bzw. zu den „Zieldimensionen diesseits und jenseits der Erwerbsgesellschaft“ kann m. E. zumindest eine von Bonß (2000, S. 363) gemachte Aussage festgehalten werden, nämlich dass das Ende des gesellschaftlichen (ökonomischen, sozialen, politischen) Strukturwandels respektive die Organisation und Bedeutung von Arbeit derzeit noch völlig offen ist. Zusammenfassend für die derzeitig diskutierten Vorschläge zu einem „neuen“ Paradigma der Arbeit (Arbeit als *conditio humana*)⁹⁶, den damit verbundenen Zukunftsfragen unserer Arbeitsgesellschaft und den sich hieraus für den Einzelnen ergebenden identitätsbezogenen Anforderungen und Ansprüchen einer sinnhaften Lebensführung und -gestaltung liest sich m. E. das Problem wie folgt:

(W)ir müssen uns darüber klar werden, daß wir dieses Problem, um das es uns letztlich geht: wie kommen wir zu einem humanen Verhältnis zwischen Arbeit, Arbeitszeit auf der einen Seite und Nichtarbeit auf der anderen Seite, nicht werden lösen können, so lange wir diesem Paradigma der Arbeit rund um die Uhr gehorchen, solange wir unter dem Paradigma der Arbeit auch dann leben, wenn wir nicht arbeiten. Es wäre widersinnig, Alternativen zur Arbeit zu entwerfen und diese wie Arbeit zu organisieren. Fraglich ist aber, ob es überhaupt noch die gesellschaftlichen, politischen, intellektuellen, emotionalen und ethischen Voraussetzungen dafür gibt, die es erlaubten, dieses Paradigma der Arbeit zu überwinden. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß alles, was unter Stichworten wie Bildungsurlaub, Sabbatjahre, Verkürzung der Arbeitszeit und dafür mehr Investition in lebenslanges Lernen, also Formen ehemaliger Muße, selbstredend auf Arbeit ausgerichtet sind, sich am Arbeitsprozeß orientieren, im Hinblick auf gesteigerte Arbeitsproduktivität diskutiert werden. Nebenbei: Mich erinnert lebenslanges Lernen immer an lebenslänglich. Und man könnte auch einmal riskieren, analog zum humanen Strafvollzug einen humanen Lebensvollzug einzufordern. (Liessmann 2000, S. 105)

⁹⁶ Ergänzung: „Der Begriff der Arbeit als Maßstab aller Tätigkeiten in der Industriegesellschaft liegt natürlich auch dem gesamten Theoriegebäude des vielgeschmähten Karl Marx zugrunde. Er ist bei Marx zentral mit *Entfremdung* verbunden. Hinter der zumindest für den frühen Marx ganz wesentlichen Vorstellung der *entfremdeten Arbeit* verbirgt sich der Gedanke, daß Arbeit zur *conditio humana* gehört, zu einem sinnerfüllten Leben, und daß die Frage nicht ist, arbeiten wir oder arbeiten wir nicht, sondern unter welchen Bedingungen arbeiten wir, und können wir in der spezifischen Form unserer Arbeit auch tatsächlich jenen Sinn sehen, der uns das Leben lebbar und lebenswürdig erscheinen läßt, oder ist die Form, in der wir arbeiten müssen, dergestalt, daß wir uns unserer eigenen Arbeitsfähigkeit und Arbeitsmöglichkeit gegenüber als entfremdet empfinden müssen.“ (Liessmann 2000, S. 97) Es geht bei allen Einwänden gegen eine solche eventuell als romantisch gehaltene Vorstellung des Arbeitsbezugs in jedem Fall um die Frage: „unter welchen Umständen Arbeit tatsächlich produktiv, effektiv, nützlich, wertvoll ist“ (ebd. S. 99), jedoch unter einem sich wechselnden, sich besinnenden Vorzeichen der Humanität.

Generell können als eine Möglichkeit mit Bonß aus den Diskussionslagern folgende gesamtgesellschaftsstrukturelle Zukunftsvorschläge in vier positiv/negativ zu differenzierende Szenarien zusammengefasst werden: Einmal wird das prinzipielle Votum I zur Erhaltung als „Trendszenario“ bezeichnet. Votum II dagegen steht für Vergesellschaftungsformen jenseits der Erwerbsarbeit und wird als „Alternativszenario“ benannt. In der Abbildung 18 werden die vier Szenarien von Bonß (2000) wie folgt klassifiziert:

	Trendszenario: Erhaltung der Erwerbsgesellschaft	Alternativszenario: jenseits der Erwerbsgesellschaft
Positiv-Variante	Radikal individualisierte Erwerbsgesellschaft mit dominant marktgesteuerter sozialer Integration	Arbeitsgesellschaft jenseits der Erwerbsgesellschaft mit neuen, politischen Solidaritätspotentialen
Negativ-Variante	2/3 – 1/5 Erwerbsgesellschaft als krisenhaft-defizitäre Risikogesellschaft mit neuen sozialen Ungleichheiten	Sozial desintegrierte Nicht-Erwerbsgesellschaft mit starken Armutspotentialen und massiven Exklusionen

Abbildung 18: Zukunftsszenarien der Erwerbsgesellschaft nach Bonß (2000, S. 374)

Welche dieser Szenarien zukunfts tragfähig sein wird, hängt nicht zuletzt in entscheidendem Maße von politischen Entscheidungen und von der gesellschaftlichen Selbstdefinition ab.

Bonß kommt zu dem Schluss:

Denn vergleicht man die verschiedenen Szenarien und Entwicklungsoptionen, so scheint zumindest eine Variante höchst unwahrscheinlich, nämlich die Durchsetzung einer radikal individualisierten Erwerbsgesellschaft mit vollständiger Marktintegration. (...) Gerade deshalb (Einfüg.: in Bezug auf die ökologischen Grenzen) wäre es wichtig, sich mit dem zweiten Alternativszenario genauer auseinanderzusetzen. Denn auch wenn die modernen Arbeitsgesellschaften noch lange Erwerbsgesellschaften bleiben werden – sie werden es wohl kaum ewig bleiben können, sondern müssen sich umstrukturieren, weiterentwickeln und schon jetzt versuchen, ein pluralisiertes Arbeitsverständnis Wirklichkeit werden zu lassen, auf das die Gesellschaft der Zukunft dringend angewiesen ist. (ebd., S. 406; Einfüg.: P. N. in Anlehnung a. d. O.; Auslassg.: P. N.)

Erfasst man die Diskurse um den Erhalt versus das Ende der Arbeitsgesellschaft nun in erster Linie im spezifischen Bezugshorizont der „Vollbeschäftigungsgesellschaft“ ergibt sich mit Beck (1999) folgende Zwischenbilanz (Abbildung 19), deren genauere Analyse im Rahmen dieser Arbeit offen bleiben muss, zumindest aber (und um darum geht es hier auch nur) mögliche richtungsweisende Entwicklungslinien aufzeigt:

	Hoffnung	Verfall
Wissensbasierte Informationstechnologien	1. Von der Arbeits- zur Wissensgesellschaft	2. Kapitalismus ohne Arbeit
Globalisierung	3. Der Weltmarkt – das neoliberale Arbeitswunder	4. Die lokale Bindung der Arbeit – ein Globalisierungsrisiko
Ökologische Krisen	5. Nachhaltiges Arbeiten – das ökologische Wirtschaftswunder	6. Globale Apartheid
Individualisierung	7. Der Selbst-Unternehmer – die Freiheit der Unsicherheit	8. Individualisierung der Arbeit – Zerfall der Gesellschaft

Abbildung 19: Zukunftsszenarien der Arbeit nach Beck (1999, S. 41)

- Soziokulturell und sozialstrukturell bedingte Konsequenzen der „Lebenslage“ für die „Lebensphase Jugend“ und die (berufliche) Identitätsentwicklung „junger (ostdeutscher) Erwachsener“:

Um die (berufliche) Identitätsentwicklung für die Sozialgruppe „junge (ostdeutsche)⁹⁷ Erwachsene“ anhand bedeutender Lebensorientierungen analysieren und sich im Falle der vorliegenden Arbeit einen aktuellen Forschungsüberblick verschaffen zu können, sind zuzüglich differenzierter Aspekte realer gesamtgesellschaftlicher (Ausgangs-)Bedingungen des Strukturwandels disziplinperspektivisch jugendtheoretische Systematisierungen vorzunehmen. Jene beziehen sich im Gefolge des Strukturwandels grundsätzlich auch auf den Begriff des „Jugendkonzepts“ und seiner Theoreme der „Jugendphase“, des Konstrukts „junge Erwachsene“, des mittlerweile überholten „Statuskonzepts“ und an seiner Stelle das der „Lebenslage Jugend“.

- *Generell* wird der Begriff „Jugend“ auch heute noch thematisiert als eine subjektive biografische *Lebensphase* einerseits und als eine gesellschaftlich bestimmte *Lebenslage zwischen Kindheit und Erwachsensein* andererseits. Phänomenologische „äußere“ Begrenzungen erhält sie also einmal am ersten Übergang von der Kindheit und am zweiten Übergang zum Erwachsensein. Doch im Gegensatz zu den traditional festen, d. h. eindeutigen Übergangskriterien haben diese sich unter den gegebenen gesamtgesellschaftlichen Strukturveränderungen in inhaltlicher Hinsicht verflüssigt. Dies gilt zunächst für das allgemeine „*Lebensaltersmodell*“. Im alltagsweltlichen Verständnis wird „Jugend“ als spezifische „*Lebensaltersgruppe*“ begriffen und an ein traditional entstandenes „*Lebensaltersmodell*“ gebunden, das aber heute keine wissenschaftlich einheitlich gehandelten Altersmarkierungen (zumeist zwischen 8-10 und 19-30 Jahren)⁹⁸ aufweist, weil es sich unter gegebenen gesellschaftlichen Strukturwandlungsprozessen (der „Außenwelt“) und veränderten psychogenetischen und psychosozialen Entwicklungsaspekten (der „Innenwelt“) nicht mehr (darin sind sich mittlerweile Jugendforscher einig) eindeutig aufrechterhalten lässt. Mit Münchmeier gilt zwar generell, dass das Lebensalter ein zentrales (P. N.: in biografischer Hinsicht *formales*) Konstitutionsmerkmal von „Jugend“ bleibt, das aber zur *inhaltlichen* Bestimmung von „Jugend“ keinesfalls ein hinreichendes

⁹⁷ Die eingefügte Umklammerung bedeutet, dass die Bewältigung bzw. Ausgangsbedingungen der wendebedingten Transformationsproblematik für ostdeutsche junge Erwachsene eine spezifische, aber nicht ausschließliche Aufmerksamkeitsrichtung in der vorliegenden Arbeit darstellen. Vielmehr interessieren hier die Konzepte Jugend, Lebenslage, Lebensphase im allgemeintheoretischen Begriffsverständnis und daneben Forschungsergebnisse zu spezifischen Bedeutungsaspekten von Arbeit und Beruf im Kontext gesamtgesellschaftlicher und spezifisch ostdeutscher Transformationsbedingungen.

⁹⁸ Ferchoff/Neubauer (1997, S. 109) sprechen sogar von einer nach „hinten“ verlängerten Ausdehnung des Jugendalters bis zuweilen 35 Jahren.

Definitionskriterium ist. „Es würde damit nämlich übergangen, daß Jugend nicht nur eine *Lebensaltersgruppe* meint, sondern zugleich ein *Strukturmuster* darstellt, eine gesellschaftlich entwickelte und ausgestaltete Lebensphase, die den Zweck hat, bestimmte gesellschaftliche Erfordernisse und Funktionen zu gewährleisten.“ (Münchmeier 2001a, S. 816; Hervorhebg.: P. N.) Münchmeiers These lautet deshalb: „Was Jugend bedeutet – und zwar sowohl für die Gesellschaft als auch für die jungen Menschen selbst – wird weitaus stärker durch diese gesellschaftlichen Muster, durch die »Vergesellschaftung« der Jugendphase bestimmt als durch das Lebensalter selbst.“ (Münchmeier 2001b, S. 101) Welche generellen Folgen hat das unter diesen Umständen so nicht mehr fassbare „Lebensaltersmodell“ nun genauer für das „Jugendkonzept“? Als *Strukturmuster* ist die „Jugendphase“ sozialisationstheoretisch betrachtet, generell eingebettet in biografisch *extern* begründete Ausdifferenzierungsprozesse der *gesamten* Lebensspanne, die sich aufgrund demografischer, kultureller und ökonomischer Transformationsprozesse insgesamt (d. h. vom Beginn bis zum Ende) verlängert hat und intern „neue“ Lebensphasen im historischen Vergleich platziert. Seit Beginn der 90er-Jahre ist in vornehmlich soziologisch (strukturfunktionalistisch) orientierten Altersmodellen die Rede von dem „späten Erwachsenenalter“ und dem „Ruhestandsalter“ sowie einer *internen Zweiteilung* jeweils des „Kindesalters“ (in frühes/spätes) und des „Jugendalters und Nachjugendalters/bzw. junger Erwachsener“. (vgl. Hurrelmann 1995b, S. 23) Eine solche Modifizierung hinsichtlich der herkömmlichen alters- bzw. phasenspezifischen Strukturangaben hat in der psychologischen wie auch in der soziologischen Jugendforschung zu differenzierten neuen Phasenbezeichnungen geführt, die jedoch keiner einheitlichen Betrachtungsweise zugrunde liegen. Mit dem folgenden (psychologischen) Beispiel (vgl. Abbildung 20) wird eine Möglichkeit vorgestellt, um die „Jugendphase“ für die Gruppe der „Heranwachsenden“ in Bezug auf das obige zweigeteilte „Jugend- sowie Nachjugendalter“/„Alter des jungen Erwachsenen“ zunächst mit dem umfassenden Begriff der „*Adoleszenz*“ zu versehen. Die Adoleszenz weist hier eine weitere interne, vor allem auch geschlechtsspezifische, (für ost- und westdeutsche Heranwachsende durchschnittlich zunächst gleichermaßen zutreffende) altersbezogen sequenzielle Ausdifferenzierung auf.

Mädchen	Jungen	Phase
8-10	10-12	Späte Kindheit
10-12	12-14	Vorpubertät
12-14	14-16	Pubertät
14-15	16-17	Frühe Adoleszenz
15-17	17-19	Mittlere Adoleszenz
17-19	19-21	Späte Adoleszenz
19-25	21-25	Frühes Erwachsenenalter

Abbildung 20: Phasen von der späten Kindheit bis zum frühen Erwachsenenalter (Kasten 1999, S. 15; Hervorhebg.: P. N.)

Mit der zunächst *externen* Ausdifferenzierung der *gesamten* Lebensspanne ergibt sich im Ergebnis für den biografischen Lebensverlauf, dass eine sich zukünftig noch weiter ausdifferenzierende Umstrukturierung der Lebensspanne schon für sich genommen also keinen direkten und unmittelbaren, vor allem einen altersspezifischen Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter mehr ermöglichen kann. (vgl. Hurrelmann 1995b, S. 23f.) Und wenn sich die Auffassung einer solchermaßen nicht mehr zu erfassenden *Übergangszeit* in der Lebensgesamtsperiode durchgesetzt hat, dann in der historisch bedingten generellen Annahme, die „Jugendphase“ als „eigenständige, abgrenzbare und mit charakteristischem und spezifischem Stellenwert versehene“ (ebd. S. 31), menschliche Lebenslaufphase neu konzipieren zu müssen. Hier lassen sich differenzierte Begründungen wiederum im Anschluss an die bekannten disziplinären Perspektiven nach inhaltlichen psychologischen und soziologischen Abgrenzungskriterien⁹⁹ systematisieren, die zuzüglich für die Betrachtung „junger Erwachsener“ zu differenzierten identitätstheoretischen Aufschlüssen dahingehend führen, sogar jene „Lebenslage“ einer „eigenständigen Sozialgruppe“ mittlerweile als eine „spezifische, eigenständige Lebensphase“ selbst aufzufassen. (vgl. Münchmeier 2001a, S. 825f.)

- Im Zuge der generellen Manifestierung einer solchen „*eigenständigen Jugendphase*“ bzw. der „Phase der Heranwachsenden“ insgesamt (Adoleszenz), muss die Darstellung gleichzeitig eine weitere – versuchsweise präzisierende – *begriffliche Systematisierung* bezüglich der *internen* Ausdifferenzierung vornehmen, um nicht einer in der Jugendforschung durchaus anzutreffenden Unschärfe von Bezeichnungen anheimzufallen. Um ein relativ altersunabhängiges *Grundverständnis von „Postadoleszenten“ bzw. „jungen Erwachsenen“* zu untermauern, wenn i. d. R. gleichzeitig keine *formalen* Alterskriterien als Kennzeichen der verschiedenen Übergangsgrenzen genügen, dann reichen die in der psychologisch orientierten Abbildung 20 nach Kasten (1999) aufgeführten phasenspezifischen Zuordnungsmomente der Begriffe noch nicht aus. Sie führen m. E. nicht hinreichend *inhaltlich* begründet zu nachweislich phasenspezifischen *Abgrenzungskriterien*, obwohl der Autor sich zumindest um eine operative Darstellung von zum Teil problematischen Entwicklungsabläufen und – ergebnissen bemüht hat.

⁹⁹ Hier erfolgt die Rezeption insbesondere in Anlehnung an Hurrelmanns sozialwissenschaftlich-integrativer Betrachtung von „Jugend“ aus dem Jahre 1995, da dieser Forschungszeitpunkt ungefähr mit dem durchgeführten Zeitpunkt der eigenen Interviews 1997 zusammenfällt und dadurch unmittelbar als empirisch gesicherte Bezugsgrundlage geeignet erscheint; zudem werden die Aussagen bspw. mit zentralen Ansichten Münchmeiers aus dem Jahre 2001 angereichert, um die aktuelle Gültigkeit zu stützen.

Im Gegensatz dazu unternimmt Renschmidt (1992) einen psychologisch orientierten begrifflichen Systematisierungsversuch *im Kontext einer mehrdimensionalen Betrachtungsweise* von „Adoleszenz“, die auch ihrer vielfältigen Probleme gerecht zu werden versucht. Die Probleme beziehen sich sowohl auf tief greifende körperliche Veränderungen, psychische Wandlungen und heftige Auseinandersetzungsformen mit der Gesellschaft und ihren Institutionen und verweisen bei einheitlichen biologischen Gegebenheiten auf zahlreiche soziokulturelle Differenzen. „Abgesehen davon unterliegt die Betrachtung der Adoleszenz historischen Wandlungen und modischen Zeitströmungen, wobei sich gegenwärtig das Pendel mehr zur psychologisch-soziologischen Seite neigt.“ (Renschmidt 1992, S. 1) Im Umgang mit der Terminologie unterscheidet der Autor für die gesamte Zeit des „Heranwachsenden“ bzw. der „Jugend“ einmal die „Adoleszenz“ als „psychische Bewältigung der körperlichen und sexuellen Reifung“ und zum Zweiten die „Pubertät“, die mehr die körperlichen Reifungsvorgänge betrifft und den Beginn der Adoleszenz darstellt. Der *umfassende „Adoleszenzbegriff“* wiederum kann nun *mehrdimensional* wie folgt betrachtet werden:

1. *Biologisch* gesehen, umfaßt Adoleszenz die Gesamtheit der somatischen Veränderungen, die sich am augenfälligsten in der körperlichen Entwicklung und der sexuellen Reifung zeigen.
2. *Psychologisch* betrachtet, umfaßt sie die Gesamtheit der individuellen Vorgänge, die mit dem Erleben, der Auseinandersetzung und der Bewältigung der somatischen Wandlungen sowie den sozialen Reaktionen auf diese verbunden sind. Dabei kommen insofern psycho-soziale Faktoren ins Spiel, als in der Gesellschaft eine mehr oder weniger präzise Vorstellung davon besteht, was als Kindheit oder Erwachsenenstatus zu bezeichnen ist.
3. *Soziologisch* betrachtet, läßt sich Adoleszenz als ein Zwischenstadium definieren, in welchem die Jugendlichen mit der Pubertät die biologische Geschlechtsreife erreicht haben, ohne „mit Heirat und Berufsfindung in den Besitz der allgemeinen Rechte und Pflichten gekommen zu sein, (...)“ (Neidhardt 1970b)¹⁰⁰.
4. In *zeitlicher Hinsicht* umfaßt Adoleszenz die Altersphase etwa vom 12. bzw. 13. bis 20./24. Lebensjahr.
5. In *rechtlicher Hinsicht* bedeutet Adoleszenz eine Zunahme von Teilmündigkeiten. (Renschmidt 1992, S. 3; Hervorhebg. i. O., Auslassg.: P. N.)

Renschmidt (ähnlich wie Kasten 1999) erkennt zwar in einem nächsten Schritt die wissenschaftstheoretisch übliche interne Ausdifferenzierung der Adoleszenz in mehrere (das heißt von zwei bis hin zu fünf möglichen)¹⁰¹ Entwicklungsstadien an. Aber er entscheidet sich selbst dennoch für eine an seine obige begrifflich differenzierte *Zweiteilung der Adoleszenzphase* anschließende formale (Statusbetrachtung) und inhaltliche (Kennzeichen des Status) Phaseneinteilung in „Pubertät“ und „Adoleszenz“ mit folgender Begründung:

¹⁰⁰ Neidhardt, F. (1970b): Bezugspunkte einer soziologischen Theorie der Jugend. In: Jugend im Spektrum der Wissenschaften. Beiträge zur Theorie des Jugendalters. / hrsg.v. F. Neidhardt u. a. - München

¹⁰¹ „Fast alle Theorien unterscheiden zumindest zwei (Ausubel 1968: Das Jugendalter: Fakten – Probleme – Theorie. – 4. Aufl. 1974. - München), manche drei (frühe, mittlere und späte Adoleszenz) (Buxbaum 1958: The psychology of adolescence. Journal of the American Psychoanalytic Association 6; S. 111-120), andere fünf Phasen (Präadoleszenz, frühe Adoleszenz, eigentliche Adoleszenz, Spätadoleszenz und Postadoleszenz) (Blos 1962: Adolescence: Eine psychoanalytische Interpretation. – Stuttgart 1973).“ (Renschmidt 1992, S. 4)

Die erste Phase ist durch eine Fülle von Veränderungen im somatischen, psychischen und psychosozialen Bereich gekennzeichnet. Es kommt zu einem mehr oder weniger plötzlichen *Verlust des Status Kindheit*, es existieren noch unrealistische Vorstellungen von den Statusprivilegien der Jugendlichen ebenso wie vom Erwachsenenstatus. Die Pubertierenden nehmen eine Zwitterstellung ein; sie sind nicht mehr Kind, haben aber auch in der Subkultur der Jugendlichen noch nicht Fuß gefaßt (vgl. Ausubel 1968)¹⁰².

Das zweite Stadium der Adoleszenz ist charakterisiert durch eine Phase der *Reorganisation*. Die im ersten Stadium im Vordergrund stehende Beunruhigung und Verunsicherung nimmt ab, die Jugendlichen haben an Orientierungen gewonnen, Kontakt zu Gleichaltrigen gefunden und den Status der Kindheit weitgehend abgestreift. Gleichwohl ist die Übernahme des Erwachsenenstatus noch nicht gelungen, es entstehen Probleme der Identitätsfindung, und es kann zu Auseinandersetzungen mit den herkömmlichen Strukturen der Gesellschaft kommen. (Renschmidt 1992, S. 4; Hervorheb. i. O.)

Genauso jedoch wie bei der Zweiphasendefinition von Kasten (1999) werden auch bei Renschmidt letztlich keine genaueren phasenspezifischen Entwicklungsaspekte für die „älteren Jugendlichen“/ „Postadoleszenten“ – im Sinne einer internen Strukturierung – innerhalb der Gruppe der „Adoleszenten“ im zweiten Stadium unternommen, um so einen Hinweis insbesondere für die begriffliche Erfassung von „jungen Erwachsenen“ relativ unabhängig vom Altersmodell zu unternehmen. Zählen diese möglicherweise gar nicht mehr zu der Gruppe der „Adoleszenten“, sondern zur Lebensphase des „Erwachsenseins“? Nach den allgemeinen psychologischen Zuordnungskriterien, die hier vorgenommen werden, würden „junge Erwachsene“ genau genommen zumindest noch in die Gruppe der „Adoleszenten“ als Heranwachsende fallen. Der Richtigkeit halber ist für Renschmidt insbesondere noch ein Aspekt zu ergänzen. Auch er geht von der Annahme aus, dass zumindest die „Adoleszenz“ eine eigenständige Betrachtung dahingehend verdient, sie – in Übereinstimmung mit der eingangs vorangestellten Auffassung Münchmeiers als „eigenständige Lebenslage“ (vgl. i. d. A. S. 167) – als „eigenständige Entwicklungsphase“ aufzufassen. Auch Renschmidt sieht junge Menschen dieser Lebensphase „nicht nur unter dem Blickwinkel des noch nicht realisierten Erwachsenenstatus, sondern als Gruppe mit spezifischen Bedürfnissen, Problemen und Sorgen“ (ebd. S. 5). Die Antwort auf die zuvor gestellte Frage nach inhaltlichen altersunabhängigen Differenzierungskriterien für die interessierende Gruppe der „jungen Erwachsenen“ bzw. „Postadoleszenten“ bleibt allerdings auch hier noch unzureichend beantwortet. Jedoch ist dies kein alleiniges psychologisches „internes Abgrenzungsproblem“. Auch Hurrelmann (1995b; in Anlehnung an soziologisch orientierte Forschungsarbeiten wie bspw. Schäfer 1985) plädiert aus sozialisationstheoretischer Perspektive dafür, die „21- bis 25-Jährigen“ und gegebenenfalls „Älteren“ der „Nachjugendphase“ zu den „jungen Erwachsenen“ zu zählen, „die aber in ihrem *sozialen Status* und ihrem *Verhalten* nach noch als *Jugendliche* anzusehen sind“ (Hurrelmann

¹⁰² Ausubel, D. P. (1968): *Das Jugendalter: Fakten – Probleme – Theorie*. – 4. Aufl. 1974. - München

1995b, S. 50; Hervorhebg.: P. N.)¹⁰³. In Bezug auf den „noch nicht (P. N.: völlig) realisierten Erwachsenenstatus“ dieser Gruppe junger Menschen kann die Beantwortung der Frage: ob „junge Erwachsene“ nun noch „Adoleszente“ oder nicht doch schon „Erwachsene“ sind, dagegen mit Junge (1995) aus soziologischer Status-Sicht hinsichtlich formaler und inhaltlicher Übergangskriterien aus dem problematischen, klassischen (weil zweidimensionalen) Jugendkonzept auch andersartig hergeleitet werden:

Der Hauptgrund für die Unklarheiten in der Postadoleszenzdiskussion besteht darin, daß eine ursprünglich im Jugendbegriff angelegte Problematik im Begriff der jungen Erwachsenen neu aufbricht: die *zweidimensionale Konstruktion des Jugendbegriffs*: Jugend wird zumeist definiert über die *Einheit einer soziologisch-ökonomischen und einer soziologisch-sozialpsychologischen Perspektive* (Tölke 1989, S. 39). Die soziologisch-ökonomische Perspektive stellt den Erwerb ökonomischer Reproduktionsfähigkeit, den Prozeß der Arbeitsmarktintegration und die hausrechtliche Verselbstständigung in den Mittelpunkt, während die soziologisch-sozialpsychologische Perspektive den psychischen Prozeß der Adoleszenz, der Persönlichkeitsentwicklung und der Familienbildung betont. Jugend wird aufgefaßt als Statuspassage, die die Bewältigung von zwei Teilstatuspassagen erfordert. Das hat zu Jugenddefinitionen geführt, die Jugendliche von Erwachsenen anhand von Statusdefiziten unterscheiden. **Jugendliche** weisen im Hinblick auf die *psychische Entwicklung* oder in Hinsicht auf den *sozioökonomischen Status einen un abgeschlossenen Entwicklungsprozeß* auf und haben folglich einen unvollständigen Gesamtstatus. Der *vollständige Status des Erwachsenen* hingegen wird über die *Berufstätigkeit, die Gründung eines eigenen Haushalts und erfolgte Familienbildung* definiert. (Junge 1995, S. 10; Hervorhebg.: P. N.)

Was heißt diese zweidimensionale soziologische Jugenddefinition für die Einordnung des Begriffs „junger Erwachsener“? „Die Problematik einer solchen Definition bricht im Begriff des jungen Erwachsenen auf. Denn junge Erwachsene sind Jugendliche, die nur eine der beiden Teilstatuspassagen bereits durchlaufen haben.“ (ebd. S. 11) Das bedeutet, für die Abgrenzung zwischen „Jugendlichen“ und „jungen Erwachsenen“ folgenden Definitionsschluss zu ziehen: Das Problem liegt in der „Definition des Jugendendes als Gleichzeitigkeit von sozialer und ökonomischer Selbstständigkeit“ (ebd. S. 13). Nun kann nach Auffassung von Junge diese Einheit in zwei gleichwertige Kriterien für das „Ende der Jugend“ bzw. dem „Beginn als jungen Erwachsenen“ aufgelöst werden. „Das Jugendende ist erreicht, wenn bereits eines dieser Merkmale zutrifft.“ (ebd.) Das setzt wiederum eine weitere Fassung der Begriffe von ökonomischer (Berufstätigkeit genauso aber auch staatlich gestützte Selbstständigkeitsformen) und sozialer (über die klassische Familienbildung hinausgehende) Selbstständigkeit voraus. Fazit: „Jugendlicher ist nur, wer keines der beiden Definitionsmerkmale aufweist. Diese Definition ist offener als klassische (...), weil sie mit der Betonung des „Oder“ offen ist für unterschiedliche Übergänge und Einstiegspfade in die Erwachsenenheit“ (ebd.) und auf die zunehmende Biografisierung der Jugendphase reagiert.

¹⁰³ Die Gründe liegen (ohne speziellen Ausweis durch den Autor) vermutlich in der Annahme, dass die Soziologie (im Vergleich zu der vollständigen Bewältigung *aller* psychologischen Entwicklungsaufgaben) auch in ihrer klassischen Statusbetrachtung von der Erfüllung *aller* Entwicklungsbereiche im Jugendalter ausgeht, und bei nur teilweise erreichten Statusanforderungen immer noch der Jugendstatus Geltung (vor allem in normativer Hinsicht) beansprucht. (vgl. i. d. A. S. 179)

Ergebnis: „Postadoleszente oder junge Erwachsene sind Erwachsene.“ (ebd. S. 14; Auslassg.: P. N.) Zuzüglich der theoretischen Differenzierung zwischen „Jugend“ und „junger Erwachsener“ (zunächst an der Schwelle zum Erwachsensein) unterstreicht Junge in einem weiteren Gedanken noch die konsequente Begriffsverwendung des „jungen Erwachsenen“ anstelle des der „Postadoleszenz“, die sich beide andernorts entgegen seinem Standpunkt in synonyme Begriffsverwendung wiederfinden. (vgl. ebd. S. 14; vgl. auch Remschmidt bzw. Kasten, i. d. A. S. 166ff.) Als Begründung führt Junge an, dass

- seine Perspektive auf den Begriff des „jungen Erwachsenen“ frei ist von Rückgriffen auf psychologische Entwicklungstheorien;
- sie die soziale Seite des Phänomens einschließlich seiner Entstehung im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung in den Mittelpunkt stellt;
- sie gleichwertige Formen des ausdifferenzierten Erwachsenenstatus anerkennt und
- den Lebenslauf nicht mehr als lineare Abfolge von Lebensereignissen auffasst, weil die Variabilität der Abfolge von Lebensereignissen und die sinkende Verbindlichkeit von Altersnormen keine klare Abfolge mehr erzwingen. (vgl. ebd. S. 15)

Zusammenfassend stützt sich Junge mit dem Begriff des „jungen Erwachsenen“ auf eine Neukonzeptionalisierung der Übergangskriterien von „Jugend“ zum „Erwachsensein“, die von einer „Flexibilisierung des Jugendendes“ (unterschiedliche Lebensereignisabfolgen, unterschiedliche Ausgangslagen und unterschiedliche Ausgänge) und einer „Pluralisierung des Erwachsenenstatus“ (mehrere gleichwertige Formen, andere Ausprägung eines sogenannten „sozialen Dauerstatus“ als Normalitätsfolie) getragen ist. (vgl. ebd. S. 16ff.)

▪ Die terminologischen Betrachtungsweisen stehen an dieser Stelle für ein stärker formales Grundverständnis des „Jugendkonzeptes“ – betrachtet als biografische „Lebensphase“ – und der hierin strukturell verorteten „jungen Erwachsenen“ am Übergang zum „vollständigen Erwachsensein“. Deutlich geworden ist, dass sich für den Begriff des „jungen Erwachsenen“ vor allem in konzeptioneller Hinsicht Schwierigkeiten unterhalb der wissenschaftstheoretischen Perspektiven eröffnen, die vor allem hinsichtlich der Eindeutigkeit psychologischer Herangehensweisen Fragen offenlassen. Biografisch altersgebundene Übergänge sind einerseits nachweislich nur noch relativ zutreffende, einschließlich auch auf die Lebensphase „Jugend“ im Gesamt bezogene, Markierungskriterien für den Begriff des „jungen Erwachsenen“. Wobei jene aber andererseits in psychologisch orientierten Konzeptionen (hier zumeist als „Postadoleszente“ bezeichnet) n. m. K. nicht hinreichend aus altersspezifischen Differenzierungskriterien oder allumfassenden Entwicklungsstadien herausgelöst inhaltlich operationalisiert werden. Hier schließt die Frage gerade im Kontext der beruflichen Identitätsentwicklung (als *ein* spezifisches Thema dieser Arbeit) mit der nahe liegenden Vermutung an, dass die Gründe für die inhaltliche Unbestimmtheit insbesondere im psychologischen „Jugendkonzept“ zu suchen sind. Meine Vermutung ist, dass u. a.

identitätstheoretische Probleme der beruflichen Identitätsentwicklung dafür verantwortlich sind, weshalb die Gruppe der „jungen Erwachsenen“ bisher keine allgemeingültige psychologische Eigenständigkeit im internen Strukturmuster der „Adoleszenz“ außerhalb des klassischen Jugendbegriffs im Sinne der Anerkennung des Erwachsenseins erfährt, weil die berufliche Identitätsentwicklung im klassischen Sinne heute vor ungelösten Problemen steht. Und wenn eine berufliche Identität dem Einzelnen abverlangt wird, die er unter Maßgabe klassischer Merkmale weniger gesichert ausbilden kann, erreicht der Jugendliche letztlich nicht den Status bzw. die Lebensphase des Erwachsenseins im Sinne des klassisch orientierten Jugendkonzepts. Somit ist zunächst die theoretische Schlussfolgerung zu ziehen, soziologisch weiterentwickelte Konzeptionen wie die von Junge insbesondere vor dem Hintergrund des gesamtgesellschaftlichen Strukturwandels hinzuziehen und nach *integrativen* Begriffsbeschreibungen forschen zu müssen. Aber auch Junges Versuch, den Begriff des „jungen Erwachsenen“ von psychologischen Entwicklungstheorien gleich völlig befreien zu wollen, scheint mir nicht die einzig richtige Lösung. Denn auch für die Selbstdefinition des „jungen Erwachsenen“ sind identitätstheoretische (bzw. -psychologische) Problemstellungen eben gerade im Kontext seines thematisierten flexibilisierten Jugendendes und pluralisierten Erwachsenenstatus zu suchen und nicht zu ignorieren möglich, weil sie nicht lediglich von Außen zugeschriebene und übernommene Momente der Identitätsformation darstellen. Zwar fließen in die bisherigen Darstellungen zu den Begrifflichkeiten bereits einige inhaltliche Probleme des „Jugendkonzeptes“ ein, schließlich treten sie aber erst vor dem Hintergrund der zuletzt aufgeworfenen Fragestellung der Identitätsformation (die ja psychologische und/oder soziologische Betrachtungsweisen wiederum für sich selbst beansprucht) in den theoretischen Bezugsweisen des „Jugendkonzeptes“ qualitativ deutlicher zutage. Die Darstellungen zeigen zugleich auf, dass auch die „Statusbetrachtung“, d. h. „Jugend als Statuspassage zwischen Statusübergängen“, in herkömmlicher Sicht nicht mehr ein aktuelles „Jugendkonzept“ hinreichend zu stützen vermag und sich die Frage nach qualitativen und formalen Übergangskriterien anders stellt. Und dies wiederum bricht dann auch oder gerade deswegen für den konzeptionellen Begriff bzw. Lebenslage der „jungen Erwachsenen“ als Problem auf. Im Anschluss an die bisherige formal und inhaltlich noch nicht hinreichend begründete Argumentation zur extern und intern bedingten Ausdifferenzierung der Jugendphase richtet sich der genauere Blick nun auf solche differenzierten theoretischen Bezugsweisen, die spezifische (interne) Gründe für konzeptionell verflüssigte Übergänge zum „Jugendlichen“ im Allgemeinen und für „junge Erwachsene“ im Besonderen systematisieren. Ausdrücklich auch deshalb, weil sie „Jugend“ insgesamt selbstverständlich als „eigenständige Lebensphase“

konzipieren. In einem zweiten Schritt erfolgt die Suche nach Anhaltspunkten im Kontext des Strukturwandels, welche die im ersten Schritt genannten konzeptionellen Gründe für verflüssigte Übergänge gesellschaftsstrukturell fundieren. Jene werden schließlich zu der Auffassung führen können, dass insbesondere die Lebensphase der „jungen Erwachsenen“ als eine „spezifische Lebenslage“ konzipierbar und hierüber insbesondere der hypothetisch aufgestellte theoretische Zusammenhang zwischen (beruflicher) Identitätsentwicklung und der Begriffsverankerung des „jungen Erwachsenen“ anzubinden möglich wird. (vgl. i. d. A. S. 171)

▪ ***Am Übergang Kindheit – Jugendalter*** werden ***in entwicklungs- und persönlichkeitspsychologischer Hinsicht*** folgende Abgrenzungskriterien thematisiert: Mit Beginn der „Pubertät“ (als Prozesse der Geschlechtsreife) setzt eine von der Kindheit sich stark unterscheidende qualitativ andersartig gestaltete Form von körperlichen Entwicklungs- und psychischen Verarbeitungsprozessen des Jugendalters ein. In der „Pubertät“ erfolgt gewissermaßen eine „Neuprogrammierung“ von physiologischen, psychologischen und sozialen Systemen als notwendige Entwicklungsleistung hinsichtlich veränderter Körperfunktionen und veränderter Umwelтанforderungen. (vgl. Hurrelmann 1995b, S. 31) Die *psychischen Bewältigungsverfahren* zur Auseinandersetzung mit den Anforderungen und Herausforderungen des biologischen und psychosozialen Bereichs sind nur dadurch möglich, dass sich „Jugendliche“ von den primären Bezugspersonen innerlich ablösen und eine nicht mehr von Imitation und Identifikation mit den Eltern gesteuerte, sondern eigenständige, autonome Organisation des Bewältigungsprozesses vornehmen. In diesem Sinne können *Entwicklungsaufgaben für jede Lebensphase* identifiziert werden, die mittels entwicklungstypischer Kompetenzen bewältigt werden müssen, da deren Entwicklung die Voraussetzung für die jeweils folgenden Entwicklungsschritte darstellt. (vgl. ebd. S. 32) „Unter einer Entwicklungsaufgabe werden die psychisch und sozial vorgegebenen Erwartungen und Anforderungen verstanden, die an Personen in einem bestimmten Lebensabschnitt gestellt werden. (Einfüg.: P. N.: Das bedeutet:) Die Entwicklungsaufgaben sind psychosoziale Bezugssysteme, innerhalb derer die eigene Persönlichkeitsentwicklung vorgenommen werden muß.“ (ebd. S. 33) Die häufigste (mittlerweile aber auch trotz einer Erweiterung durch Dreher & Dreher 1985 in die Kritik geratene)¹⁰⁴ Rezeption erfährt dabei

¹⁰⁴ vgl. bspw. Ferchoff/Neubauer: Die Kritik setzt darin an, dass die entwicklungspsychologischen Überlegungen „zumindest tendenziell die Thematisierung sozialer Strukturen und materieller Lebensbedingungen vernachlässigen und auch den (...) Differenzierungen und Pluralisierungen heutiger jugendspezifischer Lebenslagen und -welten sowie insbesondere den destandardisierten und entstrukturierten Tendenzen einer individualisierten Jugendphase nicht voll gerecht werden und damit den soziologisch diagnostizierten Phänomenen des Strukturwandels der Jugendphase zu wenig Aufmerksamkeit schenken, (Einfüg.: P. N.: und

das von Havighurst (1972)¹⁰⁵ entwickelte konzeptionelle Grundverständnis. Entwicklungsaufgaben sind hiernach lebensabschnittsbezogen, kultur- und gesellschaftsabhängig, nur wenige allein auf biologische und psychische Prozesse der Reifung festgelegt und in wechselseitiger Verbindung sowohl untereinander als auch in ihrem lebensphasendynamischen Entwicklungsaufbau stehend. (vgl. ebd.) Im Kindesalter sind Entwicklungsaufgaben qualitativ und in ihrer Strukturiertheit deutlich anders als im Jugendalter: „Im Kindesalter geht es um die Entwicklung elementarer kognitiver und sprachlicher Kompetenzen, die Erstentwicklung sozialer Kooperationsformen und moralischer Grundorientierung“ (ebd. S. 34) als Basis für jugendliche Entwicklungsaufgaben. Letztere werden von Hurrelmann in vier große Entwicklungsbereiche differenziert:

1. **Entwicklung einer intellektuellen und sozialen Kompetenz**, um selbstverantwortlich schulischen und anschließend beruflichen Qualifikationen nachzukommen, mit dem Ziel, eine berufliche Erwerbsarbeit aufzunehmen und dadurch die eigene, ökonomische und materielle Basis für die selbstständige Existenz als Erwachsene zu sichern.
2. **Entwicklung der eigenen Geschlechtsrolle und des sozialen Bindungsverhaltens** zu Gleichaltrigen des eigenen und des anderen Geschlechts, Aufbau einer heterosexuellen Partnerbeziehung, die langfristig die Basis für eine Familiengründung und die Geburt und Erziehung eigener Kinder bilden kann.
3. **Entwicklung eigener Handlungsmuster** für die Nutzung des Konsumwarenmarktes und des Freizeitmarktes einschließlich der Medien mit dem Ziel, einen **eigenen Lebensstil** zu entwickeln und zu einem gesteuerten und bedürfnisorientierten Umgang mit den entsprechenden Angeboten zu kommen.
4. **Entwicklung eines Werte- und Normsystems und eines ethnischen und politischen Bewußtseins**, das mit dem eigenen Verhalten und Handeln in Übereinstimmung steht, so daß die verantwortliche Übernahme von gesellschaftlichen Partizipationsrollen im kulturellen und politischen Raum möglich wird. (ebd. S. 34; Hervorhebg. P. N.)

Das wesentlichste, die Konstitution betreffende Unterscheidungsmerkmal zwischen „Kindheit“ und „Jugend“ manifestiert sich nach Hurrelmann darin, „daß es zum ersten Mal im Lebenslauf zu einer bewußten oder doch zumindest bewußtseinsfähigen Entwicklung eines Bildes vom eigenen Selbst und einer Ich-Empfindung kommt“, welches darüber einen „deutlichen qualitativen Sprung in der Persönlichkeitsentwicklung aufweist“ (ebd.).

▪ **Zum Übergang Jugendalter – Erwachsenenalter aus (sozial)psychologischer Sicht:** Der Übergang vom Jugendalter ins Erwachsenenalter ist in psychologischer Sicht dann erfolgt, wenn *alle* Entwicklungsaufgaben so bewältigt sind, dass das Individuum eine *Selbstbestimmungsfähigkeit* auf einem „hohen Grad von Selbstständigkeit und Selbstbestimmung“ sich selbst gegenüber und zugleich die *Verantwortlichkeit* den Bedürfnissen und Belangen anderen Menschen gegenüber erreicht hat. (vgl. ebd. S. 35) Die beiden Hauptprozesse der Persönlichkeitsentwicklung in der Jugendphase – die der

deshalb) können in diesem Zusammenhang nur soziologisch angereicherte Überlegungen und Einsichten weiterhelfen“ (Ferchoff/Neubauer 1997, S. 118; Auslassg.: P. N.).

¹⁰⁵ Havighurst (1972): Developmental tasks and education. – New York

selbstständigen und bewussten *Individuation* einerseits und die damit verbundene Entwicklung von *Identität* andererseits – können nur gelingen, wenn *alle* der genannten Entwicklungsaufgaben in einem aufeinander bezogenen Gefüge gelöst werden und zu einem zumindest *vorläufigen ersten Abschluss als Basisstruktur* für spätere Persönlichkeitsformationen kommen. Erst in der „Jugendphase“ kann aus psychodynamischer Sicht (vgl. Ausführungen i. d. A. S. 38ff.) *entwicklungsbedingt von einer qualitativen Stufe der Bewusstseinsbildung* ausgegangen werden, die den *Aufbau einer Identität* überhaupt in diesem Sinne erst ermöglicht und deshalb zu einem „*phasenspezifischen Charakteristikum*“ wird. Bezogen auf die reflexive Beziehung des Menschen zu seiner inneren und äußeren Realität ist für die „Jugendphase“ dann die Suche nach Orientierung und Sinngebung derart charakteristisch wie in einer keiner anderen Lebensphase davor oder danach. Das von der Erwachsenenwelt angebotene Weltbild wird nach seiner Deutungsleistung befragt und stellt zumeist Ausgangspunkt und Auslöser für Defizite, Leerstellen, Widersprüche und Ambivalenzen in der krisenhaften Auseinandersetzung dar. Erst wenn eine solche „Sturm- und Drang-Periode“ (ebd. S. 35) überstanden und Motive, Bedürfnisse und Interessen in eine vorläufige persönliche Ordnung gebracht sind, sind aus psychologischer Sicht Voraussetzungen für den Austritt aus dem Jugendalter gegeben und können als Bedingung für das Anerkennen als Erwachsener gelten.

Ein besonders markantes Kennzeichen für das Erreichen dieses vorläufigen Stadiums der persönlichen Stabilität ist in der Regel die *psychische und soziale Ablösung von den eigenen Eltern*. Nur wenn sie erfolgt ist und ein neues, abgeklärtes und bedachtes Verhältnis zu den Eltern hergestellt wurde, kann eine eigene stabile Partnerbeziehung zu Gleichaltrigen aufgebaut werden. Es ist gerade diese Neuorganisation der Affekte und Bindungen, die als Maßstab für das „Erwachsensein“ herangezogen werden kann. (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)

Das bedeutet im Vergleich zum Übergang Kindheit – Jugendalter, dass die (psychologischen) Abgrenzungen zwischen Jugendalter und Erwachsensein *fließender* sind und deshalb eine Altersspanne des Passierens unmöglich zu nennen ist. „*Jugendliche*“ (in der weiten Begriffsfassung) *brauchen heute mehr Zeit, die Entwicklungsaufgaben abzuschließen und sich den typischen psychischen Herausforderungen des Erwachsenseins zu stellen.* (vgl. ebd.) Und genau diese Zeitverlängerung erschließt sich insbesondere erst im Kontext der gesellschaftlichen Transformationsprozesse im Allgemeinen einerseits und andererseits – so meine Hypothese – im Kontext der beruflichen Identitätsentwicklung im Besonderen. Hurrelmanns Auffassung zur psychologischen Jugendkonzeption hinsichtlich des voraussetzungswürdigen, vorläufigen persönlichen Stabilitätsstadiums am Übergang zum Erwachsensein, welches zuvorderst markiert wird mit der familiären, sozialen Ablösung, ist aus zwei Gründen (wenn richtig verstanden) an dieser Stelle zunächst hinsichtlich der

Abgrenzung zwischen „jungen Erwachsenen“ und „Erwachsenen“ nicht ganz widerspruchsfrei. Denn zuvor werden „junge Erwachsene“ als „Jugendliche“ betrachtet, weil sie nur einen in dieser Hinsicht defizitären Status einnehmen, solange nicht auch alle anderen Entwicklungsaufgaben, also einschließlich der beruflichen Identitätsentwicklung, erfüllt worden sind. (vgl. i. d. A. S. 175) Jetzt aber wird mit den psychologischen Abgrenzungskriterien die soziale Ablösung von der Herkunftsfamilie als Hauptmarker des persönlichen vorläufigen Identitätsgewinns zum Zeichen des „Erwachsenenstadiums“ erhoben. Ist ein Grund vielleicht auch darin zu sehen, dass eine soziale Ablösung heute eher vollzogen werden kann, als der Aufbau einer vorläufigen beruflichen Identität? (Ich gehe allgemein davon aus, dass Hurrelmanns erstere Zuordnung des „jungen Erwachsenen“ zum „Jugendlichen“ zwar einerseits tatsächlich für die problematischen psychologischen Abgrenzungskriterien spricht, wie die eigene Argumentation gezeigt hat und noch zusammenzufassen ist. Andererseits beruht seine Zuordnung zuvor auf einer letztlich stärkeren soziologischen Orientierung der Sozialisationstheorie, auf die in Bezug auf Teilselbstständigheiten noch einzugehen ist.) Zunächst würde die Betonung des Hauptmarkers der sozialen familiären Ablösung auf die Weise auch die Bedeutung der beruflichen Selbstständigkeit sowohl zur Formation der vorläufig stabilen Selbstdefinition im „Ganzen“ unterschätzen, als auch ihre Bedeutung insbesondere vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Transformationsprozesse als eine wesentliche identitätstheoretische Ablösungs- bzw. soziale Unterstützungsressource von der Herkunftsfamilie selbst. Insbesondere die (berufliche) Identität von „jungen Erwachsenen“ betreffend, fällt ein klassischer Anhaltspunkt der Jugendtheorie auf bzw. er kommt zur Begründung des psychologisch m. E. zu ungenau konzeptionell entworfenen Begriffs des „jungen Erwachsenen“ hinzu. Neuere entwicklungspsychologische Identitätsentwicklungskonzepte, bspw. in der Tradition von Marcias Statuskonzept (vgl. i. d. A. S. 46ff.), greifen mitunter explizit die Transformationsprozesse auf, um „Jugendliche“ versuchsweise konzeptionell erwachsen werden lassen zu können. Nämlich dann, wenn sie mittels differenzierter „Diffusionsgrade“ von unterschiedlichen individuellen Statusübergängen hinsichtlich der Identitätsentwicklung ausgehen, ohne ihnen einen theoretischen Defizitstatus zwanghaft zuzuweisen und dafür den „jungen Erwachsenen“ auch als einen in Anknüpfung an Junge (1995, S. 11) so bezeichneten „Dauerstatus“ (bezieht sich auf den lebensbereichsspezifischen Statuswechsel einschließlich des „Moratoriums“) zusprechen zu können. Hier ließen sich Aspekte anknüpfen, die sich bereits in dieser Arbeit mit der problematischen Identitätsentwicklung in klassischen Konzepten und mit deren kritischen

Überwindungsversuchen bspw. durch postmoderne Konzepte beschäftigen. Für die begriffliche Systematisierung des „jungen Erwachsenen“ würde eine solche Sichtweise aber voraussetzen, Übergänge auch möglicherweise dahingehend flüssiger zu sehen, dass nicht mehr die Erfüllung bzw. Bewältigung *aller* Entwicklungsaufgaben als vordergründigen psychologischen relativen Stabilitätsmaßstab der Identitätsentwicklung einer auf die Weise gelungenen Identitätsfindung am Übergang zum „Erwachsensein“ angenommen wird. Sondern eine Sichtweise von differenzierten Bewältigungsformen zur Bildung differenzierter Identitäts- und Lebenskonzepte wird notwendig, mittels derer den „jungen Erwachsenen“ als eine spezifische „Adoleszenzgruppe“ eventuell ein quasi eigenständiges Bewältigungsmuster zugesprochen werden könnte. In dieser Hinsicht zumindest bieten m. E. soziologische Jugendkonzepte fortgeschrittene Anhaltspunkte im Sinne von integrationsfähigen Theorieaufschlüssen.

▪ ***Zur soziologischen Abgrenzung des Kindheits- und Jugendalters:***

Im Anschluss an das psychologische Konzept der Entwicklungsaufgaben fragt die soziologische Betrachtung der Jugendphase, „zu welchem Grad und in welchen Bereichen der Prozeß des Einrückens in die verantwortlichen gesellschaftlichen Mitgliedsrollen erfolgt. Die Jugendphase kann in dieser Perspektive als der entscheidende Lebensabschnitt definiert werden, in dem die in der Kindheit bereits erworbenen individuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten so weiterentwickelt und entfaltet werden, daß die für die Übernahme der späteren Erwachsenenrolle wichtigen Kompetenzen erworben werden“ (Hurrelmann 1995b, S. 38). Wird der notwendige Kompetenzgrad für den Übergang von einer sozialen Position in die andere (bzw. nächste) erfüllt, dann wird von einem „Positions- oder Statusübergang“ in eine nächste Statuspassage gesprochen. Solche Statusübergänge sind die vom „Kind“ zum „Jugendlichen“ bzw. vom „Jugendlichen“ zum „Erwachsenen“: „Beide Abschnitte sind Markierungspunkte in einem für ‚normal‘ gehaltenen Lebenslauf, wie er für die große Mehrheit der Bevölkerungsmitglieder unserer Gesellschaft als typisch erachtet wird. Mit jedem sozialen Status sind bestimmte Vorstellungen darüber verbunden, wie sich Positionsinhaber angemessen verhalten und welche Rechte und Pflichten sie besitzen.“ (ebd. S. 39) Die Statusübergänge weisen aber heute keine eindeutig definierten und zeitlich fixierten Zuweisungskriterien mehr auf, um eine „klare und unzweideutige Angabe“ (ebd.) möglich zu machen. „Es fehlt auch weitgehend an symbolischen Unterstreichungen

(zeremonielle, gesellschaftliche Riten)¹⁰⁶. Der Statusübergang untergliedert sich vielmehr in Einzelbereiche, die verschiedenartige soziale Bedeutungen und damit auch eine unterschiedliche biographische Sinngebung erhalten können. Auch weicht der Übergang in den einzelnen Bereichen zeitlich voneinander ab.“ (ebd.) Für den Übergang vom Status „Kind“ zum Status „Jugend“ gilt eine „schrittweise Erweiterung der Handlungsspielräume“ und die damit „gleichzeitige Erweiterung der Rollenvielfalt“ durch die Integration „in ein zunehmend komplexer werdendes Netz von sozialen Erwartungen und Verpflichtungen“, die wiederum „mit der Herausbildung entsprechender Kompetenzen zur Teilhabe an den sozialen Interaktionsprozessen einhergeht“. (ebd.) Als dementsprechende Entwicklungsbereiche werden Folgende unterschieden:

- **Leistungsbereich:** „Lernleistungen (laufen) schrittweise auf einem immer höheren komplexeren und anspruchsvolleren Niveau (ab). Der Übergang ist fließend und erfolgt in qualitativen Sprüngen, die immer weiter zu einer selbstständigen Bestimmung der eigenen Leistungsfähigkeit hinführen.“ (Hurrelmann 1995b, S. 40)
- **Familienablösung und Gleichaltrigenkontakte:** Beinhalten, „daß sich ein junger Mensch aus dem System der sozialen Bindungen der Familie löst und neue Anforderungen und Ansprüche bewältigt, die auch eine andere und neue Basis für die Bildung der Identität verlangen als die Familienzugehörigkeit“ (ebd.). Die Ablösung besteht „in einer Verselbstständigung der sozialen Kompetenzen und Kontakte und in einer Anreicherung des sozialen Rollengefüges“ (ebd.). Aus soziologischer Sicht ist die Ablösung von der Herkunftsfamilie „der entscheidende Schritt zur eigenständigen Verortung in der Sozialstruktur der Gesamtgesellschaft“ (ebd.). Diese Teilpassage stellt nun keinen „klar definierten und organisierten sozialen Akt“ (ebd.) durch gesellschaftlich gestützte Übergangsriten mehr dar, sondern ist eine individuelle Aufgabe. Durch Aufnahme von sozialen Kontakten zu Gleichaltrigen kommt es im Gegensatz zu zuvor familiären Vorstellungen und die von anderen wichtigen erwachsenen Bezugspersonen nun zu einer deutlichen Veränderung der individuellen Möglichkeiten, „wenn im Verlaufe des Jugendalters eine Selbstbestimmung von Freundeskontakten möglich wird, die eigene Auswahl von Kontaktpartnern eingeräumt wird und der Zeitrahmen für die sozialen Freundschaftskontakte selbst bestimmt werden kann“ (ebd.).
- **Konsum- und Freizeitorientierung:** Die stärkere Orientierung an Gleichaltrigen dient auch zur Unterstützung bei der Bewältigung der gesellschaftlichen Anforderungen im Konsum- und Warenbereich. „Gleichaltrige finden sich strukturell in der gleichen Lebenslage und nehmen eine gemeinsame Definition ihrer Lebenswelt vor. (...) So gesehen stellen die Gleichaltrigengruppen soziale Räume dar, in denen Selbstständigkeit auch in diesen für heutige Gesellschaften so zentralen Verhaltens- und Lebensbereichen erlernt werden kann. (vgl. Zinnecker 1987)¹⁰⁷.“ (ebd. S. 41; Auslassg.: P. N.)
- **Politische Partizipation:** „Im Jugendalter erfolgt im Unterschied zum Kindesalter zum ersten Mal die Eigenständigkeit und Selbstständigkeit der Orientierung und schrittweisen Mitgestaltung in gesellschaftlich wichtigen, öffentlichen Räumen, wobei jeweils Chancen zum Erfolg und zum Versagen gegeben sind.“ (ebd.) Im Unterschied zum Kindesalter „ist eine Selbstdefinition des sozialen und des politischen (Bürger-)Status ohne direkten Einfluß der Eltern notwendig. Durch diese Konstellation ist qualitativ eine andere soziale Anforderungssituation gegeben als im Kindesalter; zugleich wächst auch in diesem Bereich die Vielfältigkeit (Pluralität) von Interaktionsfeldern und Interaktionsverpflichtungen und es kommt zu einer Erweiterung des Rollensets, also der jeweils einer bestimmten sozialen Einzelposition angemessenen Verhaltensweisen des Individuums (vgl. Buchmann 1983, S. 65)¹⁰⁸“ (ebd.).

¹⁰⁶ Bspw. für den zweiten Übergang war die traditionelle Kommunion oder die für ostdeutsche Jugendliche gültige Jugendweihe ein etablierter Ritus, der in der heutigen Gesellschaft allein keine tragende Säule der Übergangsmarkierung darstellt.

¹⁰⁷ Zinnecker, J. (1987): Jugendkultur 1940-1985. – Opladen

¹⁰⁸ Buchmann, M. (1983): Konformität und Abweichung im Jugendalter. – Diessenhofen.

Im Ergebnis zeigt sich (nach Hurrelmann 1995b) für den Statusübergang vom „Kind“ zum „Jugendlichen“ erstens eine starke Untergliederung, das heißt, die Übernahme einer teilweise selbstständigen Mitgliedsrolle erfolgt in verschiedenen Bereichen nach unterschiedlichen Kriterien. Zweitens lässt sich (folglich) der Statusübergang keinesfalls an einen festen Zeitpunkt nach dem biologischen Alter binden, das heißt, dass in den verschiedenen Entwicklungsbereichen unterschiedliche Altersnormen die teilweise selbstständige Mitgliedsrolle festlegen (bspw. im Leistungsbereich mit dem Schuleintritt der 6 bis 7-Jährigen; soziale Ablösung der Herkunftsfamilie mit etwa 12-14 Jahren). Und das bedeutet drittens, dass sich die sozialstrukturell-institutionellen Arrangements in den Lebensphasen „Kindheit“ und „Jugend“ erheblich voneinander unterscheiden:

Mit dem Eintritt in das *Jugendalter* sind junge Menschen mit einer Struktur von sozialen Positionen und Handlungsanforderungen konfrontiert, die teilweise zusammenhängende, teilweise aber auch voneinander unabhängige und in Widerspruch zueinander befindliche Anforderungen stellen. Diese sozialen Handlungsfelder bilden vom Standpunkt des Individuums aus, voneinander abgegrenzte Interaktionsbereiche, an denen man individuell partizipiert. Im Jugendalter muß die Fähigkeit entwickelt werden, mit diesen institutionellen Vielfältigkeiten umzugehen und die hierarchischen und horizontalen Spannungen, die zwischen den einzelnen Rollenbereichen auftreten, auszugleichen. (ebd. S. 42; Hervorhebg.: P. N.)

▪ **Zur soziologischen Abgrenzung des Jugendalters vom Erwachsenenalter:** „Der Übergang in den Erwachsenenstatus gilt dann als vollzogen, wenn in den zentralen gesellschaftlichen Positionen die *volle Selbstständigkeit* als Gesellschaftsmitglied erreicht“ (Hurrelmann 1995b, S. 42; Hervorhebg.: P. N.) ist. Als die wichtigsten Teilbereiche können dem Autor nach in Analogie zu den jugendlichen Entwicklungsaufgaben folgende Kennzeichen der Erwachsenenrolle festgeschrieben werden:

- **die berufliche Rolle** (einschließlich der Rolle als ökonomisch selbstständig Handelnder)
- **die interaktiv-partnerschaftliche Rolle** (einschließlich der Rolle als verantwortlicher Familiengründer)
- **die Rolle als Kulturbürger** (einschließlich der selbstständigen Teilnahme am Konsumbereich)
- **die Rolle als politischer Bürger.** (ebd.)

Auch gilt wieder für den Prozessvollzug, dass jener erst dann mit dem Erreichen des Erwachsenenstatus abgeschlossen ist, wenn in „*allen* Handlungssektoren“ ein „entsprechender Grad an Autonomie der Handlungssteuerung erreicht wird“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.). Die Zuweisung von Altersvorgaben erfüllt zwar aus normativer Sicht eine gesellschaftlich wichtige Funktion, bspw. zur Regelung von Interaktionen in einem bestimmten biologischen Alter und zur formalen Institutionalisierung von Lebensereignissen sowie der Zuordnung von bestimmten Rechten, Pflichten und Verantwortungen in jeder Lebensphase. „Denn in jeder Gesellschaft existieren normative Vorstellungen über das Alter und die Alterspanne, in welcher bestimmte Übergänge zu realisieren sind, sowie Erwartungen

zur zeitlichen Ordnung der verschiedenen Ereignisse (vgl. Glaser/Strauss 1971)¹⁰⁹.“ (ebd. S. 43) Aber je höher der Komplexitätsgrad einer Gesellschaft ist, desto umfangreicher, unübersichtlicher und unverbindlicher werden die Teilnahmeregelungen am sozialen Handeln. Und zugleich sagt die Verbindlichkeit solcher Altersnormen nichts über die tatsächliche, individuelle Lebenssituation aus. (vgl. ebd.)

Generell kann aus soziologischer Betrachtung die „Jugendphase“ als Lebensabschnitt beschrieben werden, „der durch ein *Nebeneinander* von noch unselbstständigen, quasi kindheitsgemäßen, und selbstständigen, quasi schon erwachsenengemäßen Handlungsanforderungen charakterisiert ist“ (ebd. S. 46; Hervorhebg.: P. N.). Dabei wird der *entscheidendste* Schritt beim Austritt aus dem „Jugendstatus“ darin vollzogen, wenn die schulischen und beruflichen Ausbildungsverhältnisse verlassen und ein Übertritt in den Berufs- und Erwerbstätigensektor vorgenommen werden („*Berufsrolle*“). Der zweite wichtige Markierungsschritt des Statusübergangs zum „Erwachsenen“ liegt in der Ablösung von der Herkunftsfamilie und Gründung einer festen Partnerschaft und eigener Familie („Partner- und Familienrolle“). Zum dritten vollzogenen Übergangskriterium wird der Grad der Autonomie in der „politischen Bürgerrolle“ mit eigenem aktiven und passiven Wahlrecht und Mitbestimmungsmöglichkeiten sowie in der „Kultur- und Konsumentenrolle“. (vgl. ebd. S. 46f.)

▪ Aus der inhaltlichen Systematisierung psychologischer und soziologischer Abgrenzungskriterien kommt Hurrelmann (1995b) zu folgenden wichtigen Schlüssen: „Das Jugendalter läßt sich genauso wie andere Lebensabschnitte *nicht allein* durch psychologische Kriterien definieren und abgrenzen. Es muß auch als ein gesellschaftlich definiertes Phänomen betrachtet werden, dessen Konturen durch rechtliche und soziale Vorgaben zumindest mitbestimmt werden.“ (ebd. S. 48; Hervorhebg.: P. N.) Aus soziologischer Sicht ist die „Lebensphase Jugend“ insofern „eine *eigenständige Lebensphase*, als in ihr der Prozeß des Einrückens in zentrale gesellschaftliche Mitgliedschaftsrollen eingeleitet und *zum Ende* gebracht wird“ (ebd. S. 49; Hervorhebg.: P. N.). Im Vergleich zu der psychologischen Betrachtung, welche die „Umbrüche des körperlichen und seelisch-psychischen Gestaltwandels“ unterstreicht, „betont die soziologische Perspektive vor allem die strukturellen sozialen Spannungen und Widersprüche“ (ebd.). Letztere zeigen sich auch für die Thematisierung der Identitätsentwicklung darin, dass in einigen Teilbereichen schon eine weit reichende soziokulturelle Autonomie erreicht wird, in anderen noch nicht. Die tatsächliche Lebenssituation von „*älteren Jugendlichen*“ zeigt im Bereich der politischen und

¹⁰⁹ Glaser, B. G./ Strauss, A. L. (1971): Status passage. – London

wirtschaftlich-konsumistischen Partizipation eine frühere Möglichkeit des Einrückens in die Erwachsenenrolle, im Familienbereich und vor allem in der Erwerbstätigenrolle dagegen ein spätes Stuserreichen. „Ihre Situation ist, zugespitzt formuliert, durch die frühe soziokulturelle Selbstständigkeit bei später sozioökonomischer Selbstständigkeit charakterisiert. Hierdurch ergibt sich eine spezifische Ausprägung von unterschiedlichen Anforderungen in den einzelnen sozialen Positionen, die soziologisch als ‚Statusinkonsistenz‘ oder ‚Statusdiskrepanz‘ bezeichnet wird.“ (ebd.) Und genau in diesem Punkt ist das soziologische Jugendkonzept dem psychologischen zumindest in Bezug auf eine phänomenologische Konzeption des „jungen Erwachsenen“ relativ weit voraus, weil es – und dies haben bereits die Ausführungen zu Junges begriffliche Systematisierungen hervorgebracht (vgl. i. d. A. S. 170f.) – die Voraussetzungen für differenzierte Übergangskriterien schafft und damit Übergangsgrenzen tatsächlich verflüssigt. Vergleichsweise möglich wäre m. E. hier sogar die Übernahme der Bezeichnung „Zwitterstellung“ auf den Status „junger Erwachsener“, die Renschmidt in der psychologischen Sprache der Pubertät als Phase zwischen „Kindheit“ und „Jugend“ zuspricht. D. h., dem Status des „jungen Erwachsenen“ eine Zwitterstellung zwischen dem soziologisch betrachteten Status „Jugend“ und dem Status „Erwachsenen“ zuzuweisen, weil „junge Erwachsene“ eben erst/schon Teilselbstständigkeiten in den Entwicklungsbereichen erreicht haben. Insbesondere für die soziologisch betrachtete berufliche Identität als ein (neben der Partnerschaft-/Familienrolle als zweite sinnvolle Übergangsmarkierung) konstitutives, genauer „dominantes“ (Hurrelmann 1995b, S. 48) Moment der sozialen Identität des „Erwachsenenstatus“ wird eine andere Betrachtung von „jungen Erwachsenen“ möglich. Mit dem Zuspruch von unterschiedlichen Autonomiegraden können differenzierte Entwicklungsstadien angenommen werden, ohne „jungen Erwachsenen“ einen zwanghaften Defizitärstatus zuweisen zu müssen. Denn jene können mit Junges begründeter Systematisierung zum Status des „Erwachsenen“ hingeählt werden, ohne also dafür zwischen *allen* Handlungssektoren eine „Kette von »Und«-Selbstständigkeitsgraden“ bilden zu müssen. Allerdings ist die (bisher dargestellte) soziologische Betrachtung bezüglich der identitätstheoretischen Perspektive dennoch eine vordergründig Äußerliche, auch wenn balancierende Auseinandersetzungsprozesse als Voraussetzung für Statusübergänge insbesondere als konstitutiver Bestandteil der „Jugendphase“ einbezogen werden. Das heißt, was hier fehlt, ist eine nähere Bestimmung des individuell erachteten und im Abgleich mit Außenerwartungen formatierten Autonomiemaß der Selbstdefinition als „Jugendlicher“ oder „junger Erwachsener“ oder „Erwachsener“. Diesbezüglich hilft allerdings bspw. auch eine

(soziologische) Untersuchung von Stecher (1996) zur subjektiven Selbstverortung von 13- bis 29-Jährigen in Bezug auf ihre subjektive Selbstdefinition als „junger Erwachsener“ allein vom Untersuchungsansatz noch recht wenig weiter, weil eine derartige individuelle „Sozialgruppe“ hier wie auch andernorts überhaupt nicht erfasst bzw. in Betracht gezogen wird. „Jugendliche“ bzw. „Erwachsene“ dieser sozialen Altersgruppe sollen sich zwischen lediglich diesen beiden Zuordnungen entscheiden (bzw. haben sich laut Sample dann auch „nur“ dazu entschieden). Der theoretische Ansatzpunkt zielt auf den Zusammenhang zwischen Selbstkonzept und Alterskonzept und fragt erstens danach, wie lange Jugend alterskalendarisch dauert (Bestimmung von selbst verorteten Altersobergrenzen von ost- und westdeutschen Befragten); und welche Statuspassagen die stärkste Wirkung auf das „Alters-Selbst“ ausüben. Dabei kommt die Untersuchung zu den Ergebnissen, dass

- „die Obergrenze der Jugend in West- und Ostdeutschland allgemein zwischen dem 23. und 25. Lebensjahr gezogen (wird)“;
- „nach wie vor die Lebensphase Jugend in Ostdeutschland zeitlich ‚später endet‘ als im Westen, dies gilt sowohl in bezug auf die biographische Selbstverortung als auch für die allgemeine Einschätzung der Obergrenze der Jugend“; und
- „neben dem kalendarischen Alter, das die stärkste Wirkung auf das Alters-Selbst der Befragten ausübt, vor allem jene Statuspassagen von Einfluß sind, die sich auf den Aufbau gegengeschlechtlicher Beziehungen und die (endgültige) Ablösung von der Herkunftsfamilie beziehen. Gegenüber diesen privaten Markern spielen berufsbiographische Übergänge eine untergeordnete Rolle“

(Stecher 1996, S. 160).

Zusammenfassend betonen die Ergebnisse zur Selbstdefinition der Befragtengruppe von Stecher im gegenläufigen Verhältnis zu den bisherig dargestellten (jugendtheoretischen) Zusammenhängen, dass „das kalendarische Alter nach wie vor zentrales Orientierungsmoment für die Selbstordnung zu den Lebensphasen Jugend bzw. Erwachsensein ist. Es zeigte sich aber auch, daß soziale Handlungsbeteiligungen, wie sie durch Statuspassagen markiert werden, zwar geringeren Einfluß ausüben, aber nicht bedeutungslos sind. Hier sind es vor allem die privaten familiären Statuspassagen, die den Übergang zum Erwachsensein kennzeichnen“ (ebd. S. 161). Zumindest aber in einem Punkt schließt sich Stecher an die jugendtheoretische Problematik der unscharfen Statusbetrachtung wieder an. Auch Stecher stimmt abschließend Meulemann (1992, S. 122)¹¹⁰ zu, dass das Erwachsenwerden seine biografischen Konturen verloren hat und dass die klassischen Definitionsmomente von Jugend (Heirat und Berufseinmündung) zugunsten des Moments „des Besitzes der allgemeinen Rechte und Pflichten“ (Neidhardt 1970, S. 14)¹¹¹ zurückgestellt werden.

¹¹⁰ Meulemann, H. (1992): Älter werden und sich erwachsen fühlen. Über die Möglichkeiten, das Ziel der Jugend zu verstehen. In: Jugend 92 / hrsg.v. Jugendwerk der Deutschen Shell. – Bd 2. – Opladen, S. 107-126

¹¹¹ Neidhardt, F. (1970): Bezugspunkte einer soziologischen Theorie der Jugend. In: Jugend im Spektrum der Wissenschaft. Beiträge zur Theorie des Jugendalters/ hrsg. v. ders. – München, S. 11-48

Dann heißt es nämlich, daß die Statuspassagen ihre strukturierende Wirkung dort verlieren, wo die mit ihnen ursprünglich verbundenen zentralen Handlungsrechte auch diesseits des Erreichens der entsprechenden Passage erlangbar sind. (...) Dies führt zu der Forderung an die Forschung, die biographische Entwicklung stärker im Zusammenhang mit der spezifischen sozialen Lage, in die sie eingebettet ist, zu betrachten, da die Möglichkeiten auf »vorgezogene« Handlungsrechte ökonomisch ungleich verteilt sind. (Stecher 1996, S. 161; Auslassg.: P. N.)

Auf den Aspekt der „spezifischen sozialen Lage“ wird deshalb insbesondere mit der Konzeption des „jungen Erwachsenen“ sogleich differenzierter aus (vor allem berufsbezogener) identitätstheoretischer Sicht zurückgekommen.

▪ Mit Hurrelmann (1995b) können zunächst aus den psychologischen und soziologischen Betrachtungen für die Thematisierung der „*Jugendphase als eigenständige Lebensphase*“ neben des unzureichenden „Lebensaltersmodells“ quasi als „Sequenzmuster dieser alters- bzw. altersstatusbezogenen Erwartungen“ (Fuchs-Heinritz/Krüger/Ecarius 1990, zit. n. Hurrelmann 1995) folgende sozialisationstheoretische Schlüsse zusammengefasst werden:

1. „Jugend ist eine Lebensphase *eigener Form* und *eigener selbsterlebbarer Qualität*, die sich in ihrer *inneren Gestalt* deutlich von den vorangehenden und nachgehenden Lebensabschnitten unterscheidet. Es handelt sich um eine Lebensphase mit einem charakteristischen Stellenwert im menschlichen Lebenslauf, der sich nicht zuletzt auch aus den vielfältigen Vorgaben gesellschaftlicher Art ergibt.“ (Hurrelmann 1995b, S. 50)
2. Hurrelmann geht deshalb auch von der These aus, „*wonach der Jugend eine eigenständige Bedeutung im menschlichen Lebenslauf zugesprochen werden kann*. Weder ist die Jugendphase als eine bloße Verlängerung der Kindheitsphase zu verstehen noch als eine reine Durchgangsphase zum Erwachsenenalter. Unzweifelhaft werden die grundlegenden Strukturen der Persönlichkeit auch schon in der Kindheit ausgebildet, doch kommt es durch die charakteristische Umbruchssituation der Jugendphase zu einer Neubestimmung der Persönlichkeitsdynamik, die die vorhergehenden Strukturen erheblich verändert und in ein neuartiges und andersartiges Gesamtgefüge einbettet“ (ebd. S. 51; Hervorhebg. i. O.).
3. „Zugleich aber kommt es wegen der im Jugendalter charakteristischen unvoreingenommenen Aneignungs- und Auseinandersetzungsprozesse keinesfalls zu einer einfachen Übernahme von gesellschaftlichen Vorgaben oder zu einer Reproduktion von Sozialcharakteren von einer Gesellschaft zur nächsten. Vielmehr ist gerade in diesem Lebensabschnitt das Ausmaß von kreativer und eigenständiger Gestaltung, von produktiver und aktiver Auseinandersetzung mit den inneren und äußeren Lebensbedingungen von sehr großer Bedeutung.“ (ebd.)
4. Auch mit postmodernen Jugendtheorien, die Jugend insbesondere nicht als kollektive Statuspassage betrachten (vgl. auch Mansel/Klocke 1996 S. 8), sondern von „Jugend im Plural“ (Lenz 1988, S.155) sprechen, lässt sich Hurrelmanns Auffassung stützen, wenn er sagt: „Jugend ist eine Lebensphase, aber ‚die‘ Jugend als einheitliche soziale Gruppe gibt es nicht. Vielmehr existiert ‚Jugend‘ in einer breiten Fülle von sozialer Differenzierung (...)“ (ebd.; Auslassg.: P. N.).

Die bisherigen Aussagen zu den konzeptionellen Problemen und Schlussfolgerungen des Strukturwandels der Jugendphase können dahingehend zusammengefasst werden, dass es sich im Gegensatz zu den herkömmlichen Definitionen von Jugend um eine *qualitativ neue* Lebensphase insgesamt handelt. Dann ergäbe sich auch mit Oechsle (1990) die Möglichkeit, die verlängerte Phase der Adoleszenz, also die Postadoleszenz, anhand ihrer Untersuchungsergebnisse als eine qualitativ neue Lebensphase im Kontext eines „neuen kulturellen Modells“ zu betrachten. In jenem „neuen kulturellen Modell“ wirkt nicht mehr das alte Arbeitsethos der protestantischen Pflichtethik als übergreifendes Deutungsmuster auf die

gesamte Lebensführung und die Integration der verschiedenen Lebensbereiche. Oechsle begreift nun die Arbeitsethik als Teil eines umfassenden kulturellen Modells, „als Teil einer Gesamtheit von Lebens- und Denkformen, die sowohl die sozialen Deutungsmuster wie die Habitusformationen umfaßt“ (Oechsle 1990, S. 155). Die Autorin untersucht unter diesem Aspekt mögliche Veränderungen des alten kulturellen Modells bezüglich einer rationalen Lebensführung.¹¹² In diesem Modell werden ausdrücklich identitätstheoretische Fragestellungen, und insbesondere die der beruflichen bzw. arbeitsorientierten Identität, verankert, die in den vorher betrachteten Konzepten eher nicht expliziter und deshalb m. E. kritischer Gegenstand sind. Für die Untersuchungsgruppe von Oechsle stellt sich die Lebenssituation junger Männer und Frauen als eine dar, „die durch Berufstätigkeit, ökonomische Unabhängigkeit, eine eigene Wohnung und das Zusammenleben mit einem Partner in einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft charakterisiert ist“ (Oechsle 1990, S. 167). Die Adressaten befinden sich in einer Übergangsphase, die

weniger eine Statuspassage als vielmehr eine eigenständige biographische Phase von durchaus längerer Dauer darstellt. Geht man (Einfüg. P. N.: in klassischer Weise) von dem Indikator Berufstätigkeit und ökonomische Unabhängigkeit aus, dann handelt es sich bei der Mehrzahl der von uns befragten jungen Männer und Frauen um Erwachsene. Geht man von den Indikatoren Heirat und Elternschaft aus, dann muß man eher von Jugendlichen sprechen. Aber dies sind äußere Indikatoren, die wenig aussagen über den Prozeß der Identitätsbildung; sie sagen zudem nichts über die biographischen Selbstdefinitionen. Nur die wenigsten der von uns befragten jungen Männer und Frauen sehen sich selbst als Erwachsene im Sinne des Eriksonschen Konzepts der Identitätsentwicklung, das heißt, als Erwachsene mit festumrissenen Lebenszielen und einer abgeschlossenen Identität. Viele begreifen sich selbst als in einer Phase des Experimentierens – auf der Suche nach der eigenen Identität (ebd.).

Im Gegensatz zu einer festgelegten „eindimensionalen Identität“ (ebd. S. 168) ist für diese Postadoleszenten das Leitbild für den eigenen Lebensentwurf das Ideal eines ständigen Persönlichkeitswachstums sowie einer offenen und unabgeschlossenen Identität. Und dieses Lebensleitbild gilt für sie nicht nur als jugendliches, sondern auch als eines für das Erwachsenenalter. Es ist „jedoch nicht nur Ausdruck eines rein subjektiven Strebens nach Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentwicklung“, sondern auch Ausdruck eines auf den sozialen Wandel zurückbaren „reflektierten Zwanges zur lebensgeschichtlichen Mobilität und Flexibilität“ (ebd.). Das heißt, eine offene Biografie, die verschiedene Lebensformen auszuprobieren möglich macht, ist auch eine Antwort auf ökonomische und kulturelle Modernisierungsprozesse. Der Übergang in das Erwachsensein mit Beginn der Berufstätigkeit, Heirat *und* Elternschaft ist mittlerweile „ein längerer Prozeß *gradueller* Integration in den Erwachsenenstatus“ (ebd. S. 168; Hervorhebg.: P. N.):

¹¹² Die untersuchten Arbeitsorientierungen sind wiederholt Gegenstand i. d. A. S. 193ff.

Der Beginn der Berufstätigkeit (und damit der ökonomischen Unabhängigkeit) ist nunmehr ein Moment in dem – verlängerten – Prozeß des Erwachsenwerdens, er bedeutet keineswegs per se ein Ende der Phase des Experimentierens und Ausprobierens. Auch das Zusammenleben mit einem Partner (meist unverheiratet oder sogar in getrennten Wohnungen) läßt häufig noch Spielräume für Prozesse des Suchens. Berufstätigkeit und Partnerschaft allein konstituieren offensichtlich noch keine Erwachsenenidentität im klassischen Sinne. Sie sind prinzipiell revidierbar und erlauben immer noch ein Offenhalten der eigenen Biographie. *Erst Elternschaft* scheint für die befragten jungen Männer und Frauen die Phase des Experimentierens zu beenden; erst dieser Schritt bedeutet für sie das Ende des Moratoriums, in dem sie sich nach eigenem Verständnis noch befinden. (Oechsle/Zoll 1990, S. 169; Hervorhebg.: P. N.)

Entgegen Auffassungen, die von einer soziokulturellen Reife bei gleichzeitiger ökonomischer Unselbstständigkeit ausgehen,

verstehen wir Postadoleszenz als biographische Phase, in der die jungen Männer und Frauen, auch wenn sie berufstätig und damit ökonomisch unabhängig sind (also klassische Merkmale des Erwachsenenstatus ausweisen), dennoch an einem jugendlichen Selbstbild und – soweit wie möglich – an einem jugendlichen Lebensstil festhalten. Jugendlichkeit wird assoziiert mit Offenheit und Ungebundenheit, während Erwachsensein als sich festlegen, als starr-und-unflexibel-werden verstanden wird; Jugendlichkeit ist in der biographischen Selbstdefinition der jungen Männer und Frauen das Ideal, während der Status des Erwachsenen eher als Mangel und als Verlust empfunden wird (ebd.).

Ob „Erwachsensein“ heute – gut fünfzehn Jahre nach den Untersuchungsergebnissen – immer noch als ein festgelegter Status von jungen Erwachsenen betrachtet wird, scheint m. E. fraglich, da sich einerseits die gesamte Lebensführung aller Gesellschaftsmitglieder im Zuge des gesellschaftlichen Wandels gewandelt hat und zwar auch und insbesondere für (in der klassischen Definition) Erwachsene. Und andererseits auch eine schwierigere – im Sinne einer eindeutigen – Abgrenzung von zunehmend „postmodern“ eingestellten Eltern im heutigen Ablösungsprozess anzunehmen wäre. Die Untersuchungsergebnisse machen aber schon für 1990 deutlich, dass die Spielräume für Identitätsentwürfe nicht unbegrenzt sind und dass es insbesondere immer noch eine Normalität berufsbiografischer Abläufe gibt, die nicht konsequenzlos durchbrochen werden kann. Insgesamt zeigen die Autoren, dass sich die Identitätssuche ihrer befragten Postadoleszenten „im Spannungsfeld von neuen kulturellen Orientierungen und einer ökonomischen und sozialen Realität bewegt, die diese Orientierungen zwar mitbefördert, ihre Realisierung aber nur unter dem Vorzeichen sozialer Ungleichheit gestattet“ (ebd. S. 171). Hinsichtlich der postmodernen Status- und Identitätsentwicklungsaspekte wird zwar nun die tiefe Ambivalenz der sozialen Situation in Richtung eines neuen kulturellen Modells betont. Die Befragten erfahren aber immer noch auch aufgrund ihrer Selbstzuschreibungen eine Zuordnung zu der Gruppe der „Postadoleszenten“, sind also immer noch ein Teil der biografischen Phase „Jugend“. Damit lösen sich auch diese Autoren noch nicht völlig, sondern eben nur graduell von der klassischen Statusbetrachtung und den Identitätsentwicklungsprozessen ab, geben ihnen aber bedingt durch die direkte Einbeziehung postmoderner Entwicklungstendenzen vorerst ein

neues interessantes Vorzeichen. Erwachsen ist zumindest dann derjenige, der sich in erster Linie in seinem Selbstverständnis als solcher betrachtet und durch eine eigene Familiengründung von der Herkunftsfamilie ablöst und eine für sich und genauso für seine eigene Familie verantwortungsvolle Lebensgestaltung vornehmen muss. Für die Betrachtung „junger Erwachsener“ in der hier vorliegenden Arbeit ist zwar die explizit stärkere Betonung von identitätsrelevanten Aspekten durch die Autoren aner kennenswert. Das Selbstverständnis als junger Erwachsener bleibt dennoch für meine Begriffe zu undifferenziert, da sich das „neue kulturelle Modell“ zugleich auch auf alle anderen Selbstverständnisse aller Sozialgruppen (respektive aller intern strukturierbaren Jugendgruppen) erstreckt.¹¹³

- In dem Maße nun, wie die „eigenständige Lebensphase Jugend“ insgesamt inhaltlich begründet scheint, zeichnet sich (über Hurrelmanns Darstellung hinausgehend und an Oechsles Modell anknüpfend) allmählich auch insbesondere für die Thematisierung der (beruflichen) Identität von „jungen Erwachsenen“ eine wichtige formale Konsequenz für die „Jugendphase“ ab, nämlich für jene „älteren Heranwachsenden“ schließlich eine „*eigenständige Lebenslage*“ selbst zu konturieren.

Und einen derartigen letzten viel versprechenden Schritt vollzieht Münchmeier (2001a). Dabei ist davon auszugehen, dass eine derartige Konsequenz mindestens ein Jahrzehnt nach den Ausführungen Hurrelmanns (1995b), Oechsles (1990) u. a. m. aufgrund von mittlerweile sich rasant verschärfenden gesamtgesellschaftlich bedingten Strukturwandlungsprozessen der „Jugendphase“ gezogen wird. Das heißt, die Kategorie der „Jugendphase“ selbst steht vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Transformationsprozesse aktuell und anhaltend zur Disposition – ihre („typischen“) Verhaltensweisen, Orientierungsmuster und Einstellungen, die innere Qualität, der Zuschnitt, die Aufgabenstruktur und das, was die „Jugendphase“ gesellschaftshistorisch war. Insbesondere durch den sozialen Wandel „wird die Jugend (auf der subjektiven Seite) dadurch zu einer Bildungs- und Orientierungsphase. Sie wird vergleichsweise stärker als früher aus den konventionellen und traditionellen

¹¹³ Vgl. hierzu auch die kritischen Einwände bspw. bereits von Baethge (u. a. 1983): Die Autoren greifen insbesondere den strukturellen Aspekt zu den Veränderungen der Jugendphase vor dem Hintergrund krisenhafter gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen auf. Das heißt, dass eben nicht ohne Weiteres auf einen „neuen Sozialisationsstypus“ der Postadoleszenten in Richtung einer grundlegend gewandelten Motivationsstruktur vor allem in Bezug auf Arbeit als Resultat kriseninduzierter arbeitsgesellschaftlicher Veränderungen geschlossen werden kann. „Die Verallgemeinerung von Lebensstil und Verhaltensweisen vor allem des studentischen und nach-studentischen Milieus zu einer generellen neuen und arbeitsabgewandten Verhaltensstruktur und Lebensweise im dritten Lebensjahrzehnt (Zinnecker) entbehrt, wie die Daten zur Erwerbstätigkeit und Wohnsituation zeigen, jeder empirischen Grundlagen. Vermutlich ist mehr von neuen Entwicklungskonflikten als von einer strukturellen Neubestimmung der entsprechenden Altersstufe auszugehen. (...) Bezogen auf unsere Ausgangsfragestellung, das Verhältnis der Jugendlichen zur Arbeit, bedeutet die ausgewiesene Diskrepanz nichts weniger, als daß sich der psychisch-intellektuelle Entwicklungsprozeß der Jugendlichen zunehmend außerhalb des unmittelbaren Arbeitsprozesses vollzieht und damit dessen Einfluß auf ihn auch zunehmend im Sinne unmittelbarer Erfahrung geringer wird.“ (ebd. S. 213; Auslassg.: P. N.)

Zusammenhängen der Generationsabfolge und soziokulturellen Integration herausgelöst. Andererseits zehrt der Modernisierungsprozeß gerade jene Strukturen auf, die soziale und gesellschaftliche Voraussetzungen und Bedingungen für das »Gelingen« der Jugendphase sind“ (Münchmeier 2001a, S. 817). Ehemals begründete Grundlagen und Zukunftsversprechen des traditionellen Jugendkonzeptes werden ambivalenter, brüchiger und ungewisser, wie bspw. hinsichtlich der Generationskonflikte, der Verlängerung von Schul- und Ausbildungszeiten, hinsichtlich von destabilisierten beruflichen Chancen, von pluralisierten Wertorientierungen und Lebensmustern sowie hinsichtlich der ansteigenden Anforderungen an Selbstständigkeit, Mobilität und Anpassungsfähigkeit. Auch Münchmeier ist klar, dass diese Entwicklungen nicht ohne entsprechende Rückwirkungen auf die Konfiguration „Jugend“ in Anbetracht ihrer gesellschaftlicher Organisation, ihrer Struktur sowie der Altersgruppe, die „Jugend lebt“, haben muss. In diesem Sinne wird in der Forschung mit dem Begriff der „Entstrukturierung“ auch für die „Jugendphase“ operiert, die Folgendes aussagt:

(D)ie einheitliche kollektive Statuspassage zerfällt in plurale Verlaufsformen und Zeitstrukturen (relativ kurze Übergangsphase bei der Arbeiterjugend – relativ lange »postadoleszente« Lebensformen bei der »Bildungsjugend«, Unterschiede zwischen den Geschlechtern, Sozialräumen, Ethnien), es entwickeln sich gleichsam mehrere »Jugenden«, die sich voneinander so stark unterscheiden, daß sie nicht mehr in einem Modell zusammengefaßt werden können. (ebd. S. 818; vgl. u. a. auch Lenz 1988, S. 155).

Insbesondere die Krise der Arbeitsgesellschaft lässt die strukturellen Grundlagen und den symbolischen Sinnzusammenhang von „Jugend“ nicht unberührt:

Weil Vergesellschaftung der Jugend sich den Erfordernissen und Bedürfnissen der Arbeitsgesellschaft verdankt und Jugend von dieser Funktionslogik aus zu einem »Vorbereitungsstatus« mit einer bestimmten Zeitstruktur (sich heute für das spätere Leben vorbereiten) gemacht hat, delegitimiert die Krise auf dem Ausbildungs- und Beschäftigungssektor deren innere Logik und Sinnstruktur. Die Krisen im Erwerbsarbeitssektor, Arbeitslosigkeit, Globalisierung, Rationalisierung und Abbau oder Verlagerung von Beschäftigung sind inzwischen nicht mehr «bloß» eine Randbedingung des Aufwachsens. Sie sind nicht mehr «bloß» Belastungen des Erwachsenenlebens, von denen Jugendliche in einem Schonraum entlastet ihr Jugendleben führen können. Sie haben inzwischen vielmehr das *Zentrum der Jugendphase erreicht, in dem sie ihren Sinn in Frage stellen*. Wenn die Arbeitsgesellschaft zum Problem wird, dann muß auch die Jugendphase als *Phase der biographischen Vorbereitung auf diese Gesellschaft* zum Problem werden. (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)

Generell lässt sich für die „Jugendphase“ festhalten, dass sie vor diesem (arbeits-)gesellschaftlichen Hintergrund nicht mehr als „Statuspassage“ mit deutlichen Abgrenzungskriterien in Bezug auf ihre Zweiteilung und Verlängerung, bspw. aufgrund von verkomplizierten Bildungsexpansionen und Arbeitsmarktveränderungen, verstanden werden kann. Und dies betrifft insbesondere die „nachschulische Jugendphase“, in welcher sich „Postadoleszente“ bzw. „junge Erwachsene“ befinden:

In dem Maße, in dem in diesem Lebensabschnitt den jungen Menschen eigene soziale Probleme und institutionell nicht gestützte Probleme der Lebensbewältigung aufgebürdet werden, der «Ernst des Erwachsenseins» also schon heute gilt, lassen sich Struktur und Sinn dieser Lebensphase auch nicht mehr mit dem Paradigma »Statuspassage« fassen. Damit läßt sich auch die traditionelle sozialisationstheoretische Konzeptualisierung von Jugend (als Lern- und Vorbereitungszeit, als Zeit psycho-sozialer Entwicklung) in dieser Altersphase nicht mehr problemlos durchhalten. Es ist vielmehr notwendig geworden, die lebenslaufbezogene Funktionsbestimmung von Jugend als Übergang wie ihr sozialisationstheoretisches Verständnis als Vorbereitung durch eine Thematisierungsebene zu erweitern, *die diese Zeit der »älteren Jugend/des jüngeren Erwachsenen« als spezifische, eigenständige Lebensphase* beschreibt und analysiert. (ebd. S. 825f.; Hervorhebg.: P. N.)

Anstelle „Jugend als Sekundärstatus“ zu betrachten, steht mit dem **„Lebenslagen-Begriff“** ein theoretisches Konzept zur Verfügung, mit dem die Lebensbedingungen und Verhaltensweisen insbesondere der „älteren Jugendlichen“/ „jungen Erwachsenen“ auf allgemeine äußere Bedingungen im Kontext des Transformationsprozesses beziehbar sind und hier berufliche Qualifikationen, Einkommen, sozialräumliche Gegebenheiten und geschlechtsspezifische Gelegenheitsstrukturen als Merkmale einer „eigenständigen Lebenslage“ gewertet werden können. (vgl. ebd. S. 826) In diesem Sinne lässt sich nach Münchmeier (2001a) die **„Lebenslage junger Erwachsener“** dann folgendermaßen charakterisieren:

- 1) Sie ist „eine durch den Wandel und die Krise der Arbeitsgesellschaft erzwungene nachschulische Lebensphase *unterhalb des gesellschaftlich anerkannten Selbstständigkeitsstatus*“.
- 2) Weiterhin werden den jungen Erwachsenen *eigene „Such- und Orientierungsprozesse* aufgebürdet, sie müssen Formen entwickeln, ihren persönlichen, psychosozialen Entwicklungsprozeß mit den jeweils erreichbaren Formen und Etappen der beruflich-ökonomischen Entwicklungen zu verbinden und zu vermitteln, im gegebenen Fall aber auch voneinander entkoppeln“. Jugendliche „müssen eine *ihren (alltäglichen) Lebensumständen angemessene Lebenspraxis* entwickeln“.
- 3) Die abverlangte Problembewältigung geht über die klassischen Jugendprobleme (»jugendgemäßen Entwicklungsaufgaben«: „Ausbildung von Identität, Aufbau eines stabilen Selbst, Ablösung von den Eltern usw.“) hinaus – sie „müssen in der nachschulischen Jugendphase *neu gefaßt* werden. Wir haben darin nämlich eine Phase vor uns, in der *gleichzeitig persönlichkeitsbezogene Entwicklungsaufgaben und soziale Existenzfragen* bewältigt werden. Jugendliche »rutschen« in sozialpolitische Zonen hinein, werden zunehmend zur *eigenständigen Sozialgruppe* mit einer historisch neuen *widersprüchlichen Lebenskonstellation*. Sie sind zugleich soziokulturell selbstständig und ökonomisch abhängig, müssen gleichzeitig psycho-soziale Entwicklungsaufgaben und schwieriger gewordene äußere Problemkonstellationen (besonders verkomplizierte Berufseinmündungen) lösen“.
- 4) Gleichzeitig ist darauf hinzuweisen, dass durch die Integration der sozial differenzierten Jugendlichen in das Bildungswesen und die Institution Schule wieder *soziale Ungleichheiten und Differenzierungen* (re-)produziert werden (z. B. schicht-, geschlechts-, regionalspezifische Besonderheiten) und so *variiert auch die subjektive und objektive Bedeutung* nachschulischer Existenz.
- 5) Außerdem fällt in diese „nachschulische Lebensphase“ eine „eher geringe Beschäftigung mit weitreichenden persönlichen Zukunftsplanungen, also eine *starke Gegenwartsorientierung* und die Konzentration auf kurzfristige Aufgaben der Lebensbewältigung“, d. h., dass die perspektivischen „Horizonte »enger« geworden sind; (u)nd die Gegenwart ist relativ zur Zukunft wichtiger geworden. (Das heißt:) Es hat eine Gewichtsverlagerung von der Beschäftigung mit einem zukünftigen (erwachsenen) Leben hin zum gegenwärtigen Leben (als junger Erwachsener) stattgefunden“.

6) Schließlich ist ein verändertes *Verhältnis der Generationen* zueinander erkennbar: Eltern leisten existenznotwendige finanzielle Unterstützungsleistungen; dominantes Austauschthema sind die Aufgaben und Gestaltungsmöglichkeiten der *alltäglichen Lebensführung* und nicht mehr die entwicklungspsychologische Ablösungsproblematik; die Beziehungen zwischen Eltern und jungen Erwachsenen sind konfliktärmer, da z. B. räumliche Distanzmöglichkeiten die Teilnahme an unterschiedlichen Kommunikationsbereichen ermöglichen und zugleich »soziale Reibungsflächen« zwischen den Angehörigen vermindern.

(vgl. Münchmeier 2001a, S. 826f.; Einfüg.; Hervorheb.: P. N.)

Welche Schlussfolgerungen lassen sich nun aus einer solchen vom „relativen Jugendbegriff“ (Ferchoff/Neubauer 1997, S. 111) und vom „defizienten Status-Begriff“ (Junge 1995, S. 11) sich in der Distanz durchhaltenden Charakteristik für die hier vorliegende Arbeit ziehen? Insbesondere in den Ansatzpunkten zwei, drei und fünf nach Münchmeier spiegeln sich zentrale Aspekte für das hier zugrunde gelegte Verständnis zur (beruflichen) Identitätsformation von „jungen Erwachsenen“. Es muss nun nicht mehr theoretisch oder alltagsweltlich über die Frage entschieden werden, ob „junge Erwachsene“ nun noch „Jugendliche“ oder ob sie schon „Erwachsene“ sind. Es bleibt im Moment der obigen „Lebenslagen-Konzeption“ von eher nachrangiger Bedeutung, da sie in einem solchen Verständnis eben nicht mehr Jugendliche und auch noch nicht Erwachsene im eigentlichen Sinne sind. Sondern „junge Erwachsene“ sind „junge Erwachsene“. Und zwar unter der Voraussetzung, als dass sie eine *eigenständige* Lebenslage mit *eigener* Zeitstruktur, *eigenen* Erscheinungsformen und mit *spezifischen* Anforderungen (eigenen Chancen und Risiken) für eine *eigenständige* Sozialgruppe, in einem *eigenständigen* Entwicklungs- bzw. Lebensabschnitt abbildet. Die Frage, die in diesem Kontext noch unbeantwortet geblieben ist, betrifft unter gesellschaftlichen Transformationsaspekten in Deutschland zudem Hauptkennzeichen der Lebensformen in den neuen Bundesländern. Denn der Wandel der gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die damit verbundene Verunsicherung der persönlichen Zukunft trifft junge Erwachsene in diesem Teil Deutschlands in verschärfter Form. „Stabile Strukturen des Übergangs vom Jugendlichen zum Erwachsenen, mit dem die DDR jungen Menschen – wenn auch versehen mit staatlichem Gehorsamsdruck und eingeschränkten Wahlmöglichkeiten – doch relative Sicherheit und eine vergleichsweise berechenbare Zukunft bot, werden abgelöst von einer zwar individuell frei gestaltbaren aber doch schwer überschaubaren Optionenvielfalt und einer Perspektive existentieller und kultureller Unsicherheit.“ (Buba 1996, S. 350) Buba untersucht in diesem Zusammenhang sozio- und sozialstrukturelle Entwicklungsverläufe der postadoleszenten Lebensgestaltung anhand bestimmter biografischer Ereignisse als Erfahrungsräume, z. B. der Erwerbstätigkeit, Partnerbindung oder Wohnform und kommt zu folgenden Ost-West-Vergleichsergebnissen:

- Entwicklungsverläufe in der Postadoleszenz stehen im Spannungsfeld von Individualisierungstendenzen und aktuellen krisenhaften Entwicklungen im Ausbildungs- und Berufssystem. In der Ausbildungsphase äußert sich dies in der fortschreitenden Bildungsexpansion und (in den alten Bundesländern) einer Egalisierung geschlechtsspezifischer Qualifikationsansprüche, die zu einer weiteren Verlängerung der Ausbildungsphase beitragen. Gleichzeitig ist die Ausbildungsphase auch von wachsenden Orientierungsproblemen geprägt, die sich in einer Verzögerung der Berufswahl, teilweise auch im Ausbildungsabbruch ausdrücken.
- Beim Übertritt vom Ausbildungs- in das Berufssystem ist in den alten Bundesländern ein Viertel, in den neuen Ländern die Hälfte der jungen Erwachsenen mit Arbeitslosigkeit konfrontiert! Auch dies trägt zu einer Verlängerung der Ausbildungsphase und – neben der Bildungsexpansion – zu einer zunehmenden Verzögerung der Aufnahme einer dauerhaften Berufstätigkeit und finanziellen Verselbstständigung bei. Um finanzielle Abhängigkeit und elterliche Belastungen zu verringern, sind junge Erwachsene häufig neben ihrer Ausbildung berufstätig (z. B. Ferien-, Teilzeitjobs). Diese Verzahnung von Ausbildungsphase und Berufstätigkeit bildet neben den eben beschriebenen Entwicklungstendenzen ein weiteres, typisches Kennzeichen von Postadoleszenz.
- Die Wohnformen in der Postadoleszenz ändern sich seit 1991 nur unwesentlich. Nach wie vor bleiben (vor allem die männlichen) jungen Erwachsenen relativ lange mit dem elterlichen Haushalt verbunden, wobei auch hier Formen des Übergangs und der partiellen Ablösung typisch für diese Lebensphase sind. (...) Darüberhinaus läßt sich in den alten Bundesländern eine leichte Tendenz erkennen, sich in der Ausbildungsphase oder auch nach der Aufnahme einer Berufstätigkeit etwas früher vom elterlichen Haushalt zu lösen. In den neuen Bundesländern zeigt sich die gegenteilige Entwicklung: Junge Erwachsene bleiben vermehrt bei den Eltern wohnen, der Anteil der Wohnungspendler dagegen sinkt.
- Gravierender haben sich die Beziehungsformen in der Postadoleszenz verändert: Die Entwicklung ist durch einen starken Rückgang der Eheschließungsbereitschaft und der Familienbegründung bestimmt. (...) Mit der sinkenden Eheschließungsbereitschaft ist eine Tendenz zu verbindlichen, formal nicht fixierten Bindungsformen (nichteheliche Lebensgemeinschaften und „living apart together“) verbunden.
- Die im Rahmen dieser Analyse abgeleiteten 13 Typen bzw. Entwicklungsstadien in der Postadoleszenz signalisieren folgende neue Tendenzen: Eine Vorverlagerung der (unverbindlichen) Partnerbindung in die Ausbildungsphase, eine – parallel zur Verlängerung der Ausbildungsphase – leicht steigende Bindung an den elterlichen Haushalt; nach der Aufnahme einer Berufstätigkeit lösen sich (...) junge Erwachsene rascher und eindeutiger vom elterlichen Haushalt als bisher.
- Die Unterschiede zwischen den alten und neuen Bundesländern haben sich reduziert. Teils ist dies auf die Angleichung der neuen Bundesländer an die Verhältnisse in den alten Ländern zurückzuführen. (...) Teils hat sich das Verhalten junger Erwachsener in den alten Ländern an die Strukturen der neuen Länder angepaßt. (...) Insgesamt bestehen aber nach wie vor in Bezug auf die Ausbildungsphase, das Wohnen und die Beziehungsformen in der Postadoleszenz erhebliche Unterschiede zwischen beiden Landesteilen.

(Buba 1996, S. 364f.; Auslassg.: P. N.)

Die formale und inhaltliche Konzeption von „jungen Erwachsenen“ wiederum eröffnet als Nächstes zugleich einen andersartigen (auch normativen) Zugang zur Identitätsentwicklung im Allgemeinen und zur beruflichen Identitätsentwicklung im Besonderen für diese Sozialgruppe. Angesichts der sich ebenso hierin befindlichen theoretischen Implikationen des arbeitgesellschaftlichen Transformationsprozesses, die ohne Zweifel auch die bei Münchmeier (2001b unter den Ansatzpunkten zwei, drei und fünf) angeführten Charakteristika der „Lebenslage junger Erwachsener“ (gesamtddeutsch betrachtet) konstituieren, sind jetzt gleichzeitig konzeptionelle Assoziationen bzw. Modifizierungen für die (berufliche) Identitätsentwicklung in theoretischer Hinsicht möglich. Denn jetzt können

für diese Sozialgruppe *spezifische Formationsmuster* eines sinnhaften Identitäts- und Lebenskonzepts angenommen werden, die gerade sowohl in prozess- als auch in ergebnisorientierter Hinsicht die neuesten Ergebnisse der Identitätsforschung zur Subjektentwicklung in Bezug auf ihre Voraussetzungen, Möglichkeitsräume, Persönlichkeitsdispositionen und Bewältigungsstrategien einzubeziehen versuchen. Im Überblick lassen sich abschließend für die Lebenslage „junger Erwachsener“ wesentliche, außenweltlich begründete, *kritische* Identitätsbedingungen als lebensweltlicher Erfahrungskontext aus den Ergebnissen der Jugendforschung konstatieren:

- „Stau an der zweiten Schwelle“ (Schwerpunkt Ausbildungssystem): Die Annahme eines problemlos erscheinenden Übergangs ins Beschäftigungssystem (gleichsam als Belohnung) wird nachhaltig erschüttert durch Rationalisierung und neue Formen der Arbeitsorganisation. Die traditionelle Form der Übernahme in eine unbefristete Beschäftigung ist nicht mehr kalkulierbar. Und die durch Betrieblichkeit der Ausbildung gesicherte betriebliche Verwertbarkeit der erworbenen Qualifikationen – bisher als Vorteil des dualen Systems – begründet nun seine Anfälligkeit. „In den neuen Bundesländern wird (...) der Ausbildungsnotstand verstärkt durch außerbetriebliche Einrichtungen aufgefangen. Geradezu zwangsläufig münden diese ausbildungspolitisch zwar durchaus richtigen und angesichts der sich weiter verstetigten Lehrstellenknappheit unverzichtbaren Bemühungen in einen Stau an der zweiten Schwelle“ (Arnold 2002, S. 226; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.), weil nicht nur Ausbildungs-, sondern auch Arbeitsplätze fehlen. Beschäftigungsrisiken verschärfen sich in strukturschwachen Regionen, verteilen sich auf einzelne Personengruppen und die geringeren Übernahmeangebote verschärfen dann auch den Leistungsdruck und den intragenerationalen Konkurrenzkampf. (vgl. ebd. S. 227) Gleichzeitig stehen Jugendliche und junge Erwachsene in einem intergenerationalen Konkurrenzkampf. Am schärfsten betroffen ist auch wieder Ostdeutschland durch den Stellenabbau ‚überbesetzter‘ Bereiche bei gleichzeitig gewerkschaftlichen Strategien der Stellensicherung von ‚Insidern‘. Dies führt zu Tendenzen der sozialen Schließung und Abschottung gegenüber dem Nachwuchs, sodass ganze Kohorten keine oder nur geringe Chancen auf einen Berufseintritt haben. Die Betroffenen haben aber nicht nur mittlere, sondern auch höhere Berufsabschlüsse, sie unternehmen oftmals Versuche einer Zweitausbildung, um damit Berufschancen zu steigern oder weichen auf unterqualifizierte Tätigkeiten aus, was wiederum die Verdrängungseffekte ‚nach unten‘ verstärkt. Das heißt, Real- und Hauptschüler/innen müssen um ihre angestammten Berufsdomänen fürchten. (vgl. ebd. S. 228; vgl. auch bspw. Witthaus 1996)
- Solange junge Erwachsene in sozioökonomischer Abhängigkeit i. d. R. von der Herkunftsfamilie stehen, werden deren Ressourcen zum entscheidenden Unterstützungselement und diesbezüglich zeigen sich beträchtliche soziale Ungleichheiten. Diejenigen, die nicht auf Ressourcen von zu Hause aus zurückgreifen können, gelten als benachteiligt und sind angewiesen auf sozialstaatlich bereitgestellte Programme. Hinzutreten Aspekte regionaler und geschlechtsspezifischer Ungleichheiten in der Chancenstruktur. (vgl. Arnold 2002, S. 229)
- Die gesellschaftliche Ausdifferenzierung, Spezialisierung und Dynamisierung führt zu individualisierten und enttraditionalisierten Übergängen von der Schule in den Beruf. In der Folge haben einerseits gesellschaftliche Statuspassagen an Verlässlichkeit eingebüßt, andererseits kann auch die Elterngeneration selbst kaum Orientierungsmöglichkeiten an Leitbildern und Erfahrungswissen aufzeigen. Jugendliche und junge Erwachsene werden mit deren biografischen Erfahrungen konfrontiert, deren Erfahrungsvorsprung aber hat sich aufgezehrt und das Orientierungswissen der Älteren ist partiell dysfunktional. (vgl. ebd.)
- Ein zukunftsöffener Lebensentwurf und die darin angelegten Individualisierungstendenzen *nutzen den Individuen Definitionsleistungen selbst zu*: „Mit der Auflösung tradiertter und milieuverwurzelter Orientierungshorizonte schmilzt auch die Verlässlichkeit der auf diese Orientierungen bezogenen und in ihrem Rahmen sicherheitsverbürgenden Handlungsmustern. Dies eben ist das historisch-epochale Resultat der Freisetzung der Moderne, in der die Menschen nunmehr strukturell herausgefordert sind, ihre Biografie selbst herzustellen – als Chance und Zumutung zugleich.“ (ebd.) Folgt man dieser Ausdeutung, dann sind Lernleistungen als biografischer Vorschuss ins gesellschaftlich Ungewisse hinein zu erbringen. Gleichzeitig entsteht ein neuer Stressfaktor dadurch, mit der getroffenen

Entscheidung anderswo etwas Wichtiges und Zukunftsweisendes versäumt haben zu können. Gestützt wird die verunsicherte Entscheidungsfindung durch ein medial konsumtives Klima, das eine offen stehende Welt suggeriert. Arnold sieht hierin eine Begründung für die hohe Abbrecherquote der Ausbildung von 25 Prozent. (vgl. ebd. 230)

- „Unübersichtliche Situationen und die Notwendigkeit, Entscheidungen zu treffen, die weit in die eigene Zukunft hinausgreifen, erzeugen Stress und führen mitunter zu Ohnmachtsgefühlen und sozialer Desorientierung. Um dies durchzustehen und (wieder) handlungsfähig zu werden, sind Jugendliche in besonderer Weise auf sozialen Rückhalt angewiesen. Diesen Rückhalt finden sie in sozialen Kontexten unter Gleichaltrigen und in der Teilhabe an jugendkulturellen Szenen, die Deutungsangebote von Welt liefern und Möglichkeiten zur eigenen Rollenausgestaltung und Selbstwerterfahrung bieten, dabei aber überwiegend im Freizeitbereich angesiedelt sind und von dort aus die Arbeitswelt betrachten. (...) Mit der tendenziellen Entkopplung von Bildungs- und Beschäftigungssystemen entsteht eine Übergangszone, in der Jugendliche nach Anschlüssen suchen und biografisch experimentieren. Viele Jugendliche arrangieren sich *pragmatisch* mit den ihnen verfügbaren Optionen und schauen, dass sie irgendwie über die Runden kommen. Die arbeitsweltbezogene Jugendforschung beobachtet einen Trend zu ‚Jobberkarrieren‘ (vgl. Gericke 1997).“ (ebd.; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)
- „Doch führen die gewachsenen Risiken und krisenhaften Erfahrungen bisher bei der Mehrheit der Jugendlichen nicht zur Aufgabe von beruflichen Lebensplänen, zu resignativer Haltung oder zu Einbrüchen im Selbstvertrauen. Entwickelt wird ein *pragmatisches Lebenskonzept*, in welchem Aufschub und Öffnung von Lebensplänen möglich sind. Die Jugendlichen versuchen sich bewusst mit den Verhältnissen am Arbeitsmarkt und im Betrieb zu arrangieren und gehen Kompromisse ein, ohne ihre Ansprüche auf sinnvolle Arbeitstätigkeit, die mit dem Privatleben vereinbar sind, aufzugeben. (...) Langfristige Planungen werden durch kurz- und mittelfristige Strategien ersetzt, um Risiken zu verringern. Längerfristig wirksame Entscheidungen werden offen gehalten, um sich nicht frühzeitig festzulegen. Dabei werden Fähigkeiten zur flexiblen Wahrnehmung von Chancen entwickelt und eine Eigenverantwortung für die Lebensführung verankert. Dies geschieht vor dem Hintergrund steigender Ansprüche der Jugendlichen auf Autonomie und Selbstverwirklichung.“ (Rützel 1993, S. 8)
- Arnold fasst die Ergebnisse dahingehend zusammen: „dass im Kontext einer Destandardisierung von Berufsbiografien und einer Pluralisierung von Lebensentwürfen bei größerer Gestaltungsoffenheit und gleichzeitig stärkerer Eigenverantwortlichkeit ein *selbstaktives Biografiemanagement* unabdingbar ist und die Kompetenzen dafür zur entscheidenden Handlungsressource werden. (...) Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Formalqualifikationen nur mehr als eine – zwar notwendige, aber keineswegs hinreichende – Ressource gelten kann und *lebensweltbezogene Erfahrungskontexte zunehmend relevant* werden. In diesem Deutungskontext müssen erzwungene wie selbst gewählte Umwege keineswegs zwangsläufig in biografische Sackgassen führen, sondern können unter Entwicklungsaspekten der Persönlichkeitsreife und des Kompetenzerwerbs durch lebensweites Lernen durchaus produktiv sein (vgl. Karfeld 2000). Wichtig sind sowohl die Fähigkeit wie auch das Grundvertrauen, dass man aus vermeintlichen Sackgassen auch wieder herausfinden kann. Und gerade deshalb ist es auch lohnend, die spezifischen Potenziale der unterschiedlichen Lebensorte zu erkennen und zu würdigen und biografiestützende Schnittstellen zwischen arbeitsweltbezogenen und lebensweltlich gebundenen Lern- und Erfahrungskontexten herzustellen.“ (Arnold 2002, S. 231; Hervorhebg.: P. N.)

Wenn nun für die eigene Untersuchung die These gilt, dass sich junge Erwachsene in einer spezifischen Lebenslage befinden, die durch die eben zusammengefassten phänomenologischen identitätskritischen Kriterien gekennzeichnet ist, dann stellt sich des Weiteren aus identitätstheoretischer Sicht die Frage nach konkreten empirischen Forschungsergebnissen, welche das reflektierte Selbstverständnis im Sinne subjektiv-sinnhafter Selbstkonstruktionen resultierend aus der spezifischen Lebenslage junger Erwachsener einbeziehen. Das bedeutet, dass nun nicht mehr vordergründig eine Begründung von Interesse ist, ob und inwieweit eine solche Lebenslage in der Realität voraussetzen ist und welche Folgen sich für die Identitätsentwicklung daraus ergeben – die außenweltlich

zusammengetragenen Forschungsergebnisse sprechen tendenziell für jene Charakteristik. Sondern mit welchen Lebensorientierungen im Allgemeinen und mit welchen Arbeits- und Berufsorientierungen im Besonderen antworten „junge Erwachsene“ im Kontext einer solchen Lebenslage, die als Determinanten ihrer subjektiven (außenweltlich abgeglichenen) Deutungsmuster gelten können, weil sie bereits in Forschungsergebnissen nachzuweisen möglich sind. Da Selbstdefinitionen von „jungen Erwachsenen“ seltener und konsequent im Vergleich zu denen von „Jugendlichen“ erhoben worden sind, erweist sich eine differenzierte zielgruppenspezifische Betrachtung äußerst schwierig. Und gerade deshalb schien es für die eigene Untersuchung ein notwendiger Forschungsbedarf zu sein, eben solche Orientierungsmuster als Folien der Identitätsformation herauszufinden, die sich im Ergebnis gerade für „junge Erwachsene“ ergeben.

- Lebensorientierungen im Allgemeinen sowie Arbeits- und Berufsorientierungen im Besonderen und ihre Bedeutung für die Identitätsentwicklung von jungen (ostdeutschen) Erwachsenen

Es geht bei der Frage nach den Selbstentwürfen von jungen (ostdeutschen) Erwachsenen um subjektiv-sinnhafte Selbstkonstruktionen und um ihre darin zum Ausdruck kommenden impliziten Lebensentwürfe, Zukunftsvorstellungen und Zeitvorstellungen einerseits sowie um den wiederum in ihnen positionierten Stellenwert von Arbeit und Beruf im Kontext von arbeitsgesellschaftlichen Transformationsprozessen und von hierdurch bedingten sozialen und wertorientierten Modernisierungen andererseits. Dabei richtet sich das Erkenntnisinteresse nicht nur auf die formale Valenz bzw. den Stellenwert von spezifischen Arbeits- und Berufsorientierungen im Gesamt der Lebensführung und -planung, sondern auch um deren inhaltliche Dimensionierung im Lebenskonzept. Des Weiteren ist mit der Zielgruppe der „jungen Erwachsenen“ eine Differenzierung im Gegensatz zu jeweils „Jugendlichen“ und „Erwachsenen“ zu berücksichtigen. Nämlich, dass junge Erwachsene nicht nur Arbeits- und Berufsorientierungen für die Zukunft im Sinne wünschenswerter Erfahrungen antizipieren, sondern auch, dass sie bereits konkrete Erfahrungen mit Arbeit gemacht haben und einige Arbeitsorientierungen durch balancierende Auseinandersetzungsprozesse in ihrer Lebenswelt (vorläufig) stabilisiert, wenn auch nicht längerfristig verfestigt haben. Um die exemplarisch ausgewählten Untersuchungsergebnisse für das Grundverständnis der hier vorliegenden

Arbeit heranziehen zu können, sind zunächst die bisherigen formal und inhaltlich konzeptionellen Aussagen zu Arbeits- und Berufsorientierungen (vgl. i. d. A. S. 144ff.) als Anknüpfungspunkte zu reaktivieren und schließlich anhand empirisch gesicherter Ergebnisse qualitativ zu verdichten.

- Arbeits- und Berufsorientierungen werden hier als Ausdruck von psychosozialen Identitätsstrukturen untersucht. Sie sind eingebunden in ein komplexes System von Wertorientierungen, die wiederum als Reflexionsgegenstand ihre Wirkungskraft in der Handlungssteuerung entfalten. Da subjektives Handeln durch wertbesetzte (d. h. Sinn stiftende, weil identitätsbezogene) Zielstrukturen bestimmt ist (nur dadurch wird es subjektiv bedeutungsvoll bzw. Sinn stiftend) und sich diesbezügliche neue bedeutungsvolle Ziele wiederum durch biografische Handlungserfahrungen entwickeln, entsteht zwischen ihnen ein sich wechselseitig bedingender zirkulärer Wirkmechanismus. Erstens kann die subjektive Handlungsfähigkeit als Ausdruck eines allumfassenden Identitätszieles erklärt werden, weil Identität ein die subjektive Handlungsfähigkeit garantierendes, gleichwohl offenes Konzept der Selbst- und Umweltinterpretation ist (vgl. Hantsche 1990, S. 63). Zweitens werden (übergreifende) Wertorientierungen in einem wechselseitig ausbalancierenden Selbsterfahrungsprozess zwischen außengeleiteten (gesellschaftlich bedingten) Anforderungen und innengeleiteten Bedürfnissen, Wünschen und Erwartungen als persönliche Leitmotive entwickelt, die dem Individuum als normativer Maßstab der biografischen Handlungsorientierung und Lebenseinstellung dienen. Mit diesen beiden Aspekten kann schließlich davon ausgegangen werden, dass über Wertorientierungen im Allgemeinen und hier über Arbeits- bzw. Berufsorientierungen im Besonderen subjektive Sinnstrukturen sowie die Bedeutung des darin gezeigten Handelns, der biografischen Entscheidungen und Zukunftsentwürfe explizierbar sind. (vgl. z. B. i. d. A. S. 95ff.) Drittens ist: „(s)ubjektives Handeln (.) dabei nicht ohne die Vorstellung einer inneren Integration von Normen und Werten und einer inneren Kontinuität von Biographie innerhalb wechselnder und vielfältiger sozialer Bezugsgruppen und Rollensysteme denkbar. Von daher ist anzunehmen, daß normative Orientierungen innerlich strukturiert sind und daß sie inhaltlich in einem normativen Konzept der Lebensgestaltung und -planung erfassbar sind.“ (Hantsche 1990, S. 63) Ein derart konzipiertes Grundverständnis schließt somit unmittelbar an den (sozialwissenschaftlichen) Begriff der Wertorientierung von Hornstein (1982) an:

(D)emnach sind Werte Grundorientierungen, die ihre Funktion darin haben, daß sie das Handeln des Einzelnen bestimmen und zwar dadurch, daß der Handelnde sich durch Werte Ziele setzt, an denen sich das Handeln orientiert. Werte sind also zentrale Bestimmungsgründe des menschlichen Handelns. Werte, so lautet danach eine gängige Formulierung, sind die *Standards*, nach denen die Auswahl der Handlungsalternativen erfolgt; Werte, so könnte man auch sagen, sind *Konzeptionen des Wünschenswerten*, aus denen sich *Selektionskriterien* für die Wahl von Handlungsalternativen ergeben. (...) Kognitive Funktion haben Werte insofern, als sie wirklichkeitskonstituierende *Interpretationssysteme* sind, also Wirklichkeit allererst konstituieren, erst und nur indem mir etwas wert ist, erschließt es sich mir und für mich wirklich. Die emotionale Seite betrifft die (motivationalen) Impulse, die von Werten ausgehen (...). (Hornstein 1983, S. 136; Auslassg.; Einfüg.; Hervorhebg.: P. N.)

Die Frage nach der Sinn stiftenden Bedeutung von Arbeit und Beruf im Lebenskonzept erschließt sich nun m. E. aus den subjektiv gewichteten Arbeits- und Berufsorientierungen im Gesamt der sinnstrukturierten Wertorientierungen des bewusstseinsmäßigen und erfahrungsorientierten Selbstentwurfs (bzw. -definition) und hier vor allem im Kontext von nachhaltigen gesamtgesellschaftlichen Wandlungsprozessen. Die arbeits- und berufsorientierte Identitätsforschung beginnt intensivst seit den 80er-Jahren danach zu fragen, ob sich ein genereller gesamtgesellschaftlich bedingter Wertewandel von ehemals vorrangig materiellen zu jetzt verstärkt immateriellen Lebensorientierungen bzw. Einstellungen vollzogen hat, dass zugleich von einem gewandelten subjektiven Verhältnis von Verhaltens- und Bewusstseinsstrukturen zu Arbeit und Beruf gesprochen werden könnte.

- Einen prominenten und immer noch aktuell überaus anschlussfähigen Beitrag, Klarheit über die subjektive Betroffenheit von den Auswirkungen des durch arbeitgesellschaftliche Veränderungen ausgelösten normativen Wertewandels zu gewinnen, leisten bspw. Baethge (u. a. 1983; 1989). Die Autoren stellen eine neue These zum Verhältnis zur Arbeit von Jugendlichen (bis 25 Jahren) in dem Sinne auf, dass Arbeit und Beruf zunehmend erschwerter als Basis der Identitätsbildung erlebbar und analog dazu eine positiv vermittelte Lebensperspektive mit wirksamen Arbeits- und Berufsorientierungen schwieriger aufbaubar werden, die verhaltenssteuernd wirksam sein können. Die angenommene Verringerung der identitätsstiftenden Potenz von Arbeit (verschärft sowohl durch Auflösungstendenzen dauerhafter Berufsstrukturen als auch durch die Arbeitsmarktkrise) kann ihrer These nach zu zwei Verhaltenskonsequenzen führen: entweder zu einer inneren Abwendung von Arbeit als persönlicher Selbstbestätigungs- und Selbstentfaltungsbereich oder zu einer erhöhten Anpassungsbereitschaft gegenüber betrieblichen Anforderungen verbunden mit verstärkten individuellen (Karriere-)Anstrengungen. (vgl. Baethge u. a. 1983, S. 235) Um dieser These zum inneren Verhältnis zu Arbeit und Beruf nachzugehen, beschäftigen sich die Autoren in ihrer Untersuchung (1989) mit der Frage, inwieweit *Arbeit als Institution* wesentliche Momente persönlicher Sinngebung sozialer und gesellschaftlicher Orientierung stiftet. Die zentrale Frage nach der „Bedeutung von Erwerbsarbeit für die Identitätswürfe von

Jugendlichen und jungen Erwachsenen (...) bezieht sich damit in erster Linie auf die normative Seite der Identität, als deren empirischen Ausdruck wir die Lebenskonzepte betrachten“ (Baethge u. a. 1989, S. 29; Auslassg.: P. N.). Die Bedeutung – das *innere Verhältnis zur Arbeit* – deuten die Autoren anhand zweier Dimensionen: einmal aus den Ansprüchen, Wünschen und Bewertungsmaßstäben gegenüber alltäglicher Arbeit (entspricht dem Arbeitsbewusstsein)¹¹⁴ und zum anderen aus der Bedeutung und den Perspektiven, die die jungen Erwachsenen der Arbeit im Gesamt ihrer individuellen Lebensinteressen und Zukunftsplanungen zuweisen. Ansprüche an Arbeit werden verstanden als Optionen, die in der vorberuflichen Sozialisation angelegt sind und nun konkretisiert und eventuell korrigiert werden. (vgl. Hantsche 1990, S. 63f.; Baethge u. a. 1989, S. 37) In Anlehnung an das Konzept dominanter Arbeitsorientierungen von Schumann (u. a. 1982)¹¹⁵ unterscheiden die Autoren zwischen „*sinnhaft-subjektbezogenen*“ und „*materiell-reproduktionsbezogenen*“ Dimensionen des Arbeitsverständnisses. Sie subsumieren darunter folgende Ansprüche:

a) *sinnhaft-subjektbezogene Dimension:*

- Ansprüche, sich als Person mit seinen Fähigkeiten, Kompetenzen und Ideen in die Arbeit einbringen zu können; das Interesse, sich inhaltlich in ihr wiederzufinden oder, wenn man so will, sich in ihr verwirklichen zu können. Ansprüche in dieser Richtung zielen auf die Arbeit als konkrete Tätigkeit, d. h. auf den konkreten Arbeitsvollzug;
- Ansprüche in Richtung sozial befriedigender Kommunikations- und Umgangsformen; das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung durch Vorgesetzte und Arbeitskollegen sowie Ansprüche in Richtung der sozialen Integration in und durch Arbeit. Ansprüche dieser Art zielen auf kommunikative und sozial-integrative Aspekte von Arbeit (...);
- das Interesse an Status und Karriere und damit gesetzte Ansprüche, die sich nicht nur auf die soziale Anerkennung in der Arbeit, sondern zugleich auch auf Außenaspekte der Arbeit beziehen. (...)

b) *materiell-reproduktionsbezogene Dimension:*

- Ansprüche an die Vernutzung der Arbeitskraft; sie zielen auf die vorfindlichen Arbeitsbedingungen und thematisieren vornehmlich unter dem Aspekt der Arbeitsbelastung bzw. unter dem Aspekt von Freizeit und Privatinteressen, die unter den gegebenen Bedingungen nicht oder nur eingeschränkt wahrgenommen werden;
- Ansprüche an die materielle Sicherheit der individuellen Lebensgestaltung, d. h. vor allem an die Sicherheit des Arbeitsplatzes und des Einkommens; thematisiert wird hier der Charakter von Arbeit als Mittel zum Zweck individueller Reproduktion, der unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen allgemein gesetzt ist.

¹¹⁴ Das „Arbeitsbewusstsein“ entspringt handlungs- und verhaltensrelevanten Orientierungen, die als Bestandteil des Lebenskonzepts interpretierbar sind: „*Handlungsrelevante Orientierungen* nennen wir die Vorstellungen und Perspektiven, von denen her Jugendliche Entscheidungen in vergangenen, gegenwärtigen und zukünftig erwarteten Situationen, die sie selbst betreffen und in die sie selbst involviert sind, begründen und interpretieren oder – auf die Zukunft bezogen – planen. Derartige Orientierungen lassen sich nur über ausführliche Selbstinterpretationen von Lebenserfahrungen, bewältigten Entscheidungssituationen und über die Schilderung von Zukunftsvorstellungen herausarbeiten.“ (Baethge u. a. 1989, S. 32; Hervorhebg. i. O.)

¹¹⁵ Schumann, M. (u. a. 1982: *Rationalisierung, Krise, Arbeiter*. – Frankf./M.) geht von einem doppelten Arbeitsbezug aus, „mit dem sich jeder Arbeitende zum einen als Besitzer von Arbeitskraft (Arbeitskraftperspektive), zum anderen (und zugleich) als Person mit je spezifischen Ansprüchen, Interessen und Erwartungen auf Arbeit in ihrer konkreten Gestalt bezieht (Subjektperspektive)“ (Baethge u. a. 1989, S. 166).

Bei jedem Jugendlichen sind selbstverständlich beide Betrachtungsperspektiven vorhanden, unterschiedliche Formen des Arbeitsbewußtseins ergeben sich aus der konkreten Ausprägung und dem Gewicht jeder der Dimensionen. Die von uns vorgenommenen Zuordnungen sind also immer im Sinne von subjektiven Gewichtungen und Relevanzzuweisungen zu begreifen, die sich jeder falschen Entgegensetzung von „instrumentellen“ und „inhaltlichen“ Ansprüchen an Arbeit und einem entsprechenden Verhältnis von Arbeit entziehen.

(Baethge u. a. 1989, S. 166f.; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Die Ergebnisse der Untersuchung können zu fünf Gruppen des Arbeitsverständnisses klassifiziert werden. Die Ansprüche beziehen sich auf (vgl. Baethge u. a. 1989, 168ff.):

- konkrete Inhalte der Arbeit (42 Prozent)
- kommunikative und sozialintegrative Aspekte (24 Prozent)
- Karriere und Status (7 Prozent)
- Arbeitskraftperspektive und Arbeitsbedingungen (7 Prozent)
- einen gewissen Basisanspruch an materiellen Mitteln (100 Prozent), Sicherheit des Arbeitsplatzes und Einkommens(höhe) (20 Prozent).

Zusammenfassend hinsichtlich der dominanten Anspruchsdimensionen lassen sich diese Ergebnisse so lesen, dass für beinahe drei Viertel (73 %) der Jugendlichen ein Arbeitskonzept mit sinnhaft-subjektbezogenen Perspektiven auf Arbeit dominiert und für lediglich ein Viertel (27 %) mit materiell-reproduktionsbezogenen Perspektiven, in denen jeweils in sich selbst unterschiedliche Einzelaspekte stärker betont werden. Die stärkere Gewichtung subjektbezogener und arbeitsinhaltlicher Ansprüche können nach den Autoren als Ausdruck eines neuen historischen Standes des Arbeitsbewusstseins gewertet werden und zwar nicht deshalb, weil es traditionell diese Ansprüche nicht gegeben haben würde. „Neu scheint aber der Grad seiner Verbreitung und auch die Stabilität zu sein, mit der dieses Arbeitsverständnis auch gegen eine »schlechte« Realität aufrechterhalten wird.“ (ebd. S. 174) Ein solches Arbeitskonzept folgt den Wandlungsprozessen der Gesellschaftsstruktur und den hieraus resultierenden Veränderungen in der Sozialisation Jugendlicher, weil es darin verankert ist. Damit ist aber noch nicht die Frage beantwortet, ob diese Anspruchshaltung „ein gewisses Beharrungsvermögen als Orientierung über die Jugendphase hinaus behalten“ wird – sprich „die Frage nach ihrer subjektiven *Stabilität im individuellen Lebensverlauf*“ (ebd. S. 178). Als Bezugspunkt der Beantwortung dient das von den Jugendlichen entworfene Lebenskonzept und dem hierin zugewiesenen Stellenwert von Arbeit und Beruf. Es geht also um „jene inneren Aushandlungsprozesse, in denen Jugendliche ihre Bedürfnisse und Interessen in den unterschiedlichen Lebensbereichen erkennen, gewichten und mit ihren äußeren Bedingungen in Beziehung setzen, um zu Handlungsperspektiven für ihr Leben und zu einer Planung ihrer Zeit zu gelangen“ (ebd. S. 181). Diese „inneren Gewichtungen zwischen den verschiedenartigen Interessen- und Selbstdarstellungsdimensionen“ haben den „Charakter eines Lebenskonzepts“ (ebd.). Die Autoren verstehen jene „als eine eigene Linie, von der man

immer wieder mit der Realität Kompromisse schließen kann, die in concreto auch partielle Revisionen der eigenen Linie zulassen, ohne sie damit aber insgesamt zur Disposition zu stellen, und die damit eine gewisse Orientierungssicherheit gibt“ (ebd. S. 182). Für Jugendliche zwischen 15 und 25 Jahren haben die normativen Festlegungen zwar einen relativ offenen Charakter. Dennoch treffen sie zwischenzeitlich viele lebenswichtige Entscheidungen wie die erste Berufswahl, erste Beziehungserfahrungen oder der Auszug aus dem Elternhaus: „Entscheidungssituationen also, in denen bewußt oder unbewußt zur Diskussion stand, »was man in seinem Leben erreichen wollte, wie man es sich vorstellte«, also das, was man ohne alle empathische Vorstellung von Planung als Lebenskonzept bezeichnen kann“ (ebd.; Hervorhebg. i. O.). Auch wenn Lebenskonzepte nicht hoch reflexiv und elaboriert geplant sein müssen. „In jedem Fall müssen sie aber *erkennbar* und aus Handlungen, Entscheidungen und Reflexionen darüber *rekonstruierbar* sein.“ (ebd. S. 183; Hervorhebg. i. O.) Das wiederum bedeutet eine schwierige empirische Dechiffrierung von Lebenskonzepten, „da wir es mit unterschiedlich (vom Alter her) weit entwickelten und vom inneren Reifungsprozeß her in ihrer Suche nach dem eigenem Konzept unterschiedlich weit fortgeschrittenen Jugendlichen zu tun haben“ (ebd.). Auf der ersten Ebene der Differenzierung von Lebenskonzepten untersuchen die Autoren deshalb die Strukturierungsleistung einmal im Sinne differenzieller Bedeutungszuweisungen von Arbeits- und Lebensbereichen für die eigenen Lebensperspektiven oder wieweit die Lebensbereiche und Interessen noch isoliert nebeneinanderstehen. Des Weiteren erfassen die Autoren den Grad der *Reflexivität von Entscheidungen*, der *Elaboriertheit und Differenziertheit* sowie der *Aktivitätsintensität*.¹¹⁶ (vgl. ebd.) Anhand der Selbstreflexionen (Gespräche), in denen nun Konturen eines Lebenskonzepts erkennbar sind, kann wiederum eine Lebenskonzepttypologie entworfen werden. Das heißt, jetzt konzentriert sich ihre Untersuchung nicht mehr nur auf eher formale Operationen, sondern auf inhaltliche Zentren. Die Autoren forschen nach „den Schwerpunkten, in denen Jugendliche das bevorzugte Feld ihrer Selbstdarstellung und Persönlichkeitsentfaltung suchen“ (ebd. S. 184). Als solche Schwerpunkte werden zum einen *Arbeit*, des Weiteren der *Familie/Partnerschaft/Häuslichkeit* und schließlich *der nicht*

¹¹⁶ Baethge (u. a. 1989, S. 183) zu dem Grad:

- der *Reflexivität von Entscheidungen*, d. h., wieweit es zu einem bewußten Ausbalancieren zwischen unterschiedlichen inneren Bedürfnissen und zwischen diesen sowie äußeren und inneren Realisierungsbedingungen kommt
- der *Elaboriertheit und Differenziertheit*, d. h., wieweit angestrebte Ziele mit Handlungsstrategien zu ihrer Erreichung verknüpft und zeitlich abgegrenzte Schritte und Etappen formuliert werden oder wieweit dies nicht der Fall ist),
- der *Aktivitätsintensität*, d. h., mit welcher Verbindlichkeit der Jugendliche versucht (hat), sein Lebenskonzept zu realisieren, sich selbst als handelnde Person zu setzen, Widerstände zu überwinden oder wieweit er passiv bleibt und sich selbst eher zurücknimmt.

familiengebundenen Freizeit erhoben. (vgl. ebd.) Zwar schließen diese Bereiche eine gelungene Integration aller zugleich nicht aus, gleichwohl können sie „in einer gewissen Konkurrenz bei lebensrelevanten Entscheidungen stehen und je nach dem, welcher dieser drei Koordinaten eine relative Handlungs- und Planungspriorität eingeräumt wird, wird ein anderes Lebenskonzept konstituiert“ (ebd.). Die von Baethge (u. a. 1989) rekonstruierten Lebenskonzepttypen werden also über das im Gespräch deutlich werdende Zentrum definiert. Aber: „Nicht der Bereich interessiert letztendlich, sondern die Momente, über die sich ein Jugendlicher auf ihn im Sinne seiner zentralen Orientierung bezieht.“ (ebd.) Es seien noch zwei wesentliche methodische Prämissen herausgestellt, bevor es um die Ergebnisse typischer Bedeutungszuweisungen in den Lebenskonzepttypen geht, da sie für die eigene Arbeit eine geteilte Orientierungslinie darstellen. Baethge (u. a. 1989) heben insbesondere die relative Offenheit und die gleichzeitige relative Stabilität von Lebenskonzepten hervor. Was zunächst ein Widerspruch in sich zu sein scheint, hebt sich aber, wie ich meine, folgerichtig auf:

Es spricht alles dafür, daß sich die Lebenskonzepte in der Altersphase zwischen 15 und 25 erst langsam herauskristallisieren, erst langsam größere Eindeutigkeit und Stabilität gewinnen und entsprechend neuen wesentlichen Erfahrungen auch modifiziert werden. Am Ergebnis unserer qualitativen Interviews wird somit unsere methodische Prämisse, daß Lebenskonzepte (handlungsleitende Orientierungen) Resultat eines fortlaufenden Auseinandersetzungsprozesses mit der Realität sind und sich in diesem differenzieren und modifizieren und insoweit auch eine gewisse Offenheit behalten, also gerade nicht – wie etwa Inglehart für seine Definition von Werten voraussetzt – in den sogenannten formativen Jahren abgeschlossen sind, eindrucklich bestätigt. (ebd. S. 186)

Nun weisen die Autoren ausdrücklich daraufhin, dass die innere Dynamik von Lebenskonzepten keinesfalls eine beliebige oder kurzfristig variierende Offenheit beinhaltet, sondern:

Dadurch, daß wir die Lebenskonzepte an vollzogenen und geplanten Entscheidungshandlungen und deren Begründungen über einen längeren Zeitraum festgemacht haben, ist die *relative Stabilität* des jeweiligen Lebenskonzepts als eines *Orientierungsrahmens* auch methodisch abgesichert. Aber es ist eben eine *relative Stabilität*, die im gesteckten Rahmen auch Modifikationen im jugendlichen Entwicklungsprozeß zuläßt und die sicherlich auch gegenüber äußeren Erschütterungen, wie etwa anhaltenden Krisenerfahrungen, nicht unempfindlich ist. (ebd. S. 187; Hervorheb. i. O.)

Hinsichtlich der Betrachtung zu den drei möglichen zentralen Bezugspunkten für die Lebensperspektiven Jugendlicher (Arbeit/Beruf; Familie; Freizeit) und der darüber rekonstruierten Lebenskonzepttypen kommen die Autoren zu folgenden Ergebnissen:

Zunächst bezüglich der zentralen Bedeutungszuweisung von Arbeit und Beruf heißt es:

(V)on einer mehrheitlichen Abwendung von Arbeit und Beruf als Zielperspektive für die Bemühungen um eine verbindliche Orientierung für die eigene Lebensgestaltung (kann) nicht die Rede sein. Nach wie vor kommt Arbeit und Beruf eine bevorzugte Stellung bei der Suche nach einer Sinn- und Gestaltungsperspektive für das eigene Leben zu.“ Arbeit und Beruf spielen mehrheitlich eine große Rolle: „dies nicht vorrangig als bloßes Mittel zum Gelderwerb, (...) um auf dieser Grundlage das »eigentliche« Leben außerhalb der Arbeit gestalten und genießen zu können, sondern vielmehr als inhaltliches Sinn-Zentrum, auf das man sich einlassen und mit dem man sich identifizieren möchte. (ebd.; Auslassg.: P. N.)

Hinsichtlich der vorgenommenen Gewichtungen und Bedeutungszuweisungen gegenüber den zueinander in Beziehung gesetzten Lebensbereichen gelangen die Autoren zu vier (intern noch variierenden) Lebenskonzepttypen:

- *Arbeitsorientiertes Lebenskonzept:* In ihm sind Jugendliche zusammengefaßt, in deren aktuellen und perspektivischen Planungen die Erwerbsarbeit im Vordergrund steht. Eine sinnvolle Arbeit, in der man sich selbst als Subjekt einbringen und verwirklichen kann und/oder in der man gesellschaftliche Anerkennung und einen gehobenen beruflichen Status erreichen kann, beherrscht ihr Sinnen und Trachten und läßt sowohl die Partnerschaft/Familie als auch Freizeit (...) in den Hintergrund treten. (ebd. S. 188; Auslassg.: P. N.)
- *Zwischen Arbeit und Privatleben (incl. Freizeit) ausbalanciertes Lebenskonzept:* Dieses Konzept wird von Jugendlichen verfolgt, die sowohl in der Arbeit als auch in ihrem Privatleben positive Interessen wahrnehmen und ihr Bedürfnis nach Selbstdarstellung befriedigen wollen, ohne einen Bereich dem anderen unterordnen zu wollen. In bezug auf ihre Interessen zur Arbeit unterscheiden sie sich (vom ersten Lebenskonzepttyp), daß sie keine Karriere-Ambitionen haben, wohl aber inhaltlich gerichtete Sinn-Perspektiven mit der Erwerbsarbeit verbinden. Auf der anderen Seite haben sie – (...) ein gleichsam zweites Zentrum der Selbstdefinition im Privaten (...). (ebd.; Auslassg.: P. N.)
- *Familienorientiertes Lebenskonzept:* Hier finden wir die Jugendlichen/jungen Erwachsenen, deren zentraler identitätsstiftender Bereich die Familie/Partnerschaft ist. Auf ihn richten sich die meisten Aktivitäten und die innere Anteilnahme. Dies bedeutet (.), daß der Bereich der Arbeit (...) in seinem Bedeutungsgewicht für die Selbstdefinition deutlich hinter die Familie und Partnerschaft zurück(tritt). Auch die Freizeit (...) tritt (...) in den Hintergrund. (ebd. S. 189; Auslassg.: P. N.)
- *Freizeitorientiertes Lebenskonzept:* In seinem Zentrum steht die »hedonistische« Freizeitgestaltung. Die Jugendlichen (...) wollen ihr Leben möglichst ohne viele bindende Verpflichtungen genießen, ihre Bedürfnisse möglichst nach dem Lustprinzip ausleben. (...) In der Mehrheit läßt man sich zwar auf eine kontinuierliche Erwerbsarbeit ein, behält zu ihr aber zumeist eine hohe innere Distanz, die nicht ausschließt, daß man im Einzelfall der Arbeit sogar inhaltlich etwas abgewinnen kann und auch inhaltliche Ansprüche an sie heranträgt. Der Planungshorizont dieses Lebenskonzepts ist in der Regel nicht sehr weit gesteckt. (ebd.; Auslassg.: P. N.)

Ein Blick auf die Verteilung der Jugendlichen auf die einzelnen Lebenskonzepttypen zeigt, dass Arbeit als Sinn stiftende Tätigkeit für den größten Teil (etwa 60 Prozent) einen zentralen Stellenwert einnimmt, für etwa 31 Prozent dieser Gruppe sogar dominant und für die anderen 30 Prozent der Gruppe gleich wichtig ist wie das Privatleben. Für diese beiden Teilgruppen können keine wesentlichen geschlechtsspezifischen Unterschiede festgestellt werden. Der restliche Teil der Gruppe verteilt sich jeweils in der Hälfte auf das familienorientierte und freizeitorientierte Lebenskonzept und weist jeweils deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede auf. Das heißt, das familienorientierte Lebenskonzept gilt eher in traditioneller Hinsicht für Frauen, während das freizeitorientierte Lebenskonzept den männlichen Jugendlichen zusagt. Mit der deutlichen Überpräsenz des arbeitsbezogenen Lebenskonzepts bzw. in Kombination mit der Familienorientierung zeigt sich zusammengefasst also eine stärkere Konzentration der Aktivitäten und Planungen auf den Arbeitsbereich: „(A)uf ihn sind sie innerlich in ihrer aktuellen Situation am stärksten bezogen, weil sie in ihm in erster Linie eine Möglichkeit der Selbstverwirklichung und der Erlangung persönlicher Anerkennung finden. Für die männlichen wie für die weiblichen Jugendlichen dieses Typus ist es charakteristisch, daß sie ihre Arbeit vordringlich in den Perspektiven von Berufstätigkeit sehen und planen, d. h. als eine auf Kontinuität hin angelegte, inhaltlich sinnvolle,

qualifizierte und persönliche Befriedigung verschaffende Erwerbsarbeit.“ (ebd. S. 190) Befriedigung heißt für diese Jugendlichen aber auch (nicht nur nach „innen“, sondern auch nach „außen“ gerichtet:), „Selbstbestätigung finden sowie Anerkennung und ein Gefühl sozialer Integration und gesellschaftlicher Nützlichkeit erfahren können“ (ebd. S. 191). Diese Jugendlichen sehen auch ihre berufliche Zukunft mehrheitlich und häufiger als andere unter dem Aspekt der aktiven Gestaltung: „Sie arbeiten daran, sich beruflich noch zu verbessern, sei es im jetzigen Beruf, durch einen Wechsel des Berufsfeldes oder auch durch einen Ausstieg in eine Selbstständigenposition.“ (ebd.) Hier lassen sich zwei Varianten festhalten: „Der Hauptteil der Jugendlichen, etwa drei Viertel von ihnen, orientiert seine Perspektiven eher auf den Inhalt der Berufstätigkeit, ist hochgradig mit ihm identifiziert, ohne viel auf die materiellen und immateriellen Honorare zu blicken. Das restliche Viertel erfolgt in relativ traditioneller Weise eine Karriere, bei der die inhaltliche Seite der Berufstätigkeit als Identifikationsmoment zwar auch eine Rolle spielt, aber doch deutlich hinter Aspekten des beruflichen Status, des mit ihm verknüpften – oder zumindest erwarteten – Sozialprestiges sowie der Teilhabe an Macht und Einfluß zurücktritt.“ (ebd.) Für beide Varianten aber gilt in jedem Falle, dass die Jugendlichen Arbeit nicht bloß als notwendige Erwerbsarbeit begreifen, sondern als den zentralen Lebensbereich ihrer Persönlichkeitsentwicklung und zwar auch im vollen Bewusstsein der Zwänge des Erwerbslebens und der Kompromissbildung zwischen kontrahierenden Lebensbereichen. Definitiv aber steht für die Autoren fest, dass sich die Dominanz von Arbeit im Lebenskonzept zwar noch relativiert, jedoch nicht in ihr Gegenteil verkehren wird, weil dies einem Identitätsbruch gleichkommen würde. (vgl. ebd. S. 192) Aus der konzeptionellen Verknüpfung von Lebenskonzept, Identitätskonzept und einer Konzeption des „jungen Erwachsenen“ lassen sich außerdem und abschließend aus den Befunden folgende wesentliche Ergebnisse einmal auf konzeptioneller Ebene, zum anderen auch auf der Orientierungsebene von Arbeit und Beruf festhalten:

- Die Darstellung unserer Befunde hat gezeigt, daß wir weder von einem einheitlichen Lebenskonzept bei allen Jugendlichen noch von eindeutig schichtgebundenen Lebenskonzepten ausgehen können. (...) Wir haben es also mit einer **Pluralität**¹¹⁷ **von Identitätsentwürfen** zu tun, deren Zahl über die vier von uns dargestellten auch hinausgeht, da wir innerhalb jedem der vier Typen noch Binnendifferenzierungen finden. Gleichwohl zerfasert die Pluralität nicht in eine Anhäufung zusammenhangsloser Bilder. Das gemeinsame Moment scheint uns in einer relativ **hohen Gewichtung von Arbeit als Bezugspunkt** für die Identitätsbildung zu liegen. (ebd. S. 243; Auslass.: P. N.)
- Nicht zuletzt zeigt sich in den Lebenskonzepten (Einfüg.: P. N.: aber ebenso), daß **Erwerbsarbeit nicht der einzige Lebensbereich** ist, auf den sinnhafte Orientierung und Ansprüche nach Selbstbestätigung gerichtet sind. Wie hier Gewichtungen (längerfristig) vorgenommen und differenziert werden (können), macht das Spannungsfeld aus. Die **Offenheit** und die unterschiedliche Ausdifferenzierung der

¹¹⁷ Auf den hier verwendeten Begriff der Pluralität geht Hantsche (1990, S. 70) genauer ein, wenn sie hinzufügt: „Vielmehr zeigt sich ein Nebeneinander von Entwürfen, die jenseits der durch die typisierende Ordnung vorgezeichneten Gemeinsamkeiten soziale und individuelle Differenzierungen aufweisen.“

Lebenskonzepte verweist auf eine *relative Stabilität* (innere Modifikation sind möglich, sind aber auch empfindlich gegenüber äußeren Erscheinungen). (Hantsche 1990, S. 71)

- Für unsere *jungen Erwachsenen* ist zu sagen, daß der größte Teil ein – zwar nicht ein für alle Mal festgelegtes – Verhältnis zu den Lebensbereichen Arbeit / Beziehung, eigene Familie / Freizeit gefunden hat und im Verhalten deutlich macht, daß sie ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse strukturieren und gegeneinander abwägen können. Bei allen Unterschieden (...) läßt sich dennoch so etwas wie eine *gemeinsame Orientierung* für diese Altersgruppe ausmachen: nämlich das eigene Leben ohne ein Zuviel an verbindlichen Verpflichtungen im Einklang mit Interessen und Neigungen zu gestalten. (ebd.; Auslassg.: P. N.)
- Zwar ist aus den vorliegenden Ergebnissen *kein Bedeutungsverlust* von Erwerbsarbeit abzulesen, *aber ein Bedeutungswandel* feststellbar. Der Anspruch auf eine inhaltlich interessante Tätigkeit und auf die Anwendung der eigenen Fähigkeiten, die den Kern des hier skizzierten individualistischen Arbeitsverständnisses bilden, weist *nicht* auf die *typische Berufsidetität* hin, wie sie aus früheren Zeiten (...) geläufig ist. Reste davon sind vorhanden, aber *nicht die enge Bindung an einen Beruf* im Sinne einer *Dauerperspektive* und *an eine bestimmte Berufsgruppe*, aus der heraus man seinen sozialen Status definiert. Es ist die *interessante Tätigkeit*, mit der man sich vorrangig identifiziert und die einem Selbstbewußtsein vermittelt. (...) Was (dagegen) einen Ersatz für den Verlust kollektiver Erfahrungen (Bindungen und Handlungsmuster) bilden könnte (...), ist nicht ausgemacht. (ebd. S. 74; Einfüg.: P. N. i. Anlehnung a. d. O.; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)

Es drängt sich nun förmlich die Frage auf, warum eine mittlerweile fast zwanzig Jahre zurückliegende Untersuchung und deren damals aktuellen Thesen und Ergebnisse in der hier vorliegenden Arbeit gerade so derart umfangreich rezipiert worden ist. Sie findet ihre Antworten darin, dass zunächst erstens auch heute noch die Bedeutung von Arbeit und Beruf im Lebenskonzept bzw. im darin ausgedrückten Selbstentwurf vor dem Hintergrund von soziostrukturellen und sozioökonomischen Transformationsprozesse ein anhaltend brisantes Forschungsthema ist. Das viel Entscheidendere für eine derartige Darstellung wird zweitens darin gesehen, dass nach meiner Kenntnis die konzeptionellen „Bausteine“ und ihre folienartige Übereinanderlegung ein besonderer Verdienst Baethges (u. a.) ist, die für das eigene konzeptionelle Identitätsverständnis eine hohe Anschlusskraft besitzen. Und drittens wird durch die Hervorhebung des konzeptionellen Gehalts gegenüber der anderenorts üblicherweise stärkeren Ergebnisbetonung hinsichtlich der Anspruchsdimensionen zwar nicht das Wort geredet. Aber es wird ausdrücklich ein genaueres Augenmerk auch auf die von Baethge (u. a.) in der generellen Konzeption konstruierten Zusammenhänge zwischen Lebenskonzept, Identitätskonzept und der Konzeption „junger Erwachsener“ gerichtet¹¹⁸, da jene (und diese Ansicht wird generell geteilt) voneinander abhängige Konzepte sind. Allerdings bleiben m. E. im Unterschied zur eigenen konzeptionellen Grundauffassung die Sinndimensionen von Baethge letztlich auf stärker außenbezogene Ergebniskategorien der Identitätsentwicklung unter dem Aspekt von krisenhaften Entwicklungsbedingungen bezogen, ohne eine prozessuale Rückanbindung an innenbezogene, persönlichkeitsrelevante „Kategorien“ des Selbstbezuges vorzunehmen (z. B. an konkrete Identitätsziele und an die

¹¹⁸ Anmerkung: In anderen Untersuchungen bzw. Rückgriffen auf Baethges (u. a.) Untersuchungsergebnisse wird selbstverständlich auch ein vermittelter Bezug, aber eben unter eher anderen bedeutungsbesetzten Ansatzpunkten hergestellt.

Frage nach deren Umsetzbarkeit und der Verfügung dafür zu entwickelnder Handlungsstrategien o. Ä.). Dieser Einwand bestätigt sich in den Aussagen von Krafeld (2000), die u. a. auch eine unzureichende Verhältnismäßigkeit der Sinndimensionen untereinander anmahnen.¹¹⁹ Es sind außerdem zwei weitere Aspekte ausführlicher zu beleuchten:

Zum einen haben die Untersuchungen von Baethge (u. a.) zu differenzierten Lebenskonzepten gezeigt:

daß Jugendliche, die *kaum problematische Arbeitserfahrungen* gemacht haben und *kontinuierliche Berufsverläufe* aufweisen, überwiegend *arbeitszentrierte* Lebenskonzepte als inhaltliche Identifikationsmomente bzw. im Sinne traditioneller Karriereplanungen entwickeln. Ganz anders die Jugendlichen mit *diskontinuierlichen, von Krisenerfahrungen geprägten Berufsverläufen*. Sie suchen ihre Orientierungen, ihr Lebenskonzept eher in der *Freizeit* oder in der *Familie*. Sollten jedoch Beruf und Arbeit an identitätsbildender Wirkung verlieren, sind Auswirkungen auf die Lebensplanung und Lebensentwürfe der Jugendlichen zu erwarten. Nicht von ungefähr zeigen sich bereits jetzt *im Verlauf der Ausbildung von Jugendlichen Tendenzen zur Aufteilung des eigenen Lebens in die Bereiche des Berufs einerseits und der Freizeit, des Privaten andererseits*. Dieser Wandel könnte unter Beachtung der strukturell sich verändernden Arbeits- und Lebensverhältnisse bedeuten, daß viele Jugendliche Grund genug haben, *berufliche Arbeit distanzierter zu betrachten als die Jugendgeneration der 50er und 60er Jahre*; daß sie *gleichzeitig weiterführende Ansprüche* an ihr Leben und ihre Arbeit formulieren und genügend Selbstbewußtsein und Durchsetzungskraft erworben haben, diese Ansprüche erfolgsversprechend zu artikulieren und *produktiv* gegen entgegenstehende soziale und materielle Lebensbedingungen zu wenden. (Pätzold 1993, S. 400f.; Hervorhebg.: P. N.)

Neben dem intergenerationalen Vergleich und einer Anspruchshaltung der gleichzeitigen Beachtung von auch arbeitsdistanzierten Lebensbereichen (als der eine Aspekt) greifen auch die Autoren Straus/Höfer (bspw. 1998b, 2001; zsf. Keupp u. a. 1999) die These zu den Lebensentwürfen, die aus differenzierten Berufsbiografien resultieren, explizit auf. Die Autoren fragen u. a. danach, ob sich in einer *Längsschnittuntersuchung* im Zeitumfang von ca. zehn Jahren nach den querschnittlichen Untersuchungen von Baethge die Anspruchshaltungen insbesondere der von diskontinuierlichen Berufsverläufen betroffenen Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen (i. O. als „Benachteiligte“ bezeichnet) vergleichsweise stärker den instrumentell-materialistischen Anspruchsdimensionen zuwenden. Gründe sehen die Autoren darin, dass sich die Problematik der gesellschaftlichen Transformationen des Arbeitsmarktes usw. heute im Gegensatz zu den 80er-Jahren noch

¹¹⁹ Bei Krafeld (2000, S. 57) heißt es dazu: „Das ganze Modell jedoch greift unzureichend auf, daß dahinter (Einfüg. P. N.: gemeint sind die Lebenskonzepttypen) eine ganze Reihe sehr komplexer Ausbalancierungen vielfältiger Ansprüche und Interessen stehen, nämlich vor allem:

- In welchem Verhältnis stehen inhaltliche Interessen an der Arbeit und instrumentellen Interessen am Gelderwerb für den Konsum?
- In welchem Verhältnis stehen Identifikationen mit dem Beruf und Wünsche nach Flexibilität, Abwechslung und Veränderung?
- Wie fließt die Tätigkeit in das eigene Identitätsbild ein?
- Wie realisiert sich in den Arbeitszusammenhängen das Verhältnis zu anderen Menschen?“ (vgl. auch Becker, H./ May, M. (1995): Zusammenhänge zwischen Arbeitsorientierungen Jugendlicher und ihren soziokulturellen Milieus. Arbeitsorientierungen als Gegenstand empirischer Forschung im Rahmen der Wertewandeldebatte. In: Durchblick, 10. Jg., Heft 3, S. 26)

verschärft hat. Sie kann möglicherweise dazu führen, dass die „Benachteiligten“ von ihren sinnhaft-subjektiven Ansprüchen über die Relativierung einer zunächst eher idealistischen Anspruchshaltung hinausgehend wieder Abstand nehmen müssen und deshalb auch entsprechende identitätsbezogene Rückschlüsse in der Selbstreflexion und -definition (insbesondere für die Entwicklung einer beruflichen Identität) nachzuweisen sind. Darüber hinaus beziehen sich die Autoren konzeptionell betrachtet ausdrücklich auf ihr identitätstheoretisches Modell der Patchwork-Identität, um die innengeleiteten kohärenzorientierten Ausbalancierungsprozesse zwischen den einzelnen Anspruchsdimensionen auf dieser Ebene differenzierter als Baethge (u. a. 1989) erfassen zu wollen. Hinsichtlich der angedeuteten Innenperspektive sind bereits komplexe Ausführungen zu den Forschungsergebnissen mit dem modelltheoretischen Kontext der Patchwork-Identität in dieser Arbeit (S. 116ff.) verknüpft worden. Aus empirischer Sicht lassen sich die Untersuchungsergebnisse über drei Erhebungswellen in Bezug auf die aktuelle „Gültigkeit“ im Sinne der „Nachhaltigkeit“ bzw. „Übertragbarkeit“ von Baethges (u. a. 1989) Ergebnissen auf heutige erhobene Anspruchsdimensionen in Bezug auf Arbeit und Beruf aus der Sicht der „Benachteiligten“ inhaltlich wie folgt zusammenfassen:

Die dominanten Arbeitsansprüche von benachteiligten Jugendlichen sind insgesamt erwartungsgemäß im Vergleich zu Baethges Untersuchung weniger sinnhaft-subjektiv orientiert. Der Unterschied zwischen den Benachteiligten und deren Kontrastgruppe fiel größer als erwartet aus, reduzierte sich aber bei genauerer Analyse. (vgl. Straus/Höfer 1998b, S. 65). Denn bei beiden Gruppen lag eine Zwei-Drittel-Mischung von materiell-reproduktionsbezogenen Erwartungen mit sinnhaft-subjektiven vor. Deutlich höhere Werte für eine ausschließlich sinnhaft-subjektive Orientierung hingegen entwickelte die Kontrastgruppe (und hier stärker die weiblichen Jugendlichen der „Kontinuierlichen“). Daraus folgt:

Trotz der damit verbundenen Gefühle des Scheiterns und individuellen Versagens und dem Erleben eines Arbeitsmarktes voller Beschränkungen und Selektionsmechanismen behielten sie offensichtlich dieses Arbeitsverständnis bei. Diese Jugendlichen wollen innerlich an Arbeit beteiligt sein, sie wollen die Bestätigung der eigenen Kompetenz erfahren, ihre Arbeit sollte sie herausfordern aber nicht überfordern, sie wollen ArbeitskollegInnen, von denen sie als Person anerkannt werden oder wie die Jugendlichen es meist selbst ausdrücken: sie wollen nicht Spaß statt Arbeit, sondern Spaß an und in der Arbeit haben. (ebd. S. 67)

Bei der Differenzierung sinnhaft-subjektiver Ansprüche nach *einzelnen* Dimensionen und nach Geschlecht kommen die Autoren zu den Ergebnissen, dass in beiden Gruppen der kommunikative Aspekt den Frauen genauso wie den Männern der arbeitsinhaltliche Aspekt und die Bedeutung des Statuserwerbs für beide jeweilig männlichen Gruppen in etwa gleich wichtig sind. „Insgesamt zeigen unsere Ergebnisse ganz deutlich, daß es auch bei den

benachteiligten Jugendlichen verfehlt wäre, von einer Abkehr bzw. Devaluation von Arbeit zu sprechen. Die Aussicht auf sozialstaatliche Versorgung als Alternative zu Arbeit ist für keine/keinen der interviewten Jugendlichen interessant. Im Gegenteil, die meisten würden dies als fundamentales eigenes Scheitern bewerten.“ (ebd.) Über den Längsschnitt und über unterschiedliche Arbeitsmarkterfahrungen hinweg hat sich dann auch insgesamt an den jeweiligen Anteilen der sinnhaft-subjektiven bzw. materiell-reproduktionsbezogenen Orientierungen von Jugendlichen/jungen Erwachsenen kaum etwas verändert:

Die Mehrzahl der Jugendlichen erwartet nach wie vor inhaltlich interessante Tätigkeiten, über die sie Anerkennung, Wertschätzung, aber auch Spaß erhalten. Betrachtet man die Bewegungen, die über die beiden Meßzeitpunkte stattgefunden haben, zeigt sich bei den benachteiligten Jugendlichen eine größere Bewegung. Ein Viertel wechselt zwischen den beiden Typen der Arbeitsorientierung, bei der Kontrastgruppe ist es nur jede/r siebte Jugendliche. Da aber Bewegungen in alle Richtungen stattfinden, ändert sich am Gesamtverhältnis zwischen dem subjektiv-sinnhaften und materiell-reproduktionsbezogenen Typ bei beiden Gruppen nichts. Zum Zweiten wird offensichtlich, daß es sich bei der Gruppe der „Wechsler/Wechslerinnen“ um Personen handelt, die bereits bei der ersten Befragung subjektiv-sinnhafte wie auch materiell-reproduktionsbezogene Orientierungen genannt haben und aufgrund ihrer aktuellen Lebenssituation jetzt dem jeweils anderen Typ den Zuschlag gaben. Die benachteiligten Jugendlichen und die Kontrastgruppe unterscheiden sich auch hier nicht.

Interpretiert man diese Befunde zum derzeitigen Erhebungszeitpunkt (Einfüg. i. Anlehnung a. d. O.: dritte Erhebungswelle), zeigen sich zwei Trends: Zum einen sind die erhobenen Arbeitsorientierungen relativ stabil, das heißt übersituativ wirksam. Und zum anderen bestätigt sich für die Gruppe der Benachteiligten auch nach dem zweiten Erhebungszeitpunkt der Befund einer mehrheitlich subjektiv-sinnhaften Arbeitsorientierung. (Straus/Höfer 2001, S. 88)

In der mehrheitlich sinnhaft-subjektiven Arbeitsorientierung wiederum drücken sich nach Auffassung der Autoren drei Schlussfolgerungen aus:

Erstens spricht vieles dafür, daß Baethge Recht hat mit der These, daß heute mangels anderer *Sinn stiftender Instanzen* Arbeit an deren Stelle gerückt ist, das heißt gerade auch bei dieser Gruppe von Personen Arbeit das ersetzen muß, was Kultur, Religion und auch politische Loyalitäten nicht mehr hergeben: das Gefühl des Gebrauchtwerdens, von Zugehörigkeit, Selbstbestätigung und gesellschaftlicher Integration.

Zweitens dürfte sich darin aber auch ein Wandel der Anspruchshaltung abzeichnen. Dabei geht es nicht um gestiegene Berufswünsche. Dort, wo die benachteiligten Jugendlichen klare Berufswünsche ausgebildet hatten, gingen diese fast ausschließlich in Richtung einfacher Handwerks- und Dienstleistungsberufe. Sondern es geht um eine *veränderte Bezugsweise zu Arbeit* generell. (...)

Ein dritter Grund liegt in den bisher gemachten Arbeitserfahrungen und im Selbstbild der Jugendlichen. Benachteiligte Jugendliche mit einer sinnhaft-subjektbezogenen Arbeitsorientierung haben in den Interviews häufiger als die materiell-reproduktionsorientierten Jugendlichen von Zusammenhängen erzählt, in denen sie Autonomie und Anerkennung erfahren haben. Sie haben insgesamt von mehr positiven Lebensereignissen berichtet. Und es sind auch Jugendliche, die in ihrem Kontrollbewußtsein aktiver und in ihrer Zeitwahrnehmung etwas strukturierter sind. Dies läßt den Schluß zu, daß eine materiell-reproduktionsbezogene Arbeitsorientierung auch ein Produkt von Enttäuschungen und Demoralisierungserfahrungen ist. (ebd. S. 90f; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Im Unterschied zur Querschnittsuntersuchung von Baethge (u. a. 1989) konzentriert sich die Längsschnittuntersuchung von Keupp und seinen Ko-Autoren nicht nur auf die übergreifende Dominanzfrage von Arbeits- und Berufsorientierungen im Lebenszusammenhang und analysiert die lebensweltlichen Selbstbezüge gerichtet auf (bzw. um) Arbeit und Beruf (herum) als fragliches Sinnzentrum im Kontext eines nachhaltigen Wertewandels. Sondern sie ziehen ausdrücklich aus den lebensweltlichen Verschränkungen von Arbeits- und

Berufsorientierungen mit anderen lebensweltlichen Themen ihre Konsequenzen für komplexe Selbstentwürfe und Identitätsprojekte. Dies gelingt ihnen, indem sie ausdrücklich auf der Ebene des Identitätskonstrukts der Kohärenz handlungstheoretische Rückschlüsse des alltäglichen und lebensplanerischen (z. T. widersprüchlichen) Arrangements und hierin u. a. nach den Entwicklungsmöglichkeiten und -stadien einer „beruflichen Identität“ im Kontext von zunehmend diskontinuierlichen Berufsbiografien und Identitätsbedingungen (bspw. der Ressourcenlage) formulieren. Auf die Weise gelangen die Autoren schließlich zu ausdifferenzierten lebensweltlichen Verknüpfungsmustern von mehreren Teilidentitäten zu einem kohärenten Sinn Ganzen. Vereinfacht vergleichend unterscheiden sich die beiden Untersuchungen vor allem in ihren identitätsperspektivischen Zugriffen auf der analytischen Ebene von Arbeits- und Berufsorientierungen, denn in ihrer Gesamtaussage zum Stellenwert von Arbeit und Beruf kommen sie zu weitestgehend ähnlichen Ergebnissen. Aber hieraus erklärt sich forschungsmethodisch und -strategisch am ehesten die Fokussierung von einerseits *verdichteten* Generalisierungen zu den Lebenskonzepten (Baethge u. a. 1989) und andererseits *ausdifferenzierten* lebensweltlichen Verknüpfungsmustern von Teilidentitäten (Keupp u. a. 1999.) Die entsprechenden empirischen Einzelergebnisse der Untersuchung von Straus/Höfer (1998b, 2001) bzw. Keupp (u. a. 1999) sind in dieser Arbeit bereits systematisch und ausführlich im analytischen (modelltheoretischen) Arbeitsteil dargestellt. (vgl. i. d. A. u. a. S. 110ff; 119; 122; 203ff.). Prinzipiell ist für die Ergebnisse von Keupp und seinen Ko-Autoren noch eine Schlussfolgerung hinzuzufügen. Das Forschungsinteresse in Bezug auf einen Bedeutungswandel von Arbeit und Beruf für die Identitätsentwicklung insgesamt wird mittlerweile weniger durch die Forschungsfrage bzw. dem -ansatz eines generellen gesellschaftlichen Wertewandels bestimmt. Vielmehr verschiebt sich das Interesse zum Bedeutungswandel von Arbeit und Beruf im Kontext massiver gesellschaftlicher Transformationsbedingungen auf generell existenzielle und damit identitätsbedrohende Fragen der Lebensgestaltung in Bezug auf die alltägliche Lebensbewältigung von Lebensanforderungen (als mit Bedeutung versehene Relevanzsysteme des Identitätskonzepts). Die Interessenverschiebung erfolgt jedoch nicht in der Absicht, gleichzeitig der gewandelten Bezugsweise zu Arbeit und Beruf als eine wesentliche sinnhaft-subjektive Dimension des Lebenskonzepts im Sinne Baethges ihre hohe Bedeutung absprechen bzw. sie generell in Frage stellen zu wollen oder zu müssen. Arbeit und Beruf sind kurzgefasst nach wie vor Sinn stiftende Bezugskategorien des Selbstentwurfs. Sie bleiben es aber auch oder möglicherweise

gerade deshalb, weil sie nach Auffassung von Keupp (u. a. 1999) wieder zu einem stärkeren existenziellen Problem der individuellen Lebensgestaltung geworden sind. Und dieser Aspekt wird ausgesprochen intensiv und realistisch von jungen Erwachsenen reflektiert und antizipiert. (vgl. ebd. S. 116; 123; 128)

Der zweite Aspekt betrifft eine Konkretisierung der Fragestellung nach den Lebensentwürfen *ostdeutscher* Jugendlicher bzw. junger Erwachsener Anfang der 90er-Jahre, der auch im Rahmen der Untersuchungsreihen von Keupp und seiner Ko-Autoren (u. a. 1999 usw.) explizit berücksichtigt wird. (vgl. auch Ahbe/ Glücksmann/ Mitzscherlich 1995). In den Studien wird weitestgehend übereinstimmend davon ausgegangen, dass jene Sozialgruppe im intragenerationalen Vergleich mit völlig neuen oder aber stark modifizierten arbeits- und vor allem lebensweltlichen Erwartungen und Anforderungen konfrontiert gewesen sind, die aus massiven gesellschaftlichen Umbruchserfahrungen der Wendezeit resultieren. Und genau diese sind in dieser krisenhaften bzw. einschneidenden Erfahrungsform mit Ergebnissen zur Biografiegestaltung, Identitätsentwicklung und zu den Wertorientierungen von westdeutschen Befragten möglicherweise nicht vergleichbar bzw. nicht ohne Weiteres binnengenerational aufeinander beziehbar. In ihrer Untersuchung wurde deshalb u. a. die Frage aufgestellt, ob auch hier systematisch (aus)differenzierte Aussagen zu innerdeutschen Unterschieden der kulturellen Kollektiverfahrung in den Selbstdefinitionen (und folglich zum normativen Stellenwert von Arbeit und Beruf im Lebenskonzept) vor allem für die ostdeutsche Population aufgedeckt werden können. Denn mit den Ergebnissen einer biografieanalytischen Studie von v. Wensierski (1994) zum „Generationszusammenhang und einer kollektiven Prozeßstruktur einer Problemgemeinschaft“ (diese bezieht sich auf eine Population ostdeutscher junger Erwachsener) konnte bereits folgender Zusammenhang hinsichtlich der gemeinsam *geteilten Kollektiverfahrung* für die ostdeutsche Untersuchungspopulation nachgewiesen werden:

Der Umbruch ist für diese jungen Ostdeutschen die Konfrontation mit einer unbekanntem Zukunft auf der Basis einer kollektiven und potentiell problembelasteten Vergangenheit, über die erst noch Klarheit hergestellt werden muß. Das bedeutet aber auch: Die Belastungspotentiale, denen diese jungen Ostdeutschen gegenwärtig gegenüberstehen, lassen sich nicht auf die Frage nach geeigneten oder nicht geeigneten, nach gelungenen oder nicht gelungenen Anpassungsstrategien reduzieren. Die Bewältigung dieses gesellschaftlichen Transformationsprozesses ist für diese junge Generation vielmehr auch die Phase einer grundlegenden Selbstvergewisserung und Neuorientierung – einer Vergewisserung über die Fragen nach den eigenen Werten und Lebensvorstellungen, vor allem aber auch der Vergewisserung über die Stellung des Individuums im Verhältnis zu Staat zu Gesellschaft sowie über Strukturen und Normen, die ein staatliches Gemeinwesen ausmachen. Der Umbruch ist für die jungen Ostdeutschen auch deshalb ein unvergleichlicher, einzigartiger Prozeß, weil er nur für sie zugleich auch ein Abschied von der DDR als des gesellschaftlichen Strukturrahmens für das eigene bisherige Leben ist, und weil die deutsche Einheit nur ihnen diese Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des eigenen staatlichen Gemeinwesens sowie der eigenen Rolle darin als handelndem und verantwortlichem Individuum abverlangt. (v. Wensierski 1994, S. 369f.)

Ein spezifischer Blick auf die in dieser Studie nachgewiesenen subjektiv rekonstruierten Erfahrungsformen der Selbstvergewisserung und Neuorientierung lohnt sich auch deshalb, weil die Verarbeitung der Wende als kritisches Lebensereignis und als eine individuell unterschiedlich wahrgenommene und gewichtete Diskontinuitätserfahrung in der Auseinandersetzung mit der neuartig gesellschaftlich strukturierten (genauer: westdeutsch-systemisch überformten) Lebenswelt biografisch relationierend rekonstruiert wird. Die Studie zeigt schließlich aner kennenswert vier individuelle biografisch-(vor)strukturierte Verarbeitungsmuster der Wendeerfahrungen, als da sind: Typ A: „Die Wende als biographischer Einbruch“; Typ B: „Die Wende als Freisetzungsprozess“; Typ C: „Selbstbehauptungsmuster vor und nach der Wende“ und Typ D: „Die Wende als biographisches Randereignis“. Gerade die Untersuchung auf der *mikrosozialen Ebene der biografischen Prozesse in Lebensgeschichten* (durch die Verwendung narrativer Interviews) macht Brüche und Schwierigkeiten nachweislich sichtbar, die der gesellschaftliche Umbruch vor allem für die Selbstverortung von jungen Menschen in Ostdeutschland mit sich gebracht hat. Aber im Zusammenhang mit dem andernorts unternommenen forschungsmethodischen Zugang, ebenso aber auch in Bezug auf verallgemeinerte Schlussfolgerungen, muss nun vorerst für die wissenschaftliche Forschungslage insgesamt (genauer: bezüglich ihrer Forschungsergebnisse) auf ein immanent gesellschaftstheoretisches und methodologisches Forschungsproblem hingewiesen werden. Nämlich, dass die Ergebnisse zu den „innerdeutschen“ Wendeerfahrungen in der Regel zumeist nur einen für problematisch gehaltenen, weil vordergründig objektiven bzw. unzureichend theoriegenerierenden, historischen Ost-West-Vergleich zulassen. Mit Vorsicht wird dem Umstand begegnet, dass sich erstens die wissenschaftlichen bis dahin sozusagen ostdeutschen Forschungsdesigns selbst vor dem Hintergrund der gesellschaftssystemisch betrachtet politischen, ökonomischen und sozialen Wende in einer problematischen theoretischen und empirischen Anschlussfähigkeit befunden haben und u. a. zu intensivsten Reinterpretationen von zu Vergleichen herangezogenen ostdeutschen Studienergebnissen hätten führen müssen. Daraus folgt des Weiteren, dass derartige Hypothesen und Ergebnisse vor dem Hintergrund theoretischer, vornehmlich westdeutscher Ansätze auf der einen Seite und der vorfindbaren empirischen ostdeutschen Realität bzw. Vergangenheit auf der anderen Seite nach wie vor deshalb angemeldete Zweifel in der Repräsentativität und Vergleichbarkeit von ost- und westdeutschen Studien nach sich ziehen. Ein weiteres immanentes Problem betrifft die Methodologie und hier vor allem den Überhang quantitativ orientierter Untersuchungen. (vgl.

zf. Merckens 2002, S. 354ff.; bspw. auch v. Wensierski 1994, S. 15; 103f.)¹²⁰. Daraus folgt nun das eigene Bewusstsein, dass diese Probleme nachträglich nicht wegzudeuten sind oder sich relativieren lassen. Allerdings ist ein direkter Ost-West-Vergleich als solcher auch nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit. Unter dem Bedeutungsaspekt von Arbeit und Beruf finden sich jedoch in der Summe mittlerweile eher aus- und hinreichend validierte Ergebnisse, als für andere lebensweltliche Bezugspunkte)¹²¹. Es gilt jene näher zu beleuchten, die gleichzeitig in einem relativ vergleichbaren konzeptionellen Ansatz stehen bzw. welche die bisher dargestellten identitätstheoretischen Implikationen in verhältnismäßig ähnlicher oder ergänzender Weise betonen. In diesem Zusammenhang interessieren des Weiteren solche Studien, die differenzierte *zukunftsbezogene* Einstellungen resultierend aus lebensweltlichen (wenn möglich alltäglichen) individuellen Selbstreflexionen zumindest in einer weit gefassten Tendenz auch für ostdeutsche Jugendliche und junge Erwachsene ableiten, ohne dass die individuelle Rekonstruktion der Wendeerfahrungen als identitätsformatierendes Spezifikum explizit zum alleinigen Erhebungsgegenstand genommen wird, wenngleich sie selbstverständlich als kollektive Erfahrung implizit eingedacht werden muss. Dieser zweite, auf die individuelle Biografie gerichtete Blick schließt deshalb unmittelbar an die mehrfach bereits begründete aktuelle These an, dass sich die Entwicklung von biografischen Zeitstrukturen der (normativen) Lebensorientierung von der langfristigen Perspektive zu einer stärker *gegenwartsorientierten und selbstbezüglichen* Lebensplanung verlagert hat. Dies führt oftmals zu der vorschnellen Deutung, dass jene biografiestrukturierenden Wertaspekte

¹²⁰ Merckens hält die empirischen Ergebnisse der Jugendforschung im Ost-West-Vergleich für äußerst problematisch, wie bspw.: „Weder für die erste Annahme – Einfluss des sozialen Wandels – noch für die dritte Vermutung – die anhaltende Wirkung von Sozialisation in der DDR – gibt es aus wissenschaftlicher Sicht zufrieden stellende Beweise. Es werden vielmehr einerseits mehr oder weniger beliebig Aussagen, die sich auf der Makroebene verorten lassen, mit solchen auf der Mikroebene verknüpft und andererseits Aussagen, die bei verschiedenen Stichproben zu verschiedenen Zeiten gewonnen sind, so dargestellt, als handele es sich um eine Längsschnittuntersuchung. In beiden Fällen werden sie in einen Zusammenhang gebracht, der schlüssig erscheint, ohne dass entsprechende Beweise vorgelegt werden.“ (Merckens 2002, S. 354f.); „Es wurde auch nicht beachtet, dass es in bestimmten Bereichen sehr ähnliche Entwicklungen in der DDR gegeben hat, so etwa bei der Pluralisierung der die Familie betreffenden Lebensformen (Kabat Vel Job 1997). Klein (1995) konnte allerdings nachweisen, dass die Prozesse von Familiengründungen, Zerfall von Familie und Neugründung einer Kernfamilie in der DDR sowie in den neuen Bundesländern anders verlaufen sind als in der ehemaligen DDR.“ (ebd. S. 355) „Hradil (1992) hat Modernisierungsvorsprünge der Bevölkerung aus der DDR in mehreren Bereichen konstatiert. Insoweit dürfte es fraglich sein, dass die Transformation nach der Wende, welche die Jugendlichen durchlaufen haben, angemessen mit der Modernisierungstheorie erfasst werden kann.“ (ebd.) „Es lassen sich mehr Unterschiede zwischen den Familien ermitteln, aus denen die Jugendlichen stammen, die sich im Sinne einer unterschiedlichen familiären Sozialisation und nicht als Ost-West-Differenz interpretieren lassen (Zinnecker 1997).“ (ebd. S. 358) u.v.m. ; Insgesamt: „Es gibt angesichts der widersprüchlichen Ergebnisse in der Forschung Hinweise dafür, dass die interne Varianz der Erscheinungsformen (Einfüg. i. Anlehnng. a. d. O.: von Kindheit und Jugend in Ost- und Westdeutschland) in beiden Teilen des Landes größer ist, als die zwischen den beiden Teilen.“ (ebd. S. 366)

¹²¹ vgl. hierzu Merckens (2002, S. 357): „Bei den Arbeitswerten hat es offensichtlich einen raschen Angleichungsprozess an Wertvorstellungen, wie sie für die BRD typisch waren, gegeben (vgl. Classen/Bergs-Winkel/Merckens 1998).“

wiederum auch als ein im Kontext der Wende transformationsbedingter Ausdruck für die normativ orientierte Identitätsentwicklung von ostdeutschen Jugendlichen und jungen Erwachsenen angenommen worden ist. Merkens (2002, S. 360)¹²² weist dagegen bereits auf solche Untersuchungen zum sozialen Wandel hin, die erkennen lassen, dass sich eine der Westdeutschen sehr ähnliche Werthaltung (i. S. sinnhaft-subjektiver Selbstverwirklichungsmotive) auch bei ostdeutschen Jugendlichen bereits vor der „Wende“ seit Anfang der 80er-Jahre herausgebildet hat. Deshalb kann sie nicht als Ergebnis der „Wende“ bzw. der „Transformation“ interpretiert werden. Bei Kuhnke/Mittag (1997) heißt es sogar, dass sich in einer Vielzahl von ZIJ-Untersuchungen¹²³ seit dem vollziehenden Wertewandel ab Mitte/Ende der 70er-Jahre Veränderungstendenzen in den subjektiven Lebenszielen („als Indikatoren für hypothetisch zugrunde liegende Werthaltungen“; ebd. S. 226) Jugendlicher nachweisen lassen.¹²⁴ „Auch beim beobachteten Wertewandel bei DDR-Jugendlichen ist eine stärkere Ich-Betonung – gekennzeichnet durch die Zunahme des Strebens nach Selbstständigkeit/ Selbstgestaltung sowie hedonistischer und materieller Orientierungen, wesentliches Kennzeichen, allerdings ohne daß dies mit einem gravierenden Rückgang der sogenannten Pflicht- und Akzeptanzwerte einhergeht (vgl. Förster u. a. 1993)¹²⁵“ (Kuhnke/Mittag 1997, S. 227)¹²⁶.

¹²² Hierzu heißt es, „dass sich die Jugend in der DDR bereits in der 1980er Jahren verändert habe und zumindest in Einstellungen und Werten an die westdeutsche Jugend angepasst habe (Friedrich 1993, S. 38f.). Es hat also bereits eine Veränderung vor der Wende gegeben. Das hat Friedrich (1990) mit Mentalitätswandel bezeichnet. Dieser Prozess ist unter veränderten Rahmenbedingungen nach der Wende fortgeführt worden. Die Transformation hat aus dieser Sicht keinen bestimmten Anfangspunkt, sie hat ebenso wenig einen fixierbaren Endpunkt, wie das beim Wandel von Institutionen der Fall zu sein scheint, wenn man nur die Aufbauorganisation betrachtet. Vielleicht hat ein sozialer Wandel, der bereits in der DDR stattgefunden hatte, nach der Wende eine andere Richtung genommen“ (ebd. S. 360).

¹²³ Erläuterung zum „ZIJ“: Das Zentrum für Arbeits- und Organisationsforschung e.V. – ZAROF (Leipzig) ist ein außeruniversitäres Forschungsinstitut, das im November 1990 von jungen SozialwissenschaftlerInnen – damals alle aus dem *Zentralinstitut für Jugendforschung* (ZIJ) – gegründet wurde. Neben Themenfeldern der Jugendforschung werden insbesondere Forschungsprojekte bearbeitet, die arbeitswissenschaftliche Untersuchungen in unterschiedlichen Wirtschaftsbranchen sowie die Geschlechtsthematik zum Gegenstand haben.“ (Fobe 1997, S. 243) Die Forschungsarbeiten richten sich auf (ehemalige) DDR- bzw. ostdeutsche Jugendliche.

¹²⁴ Müller, H. (1985): Jugend im Wandel ihrer Werte. IS II. ZIJ-Forschungsbericht F85/83. Leipzig

Müller, H. (1991): Lebenswerte und nationale Identität. In: Jugend und Jugendforschung in der DDR. /hrsg.v. H. Griese/. W. Friedrich. – Opladen, S. 124-135

Friedrich, W. (1990): Mentalitätswandlungen der Jugend in der DDR. In: Aus Politik und Wissenschaft. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 16-17; S. 25-37

¹²⁵ Förster, P. u. a. (1993): Jugend Ost. Zwischen Hoffnung und Gewalt. - Opladen

¹²⁶ Eine – allerdings nach Ost- und Westdeutschland nicht differenzierende – Studie zu den Wertpräferenzen junger Erwachsener (20-29-Jährigen) der 90er-Jahre von Duncker besagt: „Die Wandlungsintensitäten der letzten beiden Jahre sind bereits wesentlich weniger ausgeprägt als bei den zuvor analysierten Jugendlichen (Einfüg.: P. N.: 14-19-Jährige). Die übergeordneten Entwicklungsrichtungen sind hingegen ähnlich: Auch bei den „Jungen Erwachsenen“ der 90er Jahre ist ein deutlicher Rückgang des Freiheitsstrebens (-10%) bei einem gleichzeitig starken Anstieg der Bedeutung von Sicherheits- und Geborgenheitsansprüchen (+14%) festzustellen. Im gleichen Zeitraum nahm auch die Familienorientierung der 20- bis 29-jährigen überdurchschnittlich zu (+8,5%). Diese Entwicklungen gingen zudem mit einem Bedeutungszuwachs des Wertes ‚soziale Gerechtigkeit‘ (+5%) einher.“

Die Ergebnisse einer Ost-West-Vergleichsstudie (1991/1996) von Reitzle/Silbereisen zum Wandel innerdeutscher Wertepreferenzen unterstützen:

(...) augenfällig eine Tendenz zur Angleichung an „westliche“ individualistische Werte wie „innere Harmonie und Kreativität“ in den neuen Bundesländern. Selbst die insgesamt stark abgelehnten Werte Reichtum und soziale Macht erfahren heute im Osten größere Akzeptanz als kurz nach der Wende. Parallel dazu markieren aber auch die kollektivistischen Werte soziale Ordnung und vor allen nationale Sicherheit die Werteprioritäten der jungen Ostdeutschen heute. Letzteres könnte ebenfalls eine Reaktion auf die ökonomische Krisenstimmung sein. (...)

Im Osten wie im Westen kennzeichnet die Wertschätzung der Natur eher die Vergangenheit (...). Auch der individualistische Wert Abwechslung steht in beiden Landesteilen nicht mehr so hoch im Kurs. Gesamtdeutsch wird dafür den wahren, unterstützenden Freunden, der Abkehr von weltlichen Belangen und, nunmehr im Westen, familiärer Sicherheit heute eine größere Bedeutung zugemessen (Reitzle/Silbereisen 1996, S. 55; Auslassg.: P. N.).

Wenn es in dieser Untersuchung einen zentralen Befund gibt, so ist es die große Ähnlichkeit der Werteprofile junger Menschen aus den beiden Teilen Deutschlands, sowohl kurz nach der Wende als auch fünf Jahre später. Bei den herausgearbeiteten Unterschieden handelt es sich trotz beeindruckender Signifikanzniveaus um Nuancen, die möglicherweise weniger mit Kultur, Ideologie oder Gesellschaftssystem zu tun haben, sondern vielmehr mit konkreten Lebensumständen, die sich für junge Erwachsene aus den alten und den neuen Bundesländern unterschiedlich darstellten. So gibt es Indizien dafür, daß die vergleichsweise frühe Verantwortung für eine Familie den ausgeprägteren Konservatismus junger Leute aus den neuen Bundesländern mitbegründete. Auch junge Familienväter und -mütter aus dem Westen sind mehr auf familiäre Sicherheit bedacht als Singles. Im Osten gibt es jedoch ungleich mehr junge Leute mit Kindern. (ebd.)

Ein letztes für die hier vorliegende Arbeit unzureichend ausdifferenziertes und bisher weniger theorieförderliches Kriterium in der Jugendforschung wird darin gesehen, dass sich die meisten (auf Ostdeutschland gerichteten) Studien nicht vordergründig mit der Sozialgruppe der „jungen Erwachsenen“ beschäftigen und deshalb Forschungsbedarf auslösen. Auf dieses (zielgruppenspezifische) Problem ist bereits in vorhergehenden Zusammenhängen hingewiesen worden. Es lässt sich eben auch in empirischen Forschungsergebnissen in diesem Zusammenhang für „junge Erwachsene“ wieder nur ungleich schwieriger als für „Jugendliche“ nachzeichnen. Das Bemühen der Darstellung richtet sich deshalb insbesondere um beispielhafte Ergebnisse für die Sozialgruppe der „jungen Erwachsenen“, ohne zu hohe Erwartungen zu stellen. Auch wird weniger der Aspekt des Stellenwerts von Arbeit und Beruf an sich in den Vordergrund gestellt. Er spielt nur partiell auch im nachfolgend ersten empirischen Ergebnis noch eine Rolle. Vielmehr interessieren jetzt die übergreifenden, komplexen „*Lebensorientierungen*“, die hier generell als biografiestrukturierende Identitätsrelevanzen aufgefasst werden. Es wird von einem

Die jungen Erwachsenen in der Mitte der 90er Jahre zeichnen sich durch einen wesentlich höheren Integrationswillen aus als in den 80er Jahren – wobei die Tendenz auch hier seit 1995 rückläufig ist.“ „Die Leitbilder der Friedensbewegung und Entwicklungshilfe, welche noch in den Idealbildern junger Generationen aus den 70er und 80er Jahren eine wichtige Rolle spielten, sind vor allem bei den 20- bis 29-jährigen der 90er Jahre zunehmend seltener zu finden.“ „Im sinkenden Streben nach ‚Freiheit und Unabhängigkeit‘, sowie im Bedeutungsanstieg der Lebensziele ‚Recht und Ordnung‘, ‚Leistungsbereitschaft‘, ‚hohes Einkommen-materieller Wohlstand‘, ‚Sparsamkeit‘ und in der zunehmenden Familienorientierung zeigte sich in der Mitte der 90er Jahre vor allem bei den jungen Erwachsenen eine zunehmende Anlehnung an traditionellen Werten – Tendenz indessen wiederum stark rückläufig.“ (Duncker 1998, S. 107f.; Hervorhebg. i. O.)

kohärenten Sinngehalt der Selbstkonstruktionen durch die übergreifend strukturierte Relevanzsetzung der Lebensorientierungen im Allgemeinen ausgegangen, die analoge Bedeutungszuweisungen für Arbeit und Beruf im Besonderen fundieren. (vgl. hierzu Abschnitt 1.6.1, S. 118ff.) In Bezug auf ausgewählte empirische Ergebnisse des in seiner Problemkonstellation vorgestellten zweiten Aspektes zu den Lebensentwürfen *ostdeutscher* junger Erwachsener richtet sich das Augenmerk also nun abschließend auf zwei Studien (A: Ahbe/Glücksman/Mitzscherlich, 1995 und B: Zinnecker/Stzroda, 1996) unter der Zielsetzung, auch hierüber spezifische identitätstheoretische Anknüpfungspunkte bezüglich der eigenen Untersuchung herauszustellen:

A: Als Erstes wird die bereits vielfach beschriebene Längsschnittuntersuchung von Straus/Höfer (1998b, 2001) bzw. Keupp (u. a. 1999) ein letztes Mal wieder aufgenommen und um einen Leipziger Forschungsbeitrag ihrer Ko-Autoren Ahbe/ Glücksman/Mitzscherlich (1995) ergänzt. Im Vergleich zur Münchner Studie ist diese Teilstudie weniger zentral auf den formalen und inhaltlichen Aspekt der Bedeutung von Arbeit und Beruf im Lebenskonzept konzentriert, sondern bezieht sich auch insbesondere auf *Bewältigungs- bzw. Verarbeitungsaspekte der bundesdeutschen Wendeerfahrungen* in der Identitätsentwicklung von jungen ostdeutschen Erwachsenen sowie im Zuge dieser kollektiven Erfahrung auf die individuelle Formulierung und Realisierung ihrer Lebensmodelle. Der Beitrag wendet sich ausdrücklich dem Konzept der „alltäglichen Lebensführung“ bzw. dem des „Lebensarrangements“ zu (vgl. auch das Modell der „alltäglichen Identitätsarbeit“ von Keupp u. a. 1999), worunter „gesellschaftlich verfestigte Muster von »vernünftiger Lebensgestaltung« zu verstehen sind“, die:

- einerseits Lebensorientierungen, Aspirationen, Entscheidungen und Handlungsmuster der gesellschaftlichen Subjekte (...) begründen, steuern, legitimieren und abstützen,
- andererseits hierbei die strukturell vorgegebenen Zwänge und Gelegenheiten und die im jeweiligen gesellschaftlichen Kontext geltenden Normen und verfügbaren (insbesondere institutionellen und informationellen) Handlungsressourcen insofern abbilden, als sie dem Subjekt Formen des Umgangs mit diesen strukturellen Fakten anbieten, deren Rationalität im Sinne von Interessenadäquanz nicht Ergebnis individueller, sondern kollektiver, gesellschaftlich vermittelter Lernprozesse sind (Lutz 1995, S. 19; Auslassg.: P. N.).

Die erste 1992 mit 16- bis 22-jährigen Jugendlichen aus Leipzig durchgeführte Interviewwelle der insgesamt auf sechs Jahre angelegten Längsschnittuntersuchung, deren Perspektive die (biografischen) Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten sowie geschlechtsspezifischen Auswirkungen in den unterschiedlichen Lebensbereichen (Ausbildung/Arbeit; Familie/Partnerschaft; Freizeit/Freunde) erfasst, kann auf nachfolgende

Ergebnisse zu bestimmten Merkmalen von biografisch differenzierten Verlaufsmustern der Lebensgestaltung und -planung verweisen. (vgl. hierzu insgesamt das Untersuchungsdesign von Straus/Höfer 1998b, 2001; Keupp u. a. 1999)

Für die Gruppe der *ostdeutschen „Kontinuierlichen“*:

Ausbildung/Arbeit : ein scheinbar reibungsloses Funktionieren in gesellschaftlichen Anforderungen, keine gravierenden Schulprobleme und gute Abschlusszeugnisse der 10. Klasse, Erfüllung des Ausbildungswunsches einer Anstellung im öffentlichen Dienst, weil diese relative Sicherheit versprach; sie wirken zufrieden, haben selten Konflikte, sind anpassungsbereit und –fähig, haben realistische Zukunftsvorstellungen, die auf die Übernahme in den öffentlichen Dienst zielen und eine Arbeitslosigkeit ausschließen (vgl. Ahbe/Glücksman/Mitzscherlich 1995, S. 28ff.);

Freizeit/Freunde : wenige ausschweifende Aktivitäten bzw. keine bewusste Freizeitgestaltung; unproblematische, zum Teil langjährige Freundschaftsbeziehungen; meistens ungenügende Zeit und Energie für (langjährige) Hobbypflege (vgl. ebd. S. 30);

Herkunftsfamilie/Partnerschaft : unauffällige Herkunftsfamilien, relativ konfliktfrei; die Frauen haben meistens einen festen Freund und verfolgen das Ziel der Familiengründung, variieren nur leicht das „Elternmodell“, während die Männer unentschiedener sind und eine Familiengründung erst nach einer beruflichen Etablierung in Betracht ziehen, wohnen meistens in der elterlichen Wohnung; alternative Beziehungs- und Lebensmodelle spielen für Männer und Frauen keine Rolle (vgl. ebd. S. 30f.);

Selbstbeschreibungen : eher dürftig, „normaler Jugendlicher“ sein wollen, d. h. unkompliziert, relativ kindlich und gut integriert, „Wunsch nach Normalität wirkt wie eine Beschwörung gegen die die Normalität bedrohenden Gefahren“ außerhalb der mühsam hergestellten Sicherheiten (vgl. ebd. S. 32);

Politische Themen: wirken gesprächig, aktiv die wenigsten beteiligt, die „Wende“ wird nicht als einschneidendes Ereignis oder Veränderung des Alltags geschildert; ihr „Motto“: „Alles soll so bleiben, wie es ist.“ (vgl. ebd.);

Zusammenfassung in Bezug auf Ressourcen und Selbstreflexion: gelungener Rückgriff auf die in der Herkunftsfamilie und in der Schulzeit akkumulierten ökonomischen, kulturellen, sozialen und individuellen Ressourcen, um sich in der Marktwirtschaft etablieren zu können trotz der Konstruktion eines tief greifenden Wandels vor und nach der Wende-Gesellschaft; es zeigen sich wenig alltagskulturelle Veränderungen; berufliche Laufbahn und soziale Eingebundenheit werden bruchlos fortgesetzt und begleitet von Normen und Werten, die (leicht modifiziert) von der Elterngeneration übernommen werden und aktuell funktional sind; persönliche Visionen sowie ein reflexives Verhältnis zur Person sind demgemäß wenig ausgeprägt, d. h., ihren erreichten Status wollen sie nicht einmal durch Gedankenexperimente gefährden, folglich werden viele Identitätsprobleme ungelöst „unter der Decke“ bleiben (vgl. ebd.);

In „*Marcia*’s Sicht“ heißt das: „Da die Jugendlichen keine Chance für Experimente – als ein *Moratorium* im klassischen Sinn – sehen bzw. für sich nutzen können, verbleiben sie zumeist in übernommenen Mustern (*foreclosure*). Mitunter wirken diese übernommenen Muster sinnentleert, das Resultat ist dann *Diffusion*.“ (ebd. S. 33; Hervorhebg. i. O.)

Für die Gruppe der *ostdeutschen „Diskontinuierlichen“*:

Ausbildung/Arbeit : Außer den „Konkurslehrlingen“, die mit guten Ergebnissen die mittlere Reife abgeschlossen haben, hat der größere Teil der Diskontinuierlichen diesen Abschluss nicht; auch bei den Konkurslehrlingen unangepasstes Verhalten und Konflikte in der Ausbildung; der Mehrheit hat die Schule keinen Spaß gemacht; die meisten Diskontinuierlichen haben eine Teilfacharbeiterausbildung (zu DDR-Zeiten) begonnen und schließlich abgebrochen; mit der Wende kam das berufliche Aus, d. h. die Entlassung und Aberkennung des Berufsabschlusses, seit dem sind sie auf der Suche nach einer neuen Perspektive, nach Jobs, einer festen Anstellung oder Qualifizierung; eine Umorientierung wird ihnen durch eine vierwöchige Arbeitsamtmaßnahme ermöglicht; „Als motiviert und anstrengungsbereit beschreiben sich die meisten von ihnen; fast alle haben aber auch immer wieder mit Zweifeln und Gefühlen der Resignation und Unsicherheit zu kämpfen.“ ; „Für die meisten ist unklar, wie es weitergeht“; „Ihre Chancen stehen – realistisch betrachtet – schlecht“; „Die Konkurslehrlinge haben den Schritt aus der Arbeitslosigkeit zwar machen können, wirken aber durch den Bruch in der Erwerbsbiographie sehr angespannt. Die Ungewißheit bezogen auf das Bestehen der Abschlußprüfung und die Befürchtung, danach keinen Arbeitsplatz zu finden, führen zu einer starken und teilweise ausschließlichen Konzentration auf berufliche Belange, der Freizeitinteressen, Freundschaften und zum Teil sogar Partnerbeziehungen geopfert werden.“ (ebd. S. 38);

Freizeit/Freunde : Beschränkung sozialer Beziehungen und starke Reduktion von Freizeit zugunsten der beruflichen Konzentration, aber gezielte Selektion von intensiven Freizeitaktivitäten und Hobbys; gleichzeitig klare Reflexionen über Freundschaftsbeziehungen, mit denen die „gleichen Probleme“ geteilt

werden können; den arbeitslosen Diskontinuierlichen bleibt insbesondere der Freizeitbereich zur Kompensation vielfältiger Defizite und dem Erreichen von Anerkennung, nimmt gleichzeitig aber auch arbeitsförmige Strukturen an (vgl. ebd. S. 39f.);

Herkunftsfamilie/Partnerschaft : konflikthafte Zustände, Alkoholmißbrauch- und Gewalterfahrung in den Herkunftsfamilien mit häufig nur einem leiblichen Elternteil, Aufenthalte in Heimen, Jugendwerkhöfen oder Pflegeeltern; keine ausreichende Unterstützungspotentiale, um den Jugendlichen Halt zu bieten; über Freizeitaktivitäten werden Partner gefunden, aber auch der Egozentrismus (Platz für sich allein) nimmt zu; die arbeitslosen Diskontinuierlichen schmieden dagegen Zukunftspläne mit PartnerInnen aus, in denen aber eine deutliche Abgrenzung zu der in der Herkunftsfamilie erfahrenen Lebensweise ausgedrückt wird; auch die Konkurslehrlinge schätzen eine zukünftige Familie als Ressource, aber Vorrang haben berufliche und freizeitorientierte Interessen (vgl. ebd. S. 41);

Politische Themen; Selbstreflexion; Ressourcen : Konkurslehrlinge schildern die Wende distanziert, so als hätten sie diese selbst nicht erlebt; die Wende wird als notwendig beschrieben und mit ‚man‘ kommentiert; wie die Kontinuierlichen verschließen sich die Konkurslehrlinge der Reflexion ihrer Handlungsmuster, „Sie inszenieren sich, als sei »nichts passiert.«“; „Für die arbeitslosen Diskontinuierlichen brachte die Wende nichts Positives. Schon in der DDR drehten sich ihre Konflikte, Niederlagen und Kämpfe um das simple »Zurechtkommen« und um minimale Anerkennung. Die sie schon in der Vor-Wende-Gesellschaft benachteiligende Ausgangssituation reproduziert sich in der Nach-Wende-Gesellschaft auf höherer Ebene.“ (ebd. S. 42) „Die Arbeitslosigkeit zehrt nicht nur ihre ökonomischen, sondern auf Dauer auch ihre sozialen Ressourcen auf und verstärkt damit den Trend zur sozialen Desintegration.“; „Wichtigster Zukunftswunsch ist persönlich wie politisch, daß es Arbeitsplätze für solche wie sie geben möge.“; „Die arbeitslosen Diskontinuierlichen sind also keine Chaoten, sondern eher gescheiterte Normalbürger. Was sie sind, sind sie nicht, weil sie es nicht anders wollen, sondern weil sie es nicht anders konnten.“

„Bezogen auf *Marcias* Kriterien der Identitätsentwicklung, beschreiben sich die *Konkurslehrlinge* als *achiever*, d. h. als Personen, die eine Krise durchgestanden und das System durchschaut haben. Die Identitätsentwicklung der arbeitslosen *Diskontinuierlichen* zeigt sich als ein lebenslanges *Moratorium* (Kämpfen, solange die Kräfte reichen, nicht zuletzt mit kriminellen Mitteln) oder *Diffusion* (Aufgeben), was sich vielfach offensichtlich nur im Dauerrausch ertragen läßt.“ (ebd.; Hervorhebg. i. O.)

Insgesamt verweisen die Autoren außerdem in Bezug auf die bzw. den „typische(n) Durchschnittsfrau/(mann)“ darauf hin, dass die geschlechtsspezifischen Aspekte allgemeine Trends widerspiegeln, die sich an der detaillierten Darstellung von Einzelfällen messen lassen müssen. Dabei zeichnen sich erwartungsgemäß aufgrund unterschiedlicher Ausgangslagen in den Lebensbereichen und differenzierter persönlicher Dispositionen abweichende Züge vom „Idealtyp“ ab. Auf eine solche Darstellung muss aber im Rahmen der hier vorliegenden Arbeit verzichtet werden (vgl. ebd. S. 44ff.), da hier insbesondere die Identitätsvoraussetzung der *Transformationsauswirkungen* in *Ostdeutschland* (als Erweiterung zu den Untersuchungsergebnissen von Straus/Höfer 1998b, 2001; Keupp u. a. 1999) als *alltäglicher Erfahrungskontext* von *jungen Erwachsenen* in ihrer Identitätsentwicklung näher beleuchtet werden soll. In diesem Zusammenhang lassen sich mit Ahbe/Glücksman/Mitzerschlich (1995) abschließend drei auffällige Aspekte zu der *Identitätsentwicklung von jungen ostdeutschen Erwachsenen* zu Beginn der 90er-Jahre konstatieren:

Zunächst *insgesamt*: Über die Grenzen der von uns gebildeten Untersuchungsgruppen hinweg, ergibt sich trotz vieler Besonderheiten ein relativ einheitliches Bild von Identitätsbildungsprozessen, was uns (...) überraschte. Auffällig erschien uns vor allem das starke Bestreben der jungen Erwachsenen, ein „ganz normaler Jugendlicher“ sein zu wollen, sowie die lapidaren, eher beiläufigen Reflexionen über die Bedeutung der Wende in Ostdeutschland. (ebd. S. 59; Auslassg.: P. N.)

Erstens: Die meisten Jugendlichen setzen sich mit diesen (Einfüg. i. Anlehnung a. d. O.: identitätsbildenden Fragen)¹²⁷ nicht auseinander. Obwohl sie – nicht nur durch unser Interview – damit konfrontiert sind, versuchen sie diesen Fragen auszuweichen. Bevorzugte Antwort ist: „Ich bin normal. Ich bin wie alle. Da gibt es nichts mehr zu erklären und zu fragen“. (...) Mitten in dem Balanceakt der Neuetablierung in einer anderen Gesellschaft wirkt es funktional, sich als normal und konform zu inszenieren. Die Jugendlichen zeigen damit, daß sie ihre „Hausaufgaben gemacht“ und den Adaptionsanschluß gehalten haben; sie stellen sich als leistungsfähig und unproblematisch dar. (...) (ebd.; Auslassg.: P. N.) Auch wenn sie unter sich sind, verspricht die *Normalitäts-Identität* eine gewisse Art der Entlastung: Die Jugendlichen haben keinen Grund, an sich zu zweifeln, sie vermindern damit Unsicherheit und vermitteln sich gegenseitige Anerkennung. (... Einfüg.: P. N.: Aber:) (d)er faktische Identitätsstatus, der mit der Selbstdarstellung als unproblematisch und normal „ummantelt“ wird, scheint zu großen Teilen *Identitätsdiffusion*, seltener das *Moratorium* zu sein. (ebd. S. 60; Hervorhebg.: i. O.)

Zweitens: Daß Jugend per se als kritische gesellschaftliche Instanz anzusehen sei, als eine experimentierende Gruppe, die der Gesellschaft lebensreformerische Impulse liefert, erweist sich auch in unserer Untersuchung als Illusion. (...) Vieles spricht dafür, daß es begründete Ängste vor sozialem Abstieg und sozialer Isolation sind, die die Jugendlichen sich an die Identität ihrer Eltern klammern lassen. Offensichtlich reagieren junge Erwachsene mit seismographisch feinem Gespür auf die sich verschärfenden Verteilungskämpfe, die fortschreitende Polarisierung der Gesellschaft und den Übergang von der *Zwei-Drittel-Gesellschaft* zur *Ein-Drittel-Gesellschaft*. (ebd.; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Drittens: Ebenfalls über die Grenzen der von uns gebildeten Untersuchungsgruppen hinweg ergab sich der erstaunliche Befund, daß die Wende und der gesellschaftliche Umbruch für die Jugendlichen kaum persönliche Bedeutung zu haben scheint. (...) „Das Leben geht weiter“ ist die Devise; die meisten sind mit der Bewältigung des Alltags beschäftigt, was im neuen System ganz offensichtlich mehr Anstrengung zu kosten scheint als früher. (...) Die jungen Erwachsenen identifizieren sich mit dem neuen gesellschaftlichen System genauso wenig wie mit dem alten; sie stehen ihm *unbeteiligt* gegenüber. (ebd., S. 60f.; Auslassg.: P. N.)

Die Ergebnisse aus einer Interviewbefragungswelle sind zwei Jahre nach der Wende in Leipzig erhoben worden und lassen generalisierbare Aussagen über einen Längsschnitt vom angekündigten Sechsjahresverlauf für die ostdeutsche Sozialgruppe letztlich nicht zu. Dennoch fassen Keupp (u. a. 1999) abschließend möglicherweise vermutete Ost-West-Differenzen als Ausdruck zunächst unterschiedlicher Sozialisationsbedingungen und -erfahrungen zur spezifisch soziokulturellen Identitätsproblematik hinsichtlich des innerdeutschen gesellschaftspolitischen Transformationsprozesses mit ihrer Längsschnittuntersuchung ansatzweise zusammen. Die wesentlichste Voraussetzung in diesem Zusammenhang ist, dass die Untersuchungsreihe strukturell von vornherein regional (ländlich/städtisch) angelegt gewesen ist und auch Jugendliche multikultureller Herkunft einbezogen worden sind. Im Ergebnis liest sich die kulturelle Dimension der Identitätsentwicklung der befragten jungen Erwachsenen in Ost- und Westdeutschland mit den Autoren wie folgt:

Erst die genauere Auseinandersetzung mit dem „typisch ostdeutschen“ Normalitätsphänomen zeigte, daß dieses eher als Reaktion auf marginalisierende Lebensumstände zu begreifen und bei westdeutschen Jugendlichen in derselben Situation auch anzutreffen war. Auch scheinbar kulturelle Unterschiede lösten sich bei der weiteren Differenzierung in regionale Differenzen auf. (...) Letztlich schienen sich die Ost-West-Unterschiede durch weitere Differenzierungen völlig aufzulösen, wobei hinter diesen

¹²⁷ Zu den zentralen identitätsbildenden Fragen des biografisch orientierten (d. h. gegenwarts- und zukunftsbezogenen, persönlichen und sozialen Identitäts-)Konzepts zählen: „Wer bin ich (eigentlich), und wer bin ich nicht? Wer will ich (eigentlich) sein, und wie kann ich das erreichen? Wie sehen mich die anderen?“ (Ahbe/Glücksmann/Mitzscherlich 1995, S. 58)

Differenzen immer wieder unterschiedliche regional-, geschlechts- und vor allem fallgruppenspezifische Ressourcenlagen zum Vorschein kamen. Diese würden durch die vorschnelle Interpretation als kulturelle Differenzen eher verschleiert als aufgeklärt. Erst wenn man die Dimensionen vergleichbar hält (...), trifft man auf Unterschiede, die als Narrationsbesonderheiten erscheinen und dadurch mitbegründet sind, daß die ostdeutschen jungen Erwachsenen – wie vermutlich auch Jugendliche multikultureller Herkunft – quasi zwei parallele „Sprachen“, Zeichensysteme oder kulturelle Metanarrationen gelernt haben, auf die sie zur Selbstbegründung zurückgreifen können. Die regionalen Differenzen spiegeln im wesentlichen Unterschiede auf der Ebene regionalstruktureller Angebote wider. Identitätsrelevant sind diese nur so weit, als sie die Grundlage regionaler Identitäten sind. Das setzt voraus, daß junge Erwachsene die Region als einen Bezugsrahmen für Identifikation sehen. In unserer Population tat das nur ein relativ kleiner Teil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen. (Keupp u. a. 1999, S. 173f.; Auslassg.: P. N.)

B) Wesentlicher (auch normativ) biografiestrukturierender (d. h. in bilanzierender Perspektive) und lebensplanerischer (d. h. in antizipierender Perspektive) *Bezugspunkt* der in den selbstreflexiven Akten von Selbstthematisierungen rekonstruierten und mit Sinn hinterlegten *Lebensorientierungen* sind spezifische in Identitätsentwicklungsprozessen sozialisationstheoretisch erworbene und darauf bezogen bilanzierend gewonnene Zeitorientierungen und hier insbesondere durch Antizipation bewirkte Zukunftseinstellungen. Jene bestimmen, wonach junge Erwachsene ihr Leben ausrichten und bewerten sowie identitätsrelevante Handlungen antizipieren. Identitätsrelevanz erhalten *Zeitorientierungen* deshalb, weil sie über die subjektive Rekonstruktion von biografisch strukturierten und auf Kohärenz und Kontinuität des Selbsterlebens zielenden Modi des Vergangenheits-, des Gegenwarts- und des Zukunftsbezuges einen identitätsstiftenden Lebenszusammenhang in der Selbstverortung konstituieren. Die Selbstverortung fragt danach: „Woher komme ich?“ bzw. „Wer war ich (zum Zeitpunkt x)?“, „Wo bin ich jetzt?“ bzw. „Wer bin ich aktuell?“ und „Wo werde ich in (absehbarer) Zukunft stehen?“ bzw. „Wer will ich sein?“ In den unter A) zusammengefassten Untersuchungen sind Zeitorientierungen ein mit lebensbereichsspezifischen Entwicklungsaspekten verknüpfter Erfahrungshorizont. Keupp (u. a. 1999) erfassen das (biografische) Selbsterleben als „Strom der (Selbst-)Erfahrung“ anhand des relationalen Grundmodus der permanenten kohärenzorientierten Verknüpfungsarbeit in der alltäglichen Identitätsarbeit über drei Dimensionen: den zeitlichen Verknüpfungen (Vergangenheit/Gegenwart/Zukunft), den lebensweltlichen Verknüpfungen (bspw. Arbeit/Freizeit; Mann/Frau, Schüler/Rentner) und den inhaltlichen Verknüpfungen (Ähnlichkeiten/Differenzen). Diese dreidimensional erfassten Selbsterfahrungen werden schließlich unter perspektivischen Relevanzsetzungen biografisch strukturierend verdichtet zu handlungsorientierten Selbstentwürfen und/oder –projekten und bspw. in Kernnarrationen – als individuelle, zusammenhängende (Sinn konstituierende) Geschichten mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende – des Selbst abgespeichert, über (Re-) Konstruktionen modifiziert und/oder weiterentwickelt und schließlich übergreifend generalisiert. (vgl. Keupp u. a. 1999,

S. 191; vgl. u. a. i. d. A. S. 94f.) Im jetzigen Abschnitt geht es nicht vordergründig um die *prozessuale* Art und Weise der rekonstruktiv verfahrenen aktuellen Selbstnarration, in der das Individuum identitätsrelevante Ereignisse auf der Zeitachse aufeinander bezieht. Sondern es handelt sich um eine beispielhafte Darstellung unter der konkreten Fragestellung nach – am klassischen normativen Jugendkonzept der Geradlinigkeit und an Geschlossenheit von Zielvorstellungen des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens ausgerichteten und im Vergleich zu den 80er-Jahren – *veränderten* Zeit- und Zukunftsbezügen von jungen Erwachsenen auf der *ergebnisorientierten* Ebene. In diesem Sinne fragen Zinnecker/Strzoda (1996) in ihrer Studie nach der subjektiven gefühlsmäßigen Tönung der Zukunftsvorstellungen, nach der subjektiven Gewissheit über den weiteren Lebensweg, die das jugendliche Identitätsgefühl berührt, nach den dominierenden Zeitformen der Selbstwahrnehmung, nach den mit Relevanz versehenen Lebensphilosophien und an Persönlichkeitsdispositionen ausgerichteten primären Zukunftsorientierungen. Sie beziehen sich dabei ausdrücklich auf den Vergleich von Ergebnissen vorangegangener Studien aus den 80er-Jahren (zf. 1991), auf ausdifferenzierende Aussagen von ost- und westdeutschen Jugendlichen (jüngere Kohorte) und jungen Erwachsenen (ältere Kohorte) sowie auf geschlechtsspezifische Differenzen innerhalb der Befragtengruppen, allerdings in einer quantitativen (soziologischen) und nicht wie Keupp (u. a. 1999) in einer qualitativen (sozialpsychologischen) Erhebung. Die Zusammenfassung der Studienergebnisse konzentriert sich darauf, vor allem konzeptionelle, identitätstheoretisch akzentuierte Verknüpfungen der (unter besonderer Berücksichtigung des „Bedeutungsaspektes“: *primären*) Zeitorientierungen in inhaltlicher Hinsicht transparent halten zu wollen, so weit dies anhand der Interpretation jener standardisierten Daten möglich ist. Die Ergebnisse beziehen sich zunächst auf folgende Dimensionen und Aspekte (vgl. Zinnecker/Strzoda 1996, S. 201ff.; Hervorhebg: P. N.):

I. optimistischer versus pessimistischen Ausblick in die Zukunft:

- Gesellschaftlicher Zukunftsoptimismus
- Persönlicher Zukunftsoptimismus
- Gesellschaftlicher Entwicklungseinfluss
- Individuelle Befindlichkeiten

II. Länge des persönlichen Zeithorizonts:

- Langzeitsicht
- Kürzerer Vorstellungsraum
- Weiter Zeithorizont, Gewissheit und Zuversicht über die persönliche Zukunft

III. Biografische Orientierung an Zukunft, Gegenwart oder Vergangenheit

IV. Lebensphilosophien und Zeitorientierungen im Wertewandel:

- Leben als Aufgabe und Leben als Genuss

V. Ungewisse Zukunft und biografische Ungewissheit¹²⁸:

- Identitätszustände (Marcia) und Lebensalter

¹²⁸ Die Jugendlichen sollten sich für einen der vier Identitätszustände (Marcia 1993) entscheiden. Dabei stehen diffuse und suchende Identität zugleich für eine zum Zeitpunkt der Befragung ungesicherte Identität; festgelegte und erarbeitete Identität können als gesicherte Identitätszustände rubriziert werden. (vgl. ebd.)

VI. Jugendliche (primäre) Zeitorientierungen in Gegenwart und Zukunft¹²⁹:

- Zustimmungsgrad
- Lebensaltersbezogene Zeitorientierungen
- Primäre Gruppenorientierung

VII. Gruppenvergleich: verallgemeinerbare (identitätsbezogene) Differenzierungskriterien zwischen den fünf primären Zeitorientierungen:

- „die Eigenstrukturierten“
- „die Fremdstrukturierten“
- „Gegenwartsorientierten“ (sichere bzw. hedonistische Gegenwartsorientierung) und Eigendstrukturierten“

Wesentliche Aussagen in Bezug auf die Zeitorientierungen von jungen Erwachsenen in Ost- und Westdeutschland seit den 80er-Jahren bis 1996 können nun mit zwei Aspekten festgehalten werden, mit denen sich das Ziel verbindet, deren identitätstheoretische Implikationen auf die Bedeutung von Zeitorientierungen für die berufliche Identitätsentwicklung ansatzweise übertragen zu können. Einmal werden die Einzelergebnisse unter dem Fokus betrachtet, ob (B1) eher eine gegenwärtige und/oder zukünftige Zeitorientierung den Verlauf von Identitätsentwicklungsprozessen junger „ostdeutscher“ Erwachsener (entspricht den „älteren Jugendlichen“ in dieser Untersuchung) fundieren. Zum anderen als deren Ausdruck, ob (B2) Unterschiede in den primären Zeitorientierungen insgesamt für diese Befragtengruppe im Vergleich zu erstens jüngeren und zweitens westdeutschen Jugendlichen nachgewiesen werden. Die Lesart einer derartigen Zusammenfassung beruht auf der vorläufigen Annahme (B3), dass die auf der Mikroebene angesiedelten, differenzierten, individuellen Ausgangslagen und subjektiven Deutungen zur Selbstverortung im ganzheitlichen Kontext von primären Zeitorientierungen logische Rückschlüsse für die (berufliche) Identitätsentwicklung aufdecken können, ohne dass insbesondere der kategoriale Bedeutungsgehalt von Arbeits- und Berufsorientierungen Erhebungsgegenstand ex ante gewesen ist.

¹²⁹Erläuterung der typisierten Zukunftsorientierung (Zinnecker/Strzoda 1996): „Drei unterschiedliche Modi, sich an der Zukunft auszurichten, wurden einer qualitativen Studie zu Zeiterfahrungen von Jugendlichen entlehnt (Cavalli 1988; vgl. Laccardi 1990; Guit/Rooijen 1990).“ (ebd. S. 216): „Eigenstrukturiertes Typ der Zukunftsorientierung“: „Hier finden wir alle Elemente eines optimistischen Lebensmodells vereint, in dem im Rahmen geschlossener Zieloptionen rational die Zukunft geplant wird.“ (Zinnecker/Strzoda 1996, S. 216); „Eigendstrukturiertes Typ der Zukunftsorientierung“: „Vor einem offenen Zielhorizont möglicher Zukünfte will man seinen endgültigen Einsatz noch nicht tätigen, sondern ist bestrebt, sich dem Möglichkeitsraum experimentierend zu nähern, ohne das Leben in der Gegenwart darüber zu opfern. (Einfüg.: P. N.: Es) bleibt die Selbstkontrolle des Jugendlichen in gewisser Weise erhalten; in diesem Sinn teilt diese Orientierung den Optimismus des ‚Eigenstrukturierten Typus‘.“ (ebd.); „Fremdstrukturiertes Typ der Zukunftsorientierung“: „(Einfüg.: P. N.: Hier) ist beides, Selbststeuerung und optimistischer Zukunftsbezug, nicht mehr gegeben. (...) Die Orientierung beschreibt einen anomischen Bezug des Jugendlichen.“ (ebd.; Auslassg.: P. N.); Gegenwartsorientierung: (vgl. Kohr 1992; Zimbardo o.J.): „Die eine Skala zeigt eine ‚hedonistische Gegenwartsorientierung‘ an, (...). Die zweite Weise der Gegenwartsorientierung setzt mehr auf die ‚Sicherheit‘, die durch diesen Modus des Seins und durch das Ausblenden einer ungewissen Zukunft vermittelt wird.“ (ebd. S. 217; Auslassg.: P. N.)

Zusammenfassung für (B1): Insgesamt verteilen sich die (optimistischen bzw. zuversichtlichen) Zeitorientierungen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen für West- und Ostdeutschland gleichermaßen auf zwei Drittel der Gegenwartsorientierung und auf ein Viertel der Zukunftsorientierung. Die ostdeutsche Gegenwartsorientierung ist im Verlauf der 90er-Jahre stabil hoch geblieben, findet sich aber stärker bei jüngeren Jugendlichen. Das heißt im Umkehrschluss für die älteren Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen zwar eine stärkere Zukunftsorientierung, die – auch durch andere Entwicklungstheorien gestützt – als „Normalitätsphänomen“ gedeutet werden kann. Insgesamt jedoch ist ein Rückgang der zuversichtlichen Grundstimmung sowohl in Ost- als auch Westdeutschland zu verzeichnen. Wobei sich für beide Teile Deutschlands die Zustimmungskurven der Zuversichtlichkeit junger Erwachsener auf 45 Prozent einpendeln und einerseits für Ostdeutschland zu einem leichten Anstieg zwischen 1991 und 1996 geführt hat, sich andererseits für Westdeutschland jedoch ein Rückgang in Form einer Angleichung an die Kurve Ost herausstellt. Für ost- wie auch für westdeutsche junge Erwachsene zeigt sich allerdings eine sehr hohe Zustimmung zu der vorausschauenden Zukunftsorientierung von einem bis zu drei Jahr(en). Auch wenn ebenso die extremen Formen von nur einer/m Woche bzw. Monat bzw. von mindestens zehn Jahren als zeitlicher Horizont vorgefunden werden, zeigt eine optimistische bzw. zuversichtliche Zukunftsorientierung von einem bis zu drei Jahr(en) dem am „alten Normmodell“ orientierten langfristig planerischem Blick zugleich seine entwickelbaren Grenzen auf. Das heißt einerseits, dass die gesellschaftlich bedingten biografischen Risiken und Ungewissheiten auch in den 90er-Jahren die Zukunftsorientierungen von jungen Erwachsenen im zweiten und dritten Lebensjahrzehnt erreicht haben, wobei sich andererseits bis 1996 aber auch mehr junge Ostdeutsche auf diese Lebensbedingungen eingerichtet haben.

Zusammenfassung für (B2): Zwischen 1991 und 1996 sind die einzelnen primären Zeitorientierungen stabil geblieben und weisen keine Ost- West- und Geschlechtsunterschiede auf. Jedoch sind die jüngeren Jugendlichen stärker gegenwartsorientiert, woraus wiederum im Umkehrschluss daraus für die jungen Erwachsenen in Ost- wie Westdeutschland gezogen werden kann, dass jene auch in ihren primären Zeitorientierungen eher zukunftsbezogener eingestellt sind. Keine aussagekräftigen Ergebnisse für junge ostdeutsche Erwachsene werden aus der strukturellen Verteilung der einzelnen primären Zeitorientierungen („sichere Gegenwart“, „hedonistische Gegenwart“, „eigenstrukturierte Zukunft“, „eigendestrukturierte Zukunft“ und „fremddestrukturierte Zukunft“) sichtbar, da sie in keiner Weise differenzierend nach regionalen oder Alters-Bezügen analysiert worden sind, sondern „nur“ in Hinblick auf einen Vergleich zwischen 1991 und 1996 und auf faktoranalytische Korrelationen. Auf der

inhaltlichen Seite der primären Zeitorientierungen dagegen können spezifische Aussagen zur interessierenden Befragtengruppe (allerdings nur über Anhaltspunkte der Statuszuweisung) getroffen werden. Hier sind den (primären) Zeitorientierungen andere (unveröffentlichte) Lebens- und Orientierungsbereiche gegenübergestellt worden, die nach Auffassung der Autoren inhaltlich in keinem direkten Zusammenhang mit der Gegenwarts- und Zukunftsorientierung stehen, zugleich aber über ihre zusammenfassende deskriptive Beschreibung wiederum aner kennenswert identitätstheoretische Rückschlüsse mit den primären Zeitorientierungen verknüpfen (vgl. auch Zfg. B3). Bezüglich des hier eigenen Arbeitsinteresses, gerichtet auf junge ostdeutsche Erwachsene, halten die Autoren hinsichtlich des Differenzierungsgrades innerhalb der Zuordnung zu den einzelnen Zeitorientierungen fest: „Der Raum der fünf primären Zeitorientierungen ist ohnehin nicht sehr stark durch Lage- und Statusmerkmale bestimmt. Er ist beispielsweise weitgehend *geschlechtsneutral und zeigt auch keine Spaltung nach neuen oder alten Bundesländern*. Selbst die *Altersdifferenzen fallen gering aus*, lediglich an den Endpunkten – 13- bis 16jährige hier und 25- bis 29jährige dort – finden wir einen Überhang an Gegenwartsorientierung und Hedonismus und planerischem Zukunftsbezug.“ (Zinnecker/Strzoda 1996, S. 223; Hervorhebg.: P. N.) Hier scheinen also unterschiedliche Ausgangslagen in Ost- und Westdeutschland, zumindest in der untersuchten Population und vor dem Hintergrund der Fragestellung sowie der Erhebungsmethode von standardisierten Daten, weniger ein Rolle zu spielen, als weithin auf mikroanalytischer und narrativ(-fokussierend)er Ebene angenommen werden könnten. Ebenso sprechen auf dieser Ebene auch die Ergebnisse aus der vorhergehend beleuchteten Untersuchung von Keupp (u. a. 1999) und Ahbe/Glücksmann/Mitzscherlich (1995) für eine Angleichung einzelner ost- und westdeutscher Identitätsentwicklungsaspekte bzw. deren geringeren kulturellen Unterschiede in der Identitätsentwicklung Jugendlicher bzw. junger Erwachsener. Wenn die einzelnen primären Zeitorientierungen jedoch genauer in ihrer deskriptiven identitätsbezogenen Zusammenfassung analysiert werden, finden sich immerhin allgemeine (wenn auch ost-westdeutsch unabhängige, so jedoch typisch altersbezogene und nach verschiedenen Identitätszuständen differenzierte) Statusunterschiede zwischen ihnen. Der langfristig-planerische, optimistische, *junge berufstätige Erwachsene im dritten Lebensjahrzehnt*, dessen Identität nämlich fest und erarbeitet ist und der die Pflichtwerte und familiäre Sicherheit vertritt, lässt sich dem „eigenstrukturierten Typ der Zukunftsorientierung“ zuordnen. Und dieser Typus ist – orientiert am „alten Jugendmodell“ im engen Sinne – mit („nur noch“) einem Drittel aller Befragten vertreten. Die anderen beiden primären Zeitorientierungen verteilen sich auf die Statusinhaber wie folgt: Einmal sind sie den Vertretern des

„fremddestrukturierten Zukunftsbezuges“ zuzuordnen, welcher häufig von *Arbeitslosigkeit Betroffenen bzw. gering Qualifizierten* mit entsprechend kurzem zukünftigen Lebensbezug (von einer Woche/Monat) aufrechterhalten wird. Und zum anderen sind sie den „Gegenwartsorientierten“ sowie „Eigendestrukturierten“ zuzuordnen, die ebenfalls wie die „Fremddestrukturierten“ eine Tendenz zur suchenden und krisenhaften Identität aufweisen, jedoch anders als jene das abwechslungsreiche Leben als Wert und in der Gegenwart trotz häufiger biografischer Belastungen und Misserfolge schätzen. Zu diesem Status rechnen sich häufig *Studenten* (die im klassischen Statusverständnis je nach ökonomischer und familiärer (Un-)Selbstständigkeit nicht den jungen Erwachsenen explizit zugeordnet wurden), aber auch hedonistisch eingestellte ledige Schüler.

Zusammenfassung für (B3): Eine Aussage, ob die Untersuchungsergebnisse von Zinnecker/Strzoda (1996) die These unterstützen können, dass über generelle Zeitorientierungen verdichtete Relevanzsetzungen auch für das lebensweltliche Thema Arbeit und Beruf im ausdifferenzierten Zusammenspiel mit anderen Lebensbereichen und in verschiedenen bedeutsamen Lebensphasen abzuleiten möglich sind, ist auf der prozessorientierten Ebene der Identitätsformation nicht ohne Weiteres und nur im Allgemeinen ansatzweise möglich. Auch die umgekehrte Perspektive, sie ihrem Ausdruck nach als übergeordnetes biografisches Rahmenkonzept der Lebensorientierung zu verstehen, anhand dessen andere lebensbereichsspezifische Selbsterfahrungen gemessen bzw. ausgerichtet werden, überfordert zunächst die prozessuale Seite der Formationsergebnisse zu den primären Zeitorientierungen. Dazu verbleiben die Untersuchungsergebnisse auf der ergebnisorientierten Untersuchungsebene, wenngleich sie in ihrer Stabilität versus Instabilität über einen längeren Erhebungszeitraum Untersuchungsgegenstand gewesen sind. Um die Untersuchung von Zinnecker/Strzoda und ihren zugleich völlig aner kennenswerten Ergebnissen angemessen gegenüberzutreten, heißt dies, dass derartige an sie herangetragene und vor allem initiierte Fragestellungen nicht explizit ihrem Forschungsauftrag folgen und deshalb auch nicht wertend zu verstehen sind, sondern dass sie zur Stützung theoretischer Vorannahmen der eigenen Untersuchung beitragen können. Die These im Anschluss an narrationstheoretische Kernannahmen ist, dass relevanzbesetzte Aussagen zum Stellenwert von Arbeit und Beruf – und dies ist an den Untersuchungsergebnissen der Zusammenfassung (B2) ablesbar – auf indirekte Weise Rückschlüsse aus dem mit (primären) Zeitorientierungen verknüpften Identitätszustand in Hinsicht auf die Formation einer beruflichen Identität – als einem Teilbereich des Gesamtzustandes – zulassen würden. Das setzt die Hypothese voraus, dass sich primäre Zeitorientierungen nicht losgelöst von lebensweltlichen und biografisch

identitätsrelevanten Erfahrungszusammenhängen herausbilden. Im Fall des „eigenstrukturierten Typus des Zukunftsbezuges“ würde dieser Zusammenhang die arbeits- und berufsbiografische Annahme erlauben, dass jener Typus mit einer hohen Wahrscheinlichkeit eher langfristige, auf der subjektiv-inhaltlichen Ebene an Pflicht- und Leistungswerten ausformulierte, Berufspläne entwickelt und auf einen stabilen erworbenen Berufs- bzw. Arbeitsstatus als Berufstätiger blickt, da er in seiner generellen, d. h. übergeordneten, Zeitorientierung derartige Verknüpfungsstrukturen aufweist. Insgesamt würde sich unter Einbeziehung der auch beiden anderen typischen Zeitorientierungen auch hier noch nicht die Annahme Keupps (u. a. 1999; ähnlich auch Baethge u. a. 1989) stützen lassen, dass auf eine verallgemeinerte Abkehr von der beruflichen Identität als ein zentrales Identitätsformationsziel (bzw. dessen Anforderung) Jugendlicher bzw. junger Erwachsener geschlossen werden kann. Allerdings gilt dieser Einwand nur unter der Voraussetzung, dass das „klassische Konzept“ der beruflichen Identität nicht neu überdacht wird, ohne es fortan in ein Konzept der „Arbeitsidentität“ umzuwandeln. Wird eine Perspektive in Richtung einer solchen „Arbeitsidentität“ im Verständnis Keupps (u. a. 1999) eingenommen, dann wäre der These Keupps (u. a.) unter dem Aspekt beizupflichten, dass „*nur noch*“ ein Drittel Jugendliche und junge Erwachsene der sicheren und optimistischen Zukunftsorientierung zustimmen und für die berufliche Identitätsorientierung als ein Drittel (im Gegensatz zu früher) „*zu wenige*“ zugeordnet werden können. Andernfalls sind aus einem differenzierten Blickwinkel dafür ein Drittel Jugendliche bzw. junge Erwachsene des „eigenstrukturierten Zukunftsbezuges“, die in den sogenannten klassischen Konzeptionen „Jugend“ und „berufliche Identität“ eine langfristig-planerische Zukunftsperspektive entwickeln (können) – überspitzt formuliert – ein Drittel „*zu viel*“, weil dieser Zeitbezug eben für genau so viele Jugendliche und junge Erwachsene „*immer noch*“ ihrer Lebensorientierung entspricht. So scheinen die Untersuchungsergebnisse von Zinnecker/Strzoda (1996), auch wenn sie nicht in *direkter* Weise auf ähnliche (Identitäts-)Konzepte übertragbar sind, mindestens auch dafür den Blick zu schärfen, sowohl die auch von Keupp (u. a. 1999) selbst angemahnte individuelle Differenziertheit von Einzelfällen, als auch die lebensweltliche und lebensphasische Verschränkung der Identitätsformation in prozessorientierter Hinsicht selbstreflexiver Akte intensiver auszuloten. Einem solchem Ansatz sind Keupp (u. a. 1999) nachgegangen, zugleich verbleiben die differenzierten zeitlichen Orientierungen im übergreifenden Identitätsverständnis dort wiederum durch eine stärkere Vereinfachung und Verallgemeinerung (bspw. mit der „Dreifelderwirtschaft“ als Ergebnis) am relativ weiten Horizont. Der Grund liegt darin, dass sich ihre Fragestellungen im Kontext zeitlicher

Orientierungen explizit auf die Art und Weise biografischer Rekonstruktionen von sinnhaften/machbaren/verstehbaren Identitätsprojekten und -entwürfen unter normativen Bezugspunkten des Kohärenzkonstrukts im Identitätskonzept konzentrieren. Das, was nun die rein ergebnis- bzw. statusorientierten Untersuchungsansätze im Gefolge von Zinnecker/Strzoda (1996) hingegen nicht hinreichend ausleuchten können, ist zum einen die individuelle formativ gestaltete, also aktuell prozessierte Sinn(re-)konstruktion, die auch die biografischen Zeitstrukturen übergeordnet mitbegründet. Zum anderen berücksichtigen derartige Untersuchungen aus einer längsschnittlichen Prozessperspektive nicht, dass Identitätszustände, wie sie hier als konzeptioneller Bezugspunkt gewählt worden sind, zu unterschiedlichen individuellen biografischen Zeitpunkten Modifikationen durch sich teilweise ändernde subjektiv identitätsgesteuerte Relevanzsetzungen ausgesetzt sind. Jene über die Zeit zugleich relativ prästabilen und veränderbaren Relevanzsetzungen lassen sich durch einen altersbezogenen Vergleich von Befragten zwar aktuell anzeigen, aber nicht erklären, da sie in ihrem individuellen Gewordensein über viele alltägliche Selbstthematisierungen jedoch gerade in ihrer lebensweltlichen konkreten Verschränkung unerkant bleiben. Letztlich kann nur eine prozessorientierte Perspektive auf der Querschnittsebene und auf der Längsschnittebene (bspw. Narrationsbesonderheiten fokussierend) auch die Komplexität von (primären) aktuellen Zeitorientierungen aufdecken. Dann könnten beispielsweise Fragen beantwortet werden, die sich nicht nur darauf beziehen, *dass* jene Zeiteinstellung für das Individuum Sinn konstituiert, sondern auch und vor allem *warum* sie Sinn macht. Und jener Zusammenhang erschließt sich wiederum am genauesten über die Beantwortung, *wie* sich diese primäre Zeitorientierung im Einzelfall mittels längsschnittlicher Vergleiche von denselben Querschnitterhebungen herausgebildet hat. Das heißt aber auch nicht nur, mit welchen Identitätsprojekten/-entwürfen sie verbunden (gewesen) ist oder sein soll, sondern insbesondere auf der übergeordneten Ebene an welche Identitätsziele Zeitorientierungen gekoppelt (gewesen) sind oder zukünftig werden. Im Vergleich mit den inhaltlichen und formalen Zeitstrukturanalysen von Keupp (u. a. 1999; vgl. auch Ahbe/Glücksmann/Mitzscherlich, 1995; Straus/Höfer 1998b, 2001) lassen sich im Ergebnis für Zinnecker/Strzoda (1996) nur vorsichtige Aussagen bezüglich der primären Zeitorientierungen im Kontext des eigenen Arbeitsverständnisses formulieren. D. h., die initiierten Antworten in Bezug auf die Entwicklung einer beruflichen Identität bzw. auf den Stellenwert von Arbeit und Beruf im Identitätskonzept stellen selbstverständlich nur

Rückschlüsse unter Vorbehalt dar hinsichtlich ihres Verallgemeinerungs- als auch Differenzierungsgrades. Eine solche Konsequenz schmälert keinesfalls die Untersuchungsergebnisse der besagten Autoren. Die hohe Anerkennung richtet sich zum einen auf die Erfassung der *subjektiven* Selbstverortung auf der Ebene der Selbstwahrnehmung und auf die Erhebung standardisierter Daten in der Verknüpfung von sozialpsychologischen (wie bspw. subjektiven emotionalen Befindlichkeiten und Persönlichkeitsdispositionen), und soziologischen Theorieansätzen (bspw. Alters- und Statusbezügen). Zum anderen kann sie in ihrem Differenzierungsgrad als eine von äußerst wenigen Untersuchungen insbesondere Aussagen zu identitätsrelevanten Zeitbezügen für ostdeutsche junge Erwachsene formulieren.

2 Festlegung des identitätstheoretischen Begriffsrahmens mit Blick auf den erziehungswissenschaftlichen Untersuchungsansatz

Ziel des nachfolgenden Gesamtabschnitts ist es, auf der einen Seite den bisherigen Forschungsstand in seinen prägnanten Zügen zusammenzufassen und daraus konkrete Ansatzpunkte für das eigene theoretische Arbeitsverständnis zur Identitätsformation junger (ostdeutscher) Erwachsener herauszufiltern, welche auf der anderen Seite die empirische Untersuchung sowohl in ihrem Untersuchungsansatz als auch in ihrem empirischen Vorgehen (Erhebung und Auswertung) begründen. Aus den bisherigen Argumenten wird bereits deutlich, dass der Arbeit deshalb ein komplexes Theoriegefüge zugrunde liegt, weil allein die Schlüsselbegriffe für sich genommen an eine Vielzahl von spezifischen (teil-)disziplinären Auffassungen verknüpft sind, die nur um den Preis einer unangemessenen, vereinseitigten Verkürzung reduziert werden könnten. Mit dieser Herangehensweise wird also der Anspruch hervorgehoben, den Komplexitätsgrad so weit wie irgendwie möglich aufrechtzuerhalten, dennoch im Bewusstsein, nur spezifische Ausschnitte jeweiliger Theorieansätze beleuchten zu können. Diese Arbeit verfolgt Intentionen, mit ihrem pädagogischen Blick m. E. viel versprechende identitätstheoretische Anknüpfungspunkte in Bezug auf die „(berufliche) Identität“ von „jungen ostdeutschen Erwachsenen“ in dem Versuch aufzugreifen, sodass innovative Anregungen zur Identitätsformation hinsichtlich der Begriffe und Konzepte für die pädagogische bzw. erziehungswissenschaftliche Grundlagenforschung geschaffen werden können. Ein möglicher Einwand gegen diese Vorgehensweise wird durchaus respektiert: Es wäre auch denkbar gewesen, die berufliche Identitätsentwicklung junger ostdeutscher

Erwachsener als einen spezifischen Untersuchungsgegenstand allein in den Mittelpunkt der Arbeit zu stellen, da sie als Thema für sich genommen ein bereits weit verzweigtes Forschungsfeld darstellt. Allerdings hat die Beschäftigung mit diesem Thema gezeigt, dass m. E. erstens noch keine hinreichend anerkannte Theorie zur beruflichen Identität entwickelt worden ist, an welche die eigene Betrachtung explizit anknüpfen könnte. Zweitens, dass sich einzelne Forschungsergebnisse, die sich mit der beruflichen Identität(entwicklung) unter verschiedenen (sub)disziplinären Fragestellungen beschäftigen, nicht ohne Weiteres aufeinanderbeziehen lassen und vor dem Hintergrund beschleunigter gesellschaftlicher Veränderungstendenzen nach wie vor viele aktuelle Fragen zur subjektiven Bedeutung von beruflicher Identität offenlassen müssen. Mein Bemühen zielt nun konkret darauf, aus einem stärker ganzheitlichen Verständnis zur dynamischen Identitätsformation wiederum Schlussfolgerungen für die berufliche Identitätsentwicklung ziehen zu können. Und dazu ist es m. E. notwendig, konzeptionelle Überlegungen zur Formation der beruflichen Identität in einen übergreifenden, wenn man so will: „meta“- identitätstheoretischen Bezugsrahmen zu stellen. Denn sie stellt keinen vom Ganzen abgrenzbaren, sondern einen integrierten Kernaspekt der Identitätsformation junger Erwachsener dar. Auch die eigenen empirischen Untersuchungsergebnisse sprechen letztlich dafür, dass diese These in anregender Weise nachzuvollziehen möglich sein und deshalb prinzipielle Bedenken dagegen positiv stimmen wird.

Die perspektivische Ausrichtung der vorliegenden identitätstheoretischen Arbeit setzt einen allgemeinen terminologischen Zusammenhang von Begriffen und Konzepten voraus, dass sich mit dem *Begriff* der „(alltäglichen) Identität“ sowohl öffentliche als auch *wissenschaftliche Konzeptvorstellungen und -verwendungen* verbinden. Hier geht es um die wissenschaftliche Konzeptionalisierung des Identitätsbegriffs hinsichtlich der zu vollziehenden „alltäglichen Identitätsarbeit“ von individuell-sozialen Subjekten und nicht um den alltagsüblichen, genauer umgangssprachlichen oder auch medial vermittelten Begriffsgebrauch von Identität. Diese Eingrenzung ist deshalb zunächst sinnvoll, weil eine *Aufgabe der erziehungswissenschaftlichen Grundlagenforschung* ja darin besteht, für pädagogische Handlungsfelder explizit allgemeintheoretische, hinreichend begründete und an der empirischen Erfahrung orientierte Begriffe zu entwickeln, deren Konzepte im weitesten Sinne operationalisierbar und damit empirisch zugänglich und anwendbar sind. Im engsten Sinne geht es ihr aber auch darum, jene Begriffe und Konzepte als allgemeintheoretische (Teildisziplin übergreifende) Verständnisgrundlage innerhalb der Theoriebildung bzw. für eine kritische Validierung sichtbar zu machen. *Begriffe* wiederum sind nach meinem

Verständnis, terminologisch betrachtet, aber nicht einfach Konzepte, sondern werden unter unterschiedlich eingenommenen Perspektiven zu jeweils wissenschaftlichen Bezugsgrößen, die unter ihrem jeweiligen historisch entstandenen Entwicklungsgrad zu bzw. in differenzierten, phänomenologisch deskriptiven *Konzepten* ausgearbeitet werden. Nimmt man nun eine *pädagogische bzw. erziehungswissenschaftliche Perspektive* ein, wird deutlich, dass sich der „Identitätsbegriff“ erst seit den 70er-Jahren als ein disziplinäres Thema durchgesetzt hat, auf deren Gründe aber hier nicht eingegangen werden kann. (vgl. Frey/Haußer 1987) Entscheidender ist vielmehr zur (allgemeinen) Erläuterung der Termini „Begriff“ und „Konzept“, dass sich der pädagogische Bezug auf den Begriff der „Identität“ im Kontext ihrer Nachbarschaftsdisziplinen, zuvorderst der Psychologie, Soziologie und Philosophie bewegt. Deshalb zeichnet sich Identität nicht als ein explizit wissenschaftlicher Begriff der Pädagogik bzw. Erziehungswissenschaft aus, sondern findet insgesamt Disziplin übergreifend und verschränkend seine sinnvolle Verwendung.¹³⁰

Subjektbezogene Identitätskonzepte in einer pädagogischen Perspektiveinnahme am Beispiel der vorliegenden Arbeit zu beleuchten, heißt konkrete identitätsrelevante Ansatzpunkte der individuell-sozialen Subjektbildung (z. B. „Personalisation“; vgl. Weber 1999, S. 194ff.) im Kontext von sogenannten multivariaten Schlüsselbegriffen bzw. erziehungswissenschaftlichen Kernbegriffen und den damit verbundenen Konzeptvorstellungen (bspw. „Bildung“ oder „Sozialisation“) unter Zuhilfenahme der pädagogischen Bezugsdisziplinen und ihrem Erkenntnisstand in integrativer Verknüpfung zu suchen. Ausgehend von dem Ziel, neben den ergebnisbezogenen, insbesondere die prozessualen Akte der aktuellen (vergegenwärtigenden) „Identitätsbildung“ unter dem Begriff der „Identitätsformation“ zu erhellen, bedeutet jener Ansatz zu den Schlüsselbegriffen, theoretische Voraussetzungen über die Erklärung der beiden Einzelbegriffe des *Kompositums* „Identität“ und „Bildung“ in ihrem konzeptionellen Zusammenhang zueinander zu bestimmen. Dann gelingt es m. E., vor allem die eingenommene pädagogische Sicht mit dem Identitätsformationsbegriff stärker hervorzuheben, als dies m. E. mit einem psychologisch orientierten Begriff der *Identitätsentwicklung* (bspw. Erikson) oder dem stärker soziologisch orientierten Begriff der *Identitätsfiguration* (bspw. Lohauß 1995) gelingen kann¹³¹. Der

¹³⁰ Anmerkung: In den neuesten sozialwissenschaftlichen, pädagogischen bzw. erziehungswissenschaftlichen Handbüchern/Wörterbüchern findet sich i. d. R. sich kaum ein expliziter Ausweis zum Begriff der Identität. Eher Ausnahmen bilden die Beiträge „Identität“ von Keupp (2001) im Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik/ hrsg. v. H.-U.Otto/H.Thiersch sowie von Böhm (1994) im Wörterbuch der Pädagogik. In der Regel finden sich eher Abhandlungen unter erziehungswissenschaftlichen Kernbegriffen – und dort zumeist unter dem Sozialisationsbegriff.

¹³¹ Dass sich beide Begriffe in einer Definition von „moderner Identität“, die „in ihren Grundzügen auf selbstreflexive Beziehungen und auf Lebensorientierung ausgerichtet ist“ (Lohauß 1995, S. 8), vereinigen lassen,

Formationsbegriff hebt diese beiden (und vergleichbar andere) Begriffe nicht zwangsläufig auf. Sondern umschließt sie dadurch, als dass er auf sie in integrativer Weise (Sub)Disziplin übergreifend *bildungstheoretisch* Bezug nimmt. Eine eventuale Neigung, sogar von einem *pädagogischen Identitätskonzept* zu sprechen, erklärt sich hauptsächlich im Zusammenhang mit dem Begriff der Sozialisation.¹³² Im Vordergrund der interaktionistisch-handlungstheoretischen Sozialisationstheorie (Hurrelmann 1995) steht mit der Erforschung der Persönlichkeitsentwicklung perspektivisch betrachtet allerdings m. E. die intensivere Beschäftigung mit den Prozessen und Ergebnissen der nach Außen gerichteten „sozialen Identität“ im Gegensatz zu jenem Ansatz, der sich auf die nach Innen gerichtete „personale Identität“ konzentriert. In diesem Sinne verweist der zuvor umklammerte Begriff der identitätsbezogenen „Personalisation“ auf die immer noch eher vernachlässigte personale Perspektive im sozialisationstheoretischen Kontext. Denn „Personalisation“ ist aus einer bildungstheoretischen Perspektive der umfassendere Begriff im Gegensatz zur sozialisationstheoretisch aufgefassten „Individuation“.¹³³, weil er m. E. dem Begriff der persönlichen Identität am Nächsten steht.

Die Identitätsforschung zeigt nun im Grunde auf, dass vor dem Hintergrund von gesellschaftlichen Modernisierungstheorien und damit verbundenen Problemkonstellationen des Subjektverständnisses sowie den empirischen Ergebnissen zur (krisenhaften) Subjektbildung, aktuell betrachtet, die Innensicht des Subjekts wieder stärker in den Mittelpunkt auch (bildungs-)theoretischer Bemühungen gerückt ist. Forschungsintentionen müssen aber nicht unter dem Blickwinkel der Allgemeinen Pädagogik als Subdisziplin der

zeigt sich in der Definition des „Selbst“ „als Wahrnehmung und Integration der bio-psychischen individuellen Entwicklung im Rahmen eines Verständnisses sinnhafter Wertstrukturen (.). Sinn ergibt sich aus der individuellen Verortung in den signifikanten Beziehungen und deren Wertkonzepten. (...) Diese Wertungen werden zu komplexen *Identitätsfigurationen* verdichtet, die den Hintergrund sinnhafter Wertstrukturen abgeben, vor denen das Selbst sich *entwickelt*.“ (ebd. S. 9; Hervorheb.; Auslassg.: P. N.)

¹³² In den 60er- und 70er-Jahren (im Aufwind der kritischen/empirischen Erziehungswissenschaft) löste der Identitätsbegriff sogar den Bildungsbegriff ab. Dies scheint aus der historischen Betrachtung darin begründet zu sein, dass sich die pädagogische Theoriebildung vom Bildungsbegriff aufgrund der damals durch ihn gestützten restaurativen Tendenzen ablöste und dem Sozialisationsbegriff den Vorzug gab (vgl. auch Ehrenspeck 1994, S.65). Da sich das Identitätsthema – wenn überhaupt – im Sinne einer pädagogischen Konzeptionalisierung zu diesem Zeitpunkt bis in die 80er- und 90er-Jahre hinein zu einem Schlüsselkonzept der Sozialisationsforschung entwickelt hat, liegt die Vermutung nahe, dass hierin die Vernachlässigung des bildungstheoretischen Gedankens der Identitätsforschung im weitesten Sinne zu suchen ist.

¹³³ Anmerkung:

a) Denn trotz der sozialisationstheoretischen Hinwendung zur individuellen Subjektseite an der Schnittstelle zur Vergesellschaftung, bleibt der Schwerpunkt der Sozialisationsbegriffs auf die Bedeutung äußerer, gesellschaftlicher Bedingungsfaktoren für individuelle Entwicklungs-, Bildungs-, oder Lernprozesse ausgerichtet (vgl. auch Koller 2004, S. 117), auch wenn diese gerade unter dem Begriff der *individuellen* Handlungsfähigkeit als Zielpunkt der Persönlichkeitsentwicklung abgehandelt werden. Dennoch sind sozialisationstheoretische Konzepte der Identitätsentwicklung von herausragender Bedeutung für die pädagogische Erforschung von Identitätsteilprozessen.

b) Auf den Begriff „Personalität“ – wie ihn Weber (1999) auffasst - wird deshalb unter bildungstheoretischer subjektorientierter Sicht des Identitätskonzepts noch einmal zurückgekommen zu sein. (vgl. i. d. A. S. 254ff.)

Erziehungswissenschaft von vornherein einen verabsolutierender *Anspruch auf die praktische Anwendbarkeit* von theoretischen Erkenntnissen für konkrete pädagogische Handlungssektoren erheben.¹³⁴ Aufgabe bleibt zuallererst die Aufarbeitung einer konzeptionellen Operationalisierung der Begriffe über die Theoriebildung, sodass in einem nächsten Schritt über weitestgehend gemeinsam geteilte Begriffsauffassungen hinaus die Suche nach Anwendbarkeit bzw. Übertragbarkeit von Konzepten auf pädagogische Handlungsfelder und -probleme mittels explizierter und präziser Begriffsdimensionen möglich wird.¹³⁵ Das wissenschaftstheoretische Problem u. a. der bildungsorientierten Identitätsforschung für die Pädagogik liegt nun bspw. darin, dass sich nicht nur mit dem „Identitätsbegriff“ komplexe, widersprüchliche, undifferenzierte und problematische „Identitätskonzepte“ verbinden, sondern genauso mit den Auffassungen von „Bildung“ oder „Sozialisation“ sowie ihrer untrennbaren Zusammenhänge in den gesellschaftshistorisch gewachsenen und aktuell thematisierten pädagogischen Diskursen.

In der vorliegenden Arbeit wird es sich hinsichtlich ihrer eigenen Fragestellung zum pädagogischen Schlüsselbegriff der „Bildung“ um Begründungen dahingehend handeln, dass zum einen mit dem Identitätsthema vor allem in pädagogischen Diskursen der subjektbezogenen Seite wieder intensiver Aufmerksamkeit geschenkt wird und in Zukunft bleiben dürfte. Des Weiteren handelt es sich darum, in welcher konzeptionellen Art und Weise Identität als ein vordringliches pädagogisches Thema – nämlich in der Bedeutung von („Selbst“-)Bildung und ihrer *biografischen* Prozesse der aktuellen Selbstorganisation in der Auffassung als Pendant zum Kompositum „Identitäts-Bildung“ – erarbeitet und empirisch

¹³⁴ Ich gehe davon aus, dass das, was Schulze für die pädagogische Biografieforschung empfiehlt, auch einer angrenzenden pädagogisch orientierten Identitätsforschung anzuraten ist. Bei ihm heißt es: „Schließlich könnte man es aber auch zunächst dabei bewenden lassen, daß Biographieforschung unsere Kenntnisse und Vorstellungen über Bildungsprozesse und lebensgeschichtliches Lernen, über die Arbeitsweise der biographischen Reflexion, über die Konstruktion von Biographien und die Bedeutung der Subjektivität anreichert und differenziert, ohne schon gleich Folgerungen zu erwarten. (...) Ich denke, die pädagogisch orientierte Biographieforschung ist gut beraten, wenn sie der großen Versuchung widersteht, biographische Sachverhalte allzurasch in pädagogisch Ansprüche umzuformen und für Interventionen, Programme und Institutionen zu vereinnahmen. Es hat vermutlich seinen guten Grund, daß sich die Subjektivität des Subjekts lieber in Geschichten als in Abhandlungen und Untersuchungen einfangen läßt. Aus Geschichten lernen!“ (Schulze 1993a, S. 36; Auslassg.: P. N.)

¹³⁵ Vgl. hierzu zsf. bspw. Kraul/Marotzki (2002): Die Allgemeine Pädagogik hat nach Auffassung der Autoren folgende Themen zum Inhalt: die Entwicklung und Analyse von Reflexionsfiguren und Denkmustern; die Wissenschaftstheorie und -forschung; die Argumentationsanalyse; die systematisch-analytische Prüfung von Systematiken und Konzeptionen; Erörterungen der anthropologischen Bedingungen von Lern-, Erziehungs- und Bildungsprozessen; die Grundbegriffe, also generelle Fragen des Erziehungs-, Bildungs- und Lernbegriffs; die Entwicklung eines Kategoriengefüges zur erzieherischen Situation und menschlichen Gesamtlage. „Es kommt also darauf an, dass die Allgemeine Pädagogik ein System an Grundbegriffen entwickelt und systematisch in Theorie, Forschung (Empirie) und Praxis ausweist. Diese Grundbegriffe müssen sich durch Forschung stützen lassen.“ (ebd. S. 51) Das gegenwärtige disziplinäre Problem zeigt sich in folgender Forderung: „Angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen und der Entwicklungen in den angrenzenden Wissenschaftsdisziplinen – (...) muß eine Dekonstruktion und ggf. eine kategoriale Erweiterung des Grundkanons Allgemeiner Pädagogik vorgenommen werden.“ (ebd. S. 52; Auslassg.: P. N.)

geöffnet werden könnte. Dazu werden die bisherigen Aussagen aus der Explikation des aktuellen Identitätsforschungsstandes unter der nachfolgenden pädagogischen Leitfrage für die eigene Arbeitskonzeption zusammengefasst und präzisiert und um die bildungs- und biografieorientierten Ansatzpunkte erweitert. Das Ziel besteht also in der Explikation des theoretischen Vorwissens bzw. vorliegenden Arbeitsverständnisses. Die Leitfrage lautet:

Wie lässt sich der Identitätsbegriff

- *in integrativer Anknüpfung an soziologische und psychologische Theorieansätze begründet konzeptionalisieren, sodass*
- *systematische Aspekte zur Identitätsformation*
- *von jungen (ostdeutschen) Erwachsenen im Allgemeinen*
- *und unter Berücksichtigung von subjektiv bedeutungsvollen „Arbeits- und Berufsorientierungen“*
- *im alltäglichen lebensweltlichen Kontext von gesellschaftlichen Modernisierungserfahrungen*
- *für die berufliche Identitätsentwicklung dieser Sozialgruppe im Besonderen konzeptionell verdeutlicht und empirisch erfasst werden können?*

Zur Beantwortung lassen sich vier Arbeitsschritte wie folgt charakterisieren:

Erstens wird die Explikation des Forschungsstandes anhand von in den unterschiedlichen Diskursen m. E. weitestgehend meta-kommunikativ geteilten Dimensionen des wissenschaftlichen Identitätsbegriffsverständnisses in ihren wesentlichen Charakterzügen (ggf. kritisch) zusammengefasst.

Das zweite Ziel besteht darin, auf der Grundlage dieser Erkenntnisse die eigene identitätstheoretische Forschungsperspektive mit einem heuristischen Modellvorschlag in Form konzeptioneller Arbeitsskizzen zur dynamischen Identitätsformation als Ansatzpunkte präziser herauszuarbeiten.

Drittens erfolgt die Thematisierung unter der pädagogischen Perspektiveinnahme. Das bedeutet, die erarbeiteten Dimensionen auch für den Bildungsbegriff als allgemeintheoretischen Ansatzpunkt im vorrangigen Bezug auf die Kategorie der „Selbst-Bildung“ in Analogie zum Begriff der „Identitäts-Bildung“ komparativ in einem Minimum, also in Ausschnitten Komplexität reduzierend, zu parallelisieren. Auch für den Begriff der Identität kann m. E. vergleichsweise jenes gelten, was Ehrenspeck (1994, S. 68) für den Begriff der Bildung festgehalten hat, nämlich dass jener nur über eine Dimensionierung erfassbar, aber nicht präzise zu definieren möglich, ist.

Viertens wird der Untersuchungsansatz analog dem konzeptionell vorbereiteten Arbeitsverständnis zur Identitätsformation den pädagogischen Implikationen der bildungstheoretisch orientierten sowie den identitätstheoretischen Bezügen der narrationstheoretischen und -psychologischen Biografieforschung angeschlossen. Diese Ansätze eignen sich m. E. als sinnvolle erziehungswissenschaftliche Anknüpfung. Denn hierüber gelingt es, mittels des Biografiekonzepts eine triadische Grundstruktur des Erkenntnisinteresses zwischen ihm und den Begriffen der Identität und (Selbst-)Bildung nachzuzeichnen und einen empirischen Zugang zur Identitätsformation junger Erwachsener methodisch zu öffnen.

2.1 Präzisierung der konzeptionellen Anknüpfungspunkte für das theoretische Grundverständnis der Identitätsformation

Zur Zusammenfassung des Forschungsstandes:

Die Begriffe „Identität“, „Selbst“ und „Selbstkonzept“

Insgesamt stellt sich mit der Entstehungsgeschichte des Identitätsbegriffs heraus, dass sich die Terminologie tendenziell zum „empirischen Selbst“ als dem Objekt der Selbstreflexion im Sinne von „Selbsterfahrung“ orientiert. Das Ziel ist, „Identität“ als das „**ganzheitliche Selbst**“ (Frey/Haußer 1987, S. 9; Hervorhebg.: P. N.) in seiner ursprünglichen Verklammerung von „I“ und „me“ wieder in den Vordergrund zu rücken. Deshalb richtet sich die Begriffsverwendung in der vorliegenden Arbeit nicht auf den Begriff des „Selbst“ oder „Selbstkonzepts“, sondern erneut auf den Begriff der „(persönlichen) Identität“, genauer: auf die **Innenperspektive** des sich identifizierenden Subjekts. Durch seine selbstreflexive Auswahl, Gewichtung und Generalisierung werden „Außenweltdesignen“ zu „innerweltlichen Designen“ der „**persönlichen Identität**“ als das „ganzheitliche Selbst“.

Identität als Selbstreflexions- bzw. Relationsbegriff

Wenn „Identität“ nun über die *conditio humana* der „Selbstreflexionsfähigkeit“ als „**Selbsterfahrung eines Selbst- und Weltverhältnisses**“ (re)konstruiert wird, dann handelt es sich um eine relationale Denkweise, die eine Beziehung zwischen dem „erkennenden Selbst“ und dem „wahrgenommenen Selbst“ zum Gegenstand hat. Sie richtet sich auf die Reflexionsprozesse der interaktiv ausgerichteten Identifikation, in der die Person ihr Wissen und ihre relationalen Erfahrungen zwischen Innen und Außen, zwischen Subjekt und Objekt und zwischen allen Erfahrungen „am Ende“ selbst in ein bewahrendes Gefühl von Kontinuität und Konsistenz integriert. Der Reflexionsbegriff beruht wiederum auf dem Relationsbegriff des „In-Beziehung-Setzens“ von Strukturelementen, d. h. ihrer aktiven **Auswahl, Interpretation und Gewichtung der in der biografischen Erfahrungssynthese** zu Selbsterfahrungen geronnenen Identifikationsdesignen der subjektiven Innenwelt (vgl. Frey/Haußer 1987, S. 7). Es gilt, in der Arbeit diese „codierten“ Mechanismen der Selbstreflexion danach zu bestimmen, in welcher Weise biografisch generalisierte Selbsterfahrungen dabei für das Selbst- und Weltverhältnis der individuell-sozialen Subjekte zur aktuellen Sinnkonstitution herangezogen werden.

Identität als „Ergebnis- bzw. Produktbegriff“ versus „Entwicklungs- bzw. Prozessbegriff“

In der Identitätsforschung zeigt sich ein tendenzieller Perspektivenwechsel von produktfokussierten Theorieansätzen auf die stärker interessierenden Prozessverläufe mit der Akzeptanz von Spannungsmomenten als ambivalente Lösungen. Von Interesse in der vorliegenden Arbeit sind nun aktuelle Ansätze, die dafür plädieren, dass Identität – wenn sie mittels der Kategorien „Einheitlichkeit“ und „Eindeutigkeit“ als vorläufiges Produkt konzipiert werden kann und sollte – eine „**integrierte Einheit vielfältiger und gradueller Teilselbste**“ (Bilden 1998; Hervorhebg.: P. N.) darstellt. Sie ist eine Einheit mit offenen, durchlässigen Strukturgrenzen im Sinne von „ganzheitlicher Selbsterfahrung“. D. h., der Einzelne kann mit einer fluiden und flexiblen inneren Identitätsstruktur auf plurale und flexible Außenanforderungen entsprechend interagieren. Ein solcher Ansatz drängt geradezu auf die Fokussierung innerpsychischer Aushandlungsprozesse, um zu einer „dichten Beschreibung“ im Zuge einer differenzierten, historisch vermittelten und gesellschaftlich situierten „**Analyse konkreter Entwicklungsprozesse konkreter Individuen in konkreten Situationen**“ (Kraus/Mitzscherlich 1995, S. 167; Hervorhebg.: P. N.) zu gelangen. Denn eine Intention der pädagogischen Identitätsforschung liegt insbesondere darin, detaillierte Aussagen über das **individuell-soziale Identitätsmanagement** und die dafür notwendigen **Fähigkeiten** unter den Bedingungen einer **dynamischen und elastischen Kohärenzerfahrung als „Identitätsgefühl“** entschlüsseln zu können, die ein Subjekt dazu benötigt, um sich in dieser (seiner) Welt handlungsfähig bewegen und sinnhaft verorten zu können.

Identität als „formaler“ versus „inhaltlicher“ Begriff

Mit Straub (1998) kann und muss auch unter den objektiven Bedingungen mit den kritischen Bezugsmomenten der Identitätsformation von Kontingenz, Differenz, Alterität und Veränderung an den die Identität umschreibenden formalen Unterbegriffen von Einheit und Nämlichkeit festgehalten werden. Der im Gegensatz zum „inhaltsanalytischen“ Begriff für viel entscheidender gehaltene „**formaltheoretische Begriff**“ bezieht sich auf die Synthese- und Integrationsleistung von verschiedenen Form(bildungs)elementen der Identitätsformation,

die als „Strukturmerkmale eines spezifischen Selbst- und Weltverhältnisses von Personen“ (ebd. S. 92) aufgefasst werden. Das Identitätsmanagement richtet sich in prozessualer Hinsicht auf die „**Integration** von Verschiedenem“ als „**Synthese** des Heterogenen“ ebenso wie auf das Resultat dieses Prozesses – auf die „**stimmige** Gestalt“ als „**Einheit ihrer Differenzen**“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.). Die zwischen beiden Unterbegriffen ebenso vermittelnde Grundannahme der vorliegenden Arbeit zur „**integrierten Einheit**“ geht ebenso davon aus, dass die individuell-sozialen Subjekte durchaus eine komplexe „Gesamtstruktur“ von Identität entwickeln. Ihre implizite Sinnstiftung wird einerseits bestimmt aus den jeweilig *differenzierten und flexibel gehaltenen Identitätsinhalten*. Andererseits stellt sie außerdem zugleich die *wechselseitige Voraussetzungsstruktur* zur Auswahl, Interpretation und Gewichtung von Identitätsinhalten über die Bewertung und Zuweisung von Sinn im Selbst- und Weltverhältnis dar. In diesem komplexen Wechselverhältnis definiert sich die Dynamik des Identitätsprozesses.

Identität als „Konstruktionsbegriff“

„Das *Konstrukt* ‚Identität‘ mit seinen Kernelementen der Selbstkonstruktion und der Handlungsorganisation ist dabei als Spezialbereich eines allgemeinen Konzepts der menschlichen Erkenntnisgewinnung und –organisation aufzufassen.“ (Drewes 1993, S. 23) Jetzt richtet sich die Aufmerksamkeit auf die konkrete Forschungsfrage, „**wie**“ der **selbstreflexive Konstruktionsprozess** als Verarbeitungs- und Gestaltungsprozess innerhalb einer „ganzheitlich vernetzten Identitätsstruktur“ auf der „inneren Bühne“ des Subjekts als „subjektive Selbsterfahrung“ konzipiert werden könnte. Das sozialpsychologische Konzeptbeispiel der „**Patchwork-Identität**“ in dem von Keupp (u. a. 1999); Straus/Höfer (1998); Höfer/Straus (2001) und Höfer (2000) entwickelten „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“ erfüllt zur Erhellung und Operationalisierung des Formationsprozesses in vielversprechender Weise die Skizzierung derartiger Konstruktionsmechanismen. Wesentlicher Ansatzpunkt für das eigene Arbeitsverständnis sind die Überlegungen zu den **Identitätszielen** auf der „Metaebene“ für Aussagen über die **Relevanzsetzungen** – warum also etwas identitätstheoretisch für den Einzelnen bedeutungsvoll wird oder geworden ist. Es konnte ein **unmittelbarer, über die Wechselwirkungen zwischen den Strukturebenen vermittelter Zusammenhang** sowie zwischen der „**dominierenden Teilidentität**“ und dem „**Identitätsgefühl**“ über die Regulationsleistung der Koordination und Synthese von „**dominierenden Identitätszielen**“ als wesentlicher eigener Ausgangspunkt herausgearbeitet werden.

Die Grundannahme ist sodann die, dass unter der Perspektiveinnahme von Identitätszielmustern in Form eines subjektiven Relevanzrahmens ein Bedeutungszusammenhang (re)konstruierbar wird, der für das Subjekt die Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Identitätsentwürfen und –projekten in der Bildung eines sinnhaften Selbst- und Weltverhältnisses steuert und über die Gestaltung und Umsetzung eines Lebenskonzepts seinen identitätsstiftenden, handlungsorientierten Ausdruck findet.

Die „berufliche Identität“ als konstruierte Teilidentität

Bei der (analytischen) Überprüfung, inwiefern eine **Stellenwertanalyse von beruflicher Identität** konzeptionell in Bezug auf die modelltheoretischen Strukturebenen und ihrer Prozessverläufe **dominanzanalytisch über die Kategorie der Identitätsziele** entworfen werden kann, erweist sich generell das heuristische Ursprungsmodell der „alltäglichen Identitätsarbeit“ zur Rekonstruktion von „dominanten Teilidentitäten“ für äußerst plausibel. Denn die lebensbereichsspezifische Dominanz einer Teilidentität steht im unmittelbaren Zusammenhang mit lebensphasischen Bedeutungen und ihrer aktuell betrachtet – wie die Autoren annehmen – passenderen Organisation von einzelnen Identitätszielen. Wenn die Identitätsziele als Referenzpunkte beruflicher Handlungs- und Evaluationsorientierungen im Besonderen und für alltägliche persönliche Lebensorientierungen im Allgemeinen insbesondere in einer wechselseitigen Wirkungsweise herausgehoben werden, dann deshalb, weil sie in dieser Betonung bei den Modellautoren nicht zentraler Betrachtungsgegenstand bzw. Ausgangspunkt der Zusammenhangbildung gewesen sind. Der wesentlichste konzeptionelle Unterschied zeigt sich in einem **differenzierten Blick auf den Perspektivansatz** hinsichtlich des Ausgangspunktes auf den Strukturebenen, ihrer Formationsbetrachtung und (immer noch normativ statusorientierten) Ergebnisorientierung. (vgl. i. d. A. S. 84, 123f.) Der im Ursprungsmodell betonte **höherstufige Prozessablauf wird bewusst unterbrochen**, um die **prozessualen zirkulären Wechselwirkungen** zwischen den Strukturebenen einschließlich ihrer Ergebnisorientierung in ihrer Dynamik stärker zu betonen. Aus analytischer Sicht ergibt sich deshalb die folgende konzeptionelle Ansatzperspektive, die zugleich das empirische Forschungsvorhaben präzisiert:

Erstens: *Den Ausgangspunkt bilden die Identitätsziele: Welche Lebensorientierungen sind anhand von allen möglichen deduktiven Dimensionen von Identitätszielen nach Keupp (u. a. 1999) in allen Lebensbereichen und zu allen biografisch reflektierten Zeitpunkten zu finden und in welchem lebensweltlich übergeordneten Relevanzverhältnis stehen die struktural organisierten Identitätsziele untereinander? Das heißt, welche Identitätszielstruktur lässt sich ermitteln?*

Zweitens: Welche arbeitsbezogenen und beruflichen Orientierungen fundieren die Arbeits- bzw. berufliche Identität und in welchem lebensbereichs- und lebensphasenspezifisch verknüpften Verhältnis stehen ihre Identitätsziele untereinander? Das heißt, welche dominanten Arbeits- und Berufsorientierungen lassen sich schließlich herausfiltern?

Drittens: In welchem Verhältnis stehen die Teilidentitäten zueinander? Ergibt sich hieraus eine Dominanz der beruflichen Identität im Sinn stiftenden Lebenszusammenhang? Das heißt, ob vorrangig über die dominanten Arbeits- und Berufsorientierungen auch die dominanten Identitätsziele aus der ermittelten übergeordneten Identitätszielstruktur in arbeits- und berufsbezogenen Lebensprojekten bzw. -entwürfen implizit erfüllt werden und die berufliche Identität somit einen bedeutungsvollen identitätsstiftenden Beitrag in der Formationsweise leistet?

Die berufliche Teilidentität als problematischer Begriff

Es hat sich gezeigt, dass sich mit dem Begriff der „beruflichen Identität“ von „jungen (ostdeutschen) Erwachsenen“ gleichsam mehrere problematische Sichtweisen allein zu den Grundbegriffen „Arbeit“, „Beruf“, „Erwerbsarbeitsgesellschaft“ und dem Begriff des „jungen Erwachsenen“ anschließen. Problematisch deshalb, weil sie zum einen *nicht* erlauben, bereits im Ansatz von *vorher festgelegten, spezifischen Arbeits- und Berufsorientierungen* (i. S. v. Kategorien und Dimensionen) bspw. einen konzeptionellen Begriffswechsel hin zur „Arbeitsidentität“ anzumahnen. Zum anderen gestatten sie ebenso wenig, aus den äußeren kritischen Entwicklungsbedingungen von Identität allzu schnell innerpsychische Rückschlüsse für die aktuelle Konzeption der beruflichen Identität zu ziehen.

a) Der „erwerbsarbeitsgesellschaftliche“ Kontext als bedeutungsverändernder Lebensweltbezug von Arbeit und Beruf

Dass auch die – pädagogisch betrachtet – identitätstheoretisch wichtigen Kategorien wie Weltbild und Selbstbild, Sinnstiftung und Sinnggebung im Leben, Zukunftsorientierung und Lebensentwürfe zunächst unter dem funktionalen Begriff der „(Erwerbs-)Arbeit“ subsummiert werden, erfolgt in der zu fragenden Erkenntnisperspektive, ob **Erwerbsarbeit (immer noch) den zentralen Stützpfiler** sämtlicher in unserer **Gesellschaft anvisierten Lebenskonzepte** der so bezeichneten „**Normalbiografie**“ darstellt. (vgl. auch Krafeld 2000, S. 7) Wenn Aufweichungen oder Veränderungen der Normalbiografie prognostiziert oder identifiziert geglaubt werden, dann hätte dies auch unmittelbare Folgen auf das subjektive Arbeitsverständnis in einer objektiven Lebensrealität, weil Erwerbsarbeit als unabdingbare Grundlage von Lebensorientierung und Lebensverwirklichung Ausdruck eben dieser bundesdeutschen „Arbeitsgesellschaft“ als „erwerbsarbeitszentrierte Sozialstruktur“ (Zündorf 1999, S. 51) ist. Unter den gegebenen gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen hat sich jedoch **kein generell befürchteter identitätstheoretischer Bedeutungsverlust von Arbeit und (wenn die Gelegenheitsstrukturen es zulassen, auch nicht von) Beruf** insgesamt eingestellt, sondern **veränderte inhaltliche und teilweise mittlerweile wieder verstärkt existenziell begründete Bezugsweisen zu Arbeit und Beruf** in der subjektiven Lebensgestaltung und im Identitätsgefühl. Insgesamt bedeutet der „Wandel der Arbeitsorientierungen“ aber, dass „(d)ie Sinnbezüge in allen Fällen nicht aus den objektiven Arbeitsbedingungen allein abzuleiten (sind), sondern aus dem, was die Individuen als ihre Form der Selbstverwirklichung ansehen. Grundsätzlich stehen dabei alle relevanten Lebensbereiche im Zusammenhang. Zoll formuliert zusammenfassend zurecht, daß es einen **allmählichen Wandel von der »Arbeitsorientierung« zur »Lebensorientierung«** gibt“ (Lohauß 1995, S. 214).

b) „Arbeitsidentität“ versus „Berufliche Identität“

Vor dem gleichen arbeitsgesellschaftlichen Hintergrund stehen die Konzeptionalisierung der „Berufskategorie“ und ihre identitätstheoretische Bedeutung zur Disposition. Es wird mit dem **Begriffswechsel zur „Arbeitsidentität“** die Frage aufgeworfen, ob überhaupt noch sinnvoll an der gesellschaftlich konstituierten „Berufskategorie“ festgehalten werden kann, und in wie weit die berufliche Identität als soziale Identität immer noch die persönliche Identität definiert. Ein umfangreich beleuchtetes begriffstheoretisches Analyseergebnis ist nun aber, dass ein Begriffswechsel bisher nicht hinreichend durch Keupp (u. a. 1999) begründet ist, sodass im hier vorliegenden Begriffsverständnis zunächst an der **„beruflichen Identität“** festgehalten wird. Generell übereinstimmend geht die vorliegende Arbeit in der These mit, dass sich der **Fokus auf Erwerbsarbeit** an sich, in ihrer formalen und inhaltlichen Bedeutungsdimension in einer anhaltenden **identitätstheoretischen Neuorientierung befindet**, ohne aber „vorschnell“ eine generelle Schlussfolgerung der Ablösung von der „beruflichen“ durch die „arbeitsorientierte“ Identität ziehen zu müssen. Die vorliegende weite Begriffsauffassung folgt einem ganzheitlichen, zugleich ausdifferenzierten Verständnis der „beruflichen Identität“. Es geht davon aus, dass sich für **alle „junge Erwachsene“** die Identitätsaufgabe der Entwicklung einer „beruflichen Identität“ stellt und durch **plurale Lösungen** erfüllt wird, die in ihrer **Spannweite** sowohl das herkömmliche Verständnis der „beruflichen Identität“ als auch die aus der Definition Keupps (u. a. 1999) folgende „Arbeitsidentität“ umfassen können. Es ist aber in jedem Fall genauso wenig von der einen „typischen

beruflichen Identität“ auszugehen, wie von einem „Einheitsjugendlichen“ bzw. dem „typischen jungen Erwachsenen“ als „Normalitätsphänomen“ per definitivum. Will Keupp also eine differenzierte, konzeptionelle Sicht im Sinne einer „Patchwork-Identität“ vertreten, dann auch in der widerspruchsfreien Konsequenz, **differenzierte Ausprägungen und Konstruktionsformen der „beruflichen Identität“ als fluide und flexible Teilidentität unter demselben Begriff** verhandeln zu müssen.

c) Die „berufliche Identität(entwicklung)“ von „jungen (ostdeutschen) Erwachsenen“

Die weit gefasste These der vorliegenden Arbeit bezieht sich außerdem darauf, dass gerade mit dem Konzept der „beruflichen Identitätsentwicklung“ das „traditionelle Jugend(status)konzept“ für die Erfassung einer spezifischen Sozialgruppe in der nachschulischen Jugendphase derart aufbricht, dass es zu einer Neuorientierung in Bezug auf die „Lebenslage Jugend“ kommt. In diesem Zusammenhang ergibt sich folgende verwendete Definition von „jungen Erwachsenen“: **„Junge Erwachsene“ sind „junge Erwachsene“ unter den Voraussetzungen, als dass sie eine „eigenständige Lebenslage“ (in Anlehnung an Münchmeier 2001a) mit „eigener Zeitstruktur“, „eigenen Erscheinungsformen“, „spezifischen Anforderungen und Bedürfnissen“ für „eine eigenständige Sozialgruppe“ in einem „eigenständigen Entwicklungs- und Lebensabschnitt“ abbilden.** Dies führt zu der identitätstheoretischen konzeptionellen Konsequenz, für diese Sozialgruppe spezifische Formationsmuster eines sinnhaften Identitäts- und Lebenskonzepts anzunehmen. Bezüglich der „beruflichen Identitätsentwicklung“ wird für „junge Erwachsene“ vorausgesetzt, dass sie nicht nur Arbeits- und Berufsorientierungen für die Zukunft im Sinne wünschenswerter Erfahrungen antizipieren, sondern dass sie bereits konkrete Erfahrungen in ihrer Berufsarbeit bzw. in darauf gerichteten Sozialisierungserfahrungen gemacht und **eigene Arbeits- und Berufsorientierungen durch balancierende Auseinandersetzungsprozesse in ihrer Lebenswelt vorläufig, wenn auch nicht längerfristig verfestigt haben.**

Unter diesem Blickwinkel sprechen die **empirischen Ergebnisse** des Ursprungsmodells (u. a.) zu den „Arbeits- und Berufs- bzw. Lebensorientierungen“ Jugendlicher und junger Erwachsener summa summarum für einen **unverändert hohen subjektiv Sinn stiftenden Stellenwert** von Arbeit und Beruf im Identitätskonzept. Dies zeigt sich in der **deutlichen Überpräsenz des „arbeitsorientierten Lebenskonzepts“** u. U. in Kombination mit der „Familienorientierung“, für sogenannte „Kontinuierliche“ wie auch für „Diskontinuierliche“ gleichermaßen und über einen längeren Lebensabschnitt hinaus.

Im Gegensatz zu den Untersuchungen von Baethge (u. a. 1989), deren Sinndimensionen letztlich stärker außenbezogene Ergebniskategorien der Identitätsentwicklung betonen, versuchen die Erhebungen von Straus/Höfer (1998b) und Keupp (u. a. 1999), eine *prozessuale Rückanbindung jener Sinndimensionen an innenbezogene persönlichkeitsrelevante „Kategorien“ des Selbstbezuges in ihrer (auch biografischen) Bedingtheit und Wirkungsweise.* Im Ergebnis zeigen die Autoren an Einzelfallporträts schließlich *ausdifferenzierte, individuell lebensweltliche Verknüpfungsmuster von mehreren Teilidentitäten.* Darüber hinaus fassen Keupp (u. a. 1999) auch die Ergebnisse von Kraus/Mitzscherlich (1995) in regional vergleichender Weise zwischen ostdeutschen und westdeutschen jungen Erwachsenen dahingehend zusammen, dass sich ein relativ ähnliches Bild abzeichnet von Identitätsentwicklungsverläufen und Wertorientierungen *über innerdeutschen Grenzen hinweg.* Nimmt man nun wiederum nicht Konstruktionsmechanismen in spezifischen „Teilidentitäten“ zum konzeptionellen Ansatzpunkt von biografischen Identitätsrelevanzen, bezieht sich das eigentliche Interesse bezüglich der Erhebung von Zinnecker/Strzoda (1996) auf die Stützung der These, dass über generelle Zeitorientierungen verdichtete Relevanzsetzungen auch für das lebensweltliche Thema Arbeit und Beruf abzuleiten möglich sind. Hintergrundannahme ist, *dass sich primäre Zeitorientierungen nur in Verbindung mit lebensweltlichen und biografisch identitätsrelevanten Erfahrungszusammenhängen herausbilden.* Da die Untersuchungsergebnisse aber auf der ergebnisorientierten Ebene verbleiben, sind derartige Aussagen nur in *indirekter Weise* über die Verknüpfung der primären Zeitorientierung mit einem „**Identitätszustand**“ möglich. Allerdings lässt sich im Vergleich zu Keupp (u. a. 1999) auch hier **nicht die These von der Abkehr einer „beruflichen Identität“** als Formationsziel stützen. Des Weiteren verbleiben *zeitlich* übergeordnete und auch auf der Ebene der Teilidentitäten vorgenommene handlungsorientierte Differenzierungen bei Keupp (u. a. 1999) mit der Konzentration auf die Art und Weise von biografischen Kohärenzrekonstruktionen über *sinnhaft/machbare/verstehbare Identitätswürfe und -projekte auf einem vereinfachten und verallgemeinerten Niveau generalisierter Beschreibungen der „Dreifelderwirtschaft“ bzw. auf der Analyseebene von konventionellen (normativen, statusorientierten) Identitätszuständen (Marcia) der „dominanten Teilidentität“.* Die Untersuchungsanlage Zinnecker/Strzoda (1996) wiederum leuchtet hingegen in prozessualer Hinsicht nicht **die individuell, formativ gestaltete Sinnkonstruktion hinreichend** aus, die sich quasi hinter biografischen Zeitstrukturen verstecken. Identitätszustände und Sinn konstituierende Zeiteinstellungen lassen sich zwar durch einen altersbezogenen Vergleich anzeigen, aber nicht in ihren Ursachen und Wirkungsweisen erklären, da sie u. a. in ihrer *biografisch lebensweltlichen Verschränkung* unerkannt bleiben.

Damit bleibt insgesamt für die Identitätsforschung die Aufgabe bestehen, sich auch über die bisherige Strategie zur Erforschung von differenzierten Identitätszuständen im Anschluss an konventionelle Modelle (Marcia) und vorpunktierten lebensbereichsspezifischen Orientierungen weiter hinauszubewegen. Sie trifft unmittelbar für das Interesse zu, *die innerprozessuale Sicht der Sinn- und Bedeutungssynthese von lebensbereichs- und lebensphasenspezifisch verknüpften Erfahrungsinhalten im Kontext einer „ganzheitlich integriert“ betrachteten Identitätsformation des Selbst- (und Welt-)Verhältnisses formal zu erhellen*. Dieser Aufforderung nachzukommen, stellt die allgemeine Zielsetzung der Untersuchung dar, die zunächst noch konzeptionell und in Orientierung auf das empirische Untersuchungsdesign hin zu präzisieren ist. Generell lässt sich vorab festhalten, dass sich der konzeptionelle Ausgangspunkt des eigenen Untersuchungsdesigns unmittelbar den erfahrungswissenschaftlich orientierten Forderungen von Frey/Haußer (1987; S. 11) zur Erforschung der persönlichen Identität im Wesentlichen wie folgt stellt. Interessant scheint der Versuch, nicht zwischen den einzelnen vier Aspekten erfahrungswissenschaftliche Entscheidungen zu treffen, sondern ihre komplexe Verbindung zu versuchen.

1. *„Verknüpfung der persönlichen Identität mit ganz bestimmten **identitätskritischen Lebenslagen**“*: Das Forschungssubjekt sind junge Erwachsene, die sich in einer für das weitere Leben durchaus entscheidenden Lebensphase und Lebenslage der Identitätsformation befinden und sich insbesondere mit der Entwicklungsaufgabe auseinandersetzen müssen, eine berufliche Identität im Verbund mit anderen lebensweltlichen Themen und im Kontext kritischer gesellschaftlicher Ausgangsbedingungen auszubilden.
2. *„Die empirische Beschreibung von Identität anhand **ausgewählter Definitionsräume**“*: Es geht um den Stellenwert von Arbeit und Beruf im Gesamtverhältnis zu anderen persönlich relevanten Lebensbereichen. Es handelt sich um die ganzheitlich betrachtete, individuell-soziale, biografische Identitätsformation. Bisherige Studienergebnisse zu diesem Lebensbereich als auch zu den analytischen Identitätsmodellen zeigen nach wie vor einen weiteren Forschungsbedarf hinsichtlich der Generierung eines konzeptionellen Beziehungszusammenhangs von Identität und Teilidentität(en), ihren Grund- und Bezugsbegriffen sowie deren Konzepte an, um relevanzanalytische Annahmen empirisch hinreichend zu begründen.
3. *„Die Analyse des **dynamischen Prozesses der Herstellung und Darstellung von Identität selbst**“*: Mit dem eigenen Untersuchungsverständnis wird zum einen sowohl z. B. explizit an die konzeptionellen Vorüberlegungen des Ursprungsmodells der „Patchwork-Identität“ (Straus/Höfer 1998, Keupp u. a. 1999, Höfer 2000) als auch an andere (selbst)bildungstheoretische und narrationstheoretische bzw. –psychologische Ansätze zur Selbstreflexion angeknüpft. Das Ziel ist, relevanzanalytische Rückschlüsse für das Identitätskonzept ziehen zu können. Zum anderen besteht ein Ziel mit der Anfertigung von Arbeitsskizzen darin, ein heuristisches Identitätsformationsmodell als theoretisches Grundverständnis zu entwickeln.
4. *„Die Klärung der **Identitätsstruktur im Sinne kognitiver, emotionaler und motivationaler Aspekte**“*: Mit der vertiefenden Erforschung der systematischen Herstellung, Darstellung und orientierungsbildenden Funktionsweise der Identitätszielstruktur als zu entwickelndes, Relevanz setzendes und bildendes Referenzsystem im Prozess der lebensweltlich-biografischen Identitätsformation wird u. a. das modelltheoretische Ziel (vgl. dritten Aspekt) verfolgt, hinsichtlich strukturaler und qualitativer Formationsaspekte einen spezifischen weiterführenden erziehungswissenschaftlichen Theoriebeitrag leisten zu können. Dabei werden kognitive, emotionale und soziale Aspekte (nämlich die Standards) in ihrer Bedeutung für eine systematische Betrachtung von Identitätszielmustern hervorgehoben diskutiert. Denn ein auf die Identitätsziele (biografisch und lebensweltlich aus-)gerichteter Aufmerksamkeitsfokus legt eine übergeordnete Perspektive auf den Formationsprozess frei, die bisher m. E. in den besagten empirischen Studien als auch im Ursprungsmodell der Autoren (vgl. Keupp u.a 1999; Straus/Höfer 1998b; Höfer 2000 usw.) nicht explizit eingenommen und verfolgt worden ist.

2.2 Präzisierung der Forschungsfragen mit der Entwicklung eines dynamischen Identitätsformationsmodells

Aus der Verdichtung der bisherigen Anknüpfungspunkte des explizierten Forschungsstandes lassen sich nun für einen noch erziehungswissenschaftlich zu begründenden empirischen Untersuchungsansatz zwei wesentliche Arbeitsskizzen zum vorliegenden konzeptionellen Grundverständnis der Identitätsformation präzisieren: In der ersten Arbeitsskizze (Abbildung 21, i. d. A. S. 237) werden formalanalytisch die grundsätzlichen kategorialen Konzepte der „Identitätsformation“ in ihrer Wirkungsweise und mit ihren Ergebnissen miteinander in Beziehung gesetzt.

- Dazu zählt zum einen das Begriffelement des **„Identitätskonzepts“**: *Persönliche Identität wird verstanden als selbstreferenzielles und selbstevaluatives Rahmenkonzept des reflexiven, fluiden, auf interaktiven Beziehungen und relativer Kontinuität des Selbsterlebens beruhenden und an ganzheitlich-integrierter Einheit und Nämlichkeit orientierten Selbst- und Weltverhältnisses des individuell-sozialen Subjekts.*
- Dazu zählt des Weiteren das darauf folienbezogene **„Lebenskonzept“**: *Jenes wird aufgefasst als sinn- und erfahrungsbegründetes Handlungskonzept der Lebensplanung bzw. –verwirklichung auf der Basis und zur Formation von Identität.*
- Und dazu zählt als drittes Element die **„Wert- und Sinnorientierung/-einstellung“** als *deren gemeinsamen konzeptionellen Bezugspunkt der handlungsorientierten Selbstreflexion zur Formationsjustierung.*

In der zweiten Arbeitsskizze (vgl. Abbildungen 25-28, i. d. A. S. 248ff.) werden die Aussagen zur Herausbildung eines sinnhaften, weil wertstrukturierten, Relevanzsystems bezüglich der Identitätsziele als übergeordnete Steuerungs- und Integrationsmechanismen inhaltsanalytisch wieder aufgenommen. Denn es sind in der Zusammenfassung des Forschungsstandes erst relativ vorsichtig Aussagen darüber angedeutet, wie die identitätstheoretischen Kategorien „Sinn“ und „Bedeutung“ für eine empirische Operationalisierung geöffnet werden können. Sie interessieren insbesondere deshalb, weil sich jene in der Selbstthematisierung bzw. im Handlungsvollzug dem Bewusstsein des Einzelnen nicht unmittelbar anzeigen, sondern oftmals nur indirekt aus generalisierten Erfahrungsinhalten bzw. Handlungsentwürfen/-projekten aufdecken lassen. Im Anschluss an das Identitätskonstruktionsmodell von Keupp (u. a. 1999) bzw. Straus/Höfer (1998b) sind dazu spezifische Anknüpfungspunkte formulierbar, die jetzt für das eigene Verständnis der Identitätsformation in diesem Zusammenhang noch zu präzisieren sind. Das heißt eruiierend auf das Ursprungsmodell der Autoren nicht in erster

Linie danach zu fragen, „was“ identitätstheoretisch sinn- oder bedeutungsvoll, an welchen Handlungsorientierungen erkennbar ist und deshalb als „warum“ in Handlungskonzepten von Identitätsprojekten als Ausdruck des Selbst- und Weltbezuges seinen Niederschlag findet. Sondern *darüber hinaus*, „wie“ konkret Sinn und Bedeutung in welchen Handlungsorientierungen mittels eines identitätskonstituierenden Lebenskonzepts selbstreflexiv konstruiert werden, das der Einzelne in Bezug auf das „wie“ der Art und Weise des Sinn konstituierenden Selbst- und Weltbezuges für seine lebensweltliche Selbstvergewisserung in der Selbst- und Weltinterpretation formuliert und generalisiert. Anders gefragt geht es hier nicht nur bzw. vordringlich um die Frage wie bei Keupp (u. a. 1999), „ob“ Identität gelingen kann und wenn ja, unter welchen Voraussetzungen und Bedingungen (als „Identitätsmaterialien“) werden Sinn und Bedeutung bezüglich der Kohärenzfrage zu welchen Identitätsentwürfen und Projekten konstruiert. Der empirische Forschungsstand erlaubt es, davon auszugehen, dass Identität trotz veränderter Rahmenbedingungen in der Spätmoderne im Vergleich zu klassischen Theorien gelingen kann und „muss“. Deshalb ist vielmehr die Beantwortung der Frage darüber hinausgehend interessant, wie Sinn und Bedeutung als *Relevanzsystem* für den Einzelnen im Leben beschaffen sind und wie sie ihre soziale Wirklichkeit und persönliche Identität aktuell *relevanzanalytisch* subjektiv (re-)konstruieren und in ein reflexives *Passungsverhältnis* bringen, das für sie stimmig und (lebens-)wertvoll, also sinnvoll ist. Pointiert überwiegt die formale Frage nach dem *sinnorientierten Bezugspunkt bzw. der Konstruktionsebene der Wertorientierung (Justierung)*, welche die inhaltliche Ebene der Handlungsorientierung (am Beispiel Keupp u. a. 1999; usw.) manifestiert.

Die **Arbeitsskizze I** (vgl. Abb. 21, i. d. A. S. 237) zur „Identitätsformation“ nimmt ganz bewusst einen Zusammenhang zwischen dem „Identitätskonzept“ und dem „Lebenskonzept“ zum konkreten erklärungswürdigen Ansatzpunkt, um auf identitätstheoretische Formationsprozesse und -ergebnisse der Selbst- und Weltinterpretation für die Konstitution des „Selbst- und Weltverhältnisses“ (Identität) eingehen zu können. Es ist bereits in allgemeiner Form an beide Konzepte mit anderen Untersuchungen (z. B. Baethge 1989, Keupp u. a. 1999) angeknüpft worden. Jedoch fehlt es ihnen m. E. mancherorts an einer systematischen Offenlegung der diesen Zusammenhang betreffenden Überlegungen mit einer

Identitätsformation - Identität und Lebenskonzept

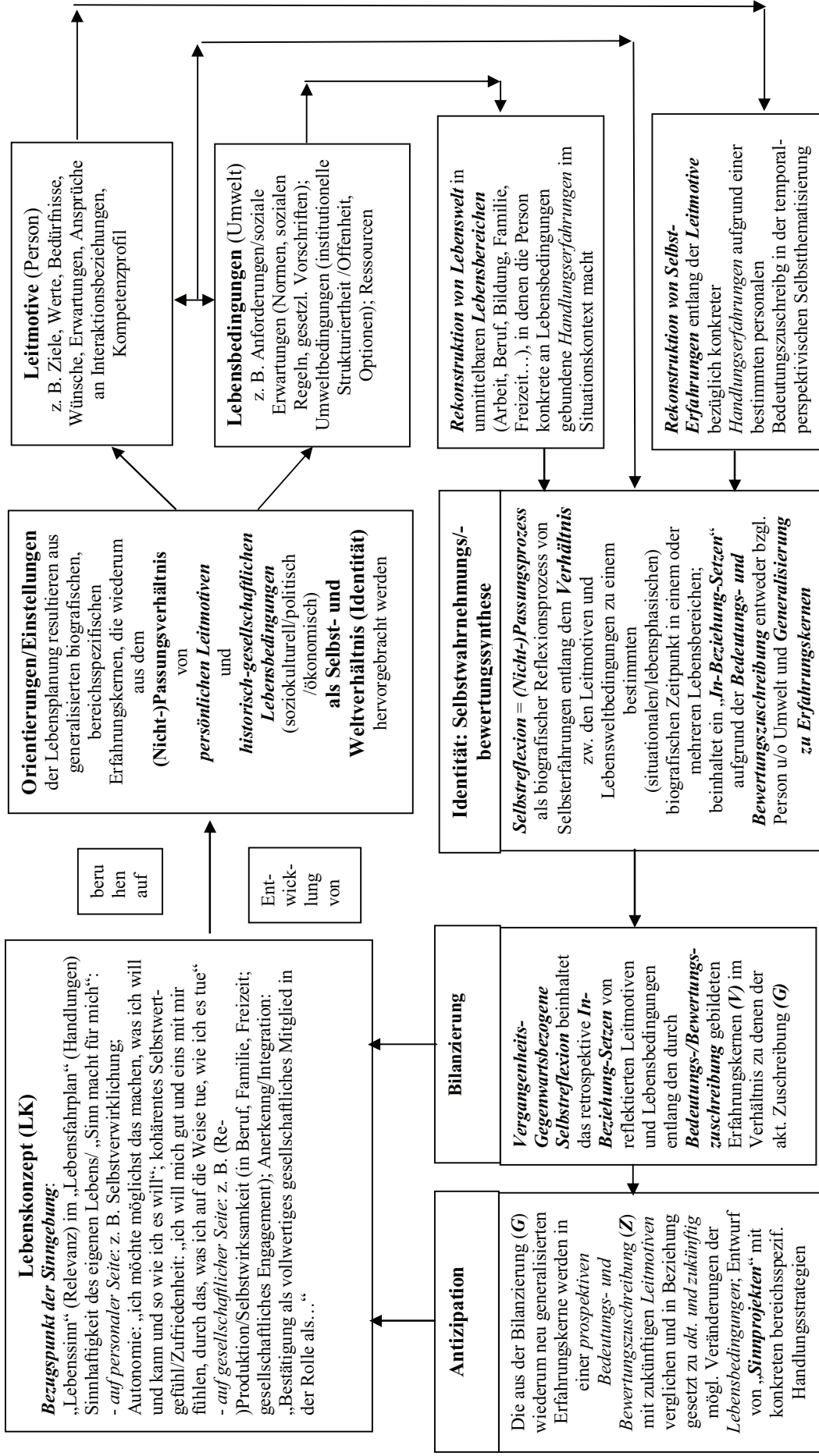


Abbildung 21: Arbeitsskizze I: Identitätsformation - Identität und Lebenskonzept

Reduktion auf konstruktionstheoretisch allgemein gehaltene Verkürzungen der identitätstheoretischen Handlungsorientierungen, die jetzt durch die Arbeitsfolie sichtbar gemacht werden sollen. Unbestritten bleibt der Zusammenhang zwischen Handlungsfähigkeit und Identität bzw. Lebenskonzept als ein Sinn konstituierendes Ergebnis- und Bedingungsmerkmal der Identitätsformation erhalten, wenn das Lebenskonzept als sinnhaftes Handlungskonzept, beruhend auf Wertorientierungen und Selbsterfahrungssynthesen, aufgefasst wird. Gleichzeitig wird aber in der Arbeitsfolie I deutlich, dass auch die Konstruktion eines Lebenskonzepts auf (Re-)Konstruktionsprozessen des Identitätskonzepts beruht. Das heißt genau genommen, dass sie zwei parallele Folien der Identitätsformationen abbilden, ohne dass sie zugleich synonym verhandelbar sind. Was auf der einen Seite für die Konstruktion eines Identitätskonzepts herangezogen und im Ergebnis für lebenslange Identitätsprozesse zur Voraussetzung wird, gilt in gleicher Weise als Maßstab für die permanente Konstruktion eines Lebenskonzepts, da beide demselben Selbstbezug im Prozess der „Selbst- und Sinnvergewisserung“ unterstehen. Der Unterschied bezieht sich auf ihre wechselseitige funktionale Ergänzung: Das Lebenskonzept ist Ausdruck des Identitätskonzepts insofern, als dass es als analoger Handlungsplan im Sinne eines Identitätsentwurfs aufgefasst werden kann. Es fungiert dann als Sinn konstituierender Handlungsplan für biografisch orientierte, selbstreflexive Identitätsprozesse und resultiert zugleich aus ihnen, wodurch wiederum die Rückwirkung des Identitätskonzepts (als Prozess und Ergebnis) auf das Lebenskonzept angezeigt wird. Besonders deutlich wird die wechselseitige Bedingtheit beider Konzepte durch den identitätstheoretischen und lebenswichtigen Aspekt der Sinngebung für den Einzelnen, die einerseits im Selbst- und Weltverhältnis des *Identitätskonzepts* wiederum ihren erfahrungsorientierten und erlebensbestimmenden, vor allem aber wertbestimmenden Ausdruck und andererseits im *Lebenskonzept* ihren darauf bezogenen handlungsorientierten Niederschlag findet. Die funktionale Betrachtung beruht auf einem personalen Verständnis des Menschen als „ein mit sich selbst identisches, sinnorientiertes und gewissenszentriertes Subjekt“ (Weber 1999, S. 77) und schließt an folgende Grundvoraussetzung an: „Selbstvergewisserung“ setzt „Sinnvergewisserung“ voraus. Zwischen beiden besteht ein „unauflöslicher Zusammenhang“ (vgl. auch Gudjons 1995, S. 203):

Der >Selbstvergewisserung< geht es um die nach Identität suchende Frage: >Wer bin ich?<. Ihr Beantwortung erfordert auch >Sinnvergewisserung<, die wertbezogene Fragen stellt: >Wozu bin ich da?<, >Was soll ich?<, >Was gibt meinem Leben Sinn?<. Wer ich bin, ist nur erkennbar, wenn deutlich wird, *was für mich wichtig* und erstrebenswert ist, womit ich mich identifiziere, wofür ich mich interessiere und engagiere, woran ich hänge, was meinem Leben Sinn und Halt verleiht. (Weber 1999, S. 77f.; Hervorhebg. i. O.)

Die Beschreibung und Thematisierung dient aus identitätstheoretischer Sicht der „Bestimmung und Ergründung des Sinns des einzelnen“, wofür wiederum das „Erleben die Grundlage des Verstehens und der Bestimmung seiner selbst sowie des Einzellebens im Gesamten“ (Dilthey 1973, S. 200¹³⁶; zit. n. Ecarius 1998) ist. Die Sinnbestimmung wird also in selbstbezüglichen biografischen Prozessen vorgenommen. „Sinnggebung“ bezieht sich also darauf, „wie Menschen ihr Leben und ihr Selbst interpretieren, das heißt, welchen Sinn sie ihrem Leben geben“ (Dittmann-Kohli 1995, S. 366). Die Zuweisung von Bedeutung und Sinn erfolgt erfahrungs begründet über die Aktivierung von Erinnerungen und deren Abwandlung durch neue Eindrücke, den Ausbau von Erwartungen, der Entwicklung von Zielen, dem Hegen von Wünschen, dem Ausmalen von Zukunftsverläufen, der Formung von Intentionen, Ansichten, Einschätzungen, Plänen und Bewertungen sowie die Unterziehung einer Selbst- und Lebensführungskritik. Sinnsysteme modellieren nicht nur Gegebenes, sondern definieren auch Erwünschtes und leiten zur Ausrichtung von Lebensprozessen an. (vgl. ebd.) Die Sinnggebung beruht demzufolge auf Lebenserfahrungen bzw. dem Erleben des Einzelnen im Lebensverlauf, da über Erfahrungen im Bewusstsein des Menschen eine Welt konstituiert und konstruiert wird. Denn „Erfahrung“ (aus phänomenologischer Sicht)

ist der Inbegriff aller ‚reflexiven Zuwendungen‘ des Ichs auf seine ‚abgelaufenen Erlebnisse‘ (Schütze 1932, S. 104)¹³⁷. Erst in dem Augenblick tritt ein Ich in Aktion, erst dann sprechen wir von Bewußtsein. Erfahrungen werden nicht nur gespeichert, sondern verallgemeinert, indem ich sie in Beziehung zu einer anderen Erfahrung setze. Erst dadurch erhalten sie Sinn. (...) Sinn heißt nur, dass zwischen Erfahrungen oder Phänomenen eine Verbindung hergestellt wird, die für beide Seiten etwas bedeutet. Der Sinn verweist auf etwas, das außerhalb der Phänomene liegt. (...) Nicht alle Erlebnisse werden bewußt gemacht, nur ganz bestimmte Erfahrungen werden in Verbindungen zu ganz bestimmten anderen Erfahrungen gesetzt. Lebensgeschichtlich entsteht so ein subjektives Relevanzsystem. (Abels 1998, S. 67; Auslassg.: P. N.)

Mit Berger/Luckmann (1995) lesen sich die „Stufen der Sinnkonstitution“ im Aufbau des erfahrungsbedingten und wertorientierten Sinns für die Lebensführung wie folgt: „Wir haben gesagt, daß der Sinn einzelner Erfahrungen in Erfahrungsschemata, der Sinn von Erfahrungsschemata in Handlungsmustern und der Sinn von Handlungsmustern in Gesamtkategorien der Lebensführung verortet ist.“ (Berger/Luckmann 1995, S. 72) Und die „Lebensführung“ manifestiert sich schließlich in einem Lebenskonzept. Jenes wiederum beruht zunächst auf jene besagte Entwicklung eines „Relevanzsystems“ (Abels 1998) bzw. ist in handlungsorientierter Sicht selbst die Voraussetzung für sinnhaftes Handeln. Es „umfasst Vorstellungen, die über die Person und ihr inneres Selbst hinausgehen“. Betont wird nach Auffassung von Dittmann-Kohli dabei „nicht primär das Selbst als Akteur mit bestimmten

¹³⁶ Dilthey, W. (1973): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Band 7. – 6. Aufl. – Göttingen

¹³⁷ Schütz, A. (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. – Frankf. a. M. (1974)

Persönlichkeitseigenschaften und psychischen Prozessen“, sondern das Interesse zielt auf „vor allem *persönlich relevante* Ereignisse und Lebensumstände“. Es richtet sich auf „das belangvolle Geschehen, das für das Erleben und Handeln bestimmte (affektive) Konsequenzen hat“ (Dittmann-Kohli 1995, S. 327) Mit diesen Konsequenzen werden die identitätstheoretischen Bezugspunkte von *Erleben und Handeln* letztlich wieder hinzugezogen, wodurch das Lebenskonzept schließlich Ausdruck des Identitätskonzept ist, Letzteres aber nicht selbst darstellt. Denn das Identitätskonzept umfasst gerade die Formationsprozesse des Lebenskonzepts gleichermaßen, aber überstehend auf einer übergeordneten (strukturell höher organisierten) Relevanzebene der Wert- und Sinnorientierung. Daraus folgt, durch Identität erhält das Lebenskonzept seine Relevanzsetzung, die sich auf persönlich relevante Ereignisse und Lebensumstände *mithin* für den handelnden Akteur mit bestimmten Persönlichkeitseigenschaften und psychischen Prozessen bezieht. Sinngebung im Lebenskonzept beinhaltet wiederum eine Relevanzsetzung in der Auswahl und Umsetzung von Identitätsprojekten bzw. -entwürfen über Identitätsziele. Diese bilden wiederum einen wesentlichen impliziten Gegenstand der Orientierungen/Einstellungen als (übergeordnete) Selbst-Wertstruktur ab, anhand dessen das Lebenskonzept schließlich als Handlungsprojekt bzw. -entwurf ausgerichtet ist. Relevanz erhalten bestimmte Identitätsziele nun dadurch, dass sie werthaltig sind. Denn das, was für den Einzelnen, also *seine Identität, wichtig im Leben* ist, orientiert sich an Werthaltungen, die eben Sinn für ihn konstituieren. „>Sinnorientierung< setzt >Wertorientierung< und diese wiederum >Wertklärung< voraus. Deshalb ist zunächst fragen, was man in diesem Kontext mit Wert meint.“ (Weber 1999, S. 78) Zunächst ist allgemein in der Arbeitsskizze I Folgendes erkennbar: Die für lebenswertvoll bzw. selbstwertvoll eingenommene, übergeordnete Wertvorstellung wiederum orientiert sich an individuellen und gesellschaftlichen Werthaltungen und (u. a.) dadurch begründeten Anforderungen der „Lebens(um)welt“ und persönlich relevanten „Leitmotiven“ (vgl. Arbeitsskizze I, Abbildung 21). Auf den Zusammenhang dieser beiden Aspekte ist später noch einmal zurückzukommen. (vgl. Abbildung 23, i. d. A. S. 246; Arbeitsskizze II; i. d. A. S. 248f.)

Um zunächst den, in der Sozialwissenschaft eher weniger deutlich abgegrenzten, Zusammenhang zwischen den Begriffen „Wert“, „Wertvorstellung“, „Wertorientierung“, „Werthaltung/Einstellung“ aufzuhellen, dem nun die Arbeitsfolie I unter der handlungstheoretischen Identitätsperspektive folgt, werden die einzelnen Elemente im Anschluss an Begriffsbestimmungen von Weber (1999) und Duncker (1998) in einem Zwischenschritt formal geordnet. (vgl. Abbildung 22, i. d. A. S. 242). Anschließend werden

sie mit den Kategorien Sinn und Bedeutung (bzw. dem Begriff „Sinnorientierung“) in einen inhaltsanalytischen Zusammenhang mit den Identitätszielen gebracht¹³⁸ sowie mit den Ergebnissen des Forschungsstandes zum Identitätsbegriff und -prozess schematisch verknüpft (vgl. Abbildung 23; i. d. A. S. 246; Arbeitsskizze II i. d. A. S. 248.).

>Werte< werden in den (erfahrungswissenschaftlich orientierten) Sozial- und Erziehungswissenschaften weder als >Güter< noch als >ideale Wesenheiten< (...), sondern als >Wertschätzungen< verstanden. Konstitutiv für Werte i. S. von Wertschätzungen ist ihre Relation zwischen einem >Wertträger< und einer >wertenden Instanz<, also eine Beziehung zwischen der Subjektseite und der Objektseite (vgl. Weber 1981; Schmidt 1980, S. 58f.)¹³⁹. (Weber 1999, S. 79; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.) Das Wort >Wert< ist vieldeutig. (vgl. Lautmann 1969; Baruzzi 1976)¹⁴⁰. Im Folgenden meint der Begriff >Wert(e)< aus handlungstheoretischer Sicht ganz allgemein >Konzepte des Vorziehungswürdigen<, >Kriterien für Wahlentscheidungen<, >innere Führungsgrößen für menschliches Handeln< (Tun und Lassen) (...). >Normen< sind Werte mit Sollenscharakter, i. S. von Geboten und Verboten, die vorschreiben, wie sich Menschen aufgrund von Wertungen in bestimmten Situationen verhalten sollen. Werte werden durch Lebens- und Sozialisationserfahrungen erlernt und sind durch Lern- und Bildungshilfen beeinflussbar. Werte bzw. Wertungen unterliegen als historische Phänomene epochal- und lebensgeschichtlichen Wandlungen. (ebd.; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

>Wertorientierung< bezieht sich nicht bloß auf die Klärung einzelner, relativ isoliert erfassbarer Werte, sondern darüber hinaus auf komplexe Wertkonfigurationen. (...) Wertorientierungen (als Prozeß und Ergebnis) sind Strukturierungen des Wertbereichs, durch die im jeweiligen komplexen Wertgefüge die Konzeptionen, Positionen und Relationen der einzelnen Werte erfaßt werden. Wertorientierung als geordnete Strukturierung der Wertaspekte und Einzelwertungen eines Individuums ist Voraussetzung dafür, daß das individuelle Subjekt sich in Situationen mit alternativen Handlungsmöglichkeiten und in Wertkonflikten wertrational zu entscheiden vermag. Wertorientierung ermöglicht es dem Menschen, seinen Aktivitäten wertbewußt Ziele zu setzen und ein bestimmtes Handeln einem anderen begründet (und verantwortbar) vorzuziehen. Sie garantiert eine relative Kontinuität und Identität des eigenen Verhaltens, damit aber auch jene Verlässlichkeit, die für zwischenmenschliche Koordination und Kooperation erforderlich ist. (Weber 1999, S. 84f.; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)¹⁴¹

¹³⁸ vgl. auch die bereits unternommene Systematisierung in Bezug auf den Begriff „Bedeutung“ im Zusammenhang mit der „beruflichen Identität“ als „(dominante) Teilidentität“ (Abschnitt 1.5)

¹³⁹ Weber, E. (1981): Aktuelle und prinzipielle Überlegungen zum Erziehungsauftrag der Schule – Grundkategorien moralischer Erziehung unter besonderer Berücksichtigung der Wertklärung und Wertorientierung. In: L. Mauermann ; E. Weber. (Hg.). – Donauwörth ; S. 3ff. / Schmidt, G. R. (1980): Zur religionspädagogischen Bedeutung der Grundrechte. In: Religionspädagogik. Beitrag., Jg. 1980, S. 57ff.

¹⁴⁰ Lautmann, R. (1969): Wert und Norm. – Köln; Baruzzi, A. (1976): Wert. In: P. Noack; Th. Stammen (Hg.). – München; S. 336f.

¹⁴¹ vgl. auch Duncker (1998): „Wertfunktionen haben ihre Gültigkeit jedoch nur im Austausch mit der persönlichen Umwelt. Werte liefern somit individuelle und kollektive Orientierungsfunktionen, die einen „handlungsleitenden Charakter“ aufweisen (Schuppe 1988).“ (ebd.) Im Anschluss an Opaschowski (1983) fasst Duncker Werte in ihrem Merkmalen als „Orientierungsrahmen“ auf den drei klassischen sozialwissenschaftlichen Ebenen wie folgt zusammen:

- Für das **Individuum** (Mikroebene) liefern Werte Orientierungslinien für das persönliche Verhalten und für individuelle Zielvorstellungen. Auf dieser Ebene werden Werte individuell erlebt und gelebt.
- In bezug auf die **Gruppe** (Mesoebene: ...) werden Werte zum Maßstab für gruppenkonformes Verhalten und die Verwirklichung gemeinsamer Ziele. „Die Einhaltung gruppenspezifischer (...) Werte ermöglicht Identifikationen und gewährt soziale Bestätigung“ (Opaschowski 1983).
- Im Rahmen der übergeordneten **Gesellschaft** (Makroebene) stellen Werte grundlegende Ordnungsfaktoren dar, die das Zusammenleben regeln. Gesellschaftliche Werte zeichnen sich durch einen hohen Grad an Verbindlichkeit aus; sie liefern dem Individuum gültige Kriterien, nach denen es sein Verhalten beurteilen kann und muß.

(Duncker 1998, S. 17; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

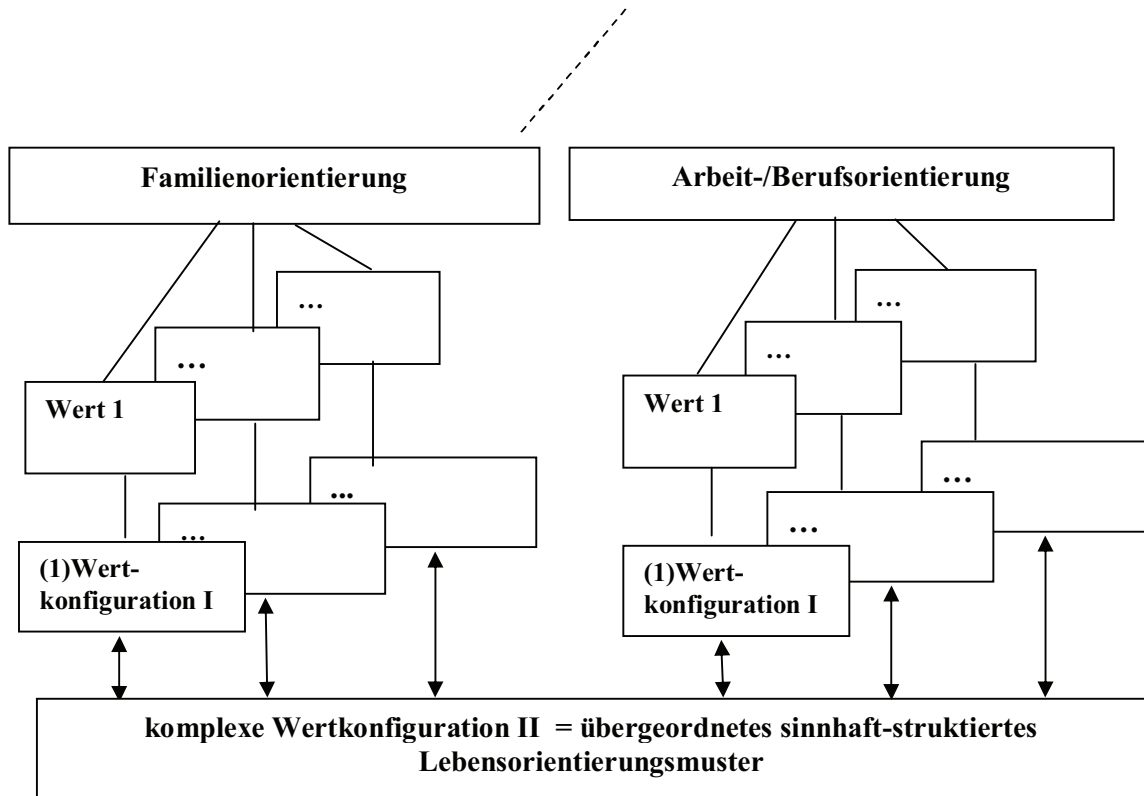
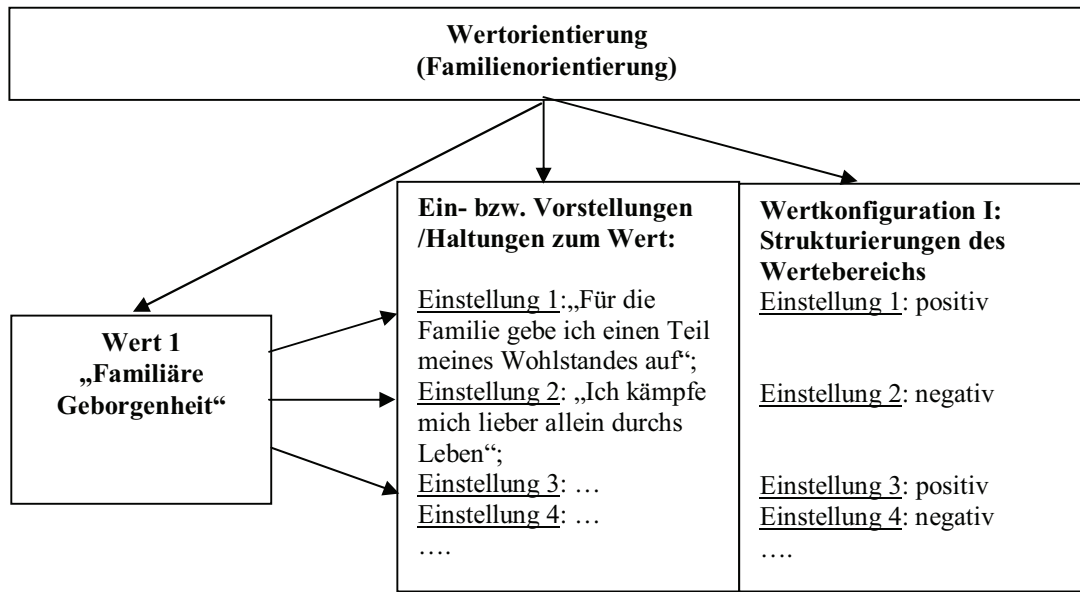


Abbildung 22: Formale Betrachtung von Wertorientierung(en)/Einstellung(en) und Wertkonfiguration(en) der Lebensorientierung

Die **Wertkonfiguration** kann als Prozess und Ergebnis wiederum einmal auf der *Orientierungsebene* als Einzelwertgefüge i. S. eines „Referenzsystem(s) von Einstellungen“ betrachtet werden. (vgl. Duncker 1998, S. 18) Zum anderen bildet sie im *übergeordneten Wertbereich* ein Strukturierungsgefüge komplex verknüpfter Wertorientierungen ab. Und sie beeinflusst das Einzelwertgefüge derart, dass

- Einstellungen (.) dabei aus übergeordneten Wertvorstellungen abgeleitet (sind), welche in den objektgebundenen Einstellungen zum Ausdruck kommen (...) sowie
- die Gültigkeit und Intensität dieses Wertes von der Summe der zuzuordnenden Einstellungen abhängt und
- umgekehrt (.) Menge und Intensität der Einstellungen von der zugrunde liegenden Ausprägung des Wertes beeinflusst (sind) (ebd. S. 18f.; Auslassg.: P. N.).

Die Abbildung 22 (i. d. A. S. 242) versucht nun durch eine Differenzierung zwischen der „Wertkonfiguration I und II“ sowie den abzugrenzenden, systematischen Begriffen „Wert(e)“, „Wertorientierung(en)“ und „Einstellung(en) bzw. Haltung(en)“ diesen Zusammenhang einzufangen. Hinsichtlich der „Wertkonfiguration II“ ist eine kategoriale Erläuterung hinsichtlich ihrer „Übergeordnetheit“ zu ergänzen. Weber unterscheidet dafür zwischen einer „Wertebene“ und „Sinnebene“, auf die sogleich zurückgekommen wird.¹⁴² Bei Duncker (1998, S. 20) „werden Handlungen meist von verschiedenen Einstellungen und Wertkonfigurationen beeinflusst bzw. geleitet. Somit zeichnen sich Individuen und soziale Gruppen oder Gesellschaften immer durch eine weitreichende Verbindung mehrerer Einzelwerte aus“. Im Anschluss an Klages (1984)¹⁴³ individuell-sozialer „Wertgruppenordnung“ der Obergruppen „Selbstzwang und Kontrolle“ sowie „Selbstentfaltung“ und ihren Subgruppen hält der Autor trotz einer unscharfen Differenzierungsmöglichkeit zwischen Letzteren an einer solchen „Konstellation von Wertorientierungen“ fest. Das bedeutet, relativ unabhängig von der klassifizierbaren Eindeutigkeit einzelner, als Gruppe bzw. als Subgruppe bezeichneten Orientierungen, werden auf der übergeordneten Ebene der Wertkonfiguration *nochmals unter bestimmten Bewertungsdimensionen verdichtete Terminologien* für (meistens typische) Orientierungs- bzw. Handlungsmuster systematisiert und gebündelt. (vgl. Duncker 1998, S. 20ff.) Ein vergleichbar anderes Beispiel sind die Konstruktionsmechanismen der generalisierten „Standards“ als Referenz- bzw. Relevanzsystem aus dem Modell von Keupp (u. a. 1999) bzw.

¹⁴² Vgl. auch Berger/Luckmann (1995, S. 72f.): „Wir haben gesehen, daß der Sinn der verschiedenen Schemata, Muster und Kategorien in unterschiedlicher Entfernung zu den *übergeordneten Wertkonfigurationen* gelagert ist. Man kann zwar sagen, daß der Sinn aller Erfahrungen und Handlungen und erst recht der Sinn der Lebensführung insgesamt auf übergeordnete Werte bezogen, also moralisch relevant ist. Aber der Sinn mancher Erfahrungs- und Handlungsschemata ist explizit und unmittelbar wertbezogen, während bei anderen die Beziehung zu übergeordneten Werten sowohl mittelbar wie implizit ist.“

¹⁴³ Klages, H. (1984): „Wertorientierungen im Wandel“. – Frankf. a. M.

Straus/Höfer (1998b), an dem sich die vorliegende Arbeit orientiert. Denn die Standards verklammern spezifische Identitätsziele (z. B. Autonomie, Selbstwirksamkeit oder Anerkennung) bzw. manifestieren deren (Relevanz-)Struktur für Generalisierungen bzw. Gewichtungen hinsichtlich übergeordneter Bezüge, wie bspw. unter Selbstbestimmung oder Selbstverwirklichung. Wie die Arbeitsskizze I zeigt, bilden die Identitätsziele die übergeordneten Orientierungskategorien von Handlungsmustern der Lebensführung im Lebenskonzept ab. Auf die Weise schließt sich nun der Kreis zu den werthaltigen Identitätszielen und dem vorher angesprochenen Zusammenhang zum Begriff der „Sinnorientierung“ bzw. der von Weber vorgenommenen (und hier rezitierten) Differenzierung zwischen der „Wertebene“ und „Sinnebene“:

Aus pädagogischer Sicht (...) ist die *Unterscheidung der >Wertebene< von der >Sinnebene<* von grundsätzlicher Bedeutung und notwendig. Auf der Ebene der Werte und Wertungen wird das gesellschaftliche und persönliche Leben durch evaluative und normative Verhaltensmuster reguliert. Von der Ebene der weltanschaulichen und religiösen Sinndeutungssysteme und Sinnhorizonte aus werden Werte nicht nur infragegestellt, sondern erhalten sie auch ihre Letztbegründung und ihre ideelle Inspiration. (Weber 1999, S. 87; Hervorhebg.: i. O.; Auslassg.: P. N.)

Im vorliegenden Kontext interessieren hauptsächlich zwei Bedeutungen des Wortes >Sinn<. Sie sind dort relevant, *wo man nach dem >Wozu< und dem >Worumwillen< von Werten und ihrer Geltung fragt*. Bei der Sinnfrage geht es *zum einen* darum, den Wert und die Geltung bestimmter Elemente und Momente des Lebens in ihrer Bedeutung als >Dienstwerte< in umgreifenden Wertstrukturen, d. h. als deren >Sinn im Leben< zu erfassen. (ebd. S. 86; Hervorhebg.: i. O.)

Die Sinnsuche bzw. die Beantwortung der Sinnfrage ist jedem Menschen individuell als einer einmaligen Person in ihrer spezifischen Situation selbstverantwortlich aufgegeben. Dabei resultieren Sinnerlebnisse nicht nur aus dem, was man erfährt bzw. tut, sondern vor allem daraus, wie das Erfahrene und Getane in die persönliche Lebens- und Bildungsgeschichte eingeordnet wird (vgl. Schäfer 1995, S. 19). (...) Seine Lebensführung kann nur glücken, wenn er weiß, wozu, worumwillen und woraufhin er lebt. (ebd.; Auslassg.: P. N.)

Die Betrachtung der Identitätsziele als Sinn stiftende Konstruktionskategorien des Identitätskonzepts und der Handlungsorientierung im Lebenskonzept schließt also an die begriffliche Fassung Webers als „>Dienstwerte< in umgreifenden Wertstrukturen“ der Lebensführung an die Sinnfrage bzw. Sinnsuche des Menschen an, wozu, weshalb und woraufhin er lebt, kurz: dem Sinn seines Lebens und seiner daran ausgerichteten Identitätsarbeit in der Suche nach seiner Identität.

Mit der zweiten Verknüpfung zwischen den skizzierten Kategorien „Lebenskonzept und Identitätskonzept“ sowie „Wert- bzw. Sinnorientierung(en) und „Identitätszielen“ in einem schematischen Zusammenhang lässt sich der prozessuale Ablauf der Relevanzsetzung anhand der Abbildung 23 (i. d. A. S. 246) allgemein vervollständigen. Hierbei wird nun die „Ergebnisebene“ (vgl. Arbeitsskizze I) des selbstreflexiven (Re-)Konstruktionsprozesses der Selbst- und Weltverhältnisbildung (indirekt) verlassen und sich ihrer „Prozessebene“ in

Bezug auf die Funktionalität der Identitätsziele zugewendet. In der Arbeitsskizze I sind bereits vertiefende Beschreibungen der Einzelelemente auch für diese Ebene vorgenommen worden. Das Arbeitsverständnis legt hiernach einen – dem Ursprungsmodell der „Identitätsarbeit“ nach Keupp (u. a. 1999), Straus/Höfer (1998) usw. folgenden – balancierenden Passungsprozess zwischen inneren und äußeren Anforderungen („Lebens(um)welt“) und Bedürfnissen („Leitmotiven“) in der „Rekonstruktion von Lebenswelt und persönlichen Selbst-Erfahrungen“ zugrunde, der sich temporal-perspektivisch durch die formalen Einzelelemente der „Bilanzierung“ und „Antizipation“ auszeichnet. Die interessierende Frage nach der Relevanzsetzung ist weiterhin eine inhaltliche. Das heißt, hierbei geht es auch um die relationale Bedeutungszuweisung aufgrund einer Selbst- und Lebensbewertung, die sich auf „innerpsychische Phänomene, nämlich Gefühle, Identifikations- und Urteilsprozesse (bezieht)“ (Dittmann-Kohli 1995, S. 327; Einfüg.: P. N.).

Die Aussagen enthalten nämlich Beurteilungen, Bewertungen, Einschätzungen und Zuschreibungen werthaltiger und affektiver Attribute, in denen nicht nur die eigene Person (das Selbst im engeren Sinne), sondern auch das eigene Leben (das Selbst im temporal erweiterten Sinne) bewertet werden. (...)

Die Kriterien, die bei der Selbst- und Lebensbewertung herangezogen werden, enthalten Vorstellungen, in denen Idealvorstellungen, Sollzustände oder Standards (mit denen man sich vergleicht) repräsentiert sind – etwa der wünschenswerte Charakter, hohe Leistungsfähigkeit, positive Stimmungen, Gefühle, Erlebnisse, die wünschenswerten Lebensverhältnisse. (...)

Im positiven Fall werden das Selbst und/oder das eigene Leben als zufrieden stellend, wertvoll, der Selbstachtung würdig, erfolgreich, mächtig, erwünscht, angenehm, glücklich, fröhlich, ereignisreich, liebenswert, schön und sinnvoll empfunden; im negativen Fall können entsprechend negative Anmutsqualitäten auftreten. (ebd. S. 328; Auslassg.: P. N.)

Bevor es um die Generalisierung, Auswahl und Gewichtung von Erfahrungs- bzw. Erlebensinhalten in den Bilanzierungs- und Antizipationsprozessen der Selbstreflexion und ihrer Selbst- und Lebensbewertung genauer geht (Arbeitsskizze II, vgl. Abbildung 25/26 i. d. A. S. 248, 252), werden die einzelnen Strukturelemente in der Abbildung 23 im Überblick zusammengefasst:

Identität (1) resultiert aus Identitäts- bzw. Selbsterfahrungen und entsteht in alltäglichen (situationalen, lebensbereichsspezifischen, lebensphasisch orientierten) und biografisch übergeordneten Selbstthematisierungen (2). Im Lebenskonzept (3) spiegeln sich *generalisierte* Identitätserfahrungen und -vorstellungen (1)/ (2), resultierend aus konkretem Handeln und projizierend für Handlungsentwürfe und -projekte. Die Identitätserfahrungen (2) wiederum unterliegen individuellen Orientierungen/Einstellungen (4), welche aus dem jeweils biografischen und lebensbereichstypischen Verhältnis von persönlichen Leitmotiven und gesellschaftlichen Lebensbedingungen resultieren. Die Selbstthematisierung (2) umfasst den Prozess der Reflexion von Identitätserfahrungen in Verbindung mit den typischen Orientierungen/Einstellungen (Generalisierung 1. Ordnung: „Bewertung auf der „Orientierungswertebene“ in den entsprechenden Lebensbereichen) und verläuft entlang von

temporalen Perspektiven der Bilanzierung (V/G) und Antizipation (Z). Hier fließen sowohl das Selbstbild, Fremdbild als auch Handlungsoptionsräume und das Lebenskonzept als Handlungsplan (Entwürfe/Projekte) – reflektiert aus und bilanziert für weitere Identitätsprozesse – mit ein.

Identität(ziele) und Lebenskonzept

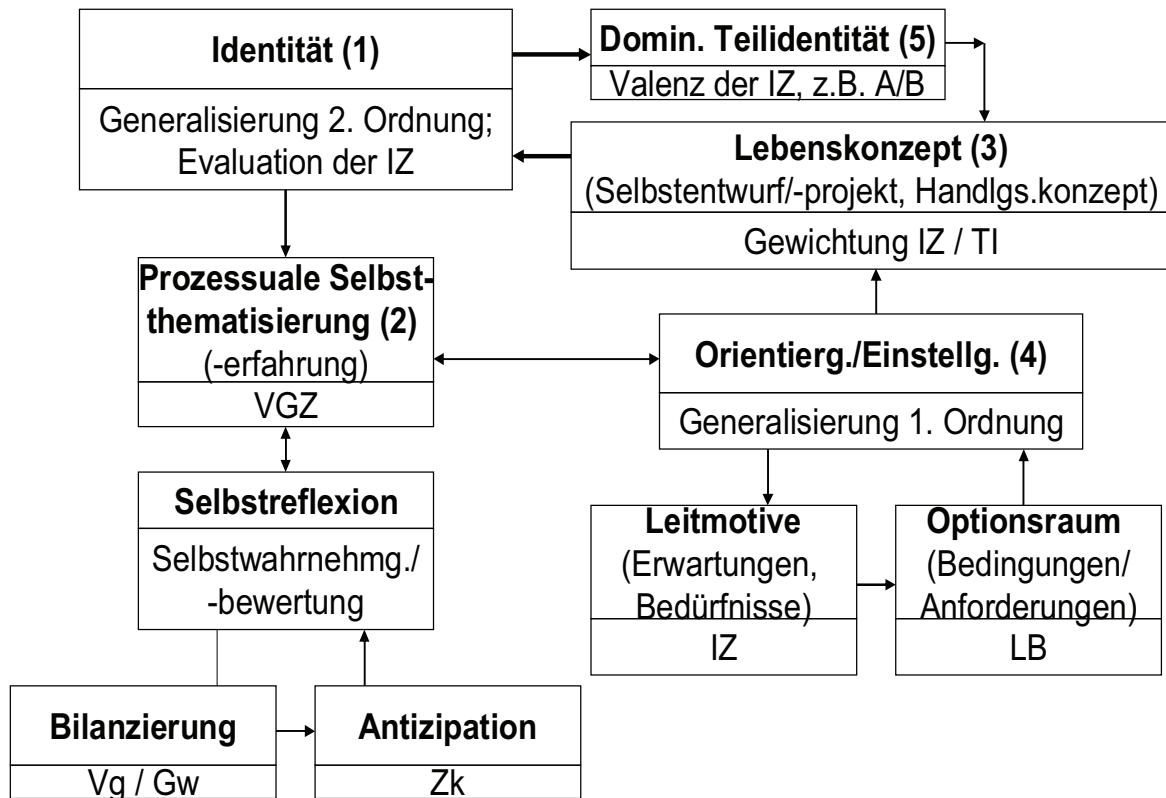


Abbildung 23: Identitätsformation über Identitätsziele und Lebenskonzept

Die Identität (1) besteht strukturell betrachtet aus mehreren unterschiedlich hoch gewichteten Teilidentitäten (5), die sich aus der biografischen Selbsterfahrung in verschiedenen, selbstrelevanten Lebensbereichen vernetzt ergeben. Aus der unterschiedlich hohen Gewichtung im Gesamt der Identitätsziele ergeben sich auch ihre unterschiedlich hohen Gewichtungen im Gesamt der „Metaidentität“ (Generalisierung 2. Ordnung: „Bewertung auf übergeordneter Sinnebene“), welche über die Teilidentitäten jeweils zu verwirklichen (Lebenskonzept 3) versucht werden.

Die Frage, die sich nun aufseiten des zugrunde gelegten Arbeitsverständnisses aus den bisherigen Systematisierungen ergeben, ist herauszufinden, wie die individuell-sozialen Subjekte eine Relevanzsetzung vornehmen. Das heißt, wie sie ihr Relevanzsystem, Einheit und Nämlichkeit integrierend, strukturieren, das in diesem Sinne handlungsleitend bzw. identitätsstiftend wirkt. Die Aufmerksamkeit richtet sich nun also in Verknüpfung mit der Abbildung 23 auf die aktuell-prozessuale Erfahrungsbildung und ihrer impliziten Sinn- und Bedeutungssetzung im biografisch angelegten selbstreflexiven (Nicht-)Passungsprozess zwischen Innen und Außen. Hierbei gewinnt jetzt die **Fokussierung von Identitätszielen** ihren, in dieser Arbeit bereits mehrfach thematisierten, hohen Stellenwert, wenn es um die Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von wertorientierten Erfahrungsinhalten in der biografischen Selbsterfahrungssynthese für die Selbstvergewisserung und Sinnverortung geht. Die Arbeitsskizze und ihre dazugehörigen Abbildungen schließt ausdrücklich an das Ursprungsmodell von Keupp (u. a. 1999); Straus/Höfer (1998b); Höfer/Straus (2001); Höfer (2000) an, sodass in der prozessualen Beschreibung „Altbekanntes“ voraussetzungsvoll und m. E. integrierbar erscheint.

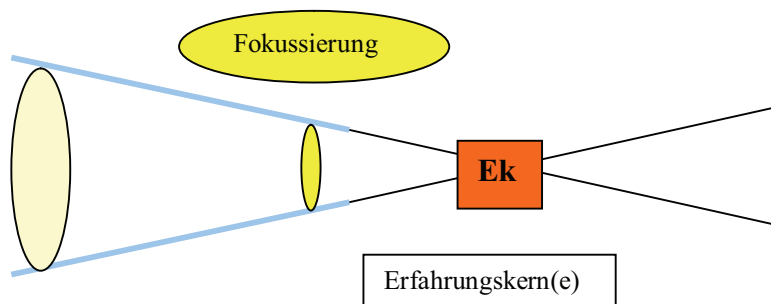


Abbildung 24: Identitätsformation als Fokussierung von Erfahrungskern(en) vor dem „inneren Auge“ der Bewusstseinsbildung

Ausgangspunkt der Aufmerksamkeitsrichtung ist eine bildliche Vorstellung bezüglich der prozessualen Identitätsformation im Allgemeinen und von Relevanzsetzungen im Besonderen im Sinne des Fokussierungsvorganges vor dem „inneren Auge“ der Bewusstseinsbildung.¹⁴⁴ Die formale Fokussierung bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von qualitativen Erfahrungsinhalten aus der Fülle sämtlicher, lebensweltlicher, in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu Erfahrungskernen bilanzierter und für die Zukunft darauf aufbauender antizipierter Selbsterfahrungen im Sinne einer selbstrelevanten Ausschnittbetrachtung.

¹⁴⁴ (vgl. auch zur Erinnerung als Ansatzpunkt die Abbildung 2: „Spiegelungsprozess der Selbstreflexionen und Interaktionen im intermediären Raum“; i. d. A. S. 35)

Identitätsformation durch Fokussierungsprozesse im Generalisierungsnetz

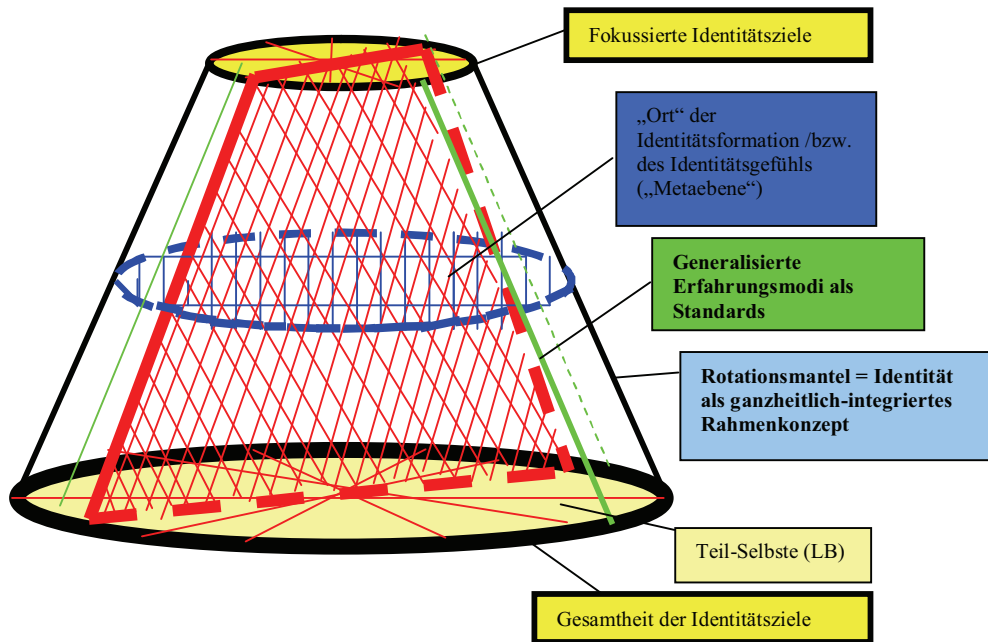


Abbildung 25: Arbeitsskizze IIa

Bilanzierungs- und Antizipationsprozesse von selbstrelevanten Erfahrungskernen in der Identitätsformation

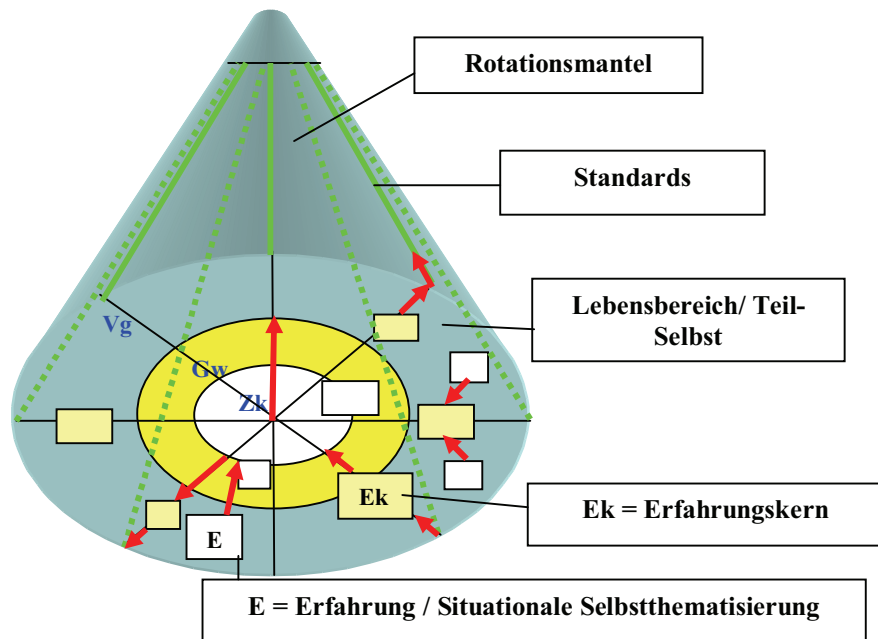


Abbildung 26 : Arbeitsskizze IIb

Aus diesem vereinfachten Modell kristallisiert sich nun die Arbeitsskizze II in Form eines „Identitätsformationskegels“ (vgl. farbliche Markierung in der Abbildung 24) mit ihren dazugehörigen Abbildungen (25, 26, 27, 28) heraus. Als Erstes werden die Grafiken IIa und IIb in ihrer Form als spitzenloser *Kegel* genauer bestimmt.

Fokussierung bedeutet nichts anderes, als eine zunehmende Verengung des Kegels zu einem bestimmten biografischen Zeitpunkt [t]. Die Verengung bezieht sich darauf, dass nur aktuell selbstrelevante Ausschnitte im Prozess der Fokussierung betrachtet werden. Dass der Kegel spitzenlos gestaltet ist, deutet dem bisherigen Identitätsverständnis folgend daraufhin, dass die Identitätsformation und mithin die Fokussierung ein nie abschließbarer Prozess, also ein lebenslanger ist. Die runde Form des Kegels dient der unterstützenden These, dass Identität einem ganzheitlichen Bemühen um Kohärenz und Kontinuität des Selbsterlebens folgt. Mit der Annahme, dass in der Identitätsformation generalisierte Erfahrungskerne gebildet werden, können jene zunächst auf den Standards angeordnet aufgefasst werden. Über die Standards wiederum erfolgt die Steuerung der Identitäts*ziel*verwirklichung, die in den Bilanzierungs- und Antizipationsprozessen der Selbstreflexion wesentlicher Gegenstand der Selbstwahrnehmung und -bewertung sind. Dass die Identitätsformation einen komplexen Vorgang sowie ein ganzheitlich-integriertes Ergebnis abbildet, soll durch die Annahme der Fokussierung auf eine Art Generalisierungsnetz im Querschnitt (blau markiert in Abbildung 25) zum Zeitpunkt [t₀] untermauert werden, auf den der Längsschnitt (umfasst vergangene [t - 1] bis hin zu möglichen zukünftigen [t₁] Erfahrungskernen) „fällt“ (rot markiert in Abbildung 25). Dieses *querschnittartige Generalisierungsnetz* wird also über Bilanzierungs- und Antizipationsprozesse von Selbst-Erfahrungskernen als *Identitätsmomentaufnahme* im Prozess der Vergegenwärtigung und dem darin abgespeicherten Identitätsgefühl als fluides Ergebnis gebildet und dient zugleich fortlaufenden Formationsprozessen in seiner biografisch-evaluativen Funktion im Längsschnitt. Hierbei vorgenommene Generalisierungen, sowohl im Quer- als auch im dafür benötigten Längsschnitt, bilden quasi den „Mantel“ des Kegels in der definitiven Form eines ganzheitlich-integrierten, selbstreferenziellen und selbstevaluativen Rahmenkonzepts. Von hier aus erfolgt die Steuerung der Identitätsziele, sodass daran orientierte bedeutungsvolle Standards eine Art „typische Formationsstruktur“ bedingen und hervorbringen. Deshalb wird die äußere Begrenzung als ein um die eigene Achse „rotierender Mantel“ mit Blick auf die selbst gesteuerte Auswahl von entsprechend bedeutungsvoll verknüpfbaren Standards aufgefasst. Wobei zunächst alle denkbaren Standards je „Teilselbst“ (analog dem vernetzten Lebensbereich) abgerufen werden, letztlich aber nur valenzbesetzte Erfahrungskerne je Lebensphase, verbunden mit einem positiven bzw.

negativen Identitätsgefühl und ausgerichtet auf dominante Identitätsziele, in die aktuelle Selbsterfahrungssynthese hineingenommen werden. Die Abbildung 26 (i. d. A. S. 248) hebt zur Erhellung der Selbst-Erfahrungssynthese deshalb die komplexe Querschnittstruktur noch einmal spezifischer in ihren prozessualen Selbstthematierungsakten hervor. Erfahrungen werden in jedem einzelnen Lebensbereich (z. B. Arbeit und Beruf) gemacht, der wiederum mit allen anderen Lebensbereichen verbunden ist. Alle diesbezüglichen Erfahrungen sind zwar „irgendwie“ und „irgendwann“ personal wichtig (weil identifizierbar und zum bisherigen Leben unbedingt voraussetzungsvoll gewesen), aber nur Spezifische sind zum aktuellen Lebenszeitpunkt identitätsrelevant. Je nach lebensbereichsspezifischer Valenz der Identitätsstandards nämlich werden nun die identitätsrelevanten, komplexen Einzelerfahrungen generalisiert, sodass ein Netzwerk aus lebensbereichsspezifischen, lebensphasischen und lebensbereichsübergreifenden Verknüpfungen von (auch ambivalenten) Erfahrungen, Erfahrungskernen, Standards und Teilselbsten vorstellbar sind. Die biografisch bedeutungsvollen Erfahrungskerne bauen das Netzwerk sodann im Längsschnitt auf. Die Netzwerkformation weist außerdem daraufhin, dass variable Verknüpfungsmuster möglich sind. Je weiter außen die Erfahrungskerne im Querschnitt verankert sind, um so stabiler sind sie; je weiter innen, desto variabler sind Modifizierungen möglich oder der Aufbau von neuen Identitätsentwürfen und -projekten. Durch die Rotationsfähigkeit des Kegels und der hierbei ermöglichten flexiblen Standardverknüpfung und -abrufung, gestaltet sich analog dazu die Lebensbereichsgewichtung biografisch variabel. Dadurch, dass die Standards als Generalisierungsleitlinie auf dem Mantel gleichsam mit rotieren und sich, biografisch betrachtet, über die Querschnittebenen chronologisch hinweg ziehen („all das bin ich“ im Sinne der Kontinuität und Kohärenz des Selbsterlebens), wird auch eine Lebensbereichsgewichtung angezeigt, die zwar in der „Ausschnitt“-Betrachtung ihren temporalen Ausdruck findet, aber letztlich selbst eine längsschnittartige Verknüpfung ausweist. Denn aus der Gesamtstruktur an generalisierten Erfahrungskernen, die sich resultierend aus der Verknüpfung von lebensbereichsspezifischen Erfahrungskernen als lebensphasische Linie auf den Standards zugeordnet befinden, wird der balancierende (Nicht-)Passungsprozess vollzogen, wobei eine Modifizierung der Standards, ihrer (lebensbereichsübergreifenden) Verknüpfungen und Lebensbereichsgewichtungen denkbar wird. Die Aspekte bezüglich der „Gesamtstruktur“ unterstreichen nochmals ausdrücklich die ganzheitlich-integrierte Betrachtung der immerwährenden impliziten Relevanzstruktur und ihrer Funktionsweise. Identitätsformation ist kein absolut gegenwärtiger Prozess bzw. sein einmaliges Ergebnis, sondern sie ist immer auf die längsschnittartige Prozessbildungsebene

verwiesen. Der Längsschnitt berührt alle Standards in ihrer netzartigen Verknüpfung zu Erfahrungskernen. In einem vertikalen Längsschnitt (vgl. rote Markierung in Abbildung 25) als Fläche wird deutlich, dass jeder dominante Lebensbereich der Selbstreflexion in Beziehung mit anderen, eventuell auch dominanten, Lebensbereichen steht. Hier werden typische Beziehungen zum horizontalen Temporalschnitt gebildet und lebensphasisch ver- bzw. umknüpft. An einem Beispiel beschrieben, lässt sich für die Frage nach der Dominanz des Lebensbereichs Arbeit und Beruf jener Zusammenhang explizieren: Wenn dem Lebensbereich Arbeit und Beruf zum Zeitpunkt [t0] ein hoher Stellenwert im Vergleich zu Anderen zugewiesen wird, dann weil dort typische Identitätsziele auf der Wert- und Sinnebene sowie lebensphasen- und lebensbereichsspezifische Anforderungen bzw. Bedürfnisse aktiviert sind. Der rotierende „Mantel“ „dreht“ sich mit seinen „typischen“ Standards auf diesen Lebensbereich hin an die Stelle, wo die für die aktuelle Selbstthematisierung entsprechenden Valenz tragenden Erfahrungskerne zum bilanzierenden und/oder antizipierenden Prozessvollzug für die aktuelle Querschnittebene sitzen. Wenn der Lebensbereich bspw. der Herkunftsfamilie zu diesem (oder einem anderen) Zeitpunkt [t0] einen geringeren Stellenwert im Vergleich zu aktuell anderen Lebensbereichen hat, dann wird dort kein Längsschnitt gezogen. Allerdings wirken die auf den Standards hierauf bezogenen generalisierenden Erfahrungskerne immer durch ihr darin eingeschlossenes Identitätsgefühl für andere Lebensbereichsthematisierungen mit, werden aber aktuell nicht (weiter) bearbeitet oder modifiziert, weil bspw. dort kein Handlungsbedarf besteht oder ausgelöst wird. Die Abbildungen 27 und 28 (i. d. A. S. 252) vereinfachen den Zusammenhang abschließend für die Rotation der Standards auf der Querschnittebene und ihre temporale längsschnittartige Verknüpfungsrichtung von Erfahrungskernen. Mittels des biografisch gezogenen Längsschnitts von Querschnittprozessebenen im Modell gelingt schließlich die variable und temporal-flexible Verknüpfung von bedeutungsvollen Standards in Verbindung mit deren Fokussierung von Identitätszielen in einer weiteren Verknüpfung mit jeweils dominanten Lebensbereichen. Insgesamt stützen die Aussagen deshalb auch jegliche modelltheoretische Abkehr von einem Identitätskern, indem sie sich auf die biografische Formation mehrerer Identitäts- bzw. Selbsterfahrungskerne bezieht.

In Erinnerung an die Arbeitsskizze I lässt sich außerdem die modellhafte Verbindung zu den bedeutungsvollen Standards und dominanten Lebensbereichen derart ziehen, dass die Lebensbereichsgewichtung durch eine lebensphasisch „typische“ (übergeordnete) Wertkonfiguration von Einstellungen zu bestimmten Lebensbereichsorientierungen bestimmt wird. Diese Einstellungen/Lebensorientierungen wiederum resultieren aus dem Verhältnis

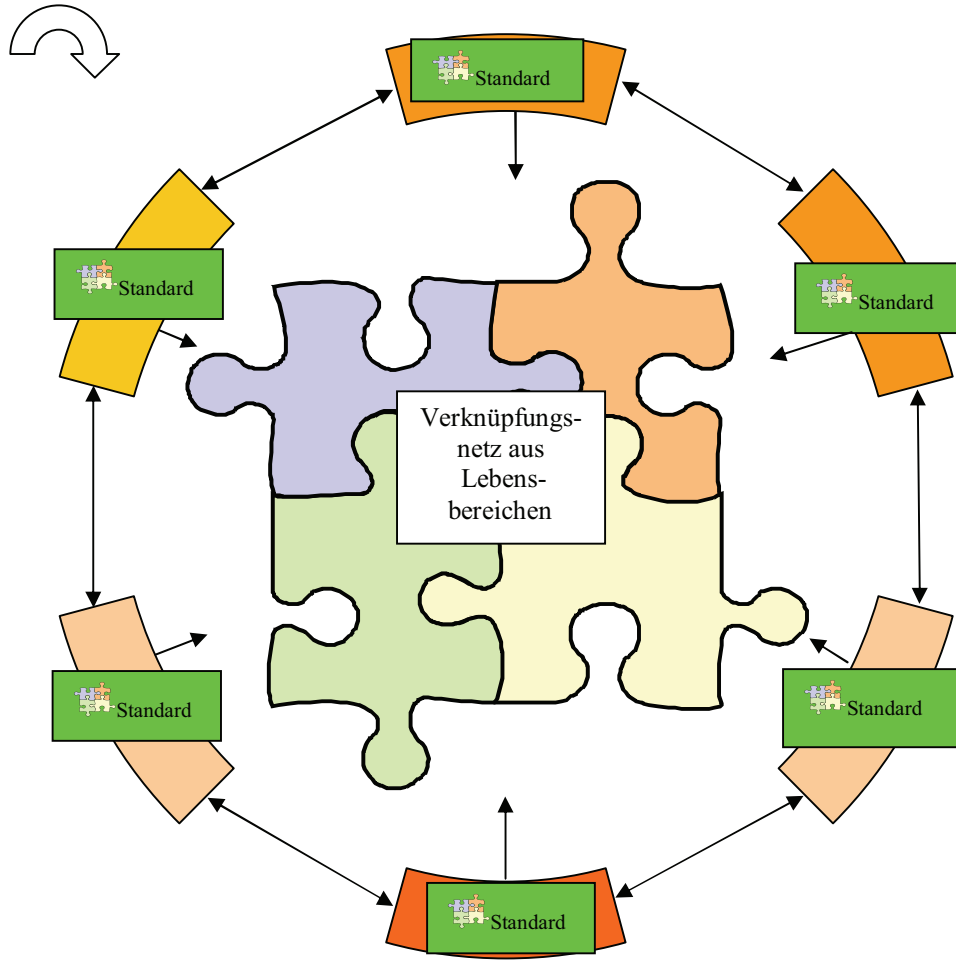


Abbildung 27: Rotationsprozess der Standards, dominanter Identitätsziele und Lebensbereiche auf der Querschnittachse

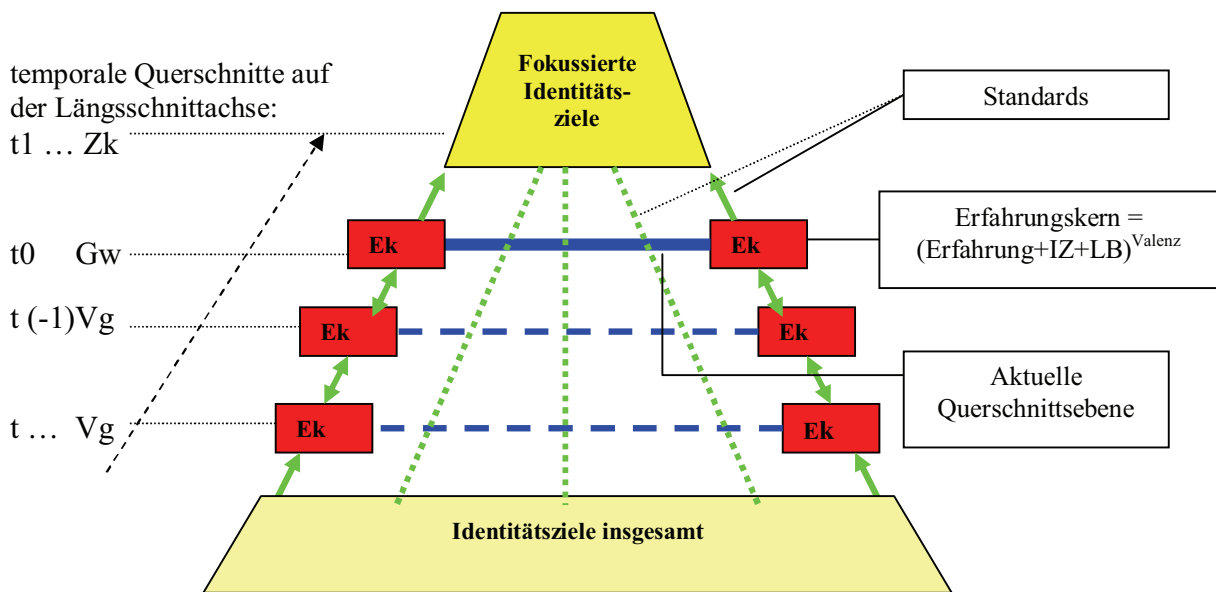


Abbildung 28: Biografischer Längsschnitt des Generalisierungsnetzes

von persönlichen Leitmotiven und gesellschaftlich bedingten Anforderungen und setzen identitätsrelevante Valenzen deshalb, weil sie nicht nur Ausdruck (Ergebnis) von Identität sind, sondern in ihrer Funktion für die Bildung von Lebenssinn stiftenden Identitätsentwürfen und -projekten dem Erreichen spezifischer Formationszielen *dienen* (Prozess).

2.3 Präzisierung des empirischen Untersuchungsansatzes: Identität als erziehungswissenschaftliches Thema der Biografieforschung

Die Betrachtung von Identitätskonzepten anhand von Begriffsdimensionen und die Ergründung einer daran orientierten prozessualen Identitätsformationskonzeption in der vorliegenden Arbeit stellen sich wissenschaftstheoretischen Positionen von pädagogischen – genauer allgemeinbildungstheoretischen¹⁴⁵ – Bemühungen zur Seite. Und zwar solchen, deren Ziel es ist, die Aufmerksamkeit auf die subjekttheoretische Seite der Persönlichkeitsentwicklung zu richten, ohne dabei zwangsläufig die objektiven gesellschaftlichen Verhältnisse als eine wesentliche Seite ihrer Voraussetzungen außer acht zu lassen. Dies gelingt insbesondere dann, wenn dem Persönlichkeitsverständnis ein interaktionistisch-handlungstheoretisches Wechselverhältnis zwischen den Begriffen und Konzepten von Person und Welt bzw. zwischen Subjekt und Objekt oder auch zwischen Individualität und Sozialität unterlegt wird. Wenn nun in der vorhergehenden Zusammenfassung des Forschungsstandes zunächst Identität als ein dieses Wechselverhältnis beinhaltendes und in pädagogischer Absicht zu ergründendes „reflektiertes Selbst- und Weltverhältnis“ in einer ersten Begriffsdimension bezeichnet worden ist, dann in der Absicht, diesen unauflösbaren Dualismus nicht von vornherein mit der Betonung des Begriffs des „reflektierten *Selbstverhältnisses*“ zu beschneiden. Denn mit diesem engeren Begriff des „Selbstverhältnisses“, von dem das Weltverhältnis einseitig gedacht getrennt zu sein scheint, wird mit der Verwendung des weiten Begriffes des „Selbst- und Weltverhältnisses“ dem komplexen Verhältnisgefüge zunächst Rechnung getragen. In der Dimension des „Selbstreflexionsbegriffs“ findet sich aber bereits das entscheidende Argument, dass das subjektive individuell-soziale „Selbst“-„Verhältnis“ so bezeichnete interpersonale „Außenweltdesignen“ der Gesellschaft und des sozialen Anderen ebenso einspeist wie die

¹⁴⁵ Es ist hier nicht der Ort, um in systematischer Weise die klassischen und neuzeitlichen Bildungskonzeptionen zu analysieren und zu diskutieren. Dem komplexen Begriff der Bildung kann nur in höchst allgemeiner Weise Beachtung geschenkt werden, da er grundlegend die Konzentration auf den für die Identitätsbetrachtung wesentlichen Begriff der Selbstbildung lenkt. Es bleibt letztlich für diesen Begriff selbstverständlich nur eine grobe Skizzierung in seinen Grundlinien bezüglich gemeinsamer „Knotenpunkte“ mit dem Identitätskonzept eines ansonsten anspruchsvollen, spannungsreichen und darüber hinausgehenden, pädagogischen Diskursthemas.

selbstbezügliche – also auf das „Selbst“ innenperspektivisch gerichtete – Auseinandersetzung mit intrapersonalen Innenweltdesignen, zu denen letztlich durch Auswahl-, Gewichtung- und Generalisierungsprozesse auch sämtliche Außenweltdesignen des empirischen Selbst werden. Deshalb erlaubt auch die weitere subjekt fokussierte Betrachtung der Identität mit der perspektivischen Betonung von Personalität von einem „reflektierten Selbstverhältnis“ ohne den ausgewiesenen, aber impliziten Zusatz von „Weltverhältnis“ zu sprechen. Mit dem Begriff der „Personalität“ bzw. mit dem im hier angenommenen bildungs- und identitätstheoretischen Zusammenhang bedeutenderen Begriff der „Personalisation“ zeichnet sich in diesem Zusammenhang aus pädagogischer Sicht außerdem die Hinwendung zu einem weiteren erziehungswissenschaftlichen Kernbegriff ab. Jener bezieht sich im Falle des subjekttheoretischen Erkenntnisinteresses der Pädagogik bzw. Erziehungswissenschaft nämlich auf die „Person“ und ihre einmalige und unverwechselbare individuell-soziale (persönliche) Identität und auf den sich die Bildungs- und Identitätskonzepte mit dem „reflektierten Selbst- und Weltverhältnis“ als gemeinsamen Bezugspunkt zunächst konzentrieren. Im allgemeinen Überblick kann mit Weber (1999) folgende weite Begriffsbestimmung gelten: *„Personalisation ist kategorial in zweifacher Hinsicht zu bestimmen: zum einen in bezug auf das personale Verhältnis des individuellen Subjekts zu sich selbst, zu seinen eigenen inneren Befindlichkeiten, Kräften und Konflikten, zum anderen im Hinblick auf die personale Relation des Menschen zur Welt, mit der er sich interaktiv auseinanderzusetzen hat. Diese beide Dimensionen der Personalisation sind eng miteinander verbunden.“* (Weber 1999, S. 208; Hervorhebg. i. O.) In prozessualer Hinsicht kann aus personenorientierter pädagogischer Sicht „Personalisation“ sodann mit Weber als „personale Bildung“ interpretiert werden. Sie umfasst in diesem weiten Begriffsverständnis des Selbst- und Weltbezuges alle diejenigen individuell-lebensgeschichtlichen Lern- und (Selbst-)Bildungsprozesse, „die zur Ausbildung der Personalität des Menschen als Bedingungen für ein selbsttätiges, selbstbestimmtes und selbstverantwortliches Handeln und als Voraussetzungen für eine *mündige* Lebens- und Gesellschaftsform unverzichtbar sind“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.). In identitätstheoretische Überlegungen übersetzt heißt das, dass eine Person nur dann mündig handeln kann, wenn sie sich ihrer Identität reflexiv und ganzheitlich bewusst wird. Der gemeinte Letztsinn bezieht sich also auf das Identitätsziel der Handlungsfähigkeit. Es beinhaltet nach Weber im allgemeinpädagogischen Sinn mit der „übergeordnete(n) und umfassende(n) Zielvorstellung der Mündigkeit (. :) die Fähigkeit und Bereitschaft des Menschen, sein Leben, so weit wie möglich, selbstbestimmt, vernünftig und verantwortlich zu führen, gestützt auf die durch selbstständiges Denken und kritisches

Urteilen gewonnene Einsicht und fundiert durch die eigene Wertbindung und Sinnorientierung“ (ebd. S. 498; Einfüg.: P. N.). Und an die Bildungskategorien der Selbsttätigkeit, Selbstbestimmung und Selbstverantwortung des Subjekts ansetzend, kann mit Hüllen (1998) für die begriffliche Verknüpfung von Identität und personaler (Selbst-)Bildung mit der pädagogischen bzw. bildungstheoretischen Leitkategorie der Vernunft schließlich folgender allgemeine Zusammenhang hergestellt werden:

(Der) Umgang des Subjekts mit den Dingen der Welt, mit den Mitmenschen und mit sich selbst darf nicht nur kein von außen gesteuerter sein, er darf auch nicht der Willkür wechselnder innerer Antriebe, Facetten usw. entstammen, er muß an der die Menschen auszeichnenden Vernunft und ihrer Kriterien orientiert sein, er muß in den vielen wechselnden Situationen und Erfordernissen von der (...) in ihr konstituierten Identität der Person geleitet sein. Diese ist aber nicht wie die Körpergröße oder die Hautfarbe als Natürliches dem Menschen mitgegeben, sondern ist vielmehr als Postulat, Zielvorstellung, Ideal jeder Entwicklung des Menschen in Ansatz zu bringen. Und Bildung, vor allem als *Selbst-Bildung*, ist nun jener Prozeß, in dem das Individuum befähigt wird, eine vernünftige Identität auszubilden. (Hüllen 1998, S. 93; Einfüg.;Auslassg.;Hervorhebg.: P. N.)

Das begründete Erkenntnisinteresse der „personalen Bildung“ schließt somit unumgänglich an das Kompositum „Identitäts-Bildung“ an. Es schafft die theoretische Voraussetzung für eine identitätstheoretische Betrachtung, die auf diese personalen Prozesse der „Selbst-Bildung“ in der Persönlichkeitsentwicklung abzielt. Aus terminologischer Sicht entsteht nun aber genau genommen erneut eine formale Uneindeutigkeit hinsichtlich der Bezugsbegriffe im ersten Fall dem der „Identität“ und im zweiten dem des „Selbst“ einschließlich der Perspektiven auf den Begriff „Bildung“. Dass in der vorliegenden Arbeit dem Begriff der Identität anstelle des Selbst der Vorzug gegeben wird (vgl. Kap. 1.1.), erschließt sich auch in der terminologischen Auseinanderhaltung zwischen „Identitäts-Bildung“ und „Selbst-Bildung“. Angesprochen sind mit den Prozessen der „Identitäts-Bildung“ im Sinne des selbstreflexiven Hervorbringens eines Subjekts zunächst Prozesse des Entstehens, Entfaltens, Entwickelns, Modifizierens, der Sinngebung, der Identifikation usw. in *formativ-strukturierender* „Bildungsperspektive“ der Ganzheitlichkeit bezüglich von Identität als Selbstverhältnis bzw. Selbstverständnis. Wozu zweitens die Person bzw. das Subjekt schließlich diese formativen Bildungsprozesse in der Perspektive *für sich selbst, für* seine „Identität“, also (viele einzelne) „Selbst-Bildungsprozesse“ mit der Selbstreflexion und (Re-)Konstruktion seines Selbst und darin seiner individuell-sozialen Wirklichkeit anstrengt. An dieser Stelle wird letztlich auch die sinnvolle Verwendung des Begriffs der „persönlichen Identität“ wieder sichtbar, um auch hier den des „Selbst“ der Perspektive des „empirischen Selbst“ vorbehalten zu lassen.

Die Uneindeutigkeit bezieht sich gleichzeitig für die beiden Begriffspaare „Identitäts-Bildung“ und „Selbst-Bildung“ außerdem auf die Perspektive des Bildungsbegriffs. Es ist bei dem Begriff der „Bildung“ eine Differenzierung in formativer (für z. B. „Identitätsformation“) und kategorialer (für z. B. „Selbst-Bildung“) Hinsicht zu empfehlen. Aus formativer Sicht liest sich zunächst allgemein für die Zusammenhang bildende Betrachtung der Komposition „Identitäts-Bildung“ – wie sie sich zuvor mit der Betonung des Begriffs der Identität bereits andeutet – der Begriff der „Identitätsformation“ gleichzeitig als Synonym zu verwendender. Das heißt, in der Identitätsforschung wird unter je eingenommenen disziplinären Zugangsweisen von „Identitätsentwicklung“, „Identitätsfiguration“, „Identitätskonstruktion“ wie auch, allerdings seltener, von „Identitäts**formation**“ gesprochen. Nach meiner Auffassung bezieht sich der Formationsbegriff auf alle anderen Begriffsformen, betont aber im Unterschied zu den anderen stärker die *formalen* inklusive der *inhaltlichen* Aspekte (als eine *Begriffsdimension*; vgl. Abschnitt 1.4) des im modelltheoretischen Kontext entworfenen heuristischen Grundverständnisses. Der Begriff der Identitätsformation verweist unterhalb des integrierten Ganzheitlichkeitsbezuges und in der dynamischen, flexibel strukturierten Erschaffung, Entfaltung und Erhaltung von Identität zugleich und unbedingt auf seine inhaltliche Füllung. Eine Form oder Gestalt – gleich in welcher Art und Weise – wird immer durch ihre inhaltlich relevanzbesetzte Gestaltung bestimmt. Die formatierenden Inhalte beziehen sich wiederum auf die terminologischen Übernahmen von Frey/Haußer (1987) bezüglich der „Außen- und Innenweltdesignata“ je spezifischer Definitionsräume und ihrer Verhältnismäßigkeit in dem mit Identität bezeichneten selbstbezüglichen Selbstverständnis des Menschen. In dieser Selbstbezüglichkeit, mit der das Subjekt sich zugleich in der Welt befindet, zu verorten und vergewissern versucht, also Weltbezüglichkeit impliziert, nimmt Bildung ihre inhaltliche, das heißt *kategoriale* Gestalt an. Um auf die Weise eine differenziertere Betrachtung zwischen Bildungsinhalten und prozessualen Akten der Identitätsformation respektive ihrer Gestaltung des Selbstverhältnisses zu unterstreichen, wird anstelle des Identitätsbildungsbegriffs, der selbstverständlich nicht nur in bildungstheoretischen Diskursen verwendet und konzipiert wird, der Begriff der Identitätsformation hinsichtlich seiner m. E. höheren Eindeutigkeit der mit ihm verbundenen Intentionen in dieser Arbeit verwendet. Gerade dem kategorialen Bildungsbegriff kommt aus pädagogischer Sicht eine tragende Rolle im bildungstheoretischen Identitätsverständnis zu und zwar wiederum in dem reflektierten Selbstverhältnis.

Im Sinne einer Parallelisierung der Begriffsdimensionen für „Identität“ und „Bildung“ in Bezug auf die zuerst gefilterte *Begriffsdimension* der „**Selbstreflexion**“, deren Gegenstand das Selbstverhältnis ist, kann Folgendes zusammengefasst werden. (vgl. Abschnitt 1.2) Der Begriff Bildung bezieht sich aus subjekttheoretisch bzw. personalisationstheoretisch pädagogischer Sicht ebenso wie der Begriff Identität auf das reflektierende und darstellende Selbst des *Subjekts* bzw. *Person* bzw. *Individuums* als dynamisches Objekt in seinen zeitlichen, lebensweltlichen und biografischen Bezügen und zwar im funktionalen Sinne der Selbstvergewisserung bzw. Selbstverortung. Auch für den Begriff der Bildung kann mit Kraul/Marotzki (2002) schließlich allgemein gelten: „Es entspricht einer langen Tradition, Bildungsprozesse als Selbst- und Weltverhältnisse zu konzeptualisieren. Es geht darum, dass der einzelne sein Verhältnis zu sich und seiner natürlichen und sozial-geschichtlichen Umwelt über die Ausbildung von Einstellungen und Relevanzsetzungen austariert.“ (Kraul/Marotzki 2002, S. 7) Und Einstellungen und Relevanzsetzungen wiederum konstituieren den Sinn von Handlungen und Lebenssinn, wie sie in der zuvor eingehenden Thematisierung der formativen Bedeutungssetzung über Wertorientierungen und Einstellungen bzw. Haltungen sich selbst und der Welt gegenüber in den Prozessen der Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von Erfahrungskernen skizziert worden sind. Aus subjekttheoretisch bzw. personalisationstheoretisch pädagogischer Perspektive zielt Bildung mit der Bezugskategorie Identität auf eine ganzheitliche Persönlichkeit am konzeptionellen Schnittpunkt zwischen dem Selbst und der Welt. Auch: „Bildung hat ihre Rechtfertigung im Postulat der *Subjektivität* des Menschen. Sie hat Sinn nur dann, wenn sie den Menschen zu einem reflektierten Selbstverständnis *und* entsprechenden Konsequenzen des Handelns führt.“ (Hüllen 1998, S. 92; Hervorhebg.: P. N.) In diesem Sinne kann Bildung mit Thiersch (2002) zunächst allgemein anthropologisch konzipiert werden als der „Prozess der *Aneignung* von Welt und der *Ausformung und Entwicklung* der Person *in* dieser Aneignung“ (Thiersch 2002, S. 59; Hervorhebg.: P. N.). Die Ressourcen, Beziehungen, Rollenmuster und Deutungsvorgaben bestimmen die Person in den Prozessen der Aneignung, der Auseinandersetzung, Selektion und der produktiven Weiterentwicklung. In diesen Prozessen findet er seinen eigenen Weg, also seine spezifische Kompetenzen und darin sein eigenes Lebensprofil, und er erwirbt sich seine Geschichte und darin *sein Bild von der Welt und sich selbst*. Bildung als „Lebensbildung“, als Bildung im und durch das Leben konzipiert, bedeutet *Selbsttätigkeit* im offenen Prozess, als Arbeit an Erfahrungen, Erfolgen, Enttäuschungen und Hoffnungen an dem eigenen Lebenskonzept. Da es keine gesellschaftliche Wirklichkeit gibt, in der sich nicht Bildungsprozesse vollziehen, meint Bildung so verstanden „*Lebensbildung* als

Lebenswältigung“ (vgl. ebd. S. 59f.; Hervorhebg.: P. N.) Was sich hierin zeigt, ist dass die Bezugskategorien der „Lebensbildung“ wiederum identisch sind mit denen des Identitätsbezuges, eben weil die kategorialen Bildungsintentionen in diesem Fall unmittelbar auf die Identität des Subjekts zielen.

Bildung als *Selbsttätigkeit* in der Aneignung von Wirklichkeit und Entwicklung in der Aneignung – als zentrale Kategorie bereits in den klassischen Bildungstheorien thematisiert – bezieht sich zugleich auf die zweite *Begriffsdimension* von „Identität“ in der vorliegenden Arbeit (vgl. Abschnitt 1.3), nämlich des „*Ergebnis- und Prozessbegriffs*“. Auch

Bildung als Ergebnis darf weder als ein endgültig noch vollständig zu erreichendes Resultat (pädagogisches Ziel), nicht als Status der >Gebildetheit< festgelegt und fehlgedeutet werden. Bildung muß vielmehr dynamisch verstanden werden, als die lebenslang zu bewältigende Aufgabe, der durch bildendes Lernen hervorzubringenden und zu vervollkommnenden, relativ stabilen und wandlungsfähigen Persönlichkeitsstruktur. Die >gebildete Person< ist bereit und fähig zur mündigen und tüchtigen, humanen Lebensführung und Daseinsgestaltung. (Weber 1999, S. 441)

Selbsttätigkeit als kategorialer Bestandteil der Bildung bezieht sich in exponierter Weise direkt auf die Betrachtung von „Bildung als Vorgang“, auf den Prozess des „bildenden Lernens“. „(D.) h. jene human qualifizierte Art des Lernens, die sich vor allem durch freiheitliche und befreiende, selbstbestimmte und reflexive, ganzheitlich beanspruchende und fördernde, auch sinnorientierende und identitätsstiftende Lernvorgänge charakterisieren läßt.“ (ebd.) In dem Moment, wo Bildungsprozesse sich nun auf jene human qualifizierte Art des Lernens beziehen, wird nicht anderes als „*Selbstbildung*“ thematisiert. In den pädagogischen Fachdiskursen noch heute und bereits in den klassischen Bildungstheorien von W. v. Humboldt, J. G. Herder, I. Kant oder G. F. W. Hegel wird die Bildungsidee in ihrer, wie Weber hinzufügt, „Hochform“ neben der „transitiven Fremdbildung“ (im Sinne von >Andere-bilden<) als „reflexive Selbstbildung“, „als ein >reflexives Sich-Selber-Bilden< verstanden und verwirklicht (.). Mit der auf sich selbst bezogenen >Selbstbildung< meint man ein selbstständiges und eigenständiges, selbstmotiviertes und selbstreguliertes, aber auch selbstverantwortliches Lernen“ (ebd. S. 441). Für die Begriffe Identität und Bildung mit ihrer gemeinsamen Bezugskategorie der hier betonten „Selbstbildung“ und in ihren exemplarisch parallelisierten Dimensionen ergibt sich also mit den Vorstellungen von Schäfer (2001) zum Bildungsprozess an dieser Stelle folgender Verweisungszusammenhang:

- (1) Bildung hat etwas mit Selbsttätigkeit zu tun. Man kann nicht gebildet werden, *bilden muß man sich selbst*.
- (2) Bildung erfolgt aufgrund von *individuellen* Sinnfindungen oder -verlusten. *Sinn kann man nur selbst finden* und niemand anderem vermitteln.
- (3) Sinn ergibt sich nicht nur aus dem, was man erfährt oder tut, sondern – mehr noch – daraus, *wie* man das, was man erfährt oder tut, in das einordnet, was man bisher erfahren und getan hat. Insofern verbinden sich im Bildungsprozeß die individuellen Vorerfahrungen mit den neuen Erfahrungsaspekten der gegenwärtigen Situation. Er impliziert also ein – positives oder negatives – *Verhältnis zur eigenen Geschichte*.

- (4) Bildung verschränkt sich nicht auf einen rational-logischen Prozeß, sondern schließt die *ganze* menschliche Palette der sinnlich-emotionalen Erfahrungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten ein sowie deren *subjektiven Gewichtung*.
- (5) Gebildet wird man ferner durch etwas. Die Gegenstände der Bildung tragen den Stempel der Geschichte und damit ein *soziales und kulturelles Muster*. Außerhalb dieser soziokulturellen Gewordenheit ist keine Bildung möglich. *Man wird nur in dem Maße man selbst, in dem man sich in einem Gegenüber findet.* (Schäfer 2001, S. 19f.; Hervorhebg.: P. N.)

Für das Prinzip der Selbstbildung schlussfolgert Schäfer:

(Es ist nun) keine magische Angelegenheit, in der man sich aus sich selbst heraus inszeniert. Es stellt sich allerdings die Frage, welche Qualität die Verbindung von verschiedenen Ebenen des Subjekts mit den verschiedenen Dimensionen äußerer Wirklichkeit haben muß, damit daraus so etwas wie subjektive Bildung entsteht und nicht lediglich eine Ansammlung von Gewußtem. Für diese Qualität ist neben der sachlichen, sozialen und situativen Struktur des Gegenstandes die Art und Weise seiner subjektiven Aneignung und Verarbeitung wichtig (Schäfer 2001, S. 20; Einfüg.: P. N.).

Wichtig u. a. deshalb, da Selbstbildung nun gerade vor dem Hintergrund neuzeitlicher Gesellschaftsentwicklungen, die sich in den Diskursen um die Kategorien der Pluralisierung, Individualisierung, Differenzierung und Spezialisierung von Lebensbereichen u. Ä. kreisen, zu einem anhaltend ungelösten Thema der Bildungsforschung und -praxis geworden und geblieben ist. Von dem kategorialen, an klassischen Bildungstheorien orientierten, anthropologischen Bildungsverständnis ausgehend, muss laut Thiersch demzufolge ein „neuzeitliches Konzept“ von Bildung im Sinne einer „*Profilierung und Akzentuierung* des allgemeinen Konzepts von Lebensbildung“ erarbeitet werden:

Neuzeit repräsentiert sich in einem spezifischen Verständnis von der Selbstständigkeit des Menschen für sich und den daraus resultierenden Aufgaben einer Gestaltung von Welt. (...) Im Kontext (...) der Gestaltungsprinzipien der Moderne – des funktionalen und des sozialetischen Gestaltungsprinzips – entsteht ein normatives Bildungskonzept; im Unterschied und gleichsam in der Überbietung der naturwüchsigen Bildungsprozesse – der Prozesse der Lebensbildung – geht es nun um die bewusste Anstrengung, um ein gelingendes Leben; ein Leben also, das den spezifischen Anforderungen der Moderne im Zeitalter von Rationalität und Wissen, zugleich auch von Gleichheit und Gerechtigkeit (Einfüg. i. Anlehnung a. d. O.: orientiert an Demokratisierung, Mündigkeit und Selbstverantwortlichkeit) entspricht und zur Erfahrung von Selbstständigkeit, der Erfahrung, zuständig für die eigene Lebenspraxis zu sein, führt. In der Wahrnehmung der neuzeitlichen Verantwortung des Menschen für sich selbst und damit für seine Bildungsprozesse wird gezieltes, geplantes Lernen eine eigene, wahrgenommene, aufwendig gestaltete Unternehmung. (Thiersch 2002, S. 60; Auslassg.: P. N.)

Das bedeutet also für die Kategorie bzw. wie Thiersch formuliert, für das „Prinzip der „Selbstbildung“, dass sich diese insbesondere heute „die Aufgaben der Lebensgestaltung im Offen auf(lädt) und (.) (Einfüg. P. N.: dass sie:) zum zentralen Steuerungsmoment im Bildungsprozess (wird).“ (ebd. S. 66) Wie nun die Prozesse der Selbstbildung formal beschreibbar und qualitativ subjektiv erfahrbar werden, wird im übernächsten Schritt der „Konstruktionsdimension“ als über Selbsttätigkeit vollzogene und auf Selbsterfahrung bezogene Lern- und Bildungsprozesse der (biografischen) Bewusstseins- und Willensbildung wieder aufgenommen. An dieser Stelle soll die Bedeutung von Bildung für die Identität des Subjekts hinsichtlich der „formalen“ bzw. „inhaltlichen“ Begriffsdimension vervollständigt werden, die bereits zu Beginn des laufenden Abschnitts unter dem Aspekt des reflexiven

Selbstverständnisses bzw. Selbstverhältnisses angerissen worden sind. Diese Rückanbindung macht noch einmal deutlich, dass sich alle Dimensionsversuche als Kontinuum durchdringen. Wenn Selbstbildung nun, wie sie bspw. Thiersch (2002) konzipiert, eine unter den gegenwärtigen Bedingungen „aufwendig gestaltete Unternehmung“ subjektiv gesteuerter Lernprozesse im Bildungsprozess als Gestaltungsprozess aufgefasst wird¹⁴⁶, dann leistet Bildung als „Aufbau von Selbst- und Welthaltungen jene orientierende Funktion (Einfüg.: P. N. im Prozess der Identitätsformation), die in der heutigen Wissensgesellschaft immer stärker gefordert wird“ (Marotzki/Nohl/Ortlepp 2005, S. 169). Das heißt allgemeinbildungstheoretisch zusammengefasst, dass sich „(d)er Bildungsbegriff (.) auf das den Menschen orientierende Potential (konzentriert). Die Entwicklung von Selbstreferenzen durch die Ausbildung entsprechender sprachlich vermittelter Reflexionsmuster bildet den Kern“ (ebd.; Einfüg.: i. Anlehnung a. d. O.). Die Entwicklung von Selbst- und Weltreferenzen bzw. deren Reflexionsmuster werden in diesem formalen Sinne als bildungstheoretische *Orientierungen* aufgefasst. „Insbesondere ist es die Bildungstheorie, die sich mit der Frage nach dem orientierenden Wert von Wissen beschäftigt. Denn die Frage, ob Wissen eine orientierende Funktion hat, ist identisch mit der Frage, ob es eine bildende Funktion hat. (...) Insofern kann gesagt werden, dass der Bildungsbegriff im klassischen wie im modernen Sinne den der Orientierung umschließt.“ (ebd. S. 170; Auslassung: P. N.) Orientierungen stehen in dieser Terminologie wiederum in Analogie zu den eigenen modellhaften Ausführungen zum netzartig verknüpften Referenzsystem von generalisierten (Wert-)Orientierungen und Einstellungen der Identitätskonstruktion. Aus allgemeiner inhaltlicher Sicht beinhaltet das mit Bildung bezeichnete „Orientierungswissen“ eben gerade auch Zwecke und Ziele von auf Identitätsstiftung und Sinnstiftung im Leben ausgerichteter Handlungen im (biografisch) reflexiven Selbstbildungsprozess. Denn über Orientierungswissen tritt die Person in ein reflektiertes Verhältnis zu den Dingen der Welt moderner Gesellschaften. Bildungsprozesse beziehen sich also in diesem Sinne auf die Veränderung des Selbst und werden in dem strukturalen Entwurf einer Bildungstheorie von Marotzki (1990, 1991) als höherstufige biografische Transformationsprozesse konzipiert, die auf die grundlegende Veränderung des Selbst- und Weltbildes *in lebensgeschichtlichen Horizonten* zielen. In Verbindung mit Schulzes (1993) Verständnis einer bildungstheoretischen Biografieforschung bezieht sich

¹⁴⁶ vgl. auch bspw. Schäfer (2001, S. 20)

auch Ecarius (1998) auf Marotzkis Begriffsauffassung von Bildung, indem sie für die Transformationsprozesse des Selbst darüber hinaus (biografische) Lernprozesse von Bildungsprozessen strukturell unterscheidend ausdifferenziert:

Bildungsprozesse bauen auf Lernprozessen auf und führen in Reflexionen mit dem Selbst und der Welt zu neuen Handlungsmustern, Sichtweisen, Erfahrungen und Interpretationsmustern. Kategorien und Schemata, die über Lernprozesse herausgebildet werden, werden auf einer höheren Stufe, die Reflexivität voraussetzt, transformiert. Das Subjekt ändert grundlegende Kategorien und Handlungsschemata, mit denen es sich zu sich selbst verhält und zur Welt verhält. *Bildung ist als emergenter Prozeß zu verstehen, der im Prozeß bewußter Reflexion entsteht.* (...) Hierin liegt auch die strukturelle Differenz zum Lernbegriff. Lernen bedarf nicht unbedingt einer besonderen Bewußtheit oder Reflexivität. (Ecarius 1998, S. 139f; Hervorhebg.; Auslassg.: P. N.)

Da Marotzki Bildungsprozesse als Wandlungsprozesse „im Sinne eines qualitativen Sprungs“ (Marotzki 1990, S. 131) deutet, sind nach Ecarius Auffassung (biografische) Lernprozesse:

Wandlungsprozesse, bei denen keine Neustrukturierung vorgenommen wird. Vergangene Ordnungsstrukturen setzen sich in der Gegenwart fort. Lernen vollzieht sich vor allem langsam und kaum merkbar. In der Regel sind es die sich wandelnden Interaktionsbezüge, die eine Erweiterung oder Korrektur des bisher Gelernten erfordern. (...) Das Gelernte fügt sich in die bisherige biographische Struktur und das Selbstbild ein, wandelt und erweitert es, wobei die Grundzüge des Habitualisierten bestehen bleiben. (...) Lernen umfaßt somit – in Abgrenzung zum Bildungsbegriff von Marotzki – all jene Erfahrungsprozesse, die in Form von vielen kleinen Veränderungen langsam in einen weiteren Orientierungsrahmen – ohne qualitativen Sprung – überführen (Ecarius 1998, S. 140; Auslassg.: P. N.).

Aus pädagogischer bzw. erziehungswissenschaftlicher Sicht stellt sich nun die entscheidende inhaltliche Frage, wie in einer hochkomplexen Wissensgesellschaft Orientierung für das Subjekt bei der Suche nach Identität und der dafür zu unternehmenden Selbstbildung hinsichtlich der Auswahl und Gewichtung von erforderlichen bzw. subjektiv intendierten Bildungsinhalten für eine mündige und autonome Lebensgestaltung und Selbstverwirklichung möglich ist. Eine auf den modernen Pluralismus bezogene Annahme des Verlierens von Lebenssinn bzw. Identität stiftenden Orientierungen, aufgefasst als „Bewußtseinsinhalte“, beklagt eine „Verflachung der Bewußtseinsänderung“ (Berger/Luckmann 1995, S. 50) bishin einen „Verlust der Tiefen“ (ebd. S. 51). Jene Vertreter drücken das *pluralisierungsbedingte* Orientierungsproblem wie folgt aus: „Noch anschaulicher kann man das Bewußtsein als eine riesige Kaffeemaschine beschreiben: Bewußtseinsinhalte jeder Art verdampfen nach oben, der feste ‚Satz‘ ist bedenklich geschrumpft, der Kaffee ist ziemlich dünn geworden.“ (ebd.). Das nun in diesem Zusammenhang stehende *bildungstheoretisch* formulierte Orientierungsproblem liest sich mit Krappmann (2002) zutreffend wie folgt:

Von der Bildung, die ein Mensch erwirbt, erwarten wir, dass sie ihn nicht nur fachlich kompetent macht und ihm zu begreifen hilft, dass diese fachliche Kompetenz verfällt und daher ständig erneuert werden muss, sondern dass sie diesem Menschen, wie es die klassischen Ideale der Bildung ohne Zweifel ebenfalls wollten, eine Orientierung gibt, um sich als Einzelner und in Kooperation mit anderen die Bemühung um die Bestimmung und Verwirklichung humaner Lebensziele in einer kaum durchschaubaren, als heterogen und diskrepanz erlebten sowie als riskant erfahrenen Lebenswelt nicht abhandeln zu lassen. (Krappmann 2002, S. 33)

Verändert und neu sind die gesellschaftlichen Kontexte, denen Menschen, gebildete Menschen, Selbstwirksamkeit, ihr Verlangen nach Handlungskontrolle und ihre Bemühungen um die Aufrechterhaltung der vielerseits gefährdeten Balance von nachgiebigem Zurückweichen und aktiver Bewältigung entgegenzusetzen haben. (...) Diese Kontexte machen es Menschen insgesamt schwer, Lebensstile, Werte, Präferenzen zu verfolgen, wenn sie denn überhaupt sich als Einzelne oder in ihren Kulturen solcher Werte sicher sind. Es gibt Beobachter der Zeit, die zum Ergebnis kommen, das Subjekt sei tot und die Bildung dieses Subjekts folglich hinfällig. (...) Gleichzeitig aber wird Bildung zum Kernproblem der Zeit erklärt, Bildung zur Voraussetzung dafür, dass die Informationsgesellschaft sich in eine *Wissensgesellschaft* wandelt, die in ihren Mitgliedern die Urteils- und Handlungsfähigkeit hervorbringt, mit deren Hilfe die Probleme des gesellschaftlichen Wandels, so fundamental sie auch sein mögen, gelöst werden können. (ebd. S. 34; Hervorhebg.; Auslassg: P. N.)

Nachhaltig wird der problematische Zusammenhang zwischen den sozialwissenschaftlichen Konzepten von „Bildung“ und „Wissensgesellschaft“ durch Bonß (2003) entschlüsselt. Bonß stellt die These auf, dass dem Strukturwandel des Wissens – darauf deutet der Begriff der *Wissensgesellschaft* bereits hin – zugleich einem Strukturwandel der Bildungskonzeption entspricht: „Wurde Bildung in der Ersten Moderne vorrangig als eine Persönlichkeitsbildung verstanden, so lässt sie sich unter den Bedingungen der Zweiten Moderne eher als subjektbezogenes Wissensmanagement begreifen.“ (Bonß 2003, S. 27) Bonß fasst diese These dann in zwei Schemata durch eine Gegenüberstellung der jeweiligen Bezugsmomente, einmal von Wissenskonzeptionen (a) und zum anderen von Bildungskonzeptionen (b), in der „Ersten“ und „Zweiten Moderne“ im Überblick zusammen. (vgl. Abbildung 29)

„Erste Moderne“	„Zweite Moderne“
a) Moderne Wissenskonzeptionen und –anforderungen	
Erklärungswissen als Leitbild; Zurückdrängung und Verwissenschaftlichung des Erfahrungswissens Kumulatives Wissenskonzept Subjekt- und situationsunabhängiges Wissen Gegenstandsbezogenes Wissen und „abgeschlossene Theorien“ Sicherheitsorientiert „Absolute“ Rationalität des Wissens	Mehrdimensionales Wissensleitbild; Auswertung des Orientierungs-, des Quellen- und des Nichtwissens Kontextualistisches Wissenskonzept Subjekt- und situationsbezogenes Wissen Reflexives Wissen und „Lernen des Lernens“ Unsicherheitsorientiert „Soziale“ Rationalität des Wissens
b) Bildungsvorstellungen	
Bildung als Persönlichkeitsbildung	Bildung als subjektbezogenes Wissensmanagement
Entwicklungsorientiert Abschließbar („ausgelernt“) Linear-kumulativ Sicherheitsorientiert Gegenstandswissen Fertigkeiten und Kenntnisse Eindeutigkeit Systematisch Textorientiert-sequentiell	Prozessorientiert Unabschließbar Vernetzt-reflexiv Unsicherheitsorientiert Metawissen Kompetenzen „Schlüsselqualifikationen“ Ambivalenz Exemplarisch Bildorientiert-ganzheitlich

Abbildung 29: Persönlichkeitsbildung der Ersten Moderne und subjektbezogenes Wissensmanagement der Zweiten Moderne (i. Anlehnung an Bonß 2003, S. 24; 27)

Die Tendenz von „Bildung als Persönlichkeitsbildung“ zum „subjektbezogenen Wissensmanagement“ in der Zweiten Moderne, bedeutet aber bei Bonß nicht das „Ende der Persönlichkeitsbildung“ und ist m. E. im Grunde vergleichbar mit ähnlichen Diskursen um das „Ende des Subjekts“ im Identitätskonzept, dessen Auffassung sich bisher jedenfalls genauso wenig durchhalten lässt. Ebenso verhält es sich mit Bonß auch für die Persönlichkeit:

Aber die Idee der Persönlichkeit wandelt sich. Denn die Subjektstrukturen werden offener, flexibler und damit auch uneindeutiger, und dies ist kein Zufall, sondern entspricht dem Wandel der Makrostrukturen in den Dimensionen Arbeit, Wissen und Risiko. Die Frage bleibt freilich, wie diese allgemeinen Entwicklungslinien in konkrete Lehr- und Lernstrategien übersetzt werden können, und hier besteht zweifellos erheblicher Diskussionsbedarf. (ebd. S. 29)

Bildungstheoretisches Orientierungswissen wird vor diesem Problemhintergrund seit den achtziger Jahren u. a. als „Humanvermögen“ konzipiert. Dabei handelt es sich um eine „Konzeption, die Bildung nicht primär auf die Vorbereitung beruflicher Tätigkeiten ausrichtet, sondern *wieder* auf die Lebensführung unter neuen Bedingungen“ (ebd. S. 36; Hervorheb.: P. N.) und zwar sowohl als Auftrag für die Schule als auch für nicht-schulische Bildungseinrichtungen. In dieser Perspektive lässt sich eine (nicht-schulische) *Subjektbildung* als Auftrag für die bildungsorientierte Jugendarbeit im Anschluss an Scherr (2003) in einem exkursiven Beispiel skizzieren. Für Scherr meint Subjektbildung folgende drei Aspekte:

(Sie meint) nicht nur Wissensaneignung und Lernen durch Subjekte, sondern umfasst die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Dimensionen der eigenen Identitäten als einen zentralen Aspekt. Als subjektorientierte Bildungspraxis hat Jugendarbeit die Aufgabe, Prozesse der Suche nach Lebenssinn und Identität in einer Weise zu unterstützen, die zu bewusster Auseinandersetzung mit eigenen Wünschen und Bedürfnissen einerseits, gesellschaftlich zirkulierten Modellen andererseits befähigt. (Scherr 2003, S. 89; Einfüg.: P. N.)

Subjektorientierte Bildung schließt notwendig die Bearbeitung eigener biografisch vorgängiger und aktueller Erfahrungen ein. (...) Subjektbildung hat deshalb die emotionalen Tiefendimensionen von Lebenssinn und Identität zu berücksichtigen. Es geht also um die Stärkung von Selbstachtung und Selbstwertgefühl, um die Überwindung von Ohnmachtserfahrungen. (ebd. S. 99; Auslassg.: P. N.)

Subjektorientierte Jugendarbeit zielt weiter auf die Befähigung zu selbstbestimmter Handlungsfähigkeit. Dazu ist eine solche Jugendarbeit erforderlich, die Jugendlichen Chancen selbstorganisierter Gestaltung eröffnet, sie nicht pädagogisch bevormundet, sondern ihnen die Möglichkeit bietet, eigene Projekte zu entwickeln und zu realisieren. (ebd.)

Das bildungstheoretische Orientierungswissen ist vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Strukturwandels und des impliziten Wandels zur Wissensgesellschaft also zu einer problematischen Bedingungsvariable jeglicher pädagogischer Bemühungen und programmatischer Konzepte sowohl aufseiten von PädagogInnen als auch identitätstheoretischer Bemühungen und Befähigungen auf Seiten des sich selbst in mündiger Form zu Bildenden, auf den sich Pädagogik richtet, geworden. Deshalb allein reicht es aber noch nicht für eine Zielverwirklichung der identitätstheoretischen Subjektbildung, lediglich den Bedingungskontext auf der pädagogischen Bezugsseite zu reflektieren und pädagogische

Zielvorstellungen zu entwerfen, so wertvoll und höchst notwendig der pädagogische Grundansatz dennoch im Ganzen bleibt. Damit Erziehung, Bildung, Sozialisation und Enkulturation usw. aber gelingen können, muss der/die Pädagoge/(in) ebenso wie der/die Zu-Erziehende/Zu-Bildende, um handlungsfähig sein zu können, vor allem auch über die Voraussetzungen, prozessualen Bildungsab- bzw. -verläufe, subjektiven Zielintentionen und individuellen Begründungszusammenhänge Kenntnis besitzen. Das heißt ein Wissen darüber, in welcher Art und Weise die jeweils an der Interaktion beteiligten individuell-sozialen Subjekte – sprich der Zu-Bildende sowie die eigene Person des Pädagogen – , welche konkreten Selbstbildungs- und (biografischen) Lernprozesse zuzüglich der Einbeziehung ihrer Voraussetzungen und Möglichkeitsräume zur Identitätsformation reflexiv vollziehen. Erst unter diesen theoretischen Voraussetzungen gelingt den Beteiligten der notwendige identitätsbezogene Zugang zum notwendigen „Verständnis des Gegenübers der Erziehung, für die Voraussetzungen, Vorgänge und Reaktionen im Zu-Erziehenden und für die Auswirkungen in seinem Lebenszusammenhang“ (Schulze 2002, S. 22). Darüber hinaus gelingt ihnen der Zugang zu Informationen über das verfügbare und notwendige Selbstbildungs- und Unterstützungs- bzw. Anregungspotenzial und zwar i. S. e. „Quelle für pädagogisch relevante Erkenntnisse“ (ebd.). Mittels jener durch Pädagogen angeregten und begleiteten Selbstbildungsprozesse tritt der Zu-Bildende letztlich in ein reflexives Selbstverhältnis, auf dessen biografisch begründeten Rekonstruktionsvollzug der Aneignung und Verarbeitung des in der Welt-Seins und Selbstvergewisserns sich nun die ganze Aufmerksamkeit unter der biografischen Perspektive (vgl. i. d. A. S. 229) richtet. Leitlinie für die folgende Betrachtung sind zwei systematische Einbindungen. In ihren wesentlichen Charakteristika wird die vierte parallelisierte *Begriffdimension* der „(Re-)Konstruktion“ für die Begriffe der Selbstbildung und Identität unter Hinzunahme des Begriffs der Biografie zu einer Trias in ihren Grundzügen zu entfalten versucht. Zugleich reiht sich mit diesem Abschnitt der theoretische Untersuchungsansatz der eigenen Arbeit in die Arbeiten und wesentlichen Überlegungen der Pädagogischen Biografieforschung ein. Um die Auswahl der Pädagogischen (bildungstheoretischen) Biografieforschung zu begründen, sind zwei Blickwinkel wichtig.

Der eine Fokus richtet sich auf den honorierten Beitrag der Biografieforschung für die Allgemeine Pädagogik und dem versuchten Anliegen, grundlegende erziehungswissenschaftliche Begriffe, Kategorien und Konzepte wissenschaftstheoretisch entwickeln und begründen zu helfen. Der zweite Fokus konzentriert sich auf ein, wie ich aus pädagogischer Sicht meine, wesentliches „Verbindungsstück“ zwischen der Allgemeinen

Pädagogik und der Biografieforschung – dem des (selbst-)bildungsorientierten Identitätskonzepts. Im ersten Fall liest sich der Zusammenhang mit Schulze (2002) im Wesentlichen wie folgt:

Die Biographieforschung befindet sich in ihrem Gegenstandsbereich in einer für die Theoriebildung in der Allgemeinen Erziehungswissenschaft strategisch günstigen Position: Sie bietet empirische Zugänge zu den Horizonten, auf den Erziehung in ihrer Wirksamkeit unmittelbar angewiesen ist. Das ist die Mitwirkung des individuellen Subjekts, an das sich Erziehung als ihren Adressaten wendet. Das ist die Einbindung der Auswirkungen der Erziehung in einem biographischen Prozeß. Das ist das Zusammenwirken der erzieherischen Interventionen mit vielen anderen Einflüssen der konkreten Lebenswelt und des sozialen Raums. Und das ist der umfassende Wirkungszusammenhang des historischen Wandels, in den sowohl die erziehende Generation wie auch die heranwachsende einbegriffen ist. Diese Horizonte werden in der Biografieforschung in der konkreten Sicht und Perspektive der emotional betroffenen und beteiligten Individuen wahrgenommen. (Schulze 2002, S. 26)

Im Ergebnis ist die Biografie mittlerweile eine „Grundkategorie erziehungswissenschaftlichen Denkens, die sich dadurch auszeichnet, dass sie erstens theoretisch gut ausgearbeitet ist, dass ihr zweitens eine methodologisch und methodisch ausdifferenzierte Programmatik zugrunde liegt und dass drittens eine Fülle empirischer Studien vorliegt, die die analytische Triftigkeit und den empirischen Explanationsgehalt dieser Leitkategorie überzeugend gezeigt hat“ (Marotzki 2002, S. 53). Das seit den 80er-Jahren wachsende Interesse innerhalb der Pädagogik an Biografien, biografischen Materialien und biografisch bestimmten Lern- und Bildungsprozessen wird auch von Schulze (1993b) als erneuten Versuch verstanden, eben gerade „der individuellen Seite der Erziehung ein größeres Gewicht und zugleich einen konkreten Inhalt zu verschaffen“ (Schulze 1993b, S. 177). In der Folge haben sich differenzierte, biografisch orientierte Theorieansätze in der Pädagogik herausgebildet, wobei in der vorliegenden Arbeit der bildungstheoretische oder lerntheoretische Ansatz (bspw. Henningsen 1981; Maurer 1981; Schulze 1993a) ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt.¹⁴⁷ (vgl. Schulze 1993a, S. 24ff.) Es sind allein die Vorzüge des biografischen Materials, mit dem Selbstthematisierungen in Form von Lebensgeschichten nur ihren über Sprache rekonstruierbaren, einmaligen und unverwechselbaren Ausdruck in der (und für die) Zusammenhangbildung sowie Gestaltung des individuellen Lebens finden:

Wo anders als in Autobiographien, Tagebüchern und Briefen, in lebensgeschichtlichen Erzählungen, Erfahrungsberichten und die eigenen Erfahrungen thematisierenden Gesprächen äußern sich Menschen ausführlicher über ihre persönliche Entwicklung? Wie anders als durch das Studium biographischer Dokumente und Prozesse kann man Auskunft darüber erhalten, was „Emanzipation“, „Selbstbestimmung“ und „Selbstverwirklichung“ tatsächlich für jeden einzelnen Menschen bedeutet, was er für sich zu realisieren wünscht, welche gesellschaftlichen Gegebenheiten ihn darin behindern oder unterstützen, wie er diese Gegebenheiten erfährt und wie er seine Erfahrungen bearbeitet? (ebd.)

¹⁴⁷ Als da wären: der soziologische und sozialisationstheoretische Ansatz (bspw. Kohli 1985); entwicklungspsychologische Ansatz (bspw. Filipp 1981); der phänomenologische oder anthropologische Ansatz (bspw. Loch 1979); der hermeneutische und kommunikationstheoretische Ansatz (bspw. Baacke 1993; Marotzki 1991). (vgl. ebd.)

Eine Biografie ist also eine wissenschaftliche, literarische oder mündliche Darstellungsform der *Lebensgeschichte* von Subjekten. „>Bios< bedeutet, aus dem Griechischen stammend, Leben, aber auch Lebensform; >Graphe< bedeutet Schrift. Biographie ist also gleichsam die Schrift eines Lebens, individuell oder kollektiv. Biographie ist dementsprechend die Entzifferung dieser Schrift eines Lebens.“ (Marotzki/Nohl/Ortlepp 2005, S. 114) Sie „wird verstanden als Bildungsschicksal, als Lerngeschichte, als Prozeß, Produkt und Potential in einem“ (Schulze 1993a, S. 33). Da sich nun der bildungstheoretische oder lerntheoretische Ansatz der Pädagogischen Biografieforschung „auf die subjektive Seite der Biographie, auf das sein Leben lebende, reflektierende und darstellende Subjekt und damit auf die Konstituierung von Subjektivität generell“ konzentriert, beschäftigt er sich im Kern mit der „autobiographische(n) Reflexion und Konstruktion von Erfahrung im Horizont einer individuellen und kollektiven Geschichte“ (ebd.). Der Verweis auf bildungs- bzw. lerntheoretisch lenkt nun zum Zweiten den Blick auf die zu begründende Trias von Identität – Bildung – Biografie.

Zunächst erlangt der Begriff der Bildung „in der Auslegung biographischer Texte erst seine inhaltliche Fülle und Konkretheit, die ihn aus einem programmatischen zu einem realen, Wirklichkeit erfassenden Begriff werden läßt“ (ebd.). Die Biografie als Bildungsprozess zu verstehen, begründet Schulze auch an anderer Stelle (1996, S. 16) als den „Zusammenhang von Aus-dem-eigenen-Lernen-lernen, Sein-Leben-gestalten und Das-eigene-Leben-erinnernd-reflektieren“. Aus diesem Zusammenhang heraus lässt sich wiederum gleichsam „Bildung im Sinne von *Selbstvergewisserung*“ erschließen – wie der Begriff schon zuvor unter den anderen parallelisierten Begriffsdimensionen in Analogie zum Begriff der Identität entwickelt worden ist. Denn sie ist „im Medium der Sprache die *Bedingung* dafür, daß gelebtes Leben in einer Biographie zu seiner *Gestalt* kommt“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.). Diese Gestalt des individuellen Lebens – die Biografie – wiederum zielt direkt auf die Grundstruktur des Begriffs der Identität in seinem selbstbezüglichen, ganzheitlich reflexiven, lebenslangen Vollzug und schließlich darauf, einen einheitlichen Sinnzusammenhang zwischen den diversen, unterschiedlich hoch gewichteten Erfahrungen im Leben und für die weitere Lebensgestaltung zu stiften. Das heißt dann gleichwohl für den Begriff der Biografie, dass er sich auf die mit Sinn und Bedeutung versehenen (Lebens-)Erfahrungen bezieht. Die persönlichen *Lebenserfahrungen* zum identischen Erkenntnisinteresse der Identitätsforschung und der Biografieforschung zu erheben, wird mit den begriffstheoretischen Vorannahmen in Anlehnung an Schulzes Ansatz (2003) konzeptionell wie folgt vereinbar:

- (1) Die Identitätstheoretischen Gedanken beziehen sich in der vorliegenden Arbeit auf die **Innenseite der Biografie**. Damit ist aber hier nicht gemeint, dass sämtliche Bezüge zur gesellschaftlichen Objektivität ausgeblendet bzw. isoliert davon als Außenseite betrachtet werden. Sondern angesprochen wird der „Konstruktionsort“ der Bewusstseinsbildung im Subjekt, auf den sich die Forschungsfragen nach der Erfahrungsbildung und Konstruktion von Sinn und Bedeutung richten. (vgl. ebd. S. 324; Hervorhebg.: P. N.)
- (2) Es gilt dem **biografischen Subjekt** mit dem Ziel, das Subjekt in seinem **Selbstverständnis** und in seiner Sinnsuche auf dem **Weg zu einer eigenen Biografie in seiner Zeit** zu bestärken. (...) Es **tritt in Erscheinung in seinen Erfahrungen**, in der Verarbeitung seiner Erfahrungen und in den Versuchen, seinen Erfahrungen in lebensgeschichtlichen Äußerungen Ausdruck zu verleihen. (ebd.; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)
- (3) Hier (.) geht es nicht um Erfahrung im allgemeinen und nicht um Alltags- oder Berufserfahrung, sondern um Lebenserfahrung, um **Erfahrung, die im Zusammenhang des biografischen Prozesses entsteht** und die sich auf die **Gestaltung dieses Prozesses** bezieht. (ebd. S. 325; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)
- (4) Lebenserfahrungen (als eine Art von Erkenntnis begriffen) unterscheiden sich vor allem dadurch von wissenschaftlicher Erkenntnis, dass sie **Sach- und Welterkenntnis mit Selbsterkenntnis** verbinden. Sie werden hervorgerufen durch Eindrücke oder Ereignisse, an die sich Erlebnisse knüpfen. So **repräsentieren sie die Auseinandersetzung** des individuellen Subjekts mit der Welt, in der es lebt. Sie begleiten seine Bewegung **im sozialen Raum** und in der **historischen Zeit**. Die Innenseite dieses Vorgangs, die Seite der Selbsterkenntnis, lässt sich weder beobachten noch filmen. So bleibt die Biografieforschung angewiesen auf die autobiografischen Äußerungen des Subjekts. (ebd.; Einfüg. i. Anlehnung a. d. O.; Hervorhebg.: P. N.)
- (5) Lebenserfahrungen sind nur über die **Erinnerung** zugänglich. In dem Augenblick, in dem das Subjekt mit der Welt zusammenstößt, ist es ganz auf die Welt, auf den Gegenstand oder das Gegenüber, auf das Ereignis und auf seine Reaktionen, seine Entscheidung, seine Handlung gerichtet. Erst in der **nachträglichen Besinnung** kommt ihm zum **Bewusstsein**, was geschehen ist, wird der Inhalt der Erfahrung erkennbar. Dabei ist die Erinnerung selber ein **produktiver** Teil der Erfahrung. (...) Und das immer wieder neu. Das bedeutet: Nur über die **Rekonstruktion** von Erinnerungen lassen sich Lebenserfahrungen erfassen. (ebd.; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)
- (6) Lebenserfahrungen formieren sich in der Erinnerung. Aber ihre Intention ist nicht rückwärts gewandt, sondern **auf die Zukunft gerichtet**. Sie verbinden Erinnerung mit Erwartung, Erkenntnis mit Interesse. (...) Die eigentliche Leistung der Lebenserfahrung besteht darin, dass sie aus der unübersehbaren Menge der Lebensmomente einige **auswählt** und mit **Bedeutung verleiht**. Die erinnerten Erlebnisse (...) bilden im Subjekt ein **Potenzial an Sinnressourcen**, aus dem seine Biografie hervorgeht. (ebd. S. 326; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)
- (7) Lebenserfahrungen bleiben dem Anlass, der sie hervorruft, und dem Prozess in dem sie sich herausbilden, verhaftet. Der Anlass wird in der Erinnerung vergegenwärtigt (...) und der Prozess wird vorgestellt und entfaltet in einer Geschichte. So findet die Bedeutung einer Lebenserfahrung ihren angemessenen Ausdruck in einer **narrativen** und zugleich **symbolisierenden Form der sprachlichen Äußerung**. (...) Das bedeutet: Die Mitteilung und Entfaltung von Lebenserfahrungen ist auf **Interpretation** angewiesen. Das biografische Subjekt interpretiert seine Erinnerungen (...) und der Forscher oder die Forscherin (...) setzen die Interpretationen des Autors oder der Autorin unter veränderten Bedingungen und Zielsetzungen fort. Das Ergebnis ist wiederum eine **Geschichte auf einem abstrakteren Niveau – ein entfalteter Zusammenhang, eine differenzierte Prozessstruktur, eine kollektive Erfahrung**. (ebd.; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)
- (8) Lebenserfahrungen sind **geteilte** Erfahrungen. (...) Das Individuum teilt seine Erfahrungen mit Individuen aus vielen Gruppen in verschiedener Hinsicht – (...). Die individuelle Geschichte ist immer auch **Teil einer kollektiven** Geschichte und der Geschichte der Menschheit insgesamt. (...) Gemeint ist nicht die Geschichte in den Büchern, sondern in den Köpfen und Herzen. Gemeint ist die **Art und Weise**, wie die Individuen einer Gruppe ihre geteilten und gemeinsamen Erfahrungen in Erzählungen, Mythen, Geschichten ausdrücken, **ausdeuten, verarbeiten und überliefern**. Sie zeigen nicht, wie die Welt beschaffen ist, sondern **wie sich die Individuen in ihr wahrnehmen und bewegen, was sie in vorantreibt und wohin.**“ (ebd.; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)

Der Prozess der Lebenserfahrungsbildung über die Selbstthematisierungsprozesse der Selektion und Gewichtung von Lebensereignissen zu Erfahrungen bzw. „Erfahrungskernen“, (vgl. Abschnitt 1.5.3) kann nun als „Biografisierung“ bezeichnet werden. „Unter Biographisierung wird dann jener Prozess der Bedeutungszuweisung und Sinnverleihung von Ereignissen im einzelnen Lebenslauf verstanden“ (Marotzki/Nohl/Ortlepp 2005, S. 115), die zugleich Gegenstand des Identitätsbezuges und des Lebenskonzeptes sind. Das heißt im Endeffekt, dass das individuell-soziale Subjekt ungerechnet der Prozesse der Biografisierung ohnehin nicht zu seiner persönlichen Identität finden und ein Lebenskonzept entwerfen kann, die ja beide wiederum auf Prozessen der Bedeutungszuweisung und Sinnverleihung von bestimmten Lebensereignissen beruhen. Die Biografie als Lebensgeschichte kann nun einerseits als narrative Gestalt der Identität bzw. als narratives Referenzmuster des über Bildungs- und Lernprozesse reflektierten Selbstverhältnisses aufgefasst werden, weil sie die innere bzw. subjektive Seite der Biografie *repräsentiert*. Über Identität wiederum gewinnen die Lebenserfahrungen *in den Prozessen* der Biografisierung ihren Sinn und ihre Bedeutung.¹⁴⁸ Damit sind sie immer mehr als ein sogenanntes Abbild von etwas Erfahrenem, Wiedererinnertem und -gegebenen, indem Geschichten ihrerseits selbst Teil des Herstellens von Identität im Vorgang des Erzählens sind. Im Gegensatz zur stärkeren Betonung des *individuellen* Referenzmusters kann Biografie andererseits auch als kulturelles Muster der Selbstthematisierung und Identitätskonstruktion begriffen werden. Und zwar dann, wenn es einerseits um die „selektive Vergegenwärtigung“ anstelle einer „Spiegelung“ des Lebens(ver)laufs und um die Erforschung entsprechender Selektions- und Konstruktionskriterien aus dem „empirischen Lebenslauf“ geht. Oder aber wenn es sich andererseits um individuelle und/oder kollektive Sinnstrukturen als Rahmen und Mittel der jeweiligen „Vergegenwärtigung“ handelt. (vgl. zsf. Alheit 2004, S. 91) Was hier für den Begriff der Biografie angedeutet wird, ist dass sie sich nicht allein auf den „rekonstruktiven Nachvollzug subjektiver Sinnkonstruktionen oder individueller Erfahrungen und ‚Einzelfälle‘ beschränkt“ (ebd. S. 92). Sondern in ihrer konzeptionell elementaren Grundstruktur ist sie – dem Bildungs- und Identitätsbegriff gleich – am Schnittpunkt zwischen Subjekt und Gesellschaft, zwischen Mikro- und Makroebene – angesiedelt und wird je nach Erkenntnisperspektive zum Gegenstand der (auch pädagogischen) Betrachtung herangezogen. Im Vorgriff auf den methodischen Ansatz des qualitativen Paradigmas der Biografieforschung wird bereits folgende Erläuterung für die Unterscheidung der Perspektiven kurz angedeutet: Das verallgemeinerbare Ziel der Biografieforschung – die Rekonstruktion der sozialen Welt

¹⁴⁸ vgl. die Generalisierungsprozesse der Identitätsformation i. d. A. S. 95ff.

von individuell-sozialen Subjekten am Schnittpunkt zwischen Subjektivität und gesellschaftlicher Objektivität – besteht im Nachvollzug subjektiven Sinns bzw. subjektiv/kollektiv geteilter Sinnstrukturen. Im Rahmen der *Interpretationsstufe* richtet sich die Auswertung auf diesen Nachvollzug des subjektiven Sinns und der Erschließung von Lebenswelten. Die Interpretationsversuche setzen an den Deutungen der Handelnden an. Deren Systematisierungen in Typologien und Modellen wollen den subjektiv/kulturellen Sinn verständlich machen. Der Horizont subjektiv gemeinten Sinns wird hier *nicht* durchbrochen. Auf der Auswertungsstufe der *Rekonstruktion* wird dieser subjektive Sinnhorizont in Richtung „höherer“ Sinnsphären überschritten, die von den Handelnden mental nicht repräsentiert werden. Daneben lassen sich rekonstruktive Verfahren differenzieren, die „ohne ein auf die Handelnden gerichtetes Aufklärungsinteresse solche Strukturen zu dechiffrieren versuchen, die sich unabhängig vom Wissen und Wollen der Handelnden als universale generative Muster durchsetzen. In diesem Fall wird die Rekonstruktion der latenten Sinnstruktur völlig unabhängig von der subjektiven Repräsentanz vollzogen“ (Terhart 2003, S. 36).

Der in der vorliegenden Arbeit eingenommene identitätstheoretische Blickwinkel auf den Begriff der Biografie als subjektive Lebensgeschichte ist gerichtet auf die mit der personalen Selbstbildung verbundene intra- und interpersonale Seite der Selbstreflexion des „biographischen Subjekts“ (Schulze 2003, S. 324). An dieser Stelle lohnt sich indes der parallelisierende Vergleich mit den bisherigen Erörterungen zum Identitätskonzept und seinen inhaltlichen Selbstthematisierungsobjekten bzw. *Momenten* einer Biografie (vgl. Schulze 1993b) zur Herstellung einer konzeptionellen Analogie aus folgendem Grund:

In Lebensgeschichten werden nicht nur bestimmte Daten und Informationen über eingeschlagene **Laufbahnen**, erworbene **Rollen** und erbrachte **Leistungen** vorgestellt; es werden auch die **Umstände** erzählt, wie es dazu gekommen ist, die **Motive**, die zu ihnen führten, die **Erwartungen**, die an sie geknüpft waren und die **Emotionen**, die sie begleiten, die **Voraussetzungen**, die vorhanden oder nicht vorhanden waren, die **eigene Definition** der Sachverhalte, die oft nicht mit denen übereinstimmt, die ihnen von den Vertretern der Institutionen gegeben wird. (...)

In Lebensläufen erscheinen Laufbahnen und Rollen normiert und zugleich isoliert, als voneinander abhängig. In Lebensgeschichten dagegen **kreuzen, verbinden oder reiben** sie sich aneinander. In Lebensgeschichten wird deutlich, daß Laufbahnen nicht geradlinig verlaufen, sondern in **Wendungen und Biegungen, mit Brüchen, Unterlaufen, vergeblichen Anläufen und Rückschlägen und gegen innere und äußere Widerstände**, und daß die Laufbahnen nicht immer die erste Wahl war. (...)

Da werden scheinbar ganz unwichtige Begebenheiten, Beobachtungen oder Gesprächsfetzen erinnert und festgehalten, und doch versteht man auf Anhieb oder auch nach einigen Überlegungen, warum sie in dieser Lebensgeschichte vorkommen und was sie in ihr für eine **Bedeutung** haben. Sie fügen sich in eine Folge von Erwartungen und Erfahrungen ein, die in **eine bestimmte Richtung** weisen, (...) und deren Zusammenhalt sich nicht an einer Rolle festmachen läßt. Die Lebensgeschichte geht ihren eigenen Gang und der führt unter Umständen zu ganz neuen Laufbahnen und Rollen. (Schulze 1993b, S. 190f.; Auslassg.: P. N.)

Das wesentlichste identitätstheoretische und zugleich bildungsorientierte Kriterium der Biografie ist also, dass sie dem Leben einen im Verlauf der eigenen Lebensgeschichte *immer wieder neu herzustellenden individuellen Sinn in der Erfahrungsbildung für die eigene Identität* verleiht. Die Lebensgeschichte ist damit eine produktive Leistung des einzelnen Subjekts bzw. eine, wie am Beispiel der Bildungskonzeption bereits dargestellt, selbsttätige. Sinn zu stiften, bedeutet deshalb auch für Schulze (1993b), Identität zu erzeugen. Dazu heißt es allgemein bei ihm: „Lebensgeschichten werden durch das Bemühen um die Erzeugung und Erhaltung von Identität bestimmt. Unter Identität verstehe ich umfassende und zugleich offene Orientierungen und Handlungspläne, die darauf gerichtet sind, eine Verbindung zwischen verschiedenartigen Tätigkeiten und Tätigkeitsfeldern zu sichern, Übergänge zu neuen Verhaltensweisen zu ermöglichen und unvorhersehbare Veränderungen und Herausforderungen aufzufangen.“ (Schulze 1993b, S. 40) Identität wird über Prozesse der Biografisierung überhaupt erst *erfahrbar und situativ bewusst gemacht*. Denn die über lebensgeschichtliches Lernen geschaffenen Verbindungen ermöglichen einen *verstehbaren Zusammenhang* und folgen somit einer bestimmten *Ratio*:

Der Zusammenhang ist nicht vorausgeplant und linear fortschreitend. Er wird erst im Rückgriff *immer wieder neu* durch Verknüpfung und Umstrukturierungen hergestellt. Die *Logik dieses Zusammenhanges* ist nicht die eines systematisch aufgebauten Wissens oder eines funktionierenden sozialen Systems, sondern die einer *erzählten Geschichte*. Und die Ratio, die diesen Zusammenhang steuert, ist nicht die der Erkenntnis und Anwendung allgemeiner Gesetze oder Regeln oder die Analyse von Systemen und Funktionen, sondern die der sich selbst vergewissernden *Reflexion*. Durch Reflexion gewinnt lebensgeschichtliches Lernen einen rationalen Charakter, wird Erfahrung *bewußt* und *entwicklungsfähig*. (ebd. S. 217; Hervorhebg.: P. N.)

Und auf diesem Weg schließt sich wieder der Kreis um den Begriff der Selbstreflexivität bzw. -reflexion, der zu einem verbindenden konzeptionellen Grundbaustein für die prozessualen Begriffe der Identität und Bildung und nun auch der Biografie wird. Letztere führt aus pädagogischer Sicht dann zur Beantwortung der Frage, *mit welchen selbsttätigen Vollzugsmodi die reflexive Konstruktion der Aneignung und Gestaltung von Welt und des Vergewisserns des In-der-Welt-Seins subjektiv, d. h. intrapersonal sowie auch interpersonal, als Selbstverhältnis erfahrbar und der Forschung als Ansatzpunkt für Selbstbildungs- und Identitätsformationsprozesse zugänglich gemacht werden können*. Ein Weg scheint die interpretative (Re-)Konstruktion einer Lebensgeschichte und das darin eingebettete lebensgeschichtliche Lernen par excellence zu sein. Denn:

Selbstreflexion steht nicht am Anfang der Lerngeschichte. Sie setzt immer schon ein Stück Lebensgeschichte voraus. Sie bezieht sich auf bereits Gelerntes, auf Erlebnisse und Erfahrungen, Sie ist in diesem Sinne rückwärts gewandt, verfährt rekonstruierend. (...) Sie ist zugleich prospektiv. Sie versucht das bereits Erlebte und Erfahrene immer wieder in Übereinstimmung zu bringen mit den Entwürfen und Vorstellungen, die sich der einzelne von seinem Leben macht. Die Entwicklung einer Lebensperspektive (...) ist eine der wichtigen Aufgaben, mit der er es lebensgeschichtliches Lernen zu tun hat, und die Selbstreflexion setzt da an, wo solche Phantasien und Pläne auf Widerstände stoßen,

mit den realen Bedingungen und Möglichkeiten in Konflikt geraten. (...) Selbstreflexion muß auch nicht den Charakter einer bewußten Analyse annehmen. Reflexive Momente kommen in autobiographischen Äußerungen in sehr unterschiedlicher Form vor. (...) Die autobiographische Reflexion zielt auf eine Umstrukturierung und Neuorganisation der Erfahrung, (...). Überhaupt ist die Selbstreflexion nicht ein einmaliger Akt, sondern ein fortlaufender Prozeß, und er bezieht sich nicht nur auf die Bearbeitung der eigenen Lebensgeschichte, sondern auch die der kollektiven Geschichte, die in die persönliche Lebensgeschichte verflochten sind. (ebd. S. 216f.; Auslassg.; Hervorheb.: P. N.)

Die Besonderheit der biografischen Rekonstruktion eines individuell-sozialen Lebenszusammenhangs über die Prozesse der Selbstreflexion unterliegt letztlich einer hier wiederholt zu betonenden Grundannahme zu der Trias Identität-Bildung-Biografie. Mit der Parallelisierung der Begriffsdimensionen in der vorliegenden Arbeit können die bisherigen Aussagen zur Trias Identität-Bildung-Biografie ausdrücklich in der Dimension des *Konstruktionsbegriffs* auf einen wesentlichen formalen Ansatzpunkt gebracht werden, der insbesondere für jegliche empirischen Erforschungen unter diesem Gesichtspunkt von Bedeutung ist. Nämlich auf die Formation des **sinnhaften Lebenszusammenhangs** über die zunächst subjektive Rekonstruktion, weil er zur Identitätsstiftung Voraussetzung und über Selbstbildungsprozesse in den Akten der biografischen Selbstreflexion zu ihrem inhaltlichen Verweisungszusammenhang wird. Die Formation eines sinnhaften Lebenszusammenhangs ist nicht mit dem natürlichen Geschehen von unmittelbarer Erfahrung gleichzusetzen, sondern nur als eine biografische *Rekonstruktion* und *Interpretation* von Selbsterfahrungen in einer Wirklichkeit aufzufassen, die niemals für den Einzelnen objektiv abbildbar ist. Denn wirklich ist doch nur das, was sich dem einzelnen Subjekt als einen spezifischen, relevanten Ausschnitt aus dem Ganzen erschließen lässt. Mehr noch: Das, was es erschließt, wählt es im Prozess der Biografisierung eben bewusst aus, eben weil es dieses oder jenes in seinen biografischen Erfahrungszusammenhang begründeter Maßen hereinnimmt und in verschiedenen lebensgeschichtlichen Identitätszusammenhängen aus verschiedenen Anlässen heraus und unter unterschiedlichen Bezugsaspekten bearbeitet. Das gelebte Leben („Bios“) ist nun also eine Konstruktion. Es wird sowohl in der autobiografischen Erinnerung als auch in biografischen Untersuchungen rekapituliert. Dabei darf nicht darüber hinweggegangen werden, dass auch die in die konstruktive lebensgeschichtliche Auseinandersetzung hineingenommenen „Ausschnitte“ bereits soziokulturellen, historischen oder auch milieuspezifischen latenten „Objektivierungen“ unterliegen. Dies sind also, wenn man so will, vorkonstruierte Bedeutungsgehalte der sozialen Welt, die die subjektive Relevanzsetzung im Interpretations- und Rekonstruktionsprozess der Erfahrungsbildung und darüber die Identitätsformation bewusst und unbewusst (mit)steuern. In der Konsequenz ist für das individuelle, identitätsformierende Subjekt jenes biografischen (Re-)Konstruktionsprozesses selbst mithin zu schlussfolgern: Auch „(d)as biographische Subjekt ist (.) ein Konstrukt,

gleichsam eine Konstruktion höheren Grades, eine Hypothese. Wir sind uns zwar der Realität dieses Konstrukts im Selbstbewußtseins unmittelbar gewiß, aber seinen Gehalt können wir nur indirekt *aus seiner Wirksamkeit* erschließen“ (Schulze 1996, S. 16; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.). Werden Lebensgeschichten als narrative Erzählungen nun in ihren formalen biografischen (Rekapitulierungs-)Strukturen zum Gegenstand der empirischen Untersuchung genommen, dann lassen sich die in der Selbstreflexion transformierten Selbsterkenntnisse eines Erfahrungszusammenhanges – folgt man weiterhin Schulze (2003) – nach fünf prozessualen Erfahrungsschichten der bewussten „Vergegenwärtigung“ unterscheiden, „die nacheinander, auch gleichzeitig oder in großem zeitlichen Abstand durchlaufen werden. Die Schichten unterscheiden sich in ihrem Zeit- oder Realitätsmodus. Sie repräsentieren unterschiedliche Stadien, Formen und Leistungen der Erfahrungsverarbeitung, die ihre Spuren im Text hinterlassen“ (Schulze 2003, S. 328f.):

- (1) Die erste Schicht betrifft die der **Eindrücke und Ereignisse** als Anstoß der Erfahrungsbildung. „In ihr ist repräsentiert, wie das Subjekt mit der Welt, in der es lebt, zusammenstößt und sich mit ihr auseinandersetzt. Die spezifische Leistung des Subjekts besteht hier in der Konkretisierung und Individualisierung eines **Allgemeinen**.“ (ebd. S. 329; Hervorhebg.: P. N.) „Sichtbar werden allgemeine biologische oder soziologische Bedingungen, Strukturen und Prozesse, aber auch variable Ausformungen, alternative Möglichkeiten, Vielfalt, Widersprüche und Abweichungen.“ (ebd.)
- (2) Die zweite Schicht beinhaltet die **begleitenden Erlebnisse** von Eindrücken und Ereignissen. „In ihr bildet sich der Kern eines **Erfahrungsschemas** heraus, in dem aufgehoben ist, was das Subjekt in diesem Augenblick fühlt, wünscht und denkt. Das Erlebnis verleiht dem Inhalt der Erfahrung eine **subjektive Bedeutung**. Wahrnehmung von Diskrepanzen, Besetzung mit Triebenergie und Verleihung von Bedeutung sind hier die spezifischen Leistungen des Subjekts.“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)
- (3) „Die dritte Schicht ist die der **Erinnerungen**, die das Erlebte **neu** vergegenwärtigt. In ihr geschieht die Ausarbeitung der Erfahrung durch Verschmelzung mit weiteren Erfahrungen, durch Zuordnung zu andersartigen Erfahrungen und durch Interpretation in einem umfassenden Referenzrahmen. Die spezifischen Leistungen des Subjekts sind hier die Selektion und Integration, Ausbildung von Assoziationslinien und Perspektiven, Über- und Nebenordnung, Aktualität, Latenz, Verdrängung und Vergessen, Strukturierung und Umstrukturierung eines Erfahrungszusammenhanges.“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.)
- (4) Die **Erzählung als sprachliche Äußerung** des Erinnerungten ist die vierte Schicht. „In ihr kommt die Erfahrung zur Sprache und zwar vornehmlich in der Form von Geschichten. Die Erfahrung artikuliert und gliedert sich. Sie wird mitteilbar und anschlussfähig an das kollektive Gedächtnis. Die spezifische Leistung des Subjekts besteht hier in der sprachlichen Formulierung, die die Interpretation der Erinnerung in produktiver Weise fortsetzt, und in der Ordnung der Erfahrungen.“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.) Schulze unterscheidet auf dieser Schicht erstens die mündliche, zweitens die schriftliche und drittens die veröffentlichte Erzählung.
- (5) „Die fünfte Schicht ist die der **reflektierten Erkenntnis im Blick auf die sprachliche Äußerung**. In ihr gibt sich das Subjekt Rechenschaft über seine Erfahrungen, und zugleich versucht es eine Verbindung zur allgemein geteilten Weltsicht herzustellen, indem es gleichsam eine Moral der Geschichte formuliert. Die spezifischen Leistungen sind hier Zusammenfassung, Abstraktion und Verallgemeinerung sowie Kritik und methodische Reflexion.“ (Einfüg.: P. N.: Diese Schicht) „enthält (...) wichtige Hinweise auf das theoretische Selbstverständnis und Problembewußtsein des biographischen Subjekts“ (ebd. S. 330; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.).

Für Schulze ist der Text „ein Produkt des gesamten Prozesses, in dem alle früheren Stufen der Erfahrungsverarbeitung aufgehoben sind. Die **rekonstruierende Interpretation** muß sich in umgekehrter Richtung zu den früheren Schichten durcharbeiten (...)“ (ebd.).

Der weitere Bearbeitungsabschnitt thematisiert nun die Präzisierung der Untersuchungsanlage und Untersuchungsmethode mit dem Ansatzpunkt des (autobiografischen) Textes bzw. der Lebensgeschichte sowie methodologische Kriterien der interpretativen bzw. rekonstruktiven Verfahrensweise. Zuvor wird im Wesentlichen mit den Argumenten von Schulze zusammengefasst, warum *lebensgeschichtliche Erzählungen* mit ihren mehreren verschiedenen Schichten und Ansichten also für eine identitätstheoretische Formationsbetrachtung als Gegenstand generell von Bedeutung sind.

Über (auto-)biografische Erzählungen stellt das Subjekt für sich (und andere) den *sinnhaften Erfahrungs- und Lebenszusammenhang* mit dem Ziel der Selbsterkenntnis her. Damit stellen Biografien zugleich Voraussetzungen der transformativen Identität dar. Aber sie sind nicht nur ein einfaches Abbild von Identität als transformatives Produkt aus dem biografischen Rekonstruktionsprozess, sondern unmittelbar zugleich selbst emergierender Teil des aktuellen Konstruktionsprozesses bei der Herstellung von Identität. Das heißt, im Zuge des Selbstvergewisserungsprozesses, also im Moment der erinnernden, bilanzierenden und antizipierenden „Vergegenwärtigung“ von Identität, ist es die Aufgabe von Lebensgeschichten, Identität zu erzeugen und zu erhalten. Und dass autobiografische Erzählungen ebenso selbst ein unauflöslicher Teil des Identitätskonstruktionsprozesses sind, spricht nach Auffassung von Schulze, weil sie selbst als (Selbst-)Bildungs- und Lernprozesse konzipiert werden können. Jene bildungsorientierten biografischen Prozesse vollziehen sich außerdem in einem spezifisch individuell-sozialen Lebenskontext und sind insbesondere dann von pädagogischem Interesse, wenn sich deren Bedingungen im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Individualisierungs- und Pluralisierungsprozessen in einer anhaltenden (problematischen) Wandlungsdynamik befinden. Doch aus pädagogischer Sicht stellen die Bildungs- und Lernvoraussetzungen oder die dafür als notwendig pädagogisch erachteten und initiierten oder erfragten Arrangements von Bedingungen nur *eine* wesentliche Aufmerksamkeitsrichtung dar. Eine pädagogische Biografieforschung, wie sie Schulze vertritt, sollte dagegen ihr Interesse (vor allem) „auf die Vorgänge und Bedingungen des Lernens, der Entfaltung einer Biographie als Lerngeschichte und Bildungsprozeß“ (Schulze 1996, S. 28) richten, also auf die subjektive, bildungsorientierte Seite des Biografieträgers. Autobiografische Erzählungen wiederum spiegeln nun den situativ lebensweltlichen Kontext des Einzelnen aus subjektiver Sicht, in welchem der Einzelne seine interaktiven Lebens- und Selbsterfahrungen in Raum und Zeit macht und dabei auch auf soziokulturelle Rekonstruktions- sowie Interpretationsfolien der Sinndeutung zurückgreift, denen er sich sozialisatorisch und interaktiv auch nicht entziehen kann und darf. Konzeptionell betrachtet

zeigen autobiografische Erzählungen des Weiteren am Beispiel von entschlüsselbaren, differenzierten Erfahrungsschichten die subjektiven Verarbeitungs- und Gestaltungsmodi des aktuellen Selbst im Sinne einer biografisch reflektierten Identitätsformation sowohl auf der formalen als auch auf der inhaltlichen Ebene an. Denn mit der rekonstruktiven Interpretation von Erfahrung(auf-)schichtungen und Lernprozessen im Zuge der biografisch angelegten und aktuell situativen Selbstthematization können die subjektiven Bedeutungsstrukturen und darin verkettete Sinngehalte einschließlich der Hereinnahme und Verknüpfung mit objektiven Bedeutungsmodi für die pädagogisch orientierten Identitätsforschungen annäherungsweise sichtbar gemacht werden. Denn diese beziehen sich ja geradezu auf die damit angesprochenen Kategorien wie Selbst und Identität, Emergenz und Kontingenz, Reflexion und Integration, Perspektive und Revision, um deren differenzierte Ausarbeitung es ihnen geht. Dazu Schulze (1996):

Für die Konstruktion der Lebensgeschichte werden neben den Strukturen und Vorgaben, Laufbahnen und Traditionen die Widersprüche und Brüche in den Sozialisationsbedingungen und Erziehungseinwirkungen, die Leerstellen und Freiräume, die Alternativen und individuellen Lösungen, die Aufschichtung der Erfahrungen und Transformationen der Überlieferung, die Keime des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung, die Interessenschwerpunkte und Komplexe, die Wunschbilder und Entwürfe und die Ausformung des biographischen Potentials bedeutsam. (ebd.)

Die Ausgangsposition von Schulzes Ansatz einer (subjekt-)bildungsorientierten Pädagogischen Biografieforchung beklagt dagegen eine (in den 90er-Jahren) vornehmlich andere Schwerpunktsetzung im Feld der erziehungswissenschaftlichen Theoriebildung, die nach seinem Dafürhalten durch folgende Merkmale des Biografieforchungsinteresses gekennzeichnet gewesen ist:

- durch das Interesse an der biographisch bedingten *Ausformung sozialer Strukturen* (Altersgruppen, Generationen, Kohorten),
- durch das Interesse an der *Institutionalisierung von Laufbahnen und Karrieren* in der Gesellschaft (Normalbiographien, Statuspassagen, Trajectoires) und damit verbunden an der gesellschaftlichen Bedingtheit und Beanspruchung von Prozessen der Individualisierung und Biographisierung (Soziale Desintegration und Mobilität, Risiken, Migration),
- durch das Interesse an der Identifizierung und Typisierung von *kritischen Lebensereignissen* und von Phasen ihrer *Bewältigung* (Wachstumskrisen, normative und nicht-normative Lebensereignisse, Entwicklungsaufgaben, Coping, Zeitstruktur), durch das Interesse an der Aufarbeitung und Auswirkung von *historischen Ereignissen und Umbrüchen* (...)
- oder durch das Interesse an Problemen der *biographischen Methode* und an ihrer Bedeutung für die sozialwissenschaftliche Forschung (Qualitative Forschungsmethoden, Narratives Interview, Erzählstruktur). (ebd.; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)

Mit der zentralen Perspektive aber auf die subjektiven (Selbst-)Bildungs- und Lernprozesse, rekonstruiert aus autobiografischen Erzählungen bzw. Lebensgeschichten, beruft Schulze stattdessen das biografische Selbst und seine biografische Kompetenz zum spezifisch

bildungsorientierten Forschungsobjekt: „Ihre Beschaffenheit, ihre Entwicklung und der Zusammenhang, in dem das geschieht, sind meines Erachtens das Zentrum einer erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung.“ (ebd. S. 16)¹⁴⁹

Die bisherige Verknüpfung zwischen Identität, (Selbst)Bildung und Biografie, wie sie vornehmlich an Schulze expliziert worden ist, zeigt eine deutliche Betonung der **Bildungsorientierung** in Verknüpfung mit der Triaskomponente **Biografie**. Einen biografiethoretisch anders gelagerten Versuch, gerade Identität implizit als erfahrungsbedingten und -strukturierten Lebenszusammenhang in den prozessualen Akten der reflexiven Selbstthematization anhand von Lebensgeschichten bzw. autobiografischen Erzählungen auch empirisch sichtbar zu machen und den systematischen Zusammenhang zwischen (narrativer) **Identität** und **Biografie** in den Vordergrund zu rücken, unternimmt auch Mey (1999), indem er explizit an der narrativen Er-Findung des Subjekts anknüpft. Sein Untersuchungsansatz fängt das Identitätsformationsanliegen der hier eigenen Untersuchung zuzüglich eines weiteren ähnlich interessierenden Zusammenhanges ein. Denn sein entwicklungspsychologischer Ansatz zielt *konkret* auf die *alltagsweltliche* Identitätsentwicklung von *Jugendlichen* in ihrem biografischen Gewordensein im Kontext der Narrativen Psychologie. Bevor es jedoch um die narrative Zusammenhangbildung im identitätstheoretischen Sinne Meys geht, ist eine theoretisch exkursive Zwischenbetrachtung zur Triaskonzeption empfehlenswert, die ausdrücklich auf das *narrationspsychologische* Identitätsverständnis von Straub (2000a) rekurriert. Unter anderen auch in der Absicht, dass Verbindungen wie eben bspw. zur formalen vs. inhaltlichen Begriffsdimension des Identitätsbegriffs transparent erhalten bleiben. Im narrationstheoretischen Sinne vorab werden zwar bezogen auf die konzeptionelle Trias Identität-Bildung-Biografie selbstbildungsorientierte Aspekte durch lebensgeschichtliches Erzählen bei Mey (o. a.) weniger direkt angesprochen, die vergleichsweise bei Schulze dagegen in hohem Maße betont werden. Mey hingegen zieht aber ausgesprochen enge Verbindungen eben zwischen den beiden Kategorien Identität und Biografie in der komplementären Fokussierung auf die „narrative Identität“. Dabei zählt der Hinweis, dass beide Positionen nicht gegeneinanderstehend betrachtet werden, da sie je einem anderen theoretischen Ansatz¹⁵⁰

¹⁴⁹ vgl. auch „Biographische Arbeit“ bei Kraul/Marotzki (2002, S. 9)

¹⁵⁰ Erläuterung: Schulzes Annahmen entspringen dem Ansatz der Interpretativen bzw. Rekonstruktiven Sozialforschung, die von der *Soziologischen Biografieforschung* bzw. Lebenslaufforschung der subjektiven Seite im pädagogisch bildungsorientierten Kontext stärker gerecht zu werden versucht, wohingegen Mey bei der Identitätsproblematik von dem Blickwinkel einer narrativen Psychologie bzw. der *Psychologischen Biografieforschung* ausgeht und die „narrative Identität“ in den subjektorientierten Mittelpunkt des individuell-sozialen Entwicklungsprozesses stellt.

entspringen. Sondern, dass sie als unterschiedlich gewichtete Perspektiven auf durchaus vergleichbare identitätstheoretische Fragestellungen aufgefasst werden können, wie bspw. bezogen auf das Element der „*biografischen Kompetenz*“ nach Straub. Deren Zwischenbetrachtung soll nun zum einen die pädagogische Relevanz des Identitätsthemas im Allgemeinen mitbegründen helfen. Zum anderen wird sie gerade als Explikationsmöglichkeit dafür genutzt, um zwischen allen drei Triaskomponenten systematische Verknüpfungsaspekte zwischen ihren Grundkonzepten herzustellen.

Mit Straub (2000a) kann unter biografischer Kompetenz laut seinem Beitrag „Biographische Sozialisation und narrative Kompetenz“ die Fähigkeit von Individuen verstanden werden:

ihr Leben im angezeigten Sinne als einen kontinuierlichen Zusammenhang aufzufassen und auf diesem Wege eine diachrone Identität auszubilden. (Einfüg.: P. N. Das heißt) zunächst einmal, sie lernen Geschichten zu verstehen und sich selbst in solchen zu platzieren. Biographische Kompetenz setzt vieles voraus, sie basiert jedoch im Kern auf einer speziellen Fähigkeit. Diese Fähigkeit, die es, grob gesprochen, gestattet, Geschichten erzählen und erzählte Geschichte verstehen zu können, soll im folgenden narrative Kompetenz genannt werden. Diese Kompetenz betrachte ich als grundlegende und notwendige psychologische Voraussetzung dafür, das Leben als biographische Gestalt aufzufassen und bedenken zu können. Lebensgeschichten und Biographien werden nicht gelebt, sondern erzählt. Sie sind im wesentlichen narrative Vergegenwärtigungen gelebten Lebens (Straub 2000a, S. 140).

In einer derartigen Definition der „biografischen Kompetenz“ wird die Selbstbildungskategorie nicht explizit an-, aber implizit ausgesprochen. Denn Fähigkeiten oder Kompetenzen gehören selbstredend zum Kanon pädagogischer Bildungskategorien. Die Betonung, wie sie aber Straub hier vornimmt, zielt zwar stärker auf die Betrachtung des systematischen Zusammenhangs zwischen Identität und Narrationen. Jener bewegt sich zugleich aber, wie mit der Parallelisierung der Grundkonzepte Identität und Bildung zuvor aufgezeigt werden konnte, im selben konzeptionellen Rahmen der Trias Identität-Bildung-Biografie. Für Straub geht es um psychologische Implikationen und Voraussetzungen *biografischen Bewusstseins*; um die Frage, „was Individuen denn eigentlich tun und können müssen, wenn sie ihre Lebensgeschichte bilden und repräsentieren“ (Straub 2000a, S. 137). Auch für Straub ist dies im Anschluss eine unmittelbar identitätstheoretische Frage. Denn die Begriffe Biografie und Lebensgeschichte setzen reflexionsfähige, sprachfähige Subjekte voraus, die über gleichnamige Konzepte verfügen:

Eine Biographie oder Lebensgeschichte kann damit als (situations- und kontextabhängiges) Produkt einer retrospektiven und reflexiven Selbstkonstitution von Subjekten betrachtet werden, die im Laufe ihrer Sozialisation gelernt haben, ihr eigenes Selbst als *gewordenes* und *temporal strukturiertes* aufzufassen. Begriffe wie Lebensgeschichte und Biographie stehen nicht bloß für den *empirischen Prozeß der Genese subjektiver Strukturen* und qualitativer *Bestimmungsmerkmale menschlicher Subjektivität* in einem soziokulturellen und historischen Kontext. Diese Begriffe stehen auch und unabdingbar für die *Thematisierung* dieses ‚Prozesses‘, für dessen symbolische, insbesondere sprachliche Repräsentation und Reflexion. (ebd. S. 138; Hervorhebg. i. O.)

Mit der expliziten Betonung von prozessualen *narrativen Akten* biografischer *Selbstthematierungen* wird deutlich gemacht, dass die Lebensgeschichte oder Biografie eine besondere *Form* der Selbstthematierung ist, „in der Individuen spezielle Aspekte ihrer ‚Identität-Für-Sich‘ artikulieren können“ (ebd.). Mit dem Erzählen einer Lebensgeschichte wird nicht nur eine Lebensgeschichte bzw. die temporale Tiefenstruktur seiner darin ausgedrückten Identität gebildet, die vor oder unabhängig von diesem Akt des Ausdrückens bestanden haben. Sondern lebensgeschichtliche Erzählungen (er)schaffen im Medium von Sprache kontinuierlich bildende und kontinuierlich bestimmte Wirklichkeiten – wie Straub sich ausdrückt: „und zwar Wirklichkeiten *sui generis*“ (ebd.) – mit dem Ergebnis von Identität einerseits sowie ihrer Voraussetzungsbescheinigung dafür andererseits:

Sie (Einfüg. i. Anlehnung. a. d. O.: die lebensgeschichtlichen Erzählungen) produzieren die Biographie als eine Wirklichkeit, die sich durch *Kontinuität* auszeichnet und deswegen die Persistenz und Identität einer Person ‚sichert‘. Jede Lebensgeschichte bildet nicht zuletzt wegen dieser inneren Kontinuität des fraglichen Lebens einen *Zusammenhang*, eine *Gestalt* beziehungsweise *Einheit*. Was auf der synchronen Ebene die logische Konsistenz von Satzsystemen sowie die Kohärenz vor allem moralisch-normativer und ästhetischer Maximensysteme verbürgen soll, leistet in der Zeitdimension jene innere Kontinuität, auf welche lebensgeschichtliche Selbstthematierungen im Grunde genommen abzielen. (...) Auch in ihrer Zeitdimension ist die Identität einer Person als Einheit ihrer Differenzen zu denken. (...) (Einfüg.: P. N.: Eine) diachrone Identität ist nicht zuletzt dann möglich, wenn Kontingenz und Differenz akzeptiert und in die sinnhaft strukturierte Verlaufsgestalt *eines* Lebenszusammenhangs integriert werden können. (Straub 2000a, S. 138f.; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

In der *erzähltheoretisch*¹⁵¹ orientierten Biografieforschung, wie sie Straub auszumachen versucht, stellt eine Geschichte dann eine „*sprachliche oder textuelle Einheit* mit identifizierbarer formaler Struktur“ dar, die in einer Erzählung, gemeint als „erzählte Geschichte und/oder die sprachliche Handlung, die zu diesem Ergebnis führt“ (ebd. S. 143; Hervorhebg.: P. N.), bestimmt werden soll. In Erinnerung an das Beispiel der „biografischen Kompetenz“ wird „das Erzählen theoretisch als eine spezifische Sprach- oder Diskursform, zugleich aber als sprachliche und kognitive Kompetenz, als ein spezifischer Typus des sprachgebundenen Denkens oder der menschlichen Intelligenz“ (ebd. S. 145) aufgefasst. Das Erzählen wird in der *Textanalyse* kompetenztheoretisch konzeptionalisiert sowie aus den produktiven, narrativen Akten der Selbstthematierung heraus nach den zugrunde liegenden sprachlichen und kognitiven Fähigkeiten rekonstruiert. Die dabei leitende Grundannahme ist folgende: „Der sprachlich-textuellen Struktur oder Grammatik von Erzählungen korrespondiert (...) eine ‚psychisch reale‘, kognitive oder mentale Struktur, die das Verstehen

¹⁵¹ Anmerkung: Die Bezeichnung „erzähltheoretisch“ zielt direkt mit der Orientierung der (hier narrationspsychologischen) Biografieforschung auf die Betonung der im hier beleuchteten Zusammenhang genannten Triaskomponente Biografie, wohingegen die Bezeichnung „bildungstheoretische Biografieforschung“, wie bspw. bei Schulze; Ecaris oder Marotzki, direkt auf die Bildungskomponente der Trias in der Orientierung verweist. Vielmehr entscheidend – und das soll der Gedankengang im Eigentlichen unterstützen – sind ihre systematischen Zusammenhänge in Bezug auf die Komponente „Identität“.

und Bilden von Geschichten ermöglicht und leitet.“ (ebd. S. 145; Auslassg.: P. N.)
 Autobiografische Erzählungen als „erzählte Geschichten“ zu analysieren, verlangt nun neben der Grundannahme zu dem Begriff der „Erzählung“ auch nach einem narrationstheoretisch korrespondierendem Grundverständnis zum Begriff der „Geschichte“. Straubs sogenannte „Minimalbestimmungen einer *erzählten* ‚Geschichte‘“ (i. Anlehnung an Boueke u. a. 1995)¹⁵² lassen sich zusammenfassend so beschreiben:

(1) **Kohäsionsherstellung** meint die Organisation einer kohärenten Ereignisfolge von entsprechend zusammengehörenden Ereignissen, die idealerweise „vollständig“ – das heißt, in der Verknüpfung von dementsprechend sprachlichen Einheiten zu einer „linearen Kette“ – präsentiert werden müssen, damit sie einen Sinn machen. (vgl. Straub 2000a, S. 146)

(2) **Dramatisierung des artikulierten Geschehens und emotionale Verwicklung:** Auszugehen ist davon, „daß das Erzählen von Geschichten mit *emotionalen und evaluativen Qualifizierungen* der (.) Zustände, Ereignisse, Veränderungen und Konsequenzen einhergeht“ (ebd.; Hervorhebung i. O.). Die (expliziten oder impliziten) „Qualifizierungen“ können in verschiedenen „Ausdrücklichkeitsgraden“ erfolgen, unter differenzierten Perspektiven vorgenommen und auf verschiedene Aspekte bezogen werden, bspw. um den Erzähler selbst ins Zentrum zu rücken und den Zuhörer emotional in die Geschichte „zu verwickeln“. Des Weiteren wird Valenz darüber artikuliert, dass emotionale und evaluative Qualifizierungen nicht nur einzelne Ereignisse, Handlungen usw., sondern auch die emotionale Grundstruktur einer „Ereignismenge“ umfassen und in einer „kontrastiven Gegenüberstellung von Vergleichshorizonten“ sichtbar gemacht wird. Es geht aber beim autobiografischen Erzählen nicht nur um die „Verwicklung“ des Zuhörers, um bei ihm Verständnis zu erreichen oder bestimmte Erwartungen zu erfüllen, sondern auch um den Erzähler selbst, um sein Eingebundenwerden in seine eigene Geschichte. „Das Erzählen verschont also, gerade wenn es um die Vergegenwärtigung lebensgeschichtlicher Erfahrungen und Erwartungen des Erzählers geht, wohlhmöglich auch diesen selbst nicht davor, vielleicht von Gefühlen und Erlebnissen bewegt und überrollt zu werden, die die narrativ strukturierte Erinnerung und Antizipation evozieren.“ (ebd. S. 148)

(3) **Triadische Struktur:** Die Dramaturgie, ihre „affektiven Markierungen“ und die dadurch evozierte emotionale Verwicklung beruhen entscheidend auf der erzählerischen, in narrationstheoretischen Ansätzen intern unterschiedlich weit ausdifferenzierten, Basisstruktur (auch als Normalform oder Grundschema bezeichnet) von einem Anfang, einer Mitte und einem Ende. „In der Regel wird die Mitte einer Geschichte als etwas Besonderes und für den Geschichtenbegriff Entscheidendes konzeptualisiert: sie repräsentiert die Erfahrung von Kontingenz, etwas Überraschendes oder Ungewöhnliches, ein unerwartetes Ereignis (... usw.).“ (ebd. S. 149) Im vorliegenden narrativ-biografisch kompetenztheoretischen Zusammenhang ist festzuhalten: „Das außergewöhnliche, positive oder negative, im Sinne einer zeitlichen und sachlichen Scheidung eines ‚Vorher‘ von einem ‚Nachher‘ *kritische* und *kontrastbildende* Ereignis steht im Zentrum jeder narrativ dargestellten Veränderung. Es bildet die Achse und Plattform der erzählerischen Transformation eines Anfangszustandes in einen Endzustand, dem Ausgang der Geschichte.“ (ebd.) Allgemein kann für das handlungsleitende Strukturschema der Sprachrezeption und -produktion nach Auffassung des Autors formuliert werden: „Narrative Geschichtenschemata sind Wegweiser eines Denkens, das als spezifische Ordnung unseres Tuns, unserer Erfahrungen und Erwartungen, kurz: als ein generativer Ordnungstyp unserer sprachlich vermittelten Handlungs- und Lebenswirklichkeit aufgefaßt werden kann.“ (ebd. S. 152) Geschichten als kognitive Schemata aufgefasst, stellen also festgelegte, inhaltlich unterschiedlich verwendete Ordnungsmuster dafür dar, „wie spezielle sprachliche Handlungen strukturiert sind. Sie typisieren gewisse Vorgänge in einer vom konkreten Fall losgelösten Form. (...) Schemata sind generell Formen der Wirklichkeitskonstruktion, die Stabilität im Wahrnehmen, Denken und Handeln ermöglichen. Sie sind nicht zuletzt Bestandteile von Gedächtnisstrukturen. Erinnerungen und Erwartungen werden, insofern sie speziell dem Geschichtenschema folgen, ganz im Sinne der Wohlgeformtheit einer ‚idealtypischen‘ Geschichte strukturiert und gesteuert“ (ebd.; Auslassg.: P. N.).

¹⁵² Boueke, D. (1995): Wie Kinder erzählen. Untersuchungen zur Erzähltheorie und zur Entwicklung narrativer Fähigkeiten. – München

Aus kompetenztheoretischer Sicht wird mit Straub die schematheoretische Korrespondenz zwischen der regelhaften, strukturellen Ordnung von Erzählungen bzw. Erzähltexten mit einem „internen“ kognitiven Schema sprach- und handlungsfähiger Subjekte hervorgehoben, wobei ausdrücklich eine völlige Deckung beider Schemata nicht angenommen werden muss. Denn die kognitive Struktur ist eine abstrakte, dekontextualisierte und generalisierte, „ein Regel- und Ordnungssystem, das die Rezeption und Produktion inhaltlich und funktional variabler Geschichten unterschiedlichsten Komplexitätsgrades steuert beziehungsweise generiert“ (ebd. S. 154). Auf der Annahme „interner“ narrativer Regelstrukturen beruhend, „erzeugen (Einfüg.: P. N.: diese) als spezielle grammatische *Tiefenstrukturen* auf dem Weg einer narrativen Konfiguration, die sich als Regelmechanismus beschreiben läßt, konkrete Erzählungen“ (ebd.; Hervorhebg.: P. N.). Den Aufbau bzw. die Entwicklung einer solchen narrativen Konfiguration mit der kognitiven Fähigkeit, auf die gebildeten Tiefenstrukturen zurückgreifen und sie als Erzählung grammatisch anwenden zu können, beinhaltet schließlich nach Straub die narrative Kompetenz. Die biografische Kompetenz (insbesondere als eine Voraussetzung für Identitätsprozesse, wenn jene als Biografisierung aufgefasst werden) beruht wiederum auf der narrativen Kompetenz. Der Autor überträgt nämlich das narrative Strukturschema auf die Prozesse der Biografisierung, d. h. darauf, eine Biografie formieren zu können, wofür letztlich die biografische Kompetenz herangezogen wird.

Eine ‚Biographie‘ oder ‚Lebensgeschichte‘ sind eine Art Kollektivsingular: Sie bündeln vielerlei Geschichten zu einer Gesamtgestalt. Wer seine Lebensgeschichte erzählt, erzählt mehrere Geschichten, eine nach der anderen, eine neben der anderen. Manche bleiben unverknüpft nebeneinander stehen, ganz für sich, sind nur dadurch – also indirekt – miteinander verbunden, daß sie als Elemente *einer* temporalen Ordnung und Sinnstruktur, einer Biographie eben fungieren. (ebd. S. 158; Hervorhebg.: P. N.)

Die Biographie als einheitliche Gestalt ist eine narrative Struktur mit einem Anfang, einer Mitte und einem Ende wie jede andere Geschichte auch. (Einfüg. i. Anlehnng. a. d. O.: Jede Biographie thematisiert aber auch insgesamt mehr als nur diese eine Geschichte, denn sie integriert:) als eine Art *narrative Superstruktur* eine Vielzahl von Geschichten. (...) Die Integration verschiedener Geschichten in eine übergeordnete Struktur macht diese zu Bestandteilen einer Biographie und verleiht ihnen eben dadurch spezifische Sinn- und Bedeutungsgehalte. Die Biographie wird ihrerseits erst durch die einzelnen Geschichten konstituiert, die sie synthetisiert oder integriert – ganz im Sinne eines wechselseitigen hermeneutischen Bestimmungsverhältnisses zwischen Teil und Ganzem. (ebd. S. 159; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.)

Da eine Betrachtung der bildungsorientierten Komponente der „biografischen Kompetenz“ in ihrem (formalen) allgemein narrationstheoretischen Verweisungszusammenhang nicht im eigentlichen Sinne expliziter Gegenstand der eigenen Forschungsfragen ist, wird sich demgegenüber wieder ausdrücklich dem systematischen Zusammenhang zwischen dem narrationstheoretisch analysierten Begriff der Biografie und dem Identitätskonzept als Thema des laufenden Abschnitts eingehender zugewendet. Zugleich zeigt sich aber auch, dass der bisherige narrationstheoretische Rahmen der Textanalyse nicht verlassen werden muss. Einen

– für meine Begriffe fruchtbaren – identitätstheoretisch tiefgründigeren Versuch unternimmt nämlich Mey (1999) in der bereits angedeuteten narrationstheoretischen Untersuchungsanlage im Kontext der spezifischen entwicklungspsychologischen Beschäftigung mit der „narrativen Er-Findung des Subjekts“. Auch Mey bezieht sich an einigen Stellen seines Untersuchungsansatzes direkt auf Straubs Auffassung zu einer „Erzählung“, wenn er bspw. davon ausgeht, „die Erzählung selbst als einen Prozeß und ein Produkt des Sich-Herstellens als Subjekts zu begreifen“. Er nutzt sie – genauer ihre inhaltlichen und formalen Elemente – „als Anker für die Analyse, um unter einer entwicklungspsychologischen Perspektive zu verstehen, wie für je konkrete Jugendliche im Fortschreiben ihrer Entwicklungsgeschichte sich die Marker des Jugendlichwerdens bzw. des Jugendlich(geworden)seins und des (auch antizipierten) Erwachsenwerdens wandeln“ (Mey 1999, S. 109). Dabei geht es dem Autor einschließlich darum, die von den Erzählern eingenommenen Subjektpositionen bzw. Subjekthaltungen sich Selbst gegenüber, die mit dem Kind-, Jugend- und Erwachsensein verbundenen Vorstellungen, die Elemente der temporalen Kohärenzproduktion oder auch den Umgang mit den in und zwischen den Geschichten aufgeworfenen Diskrepanzen und Widersprüchen als Bezugspunkte der Erzählung hinzuziehen. „So stellt sich identitätsbezogen die Frage, wann und aus welchen Gründen Subjekte sich genötigt sehen, die eigene Biographie bzw. bestimmte Teilelemente der eigenen Biographie neu zu interpretieren, um Vergangenheit, Gegenwart und antizipierte Zukunft in ein (bis auf weiteres) ‚stimmiges Ganzes‘ zu bringen und wie sie in der Erzählung mit (Nicht-)Dazugehörigem verfahren“ (ebd.). Daraus folgt, dass Mey den identitätstheoretischen Zugang über die individuellen Geschichten und deren subjektive explizite Verarbeitungs-, Herstellungs- und Darstellungsweisen als Bezugspunkte gewählt hat, um Identität als Produkt, Prozess und Ereignis *implizit* zu verstehen. Das „Ich als Geschichten-Erzähler“ und damit „Identität als Erzählung auf die Frage: ‚wer bin ich‘“ und schließlich das Vollziehen an sich bezüglich der „Herstellung von Identität in und über Geschichten und Erzählungen“, treten ins Zentrum. (vgl. ebd.) Die Grundannahmen stützen sich auf ein Verständnis vom Erzählen, dass das Subjekt sich erst über diesen „kompositorischen Akt“ (ebd. S. 312) entlang einem „sinnhaft strukturierten Deutungsband(es)“ (ebd.) selbst überhaupt verständlich und zugänglich wird, um im Zuge dessen sich und das eigene Leben kohärent und konsistent zu entwerfen. In der narrativen Kontinuitätsherstellung und -sicherung liegt also die Bedeutung von autobiografischen Erzählungen für die Identität. (vgl. ebd. S. 87/110) Und eine Bedeutung wiederum von Identität liegt in der individuellen Sinngebung und -präsentation. Die Bedeutsamkeit von Narrationen für die jeweils individuelle Sinn(re-)konstruktion liegt nun

spezifisch darin, über narrative Strukturierungen den biografischen Selbsterfahrungen diese Bedeutung zu verleihen. (vgl. ebd. S. 87)¹⁵³ Wesentlich an Meys Überlegungen zur narrativen Konstruktion von Identität sind folgende aus seinen untersuchten Fällen hervorgegangenen Verständniskonsequenzen zur Bildung eines Bedeutungszusammenhangs:

Das sich Selbst-Entwerfen, das sich Selbst-Erzählen ist ein kompositorischer Akt. (...) In allen von mir untersuchten Fällen wurden jedoch die Ereignisse, Geschichten oder Episoden – angefallen in der zwischen diesen beiden Terminen liegenden Zeitspanne – nicht einfach neu zur Zweiterzählung hinzugenommen, sondern zusammen mit bereits Erzähltem in einen neuen Bedeutungszusammenhang gestellt. Die Veränderung der Geschichte(n) ist also kein additives Anhäufen, kein bloßes Sammeln und Wiedergeben von Altem, bereits Berichtetem und Neuem, zwischenzeitlich Erlebten, sondern die Hineinnahme von Neuem verändert die zuvor erzählte ‚alte‘ Geschichte: Sie wird neu bewertet, integriert, umgeschrieben. (ebd. S. 313; Auslassg.: P. N.)

Als identitätstheoretische Vorüberlegung für (m. E.: jegliche) empirische rekonstruktive Interpretationen zur Identitätsformation wird außerdem die Nächste besonders wichtig: Trotz *Umschreibungen* der Geschichte – nämlich, weil die „große biographische Geschichte“ einer „(erzählerischen) Hauptlogik oder Sinnregel“ folgt – bleibt das Selbst mit sich in Eins. Denn:

Die Komposition bezieht sich auf die Gesamterzählung, und die Episoden werden so gestaltet, daß sie sich der Sinnregel der Gesamtgeschichte fügen. Diese Gesamtgeschichte erzählt von dem mit sich Einssein, es handelt es sich um eine Ich-Erzählung, die sich und den anderen (..) zeigen soll (...), daß die/der Erzähler nicht nur in der jeweiligen Situation (des Interviews) die Erzählfäden der eigenen Geschichte (und damit sich selbst *und* die eigene Geschichte) zusammenhält, sondern auch der/dieselbe geblieben ist, die er/sie zuvor (..) schon war. Und weil es zugleich unmöglich ist, der/dieselbe geblieben zu sein, wirken die Neu-Erzählungen ganz überwiegend so, als hätte es nie eine andere Erzählung gegeben, oder als wäre diskrepant Erscheinendes schon immer genau in der aktuellen Erzählung und ihrer Logik angelegt gewesen. (ebd. S. 314; Auslassg.: P. N.)

Vor dem Hintergrund der „*großen Geschichte*“ wird also das je Einzelne so gewählt, umgeschrieben, eingepasst oder verworfen, dass wiederum die „große biographische Geschichte“ (...) gleichzeitig stabil und veränderlich innerhalb der bereits zum Zeitpunkt des Erstinterviews erkennbaren Pole (scheint)“ (ebd.). Daraus schlussfolgert Mey: „(E)s ändern sich weniger die Dimensionen, die von den Erzählenden (zumindest implizit) hinzugezogen oder ihren Geschichten unterlegt werden, sondern es ändert sich die Positionierung auf diesen biographisch relevanten Dimensionen, die teilweise sogar in ihr Gegenteil umschlagen kann.“ (ebd.) Die *veränderte Positionierung* also ist also im Endeffekt ein Ergebnis von Umschriften. Es kann sich im Verlauf von Umschriften aber auch die *biografische Rahmung* selbst verändern, also neu verstanden und erzählt werden: „Die Umschriften betreffen auch diejenigen Rahmendaten, die als Koordinaten der Selbstverortung verstanden werden. (...) Kern und Ziel dieser Veränderungen und Umschriften ist es, sich weiter als der/die eine erzählen zu können.“ (ebd. S. 315; Auslassg.: P. N.) Umschriften vollziehen sich auch in

¹⁵³ vgl. auch den Prozess der „Biografisierung“; i. d. A. S. 268

Teilerzählungen bzw. Episoden, die ja der Sinnregel zu einer bestimmten Zeit folgen. Diese jeweils individuelle Sinnregel wiederum zeigt sich in der weit gehenden Ähnlichkeit der episodischen Dramaturgie und an den inhaltlichen Themen, um die die befragten Jugendlichen ringen, als da wären: Autonomie versus Heteronomie, Anerkennung versus Isolation oder auch Aktivität versus Passivität. „Zwischen ihnen ist aufgespannt, in welchem Ausmaß die Jugendlichen ihre eigene Biographie als selbst gestaltbar oder fremdgestaltet erfahren und erzählen.“ (ebd.) Dass diese Vorüberlegungen als wichtig erachtet und deshalb im vorliegenden Zusammenhang ausgewählt werden, hat nun also spezifische Gründe. Zeigen sie doch die Nähe von narrationstheoretischen Grundannahmen zu den biografischen Umschriften und ihres systematischen Eingebundenseins in einen Sinn stiftenden Gesamtzusammenhang zu den eigenen konzeptionellen Identitätsformationsgedanken hinsichtlich der prozessualen Identitätsziele und ihrem Einfluss auf die Konstruktionsweise von Identität. Die narrationstheoretische Betonung liegt m. E. hier noch unmissverständlich aufseiten der Erzählweise und ihrer textualen Gestaltungsprinzipien, hinsichtlich ihres unmittelbaren Zusammenhanges zur Konstruktionsweise von Geschichten mit einem perspektivischen Übergewicht des Präsentationsvollzuges von Identität anstelle der konkreten prozessualen bedeutungsgebenden Vergegenwärtigung. Viel entscheidender als jene Anmerkung aber bleibt zumindest die narrationstheoretische Vorstellung vom rekonstruktiven Vollzug episodischer Umschriften für ein identitätstheoretisches (vor allem Interpretations-)Verständnis in Bezug auf die darüber vollzogene Bedeutungsverleihung festzuhalten:

(Die) Umschrift beinhaltet die Erzählung neuer Episoden, die sich zwischenzeitlich ereignet haben (...); es werden Episoden hinzugenommen, die zwar auch früher hätten erzählt werden können, aber *erst aus der aktuellen Perspektive heraus* bedeutungsvoll erscheinen (...); ferner werden bereits bekannte Episoden, die im Zuge von Veränderungen in einem neuen Licht erscheinen, teilweise bis ins Detail neu komponiert, sowohl was ihre Ausgänge als auch was Einzelelemente des Erzählens angeht (...); und schließlich werden Episoden, die für die Ersterzählung von hervorgehobener Bedeutung waren, ganz ausgespart. Es entfallen die problematischen Sequenzen und Erlebensweisen, die zu eng mit der früheren (...) Geschichte verknüpft sind oder mit der veränderten (...) Erzählung und Sinnregel nicht (mehr) vereinbar wären. (ebd. S. 316; Hervorhebg.: i. O.; Auslassg.: P. N:)

Verbunden mit der (Be-)Deutung von Episoden einer Lebensgeschichte aus der Gegenwartsperspektive heraus wird nun die konzeptionelle Vorstellung von *Nachträglichkeit* im Sinne des bedeutungsbildenden Ausbalancierens von Erinnerung und Erfahrung als ein weiteres wesentlich zu beachtendes narrationstheoretisches Merkmal von Mey hervorgehoben. Das Nachträglichkeitskonzept holt vor allem das weiter oben noch nicht wirklich ausreichend präzisierte Identitätsherstellungsmoment der „Vergegenwärtigung“ ein.

Im Anschluss an Kettner (1997)¹⁵⁴ handelt es sich auch für Mey nämlich bei der Erinnerung von Episoden nicht um das Wiedererkennen, sondern um ein erneutes Verstehen von bereits Verstandenem im Sinne einer konstruktiven, assoziativen, bedeutungssuchenden, bedeutungsgewinnenden zuzüglich bedeutungsgebenden Aktivität. (vgl. Mey 1999, S. 90) Dieses erneute Verstehen folgt bestimmten, dem Erinnern auferlegten Konsistenz- und Kontinuitätsanforderungen aktueller Zeit und Situation: „Wenn also davon ausgegangen werden kann (und muß), daß ehemals erlebte Erfahrungen zu einem späteren Zeitpunkt immer in einer anderen Qualität wiedergegeben werden als der ihnen ursprünglich zukommenden, dann verweist Nachträglichkeit auf die ‚irritierende Zirkularität der subjektiven Geschichte. (...) Daß sie also möglicherweise nachträglich erst zu dem wird, was sie in Zukunft schon immer gewesen sein wird‘ (Kettner 1997, S. 165).“ (Mey 1999, S. 92) Die durch die Gegenwart veränderten Vergangenheiten ziehen die Konsequenz wiederum veränderter Gegenwarten nach sich. Und dies gilt zugleich für die immer während neu zu vollziehende und darauf bezogene, also mitbedingte, Neukonstruktion der narrativ hergestellten Identität, welche ja den narrativen Regeln (sprich: den strukturierenden Gestaltungsprinzipien der Erzählweise, der Erzählformen, des Genres oder der Geschichte selbst; vgl. ebd. S. 95) des Erinnerns und Präsentierens von Erinnerungen folgt. Daraus ist aber auch zu schließen, dass insbesondere mit der Thematisierung des Nachträglichkeitskonzepts noch einmal deutlich gemacht werden kann, was für die Konstitution von Lebensgeschichten unbedingt zu gelten hat. Nämlich, dass sie nicht als ein unveränderliches Gebilde aufzufassen sind, sondern als ein Konstrukt, welches eben von dem Einfluss aktueller Orientierungen, Relevanzsetzungen und Perspektiven abhängig ist, und dass jene selbst narrativen Veränderungen unterliegen. (vgl. ebd.) Die narrative Identität zu erforschen – und dies ist das erklärte Ziel Meys und eine einzudenkende Perspektive der vorliegenden Arbeit – heißt (i. Anlehn. a. Bruner 1997)¹⁵⁵, die Erzählung selbst zum Gegenstand zu machen. Das heißt auch, sich dabei aber nicht nur auf ihren Inhalt (Orientierungen usw.), sondern gleichsam auf die narrative Form (die narrativen Regeln, die Struktur der ‚großen Geschichte‘) der Erzählung zu konzentrieren, um Identität in ihrem individuellen Herstellungsprozess adäquat zu erfassen.

Der für die eigene Untersuchung wertvolle Gehalt narrationstheoretischer Ansätze zum Zusammenhang von Identität und Biografie, wie sie bspw. durch Mey (1999) und Straub (2000a) vertreten werden, liegt nun nicht in Abgrenzung zum bildungstheoretischen Biografieansatz von Schulze (1993a, 1996, 2003). Ich gehe davon aus, dass sich beide Seiten

¹⁵⁴ Kettner, Matthias (1997): Nachträglichkeit. Freuds brisante Erinnerungstheorie. In: *Handlung, Kultur, Interpretation*. In: *Bulletin für Psychologie und Nachbarwissenschaften*. 10; S. 147-174

¹⁵⁵ Bruner, J. (1997): *Sinn, Kultur und Ich-Identität*. Zur Kulturpsychologie des Sinns. – Heidelberg

integrativ denken lassen, bspw. in der Form, wie es bereits mit der „biografischen Kompetenz“ für pädagogische Interessen verdeutlicht worden ist.¹⁵⁶ In diesem Zusammenhang ist insbesondere unter dem letzten Erzählaspekt von Form und Inhalt bezüglich der eigenen Forschungsfragen zur (re)konstruktiven Herstellungsweise identitätstheoretischer Sinnzusammenhänge über ein in pädagogischer Perspektive zu ergründendes Identitätszielmuster als Orientierungs- bzw. Referenzsystem des ganzheitlichen Selbstverhältnisses abschließend Folgendes narrationstheoretisch verallgemeinernd zu konstatieren. Jeder Deutungsversuch, jeder Versuch des Verstehens von einzelnen Erzählsegmenten bzw. –(Teil-)Episoden in ihrem biografischen Gesamtzusammenhang, also auch jede (rekonstruktive) Interpretation von Textsegmenten in Richtung eines aktuell geordneten Gesamtzusammenhanges, sind letztlich nur mit dem prozessualen Rekonstruktions“wissen“ des textstrukturalen und -gestaltlichen Gesamtzusammenhanges adäquat möglich. Das heißt, zur Voraussetzung für ein empirisches implizites Verständnis von Identität werden die Einbeziehung zum einen der Erzähl- und Darstellungsweise des Selbst, seine Präsentations- und Ausdrucksformen (z. B. syntaktisch, grammatisch, semantisch, metaphorisch bzw. symbolisch) und des Weiteren das Wissen um das nachträgliche Umschreiben von Erinnerungen sowie das vergegenwärtigende Ausbalancieren jener mit aktuellen Erfahrungen. Voraussetzungen nämlich dafür, um die subjektiven,

¹⁵⁶ In ihrem Beitrag: „Die rhetorische Artikulation von Bildungsprozessen. Zur Methodologie erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung“ versuchen auch Kokemohr/Koller (1996) einen mit den eigenen Überlegungen unmittelbar vergleichbaren Zusammenhang zwischen Bildung, verstanden als höherwertige Transformationsprozesse des Selbst- und Weltverhältnisse, und ihrer lebensgeschichtlichen *Prozessverläufe* mittels narrationstheoretischer (rhetorischer) Konzepte zu skizzieren. Es ergeben sich bei den Autoren folgende Konsequenzen für die Konzeption einer erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung: Eine „(.) besteht darin, daß das Augenmerk der Untersuchung sich nicht nur auf die dargestellten Erfahrungen (als *Lebensgeschehen*), sondern auch auf den Prozeß der Konstruktion einer *Lebensgeschichte* richten sollte. Mit Blick auf das Interesse an Bildungsprozessen bedeutet dies eine Verschiebung oder Erweiterung der Fragestellung: Neben der Erforschung vergangener Bildungsprozesse tritt die Analyse von Transformationen des Welt- und Selbstverhältnisses, die sich möglicherweise während des Erzählens selbst, d. h. im aktuellen Prozeß einer Konstruktion der eigenen Lebensgeschichte vollziehen“ (Kokemohr/Koller 1996, S. 95, Hervorhebg. i. O.). Hinsichtlich der Frage, „wie die deutend-konstruktive Dimension des lebensgeschichtlichen Erzählens angemessen analysiert werden kann?“ (ebd.), ziehen die Autoren eine zweite wichtige Konsequenz: „Die bildungstheoretische Pointe der Einsicht in die Rhetorizität menschlichen Sprachgebrauchs liegt nun darin, daß das, was zu verstehen zu geben versucht wird – unser x -, in einem gegebenen Entwicklungsstand nicht oder noch nicht artikuliert werden kann. Also kommt es darauf an, für das (noch) Unartikulierte, was dazu drängt, artikuliert zu werden, eine rhetorische Figur zu finden, die dem Unartikulierten eine Artikulation verschafft. So lassen sich Bildungsprozesse als Prozesse verstehen, in denen kraft rhetorischer Figuren Unartikulierte zur Artikulation kommt.“ (ebd. S. 97) Zusammenfassend ziehen die Autoren also folgenden Schluss: „Wir fragen nach Bildungsprozessen. Darunter verstehen wir emergente Prozesse, in denen für gegebene Probleme Deutungen sich artikulieren, die aus einem gegebenen Habitus, einem gegebenen Wissen, einer gegebenen Entwicklungsstufe sich nicht deduzieren lassen. Biographische Texte lassen sich unter der Frage untersuchen, ob in ihnen transzendierende Deutungen emergieren. Wir vermuten, daß Emergenz sich als eine Funktion des Sprachgebrauchs auffassen läßt, derart, daß der Sprachgebrauch unter bestimmten Bedingungen kraft rhetorischer Figuren – (...) Verweisungsräume eröffnet und dadurch etwas bisher Unartikulierte oder sogar Unartikulierbares als etwas Artikulierbares zu verstehen gibt, so daß Deutungen emergieren können, die ohne sie keinen Grund hätten und nicht entstünden.“ (ebd. S. 101)

temporal modifizierten Bedeutungssetzungen der Positionierung und die individuell-sozialen Sinn(gestaltungs)modi nur *aus* einem lebensgeschichtlich-strukturalen Gesamtzusammenhang heraus interpretativ auswählen, gewichten und *für* diesen Gesamtzusammenhang, seiner Genese und Struktur, auch rekonstruktiv und übersituativ generalisierend annäherungsweise *verstehen* zu können. Jener Zusammenhang begründet zudem wiederholend, dass jede Form durch ihre Inhalte bestimmt ist und jeder einzelne Inhalt wiederum eben gerade in dieser spezifischen Formation erst seine Bedeutung erlangt.

**Band II: Empirische Teilstudie und Zusammenfassung der
Erkenntnisse**

3 Methodologische und methodisch-technische Vorüberlegungen und Präzisierung des empirischen Untersuchungsdesigns

Das Untersuchungsziel besteht darin, die Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von lebensphasen- und lebensbereichsspezifischen Erfahrungs- bzw. Erlebnisinhalten in den biografisch orientierten Bilanzierungs- und Antizipationsprozessen der aktuellen Selbstreflexion und ihrer Selbst- *und* Lebensbewertung für den Aufbau eines Lebenskonzeptes auf formaler und inhaltlicher Ebene des subjektiven Relevanzsystems von Identitätszielen in Form eines Identitätsformationsmusters rekonstruierend interpretieren zu können. Das vorliegende Untersuchungsverfahren wird zunächst den An- und Grundsätzen sowie den Erhebungs- und Auswertungsmethoden der Qualitativen (Sozial)Forschung angeschlossen. Das Interesse zielt auf die Frage, warum sich die qualitative Forschung als Forschungsstrategie für die eigene Untersuchungsperspektive eignet. Methodologische Begründungen finden sich in den mit der qualitativen Forschung und insbesondere mit ihrem „interpretativen Paradigma“ verknüpften *Forschungsperspektiven*, wobei hier keine einheitlichen bzw. eindeutigen Systematisierungskriterien vorzufinden sind. Demzufolge ist die eigene Untersuchung nur unter Vorbehalt zuzuordnen bzw. als triangulative Mischform anzuerkennen möglich. Zum anderen führen Begründungen aus der Perspektivität qualitativer Forschungsansätze heraus zu bestimmten methodischen Überlegungen, die sich einerseits in *Erhebungsmethoden* und in *Auswertungsmethoden* andererseits für die kontrollierte Verfahrensweise differenziert beschreiben lassen. Weitere, für die eigene Untersuchung darüber hinausgehende Fragen sind zu klären. Nämlich erstens, warum die Entscheidung auf das qualitative Interview, genauer auf die kombinierte Interviewform des narrativ-fokussierenden Interviews, zunächst in der Erhebungsphase fiel. Und zweitens, warum bzw. inwiefern die qualitative Inhaltsanalyse, genauer die „strukturierende Inhaltsanalyse“ (nach Mayring (1985, 1996, 2002) und die „typologische Analyse“ (bspw. nach Kelle/Kluge 1999; Kluge 1999; Kuckartz 1999), insbesondere aber auch eine Kombinationsform aus jenen qualitativen inhaltsanalytischen Methoden und quantitativen Häufigkeits(Frequenz)analysen als Auswertungsmethoden gewählt worden sind. Im Ergebnis wird sich schließlich herausstellen, dass genau diese Form der Triangulation von Forschungsstrategien (hier sowohl der Perspektiven als auch der Methoden) zu validierten Forschungsergebnissen zur Identitätsformation junger (ostdeutscher) Erwachsener geführt hat.

3.1 Zu den Forschungsperspektiven und –methoden der Qualitativen (Sozial)Forschung

Die Sinnhaftigkeit, nicht aber ihre forschungslogische bzw. methodologische Diskussion, überhaupt spezifische *Forschungsperspektiven* der qualitativen Forschung (punktuell nach disziplinären Zugangsweisen getrennt) auf einem höheren Verallgemeinerungsniveau anzureißen, soll erstens deutlich werden lassen, worauf die Untersuchung strategisch im Rahmen der Hypothesenüberprüfung sowie der Weiterentwicklung der Theoriebildung/ -generierung¹⁵⁷ und Methoden abzielt. Wichtig ist auch die Frage, warum sie dennoch nicht in enger Verbindung mit „prototypischen“ qualitativen Verfahrensweisen steht. Das heißt, auf der Basis des bisherigen theoretischen Begründungszusammenhanges zwischen den Konzepten von Identität–(Selbst-)Bildung–Biografie besteht der Versuch darin, die methodologische Ausrichtung der eigenen Untersuchung zur Erforschung der Identitätsformation – also ihre *Verfahrensperspektive* – dem inhaltlichen Forschungsrahmen der qualitativen Forschung begründet anzuschließen.

Die in der Überschrift in Klammer gesetzte Bezeichnung „Sozialforschung“ drückt zunächst aus, dass die qualitative Forschung für sich genommen und disziplinär betrachtet unterschiedliche, zum Teil aber auch teildisziplinär interagierende Perspektivenansätze vereinigt. Das heißt an einem Beispiel, dass die qualitative *Sozialforschung* n. m. K. ursprünglich soziologischen Erkenntnisinteressen folgt, die wiederum je differenzierten, theoretischen Positionen (z. B. Symbolischer Interaktionismus, Phänomenologie, Ethnomethodologie, Systemstrukturalismus etc.) und Methoden der Datenerhebung, Interpretation und Anwendungsfeldern nachkommen, die sich aber auch, bspw. im Falle der hermeneutischen Analyse von tiefer liegenden Strukturen, mit denen der Psychoanalyse

¹⁵⁷ Mit *Hypothesenüberprüfung* ist hier im Überblick gemeint, dass sich die Untersuchungskonzeption von ihrem *theoretischen* Ausgangspunkt her auf das „Alltägliche Modell der Identitätsarbeit“ mit dem Konzept der „Patchwork-Identität“ von Keupp (u. a. 1999), Straus/Höfer (1998b), Höfer (2000) bezieht. Hieraus sind konkrete Fragen zu den bedeutungsvollen Identitätszielen entwickelt worden, die im Endeffekt darauf hinauslaufen, ob dieses Modell bzw. daran die orientierte Konzeption einer empirischen Überprüfung „standhält“. Die theoretischen Implikationen dienen also als theoretisches Vorverständnis, auf dem dann auch die deduktiven Kategorien und die weitere induktive Verfahrensweise fußen. Vom *empirischen* Ausgangspunkt aus meint Hypothesenprüfung hier auch, dass unter einer weitgefassten Perspektive ein spezifischer Ersteindruck aus den verwendeten narrativ-fokussierender Interviews deutlich geworden ist, der zur Überprüfung von vermuteten Bewältigungsstrategien in der biografischen Lebensgestaltung von jungen Erwachsenen im weitesten Sinne führen wird. (vgl. zu den Auswahlkriterien der Stichprobe i. d. A. S. 317f.)

Theoriebildung/generierung meint hier im Überblick, dass aus den generierten Formationstypen, die durch komparatistische Analysen induktiv/abduktiv hervorgegangen sind, im Ergebnis eine Vierfelder-Typologie zu pluralen Auseinandersetzungsformen von jungen Erwachsenen in der selbstreflexiv-handlungsorientierten Identitätsformation auf theoretischer Ebene entwickelt wird. Des Weiteren werden formale und inhaltliche Fragen zur spätmodernen beruflichen Identität empirisch beantwortet und Rückschlüsse für die Konzeption der beruflichen Identität und Konsequenzen zu spezifischen Thesen der beruflichen Identitätsforschung im Sinne der Theoriebildung gezogen.

verbinden lassen. (vgl. im Überblick Lamnek 2005, S. 224f.) Die eigene Untersuchungsperspektive schließt nun mit der Frage nach dem subjektiven Herstellungsprozess eines formalen, individuell-sozialen, durch Erfahrungsbildung konstituierten Relevanzsystems von lebensphasen- und lebensbereichsspezifisch inhaltlich gefüllten Lebensorientierungen im narrativen Vollzug der selbstreflexiven Identitätsformation nicht in erster Linie an soziologische Erkenntnisinteressen an. Obwohl sie – am Schnittpunkt zwischen Selbst und Welt angesiedelt – deren soziostrukturelle Bedingungskonstellationen nicht ausblendet, da sie dem im Identitätskonzept angelegten interaktionistisch-handlungstheoretischen Ansatz zwar folgen will, fokussiert sie jedoch nicht im engeren Sinne die soziale Identität bzw. die Erfassung sozialer Wirklichkeit, sondern beides als einzudenkende Perspektiven für den Gegenstand der „persönlichen Identität“. Darauf wird am Beispiel der Soziologischen Biografieforschung und ihrer im Anschluss an den vorhergehenden Abschnitt anknüpfbaren und hier interessierenden Leitfragen sogleich zurückgekommen. Für die qualitative Forschung heißt es einleitend bezüglich ihres Ausgangspunktes zunächst allgemein, dass dieser in dem „Versuch eines vorrangig deutenden und sinnverstehenden Zugangs zu der interpretativ hergestellt und in sprachlichen wie nicht-sprachlichen Symbolen repräsentiert gedachten sozialen Wirklichkeit“ besteht. Und weiter: „Sie bemüht sich nun dabei, ein möglichst detailliertes und vollständiges Bild der zu erschließenden Wirklichkeitsausschnitte zu liefern.“ (Kardorff 1995, S. 4) Als eine mögliche, an dieser Stelle sehr allgemein formulierte, aber weitestgehend in ihren Grundzügen geteilte Differenzierung (nach Lüders/Reichert 1986, S. 92ff.) von Forschungsperspektiven gilt, dass qualitative Ansätze „(1) auf den Nachvollzug subjektiv gemeinten Sinns, (2) auf die Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus und (3) auf die Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Tiefenstruktur abzielen“ (Flick 1995, S. 433). Im dritten Punkt nimmt Flick selbst noch eine interne Präzisierung zur Umgrenzung des als wesentlich erachteten und besonders interessierenden Ausschnittes eines mehr oder minder komplexen Forschungsfeldes vor: „Drittens kann er (Einfüg. P. N.: der Forscher) sich der Rekonstruktion subjektiver (Holzkamp 1986) oder objektiver (Oevermann 1983) Handlungsgründe und damit *Erklärung menschlichen Handelns* widmen. Viertens kann er sich auf das *Verhältnis subjektiver Deutungen zu objektiv beschreibbaren Strukturmerkmalen* untersuchter Handlungswelten konzentrieren.“ (ebd. S. 153; Hervorhebg. i. O.) Erfolgt nun eine Zuerkennung der eigenen Untersuchungsperspektive zu dieser Einteilung, dann in jedem Fall eine Einordnung zu dem Perspektivenansatz (1): dem Nachvollzug subjektiven Sinns. Das heißt, die agierenden Subjekte in bzw. aus ihrer Sichtweise heraus verstehen zu wollen.

Beziehungsweise, wie Kardorff (1995, S. 4) formuliert: „Die soziale(n) Wirklichkeit(en) von ‚innen‘ heraus zu begreifen (Blumer 1973) und den ‚gemeinten‘ Sinn der sozialen Akteure deutend zu verstehen (Max Weber).“ Kardorff schließlich vereint, über die bei Flick eher stark verallgemeinerten Aussagen hinausgehend, zugleich die mit den Perspektiven verbundenen Verfahrensweisen, welche m. E. insbesondere den eigentlich soziologischen Ansatz der Qualitativen *Sozialforschung* hervorheben. Neben der Sinn deutenden Richtung ginge es bestimmten Perspektiven entweder darum

- Gesetzmäßigkeiten individuellen und kollektiven Handelns zu formulieren; Einzelfälle als Paradigma allgemeiner Sachverhalte zu begreifen; oder
- aus den Gesetzen der großen Zahl Verhalten vorherzusagen; von typischen Fällen auf übergreifende Verhältnisse zu schließen; oder
- von allgemeinen Strukturen regelhafte Ereignisketten oder Verhaltensabfolgen zu deduzieren; Verhalten in einer ‚naturalistischen‘ Einstellung im ökologischen Kontext zu beobachten; oder
- Reaktionen unter willkürlich variierten Bedingungen im Experiment zu provozieren (ebd. S. 5).

In dieser Aufzählung schließt der eigene Untersuchungsansatz vor allem an den zweiten Aspekt an, d. h., generierende Aussagen zum individuellen Handeln machen zu können, die die Möglichkeit eröffnen, Einzelfälle als Paradigma allgemeiner Sachverhalte der Identitätsformation zu betrachten. Im Endeffekt macht eine direkte Einordnung in diese Dimensionierung aber nur halbwegs Sinn. Beide Autoren sind sich ebenso darin einig, dass „all dies nicht einander ausschließende, sondern sich wechselseitig ergänzende Perspektiven und Verfahrensweisen sozialwissenschaftlicher Forschung (sind)“ (Kardorff 1995, S. 4).

Dass es nun um den interpretativen Nachvollzug subjektiven Sinns und zugleich um die Rekonstruktion struktural lebensweltlicher und lebensphasischer Aspekte der prozessualen Identitätsformation in der eigenen Untersuchung geht – es sich hier also um eine gewisse Triangulation von Forschungsperspektiven handelt – zeigen zwei Argumentationslinien auf.

Zum einen kann am Beispiel der Soziologischen Biografieforschung bzw. biografieanalytischer Verfahrensweisen der identitätstheoretische Bezugspunkt von Biografie in Fortführung des vorherigen Abschnittes wiederholt hervorgehoben werden. Das heißt, aus der (sozial-)psychologischen Nähe der eigenen Untersuchungsperspektive heraus wird das Subjekt als Gegenstand bzw. seine Persönlichkeitsstruktur im Kontext seiner lebensgeschichtlichen Erzählung in das Untersuchungszentrum gerückt. (vgl. auch i. d. A. S. 269ff.) Aus soziologischer Sicht interessiert jedoch seine Biografie als Gegenstand. Beide Perspektiven setzen am Individuum an, um den individuellen und/oder kollektiven Charakter von sozialen Sinnwelten zu erschließen. (vgl. Krüger 2003) Die Soziologische Biografieforschung nun, die sich gleichsam dem Paradigma der Qualitativen Sozialforschung verschrieben hat, setzt auf die Erforschung des Biografischen als „soziale Größe“ (Fischer-

Rosenthal 1995, S. 253). Sozio-biografische Leitfragen sind bspw.: „Welchen *Sinn* und welche Bedeutung hat Biographie für Gesellschaftsmitglieder im Laufe sozialisatorischer und sozio-historischer Entwicklungen erlangt? Welche *Funktionen* nimmt sie ein auf der lebensweltlichen Ebene des sozialen Handelns und welche im Gesamtgesellschaftlichen? Wie werden biographische *Strukturen* erzeugt, erhalten und verflüssigt?“ (ebd.; Hervorhebg. i. O.) Dieser aufgespannte Rahmen zeigt gleichzeitig an, dass sich also innerhalb der Soziologischen Biografieforschung mindestens drei ausdifferenzierbare Perspektiven ausmachen lassen. Am Beispiel der Sinnperspektive soll eine Präzisierung expliziert werden, weil sich insbesondere mit dieser Dimension noch zwei weitere wesentliche Gedanken zur Vertiefung verknüpfen.

Anknüpfend an Konzepten einer verstehenden Soziologie und des *sozialen Handelns* (M. Weber, G. H. Mead, A. Schütz) wird im Umfeld handlungstheoretischer Soziologie nach wechselseitigen *Konstitutionsbedingungen* von lebensgeschichtlichen Erfahrungen und gesellschaftlich-biographischen Vorgaben gefragt. Es wird ein lebensweltlich über Sprechen und Interaktionen vermittelter Prozeß von wechselseitig verschränkter Individuierung und Vergesellschaftung zugrundegelegt, in dessen Kreuzungspunkt die (erzählbare) *Lebensgeschichte als Mittel der Handlungsorientierung* aufgebaut wird. Emergente Ereignisse werden in *sozialen* Sinn- und Bedeutungszuschreibungen zu Erfahrungen und so zu Modifikationen übernommener und durch vorhergehende Erfahrungen konstituierter Identitäten (vgl. Strauss 1968, S. 95-160). Dieser interaktive *Typisierungsprozeß* bildet nicht nur die Weltsicht (und somit Welt) der Interagierenden, sondern auch ihr *soziales Selbst* aus. Dabei besteht zwischen dem Horizont des schon aufgebauten *biographischen Selbstbildes* und dem aktuellen Erlebnis ein prinzipiell offenes interpretatives Wechselverhältnis, in dem Konsistenz angesichts emergenter Ereignisse und angesichts des zeitlichen Charakters des Lebens hergestellt werden muß. (ebd. S. 255; Hervorhebg.: P. N.)

Die Sinnperspektive sozio-biografischer Leitfragen zielt allerdings (im Unterschied zur eigenen Arbeitsperspektive) auf die **Rekonstruktion** alltagsweltlicher Zusammenhänge und kommunikativer Regeln im Sinne individueller und gesellschaftlicher *Konstitutionsbedingungen* von Biografie und sozialer Identität. Die gleiche Orientierung läßt sich für die soziologische Funktionsperspektive festhalten, welche auf die gesellschaftlichen Probleme abstellt, die mit biografischen Lösungen angegangen werden können. Hier wird „Biographisches als Ausdruck und Funktion allgemeiner sozialer Prozesse identifiziert. (...) (D)ie Lebensgeschichte wird als Biographie zum Integrationsprozessor der Person.“ (ebd. S. 256; Auslassg.; Hervorhebg. P. N.) Und für die Strukturperspektive gilt ebenso:

„Hier geht es nicht nur (...) um die Struktur im Sinne objektiver Muster des Biographischen, sondern Strukturen werden gefaßt als **Erzeugungsregeln des Sozialen**.“ (ebd.; Auslassg.; Hervorhebg.: P. N.) Die Regeln beziehen sich auf die Erzeugung, Reproduktion und Transformation sozialer Gebilde, als solches auch die Biografie zu gelten hat. In der vorliegenden Arbeit nun gewinnt jedoch nicht die Analyse biografischer Strukturen von Abläufen, Statuspassagen oder individueller und sozialer Wandlungsprozesse im eben dargestellten Sinne vorrangig Aufmerksamkeit, wie bspw. die Analyse von

„Prozessverlaufsstrukturen des Lebenslaufs“ sensu F. Schütze (1983). Sondern – und hierfür wurde bereits detailliert ein Begründungszusammenhang hergestellt – Biografie bzw. lebensphasische Strukturen dienen hier als Sinn stiftender und sinnkonstituierender Re-Konstruktionsmodus und -rahmen von *persönlicher* Identität. Aus der ganzheitlichen Sicht umschließt die persönliche Identität zwar auch und insbesondere die soziale Identität bzw. soziale Sinnerzeugungsregeln. Jedoch steht sie hier bei der Rekonstruktion eines subjektiven identitätstheoretischen Relevanzsystems nicht im Vordergrund, sondern teilt sich gleichwertig die Aufmerksamkeit mit der personalen Identität und ihren individuellen Sinnerzeugungsregeln. Beide subjektiven Erzeugungsregeln vereinigen sich quasi in der persönlichen Identität.

Der zweite Aspekt, der sich am Beispiel der Analyseperspektive von soziologischen Biografieforschungen im Hinblick auf die Sinndeutung explizieren lässt, findet sich bereits unter den narrationstheoretischen Überlegungen im vorherigen Abschnitt. Dort ging es darum, dass die „rekonstruierende Interpretation“ (Schulze 2003, S. 330) biografischer Prozesse durch den Forscher auf zwei Ebenen der Sinnkonstruktion¹⁵⁸ unternommen werden kann. Zunächst scheinen in der von Schulze vorgenommenen Begriffsverwendung zwei Einzelperspektiven, die der „Rekonstruktion“ und die der „Interpretation“, in eine Verfahrensweise zu fallen, die andernorts als unterschiedliche Zugangsperspektiven der Sinndeutung gruppiert werden. (vgl. Flick 1995, S. 156; S. 433)¹⁵⁹ Das Ziel der Qualitativen Sozialforschung ist es, „den Prozess der interaktiven Herstellung von Bedeutung zu *rekonstruieren*“. Die Frage, die damit beantwortet werden soll, ist die: „Wie erzeugen Menschen in ihrem interaktiven Handeln soziale Wirklichkeit und wie schreiben sie ihr Bedeutung zu?“ (Koller 2004, S. 225) Der Begriff der Rekonstruktion bezieht sich darauf, dass die soziale Wirklichkeit (bspw. die Erziehungswirklichkeit) keine objektive Gegebenheit

¹⁵⁸ Vgl. die Ausführungen zu Terhardt (2003, S. 36; i. d. A. S. 269)

¹⁵⁹ Flick bezieht sich hier auf eine Gegenüberstellung von re-konstruktiven und interpretativen Verfahren, die sich durch ihren Grad an Künstlichkeit und Natürlichkeit der jeweiligen Forschungssituation einerseits und nach dem Bezugspunkt der Strukturierung der Datensammlung andererseits auszeichnen. Als Ausgangspunkt dient dem Autor Bergmanns Gegenüberstellung rekonstruktiver und i. e. S. interpretativer Verfahren (1985: Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: W. Bonß ; H. Hartmann. Soziale Welt, Sonderheft 3: Entzauberte Wissenschaft. – Göttingen; S. 306). Die rekonstruktiven Verfahren stellen mit Interviewverfahren den zu untersuchenden Sachverhalt ein zweites Mal her (entspricht dem Re-konstruieren). Interpretative Verfahren suchen dagegen ihren Gegenstand in Alltagssituationen und stellen bei den Erhebungsdaten auf deren akustische oder audiovisuelle Aufzeichnungen ab, die dann einer „mikroskopisch genauen Analyse der Handlungen und Methoden, mittels derer die Teilnehmer an sozialen Situationen Wirklichkeiten herstellen“ (Flick 2002, S. 156), unterzogen werden. Die interpretativen Verfahren zielen nicht wie die rekonstruktiven Verfahren darauf, „den Sinn einer Äußerung durch Annahmen (...) über die Intentionen oder Wertorientierungen“, also den Motiven und Sichtweisen der Beteiligten zu erschließen, sondern – gestützt durch die Annahme einer dem „Handeln der Beteiligten reproduzierenden Ordnung“sprämisse – aus dem beobachteten Handeln und Interagieren auf dem Wege der Interpretation auf bestimmte Aspekte oder Sichtweisen, die darin ihren Ausdruck finden. (vgl. ebd. S. 157)

ist, die einer Beobachtung im naturwissenschaftlichen Sinne zugänglich wäre. Sondern sie ist „ein *sinnhaftes*, d. h. (.) ein *symbolisch strukturiertes Gebilde*. Was sozialwissenschaftlich relevante Phänomene auszeichnet, ist also zunächst, dass sie eine Bedeutung haben und dass sie ohne Kenntnis dieser Bedeutung gar nicht angemessen erfasst werden können“ (ebd. S. 223; Hervorhebg. i. O.). Die zweite Prämisse sozialwissenschaftlicher Gegenstände ist laut Koller, „dass ihnen die Bedeutung nicht anhaftet oder innewohnt wie eine natürliche Eigenschaft, (...) sondern dass ihnen solche Bedeutungen von den beteiligten Akteuren erst zugeschrieben werden. Anders formuliert: Auch diese Bedeutungen sind keine Gegebenheiten, sondern Konstrukte, die in sozialen Interaktionsprozessen hervorgebracht werden“ (ebd.; Auslassg.: P. N.). Für hermeneutische Verfahren ist nun daraus die prinzipielle Schlussfolgerung zu ziehen, „dass solche Bedeutungen sowie der Prozess ihrer Entstehung und Veränderung eben nicht mit Hilfe objektiver Verfahren beobachtet oder gemessen, sondern nur *verstanden* bzw. *interpretativ erschlossen* werden können“ (ebd.). Das entscheidende Ergebnis für den Weg der Erkenntnisgewinnung lautet sodann, „dass sozialwissenschaftliche Forschung, die diesem Grundverständnis folgt, darauf abzielt, solche Konstruktionen zu *rekonstruieren* – das heißt, sowohl herauszufinden, *was die jeweiligen Gegenstände für die Betroffenen bedeuten als auch wie solche Bedeutungen interaktiv zustande kommen bzw. sich verändern*“ (ebd. S. 224; Hervorhebg. i. O.). So gesehen leuchtet ein, warum auch Koller in der Bezeichnung der Forschungsrichtung der Qualitativen Sozialforschung eine Gleichsetzung von Interpretativer bzw. Rekonstruktiver Sozialforschung vornimmt. (ebd. S. 225) Der Begriff der **Rekonstruktion** bezieht sich nach ihm auf den Prozess der interaktiven Herstellung von Bedeutungen. Das Verstehen bzw. Deuten der von den interagierenden Beteiligten in Handlungen erzeugten und der sozialen Wirklichkeit zugeschriebenen Bedeutungen bezieht sich auf den Begriff der **Interpretation**, worauf also die Rekonstruktion beruht. Der Rekonstruktionsbegriff geht dabei aber noch einen über die Interpretation der subjektiven Sicht hinausgehenden Schritt. Denn mit dem Rekonstruktionsvollzug geht es „nicht nur um die *Prüfung*, sondern auch und gerade um die Gewinnung von Hypothesen und Theorien, die sich freilich wie bei Popper an der ‚Erfahrung‘, d. h. am Gegenstand bzw. den erhobenen Daten, *bewähren* müssen und gegebenenfalls scheitern können. Ein Gütekriterium ist dabei vor allem, inwieweit diese Hypothesen aus den Gegenständen, auf die sie sich beziehen, heraus entwickelt wurden“ (ebd. S. 226; Hervorhebg.: i. O.). Dieser konzeptionelle Zusammenhang würde sich mit dem Begriff Schulzes und im letzten Punkt mit der bereits zitierten Auffassung von Terhart (2003,

S. 36) vereinbaren lassen. Ähnlich argumentiert auch Flick (2002), wenn er in Anlehnung an Ricoeurs Kreislauf der Mimesis¹⁶⁰,

die biographische Erzählung des eigenen Lebens (...) als mimetische Darstellung von Erfahrungen (auffasst), die zu diesem Zweck – im Interview – in Form einer Erzählung konstruiert werden. Auf der anderen Seite liefert die Erzählung allgemein einen Rahmen, in dem Erfahrungen eingeordnet, dargestellt, bewertet etc. – kurz: in dem sie erlebt werden. Der Gegenstand, den qualitative Forschung (hier) untersucht, ist also bereits im Alltag in der Form, in der sie ihn untersuchen will, konstruiert und interpretiert. In der Situation des Interviews wird diese alltägliche Interpretations- und Konstruktionsweise genutzt, um diese Erfahrungen einer symbolischen Welt – der Wissenschaft und ihren Texten – zuzuführen. Die Erfahrungen werden dann von dieser Welt aus interpretiert. (...) (Einfüg.: P. N.: Daraus folgt:) Durch die Rekonstruktion des Lebens unter einer spezifischen Fragestellung wird eine Version der jeweiligen Erfahrungen konstruiert und interpretiert. (...) Spätestens in der Darstellung der Ergebnisse dieser Rekonstruktion sollen diese Erfahrungen und die Welt, in der sie gemacht worden sind, in einer bestimmten Weise präsentiert und gesehen werden – etwa in Form einer (neuen) Theorie mit Geltungsansprüchen (...) (Flick 2002, S. 64; Auslassg.: P. N.).

Für die im weiteren Verlauf der Arbeit eingenommene „rekonstruierende Interpretationsperspektive“ kann aus den bisherigen Schilderungen folgender Zusammenhang festgehalten werden: Der Begriff Rekonstruktion meint zunächst eine abbildende „Wiederherstellung“, das „Wiedererzählen“ bzw. den „Wiederaufbau“ der Erzählung, der Situation und dergleichen. Rekonstruktionen sind im hier diskutierten wissenschaftlichen Verständnis „Konstruktionen zweiter Ordnung“. (vgl. Flick 2002, S. 57 i. Anlehnung an Schütz, 1971), also Konstruktionen von „Konstruktionen ersten Grades“ alltagsweltlich handelnder Subjekte. Die Rekonstruktion dieser „Konstruktionen ersten Grades“ sind aber gleichzeitig in temporaler Hinsicht „Konstruktionen zweiten Grades“, da die Alltagswelt den Subjekten nicht unvermittelt, sondern ihnen auf einem intersubjektiv gebildeten Vorverständnis basierend, gegenüber steht. Um die wissenschaftliche Konstruktion (2. Grades) vollziehen zu können, sind Interpretationen zu den Konstruktionsprozessen (1. Grades) der zu untersuchenden subjektiven Deutungen notwendig. Im Falle der eigenen Forschungsfrage bedeutet die begriffliche Orientierung hin auf die „rekonstruierende Interpretation“, dass es sich bei der Erforschung – in Bezug auf die aktuelle Selbstthematisierung – der prozessualen Bedeutungsstruktur um die implizite Erfassung einer generierenden Identitätszielstruktur in ihrem Gewordensein zum aktuellen Vergegenwärtigungszeitpunkt handelt. Es handelt sich mit dem Gewordensein nicht um die biografische Bedeutung von prozessualen Verlaufskurven in ihrer Emergenz. Die dafür notwendige Interpretation bezieht sich auf die „stellvertretende Deutung“ der durch das Subjekt vorgenommenen selbstreflexiven Bedeutungsauswahl, -gewichtung und -generalisierung einzelner als wichtig erachteter

¹⁶⁰ Mimetische Prozesse im sozialwissenschaftlichen Verstehen lassen sich „als Wechselspiel von Konstruktion und Interpretation von Erfahrungen so festmachen: Mimesis beinhaltet den Gang vom Vorverständnis über den Text zur Interpretation. Der Prozess wird im Akt der Konstruktion und der Interpretation wie im Akt des Verstehens vollzogen“ (Flick 2002, S. 61).

lebensphasen- und lebensbereichsspezifischer Orientierungsmarker zu Erfahrungskernen, die nur (annähernd objektiv) verstanden werden können, wenn auch ihr Gewordensein im biografischen Kontext und für diesen Kontext identitätszielorientiert aktuell „reproduziert“ wird. Um die rekonstruktiv-interpretierende Verfahrensperspektive abschließend formal zu vervollständigen, bildet eine weitere Ergänzung zum Rekonstruktionsbegriff den Abschluss. Neben den bisherigen Erörterungen wird der Begriff der Rekonstruktion auch auf methodologischer Reflexionsebene für die methodische Kontrolle (d. h. Rekonstruktion) von Verfahrensweisen und Methoden der Interpretation angewendet. „Im Bereich dieser selbstreflexiven Rekonstruktionen, der Rekonstruktion der Rekonstruktionen, müssen wir (...) noch einmal unterscheiden zwischen einer Rekonstruktion auf der methodologischen oder erkenntnistheoretischen Ebene (...) und einer Rekonstruktion auf der forschungspraktischen Ebene.“ (Bohnsack 2000, S. 29; Auslassg.: P. N.)

Zurückkommend auf das Beispiel der Biografieanalyse liegt m. E. das stärkere Gewicht, Forschungsperspektiven sinnvoll in ihren wesentlichen Merkmalen zu charakterisieren und für die eigene Arbeitsperspektive Verbindungen aufzubauen, aufseiten der *Interpretationsperspektive*. Laut Schulzes Vorstellung vollzieht sich der rekonstruierende Interpretationsprozess beginnend auf der Ebene der reflektierten *Erkenntnis* der Erzählung/des Befragten und dann *zurück* zu seinen früheren Schichten der Erfahrungsaufschichtung. (vgl. Schulze 2003, S. 330) Der Autor unterscheidet drei Ebenen biografischer Prozesse, auf die sich jeweils unterschiedliche Interpretationsperspektiven richten. Je nach dem, auf welcher Ebene der Schwerpunkt der Interpretation liegt, wird zwischen den nachfolgend dargestellten Interpretationsperspektiven eine unterschiedliche „Größenordnung und Reichweite der Sachverhalte“ sowie „in der Schärfeneinstellung des untersuchenden Blicks“ (ebd. S. 333) angenommen:

- 1) „Interpretationen auf der Ebene innerbiographischer Prozesse“: Ausgangspunkt bilden einzelne Segmente, selbstständige, thematisch bestimmte Erzählstücke. Die Untersuchung zielt auf einzelne Lebenserfahrungen und ihrer Bedeutung. „Lebenserfahrungen thematisieren ein Diskrepanzerlebnis (...) Hier muß die Interpretation das Fehlende ergänzen.“ (ebd. S. 334; Auslassg.: P. N.) Dem

Biografieforscher kommt es darauf an, „Lebensprobleme und -erfahrungen bewußtzumachen und herauszuarbeiten, die für viele Menschen in ähnlicher Weise gelten und die darum zum Gegenstand eines öffentlichen Interesses und einer kollektiven Bearbeitung werden können“ (ebd.).

- 2) „Interpretationen auf der Ebene gesamtbiographischer Prozesse“: Die Interpretation geht „von der Gesamtkomposition einer autobiographischen Stegreiferzählung oder von einer vollständigen Autobiographie aus. Im Mittelpunkt steht die Untersuchung des Zusammenhangs der Lebenserfahrungen und ihre Umsetzung in die Gestaltung einer Biographie. Der Zusammenhang der Lebenserfahrungen ist strukturiert. Da ist die Ausstrahlung von Erfahrungskernen auf ganze Erfahrungsfelder. (...) Da ist die Aufschichtung der Erfahrungen nach den Lebensaltern und ihrer Tiefenstaffelung nach dem Grad der Bewußtheit. Da ist die wechselnde Über-, Unter- und Nebenordnung im Hinblick auf das aktuelle Interesse und auf die Lebenssituationen und die Ausbildung von Zentren im Hinblick auf eine längerfristige Lebensperspektive. Und da ist die Besetzung der Erfahrungen mit positiver oder negativer

psychischer Energie. (...) Und möglicherweise gibt es übergeordnete Organisationsprinzipien und Konstruktionsregeln oder einen Rahmen, der die Erfahrungsverarbeitung insgesamt steuert. Vor allem aber muß der Erfahrungszusammenhang als Prozeß gedacht werden, als ein Prozeß der Selbstorganisation, als ein „autopoietisches System“ (ebd. S. 335; Auslassg.: P. N.). Biografieanalysen auf dieser Ebene befassen sich mit Entwicklungsaufgaben, Wachstumskrisen und curricularen Situationen; mit untypischen und unerwarteten „kritischen Lebensereignissen“; mit dem Geheimnis der Lebenskonstruktion, d. h., eines zugrunde liegenden Musters im Sinne einer „generativen Grammatik“ bzw. „latenter Sinnstrukturen“; mit „Konstruktionsstrukturen“ oder auch mit den individuellen „Prozess(verlaufs)strukturen/-kurven“ und „institutionellen Ablaufmustern“; mit „intentionalen Handlungsschemata“ oder Wandlungsprozessen oder auch mit der „Gesamtfiguration biographischer Selbstrepräsentation“. (vgl. ebd.)

- 3) „Interpretationen auf der Ebene inter- und transbiographischer Prozesse“: Die Interpretation befasst sich mit verschiedenen autobiografischen Texten und fasst sie zu einer oder mehreren Gruppen zusammen und bezieht diese jeweils als Ganzes oder in einzelnen Segmenten aufeinander. „Im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen die Ausbildung oder Revision eines kollektiven Erfahrungszusammenhangs und die kollektive Verarbeitung historischer Ereignisse und sozialer Wandlungen.“ (ebd. S. 336)

Nach dieser Differenzierung von Interpretationsperspektiven richtet sich die eigene Untersuchungsperspektive konkret auf die zweite Ebene. Dennoch verschwimmen hier der subjektive und der verobjektivierte Bezugsgehalt des Sinn verstehenden Interpretierens für die Rekonstruktion prozessualer Herstellungsaspekte von Sinn und Bedeutung bzw. ihrer selbstrelevanten Zuweisung. Das heißt, ob es sich bei der Interpretationsperspektive um subjektive oder um sogenannte objektive bzw. latente Bedeutungsstrukturen und –gehalte handelt. Da es bei der vorliegenden Arbeit um identitätstheoretische Fragen nach dem *subjektiven*, übergeordneten Relevanzsystem von spezifischen Lebens- bzw. Wertorientierungen auf der innerprozessualen Bewusstseins-ebene der individual-sozialen Subjekte geht, scheiden die sogenannten objektiven, d. h. gesellschaftlich interaktiv vermittelten Bedeutungen, die den persönlichen Handlungsorientierungen gleichsam wie die individuell-subjektiven unterliegen, aus. Und zwar insofern, als dass es unter der hier eingenommenen Identitätsperspektive nicht vordergründig um die Analyse verallgemeinerbarer lebensgeschichtlicher Konstitutionsbedingungen bzw. Verlaufsstrukturen sinnvollen Handelns geht. Sondern es handelt sich stärker um die Bedeutungsstruktur(ierung) von persönlichen Lebenserfahrungen, Motiven, Wertorientierungen, Sichtweisen – also um deren individuell-soziale Formation zu identitätszielbegründeten Lebensorientierungen – des daran orientierten Handelns im Kontext von konkret lebensweltlich sich verändernden Rahmenbedingungen. Latente, also unbewusste, Bedeutungen dagegen spielen in der hier zu erforschenden Identitätsformationsperspektive zwar durchaus eine Rolle, da Identitätsprozesse und die Bedeutungsbildung generell nicht nur völlig bewussten Intentionen folgen, sondern vielmehr unterschiedlichen Bewusstseinsgraden. Das heißt, die mit der rekonstruierenden Interpretation verbundene Bedeutungserfassung gründet auf einem übergeordneten Ordnungssystem der Erfahrung (bspw. Identitätszielmuster), dass dem

Handeln und Bewusstsein des Einzelnen nicht unmittelbar, sondern nur über Interpretation zugänglich ist. Wenn also ein Subjekt direkt nach seiner Identität befragt wird, wird es kaum ausführlich, präzise und unbefangen zugleich, zuverlässige und freiwillige biografische Selbstbeschreibungen liefern, die durch ihn unmittelbar und beabsichtigt auf individuell-soziale Identitätsziele in konkreter Gestalt Bezug nehmen. Auf diesen Zusammenhang ist u. a. insbesondere unter narrationstheoretischen Aspekten ähnlich eingegangen worden. Dennoch sind intentionale Selbstdeskriptionen also für die Qualitative Sozialforschung „als Informationen darüber unerlässlich, welchen konkreten Sinn das einzelne Subjekt seiner Teilhabe und Teilnahme an gesellschaftlichen Zuständen und Veränderungen gibt“, schreiben Graumann/Métraux/Schneider (1995, S. 70). Abschließend soll die von den Autoren vorgenommene Dimensionierung des Sinnverstehens einen weiteren Zuordnungsversuch der eigenen Arbeitsperspektive innerhalb der Qualitativen *Sozialforschung* begründen helfen.

- (1) „*Das Sinnverstehen als intentionale Deskription erster Ordnung*“: „Aufdecken von für das Subjekt relevanten Deutungsmustern und aus der Sicht des Subjekts wirksamen Handlungsmustern“;
- (2) „*Das Sinnverstehen als Beschreibung und Erklärung des Sinnkonstitutionsprozesses*“: „Gegenstand (..) ist das Zustandekommen kommunikativer Deutungs- und Handlungsmuster unter genetischer Perspektive“;
- (3) „*Das Sinnverstehen als Beschreibung und Erklärung psychischer Phänomene*“: „Annahme auch unbewusster Prozesse zusätzlich zu den subjektiv Zugänglichen“;
- (4) „*Das Sinnverstehen als Beschreibung und Erklärung von Momenten der Sinnbildung*“: „Diese entziehen sich der Herrschaft kommunizierender Subjekte, sie sind aber an der Sinnbildung dennoch beteiligt. Gegenstand (..) sind handlungswirksame Einstellungen, Verhaltensdispositionen, kulturell determinierte Codes usw.“

(ebd. S. 70f.; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Bezogen auf die eigene Untersuchung wäre m. E. eine multiperspektivische Variante bezogen auf die Dimensionen (1) und (4) anzunehmen, wobei auch die Dimension (3) in Identitätsformationsprozessen – wie zuvor bereits thematisiert – von nicht unerheblicher Bedeutung ist, da Identität in vielerlei Hinsicht eben auch unbewusste Vorgänge der Bedeutungszuweisung umfasst. Dieses Beispiel zeigt letzten Endes wiederholt, dass die Zuordnung der eigenen Untersuchungsperspektive, sicherlich auch wegen ihres Komplexitätsgrades, keine eindeutige Klassifikation zulässt, wobei die o. g. Autoren selbst davon ausgehen, dass „die meisten Ansätze des Sinnverstehens Mischtypen (sind), weil sie mehr als bloß eine Dimension des Sinnverstehens einbeziehen müssen, um ihren selbstgesetzten theoretischen Ansprüchen zu genügen“ (ebd. S. 70).

Dass die Zuordnung nun nicht wirklich eindeutig ausfallen kann, wird auch dadurch erklärbar, dass der disziplinäre Zugriff auf qualitative Forschungsmethoden nicht allein der soziologischen Hauptströmung von Theorieansätzen vorbehalten ist. Auch und insbesondere erziehungswissenschaftliche und psychologische Erkenntnisinteressen finden sich in qualitativen Forschungsvorhaben wieder. In Erinnerung an die umfangreichen Überlegungen zur konzeptionell entwickelten Trias Identität – Selbstbildung – Biografie lässt sich an dieser

Stelle durchaus ein allgemein gehaltener, subjektorientierter Horizont erziehungswissenschaftlicher Forschungsperspektiven im Anschluss an Baacke (1995) skizzieren, welcher zugleich direkt auf die anfänglich des laufenden Abschnitts dargestellten „Grundperspektiven“ der Qualitativen Forschung (nach Lüders/Reichertz 1986, S. 92ff.; i. d. A. S. 287) Bezug nimmt. „(I)n jedem Fall stehen die Lebensperspektiven, Deutungsmuster, Weltbilder und lebensgeschichtlichen Hoffnungen und Handlungsorientierungen von Subjekten im Mittelpunkt des Interesses. (vgl. Ferchoff 1986, S. 221).“ (Baacke 1995, S. 45) Mit den hermeneutischen Prinzipien des Verstehens (Dilthey) „wird heute betont, daß ‚Verstehen‘ nicht bedeutet, die Impulse und Gedanken privater Individuen zu erfassen, da alle Äußerungen eines Individuums als gesellschaftlichem Subjekt stets *auch* intersubjektive Geltung besitzen und auch persönliche Bildungsgeschichten sich auf intersubjektive geltende Lebenswelten beziehen, in denen sich Bildungsgeschichte realisiert (vgl. Mollenhauer/Rittelmeyer 1977, S. 48)¹⁶¹. Der verstehende Zugang soll dabei vor vorschnellen Urteilen bewahren und die Wertungsperspektive des Subjekts einbeziehen. (...) Als wesentliches Gütekriterium wird dabei der Praxisbezug gesehen, der jeweils kommunikativ ermittelt werden muß“ (Baacke 1995, S. 45; Hervorhebg.; Auslassg.: P. N.). Da Identität in dieser Arbeit nun als Selbstbildungsgeschichte aufgefasst wird, geht es aber nicht in erster Linie um die Erforschung der *intersubjektiven* Konstruktionsweise der individuellen Lebensgeschichte, sondern um die *auch* sie Umschließende. D. h., um die im aktuellen Prozess der lebensweltlich und lebensphasisch orientierten Erfahrungsbildung (als Gesamtkomposition) erzeugte, identitätstheoretisch *subjektiv-individuelle* und auf intersubjektiver Geltungsbegründung beruhende, also *intra-* und *interpersonal* ausgerichtete, Konstruktionsweise von Bedeutungsbezügen des *Selbstverhältnisses*. Wenn also ein ganzheitliches Selbstverhältnis aus erziehungswissenschaftlicher Identitätsperspektive im Fokus der Verfahrensperspektive steht, dann wird dieser Anspruch durch den qualitativen Forschungsansatz, neben den qualitativen Verfahrensgrundsätzen von Offenheit und Kommunikation, bspw. mit dem Grundgedanken einzelfallorientierten Vorgehens erfüllt. „Das holistische Menschenbild (Einfüg. i. Anlehnng. a. d. O.: der Pädagogik) legt dabei Wert darauf, die einzelnen menschlichen Funktionsbereiche (Denken, Fühlen, Handeln) und Lebensbereiche (Gesellschaft, Beruf, Familie, Freundeskreis ...) nur als analytische Differenzierungen zu betrachten, die immer wieder zusammengeführt werden müssen. Das ist auch der Grundgedanke einzelfallorientierten Vorgehens.“ (Mayring 2002, S. 33) Für jenes qualitative Vorgehen gilt also gleichermaßen: „Die analytische Trennung in einzelne

¹⁶¹ Mollenhauer, K./Rittelmeyer, C. (1977): Methoden der Erziehungswissenschaft. München

Variablen kann zwar sinnvoll sein, immer aber muss nach den umfassenden Bedeutungsstrukturen gefragt werden.“ (ebd.) Gerade die mit individuell-sozialer Subjektivität betonte intrapersonale wie auch interpersonale Orientierung des hier eingenommenen erziehungswissenschaftlichen Erkenntnisinteresses trifft selbstredend im Wesentlichen auf psychologische Gegenstandsimplikationen der hier eingenommenen Identitätsperspektive zu, die ebenso das qualitative Paradigma als Verfahrensperspektive erforderlich machen. Deshalb begrüßt Mayring die „Qualitative Wende der Psychologie“ wie folgt:

- Psychologie, d. h. ein Verstehen der Welt unter Einbeziehung des Denkens, Fühlens und Handelns der einzelnen Menschen, ist nur möglich, wenn die Forschung auch den Weg zu den Subjekten findet. Eine solche subjektorientierte Wissenschaftskonzeption ist (.) geradazu ein Grundzug qualitativer Forschung.
- Menschen denken, fühlen und handeln immer auch auf der Grundlage subjektiver Bedeutungen. Die Psychologie kann an diesen *subjektiven Sinnstrukturen* nicht vorbei. Der dazu notwendige *verstehend-interpretative Zugang* wird in den qualitativen Ansätzen neu belebt.
- Auf diesem Hintergrund verändert sich der Gegenstand durch den Eingriff des Forschers in besonderem Maße. Darüber hinaus unterliegt er *Veränderungen* im Rahmen der individuellen Biographie und des historischen Wandels. Dafür ist ein *prozeßorientiertes, flexibles Vorgehen* notwendig, wie es gerade im Rahmen qualitativer Forscher gepflegt wird.
- Menschliches Denken, Fühlen und Handeln ist immer *situationsbezogen*, ist immer an einen konkreten *Kontext* gebunden. (...) Psychologische Forschung muß sich also *alltagsnah* und *kontextbezogen* auszeichnen. Qualitative Verfahren bieten sich dafür besonders an.
- Schließlich läßt sich sinnvolle und gehaltvolle Psychologie nicht von einem ‚schöngeistigen‘, passiv-bliebigen Standpunkt betreiben, da ihr Gegenstand immer auch von Problemlagen strukturiert ist, die ein engagiertes Handeln erfordern. Ein solcher *problemorientierter Praxisbezug* ist ein zentrales Kennzeichen qualitativer Ansätze. (Mayring 1995, S. 33; Auslassg.: P. N.)

Als Letztes werden die wesentlichen Merkmale der qualitativen Forschung anhand ihrer fünf Grundsätze nach Mayring (2002), die der Autor in ein deskriptives Modell von „13 Säulen qualitativen Denkens“ überführt hat, zusammenfassend auf die erziehungswissenschaftlich ausgerichtete Fragestellung der eigenen Untersuchung in ihren Vorzügen präzisiert. Denn diesbezügliche empirische Forderungen sind bereits mit denen für die Identitätsforschung, wie sie in der vorliegenden Arbeit unter der eigenen identitätstheoretischen Perspektive miteinander verknüpft worden sind, unmittelbar vergleichend vorgenommen worden. Deshalb markieren die Postulate jetzt nicht mehr vordergründig den Begründungszusammenhang zwischen der qualitativen Forschung und der eigenen Forschungsperspektive bezüglich der intersubjektiven Zugangsweise zu subjektiven Sinnbildungsmomenten und ihren identitätsrelevanten Prozessen in der Selbstthematisierung, sondern leiten über in die Begründung zur Anwendung ausgewählter qualitativer Forschungsmethoden, die im Anschluss aufgefächert werden. Mayring identifiziert folgende fünf Postulate (2002, S. 19), die in der kurzen Erläuterung mittels der kursiven Hervorhebung die dreizehn Säulen sichtbar machen, die auch der eigenen Verfahrensweise zugrunde liegen. Das betrifft die:

- (1) „Forderung stärkerer **Subjektbezogenheit** der Forschung“: „Die Ganzheit des Subjekts soll immer mitberücksichtigt werden; das Subjekt soll in seiner Gewordenheit (*Historizität*) gesehen werden. Und schließlich heißt subjektorientierte Forschung auch immer, an den konkreten praktischen Problemen des Subjekts (*Problemorientierung*) anzusetzen. Das Postulat der Subjektorientierung hängt eng zusammen mit dem Postulat der Alltagsorientierung, (...).“ (Mayring 2002, S. 24; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)
- (2) „Betonung der **Deskription**“: Im ersten Schritt sind immer Beschreibungen der Ausgangspunkt und im Zweiten erklärende Konstruktionen. „Genaue Beschreibung heißt zunächst einmal, dass am einzelnen Fall (Subjekt) angesetzt werden muss (*Einzelfallbezogenheit*). Genaue Beschreibung ist nur möglich, wenn dem Gegenstand (dem Subjekt) mit möglichst großer *Offenheit* gegenübergetreten wird, die dabei eingesetzten methodischen Schritte jedoch einer genauesten *Kontrolle* unterworfen werden.“ (ebd.; Hervorhebg.: i. O.)
- (3) Forderung nach „der **Interpretation** der Forschungssubjekte“: Die Bedeutungen treten nie offen hervor, sondern müssen durch Interpretationen der subjektiven Intentionen erschlossen werden. „Das Postulat der *Interpretation* bedeutet zunächst, dass vorurteilsfreie Forschung nie ganz möglich ist, dass also das *Vorverständnis* bezüglich des Forschungsgegenstandes zu explizieren ist. Es bedeutet auch, dass *Introspektion*, das Zulassen eigener subjektiver Erfahrungen mit dem Forschungsgegenstand ein legitimes Erkenntnismittel ist. Forschung ist demnach immer als Prozess der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand – als *Forscher-Gegenstand-Interaktion* aufzufassen.“ (ebd. S. 25; Hervorhebg.: i. O.)
- (4) „Forderung, die Subjekte auch in ihrer natürlichen, **alltäglichen** Umgebung (statt im Labor) zu untersuchen“: „Es darf nicht verkannt werden, dass fast jeder forschende Zugang zur Realität eine Verzerrung mit sich bringt. Qualitativer Forschung geht es aber darum, diese Unschärfen zu verringern, indem gefordert wird, möglichst nahe an der natürlichen, alltäglichen Lebenssituation anzuknüpfen. Das Postulat möglichst großer Alltagsnähe des Untersuchungsmaterials gilt aber auch deshalb, weil es ja wiederum Alltagssituationen sind, auf die hin die Forschungsergebnisse verallgemeinert werden sollen.“ (ebd. S. 23)
- (5) „Auffassung von der Generalisierung der Ergebnisse als **Verallgemeinerungsprozess**“: „Verallgemeinerbarkeit der Forschungsergebnisse muss nach qualitativem Denken immer im spezifischen Fall begründet werden. Es müssen Argumente angeführt werden, warum die hier gefundenen Ergebnisse auch für andere Situationen und Zeiten gelten; es muss expliziert werden, für welche Situationen und Zeiten sie gelten.“ (ebd. S. 23f.) Dieses Postulat lässt sich im Weiteren vierfach differenzieren: „durch die Forderung nach *argumentativer Verallgemeinerung*, durch den Verweis auf die Möglichkeiten der *Induktion* und durch die Formulierung eines *Regelbegriffs* als Ziel der Verallgemeinerung anstelle eines starren Gesetzesbegriffs. Aber auch qualitative Forschung muss zur Verallgemeinerung ihre Ergebnisse prüfen, an welchen Stellen *Quantifizierungen* sinnvoll möglich sind“ (ebd. S. 25; Hervorhebg. i. O.).

3.2 Festlegung des Erhebungsdesigns

Das qualitative Interview als Zugang zur individuell-sozialen Identitätsformation

Mit der Forschungsperspektive der „rekonstruierenden Interpretation“ aus der intersubjektiv eingenommenen Innenperspektive heraus wird das Ziel verfolgt, den subjektiven Sinn und die Bedeutungen im Prozess der Selbstthematisierung des individuell-sozialen Subjekts nachvollziehen zu können. Die Entscheidung für den methodischen Zugang mittels qualitativer Verfahren gründet also darin, den aktuellen (lebensweltlich-/lebensphasenspezifischen) Identitätsformationsprozess hinsichtlich der subjektiven (intra-/interpersonalen) Art und Weise der handlungsorientierten Relevanzsetzung, -bildung und -gebung über die Auswahl und Gewichtung von subjektiven Lebenserfahrungen und ihrer Generalisierung zu Sinn stiftenden Erfahrungskernen formal und inhaltlich beschreiben zu können. Die Untersuchung dieser biografisch ausgerichteten Koordinations- und

Syntheseleistungen des Subjekts führt im Ergebnis dazu, handlungsorientierte Identitätsformationsmuster herauszukristallisieren zu können. Das bedeutet, es müssen zunächst Erhebungsmethoden bestimmt werden, die zuallererst dadurch gekennzeichnet sind, „daß der Befragte einen hohen Dispositionsspielraum erhält (...), eigene Deutungen und Relevanzen einzubringen.“ (Heinze 2001, S. 154) Mit der im Falle der vorliegenden Arbeit methodischen Entscheidung soll weitestgehend gesichert werden, „möglichst genau und plastisch die kontextuellen Lebensbedingungen zu erfahren sowie die zum Teil daraus resultierenden Organisationen von Meinungen, Einstellungen oder – in Hinsicht auf die aktuelle Interview-Situation – prästabil aufgebauten Bewußtseinsstrukturen“ (Heinze 2001, S. 154). Als Erhebungsmethode, die diesem methodischen Ansatz folgt, genießt in der Regel das allgemein als „qualitativ“ (bzw. „offen“ oder „wenig strukturiert“)¹⁶² bezeichnete Interview eine Vorrangstellung (und wird auch als „Königsweg“ anerkannt; z. B. Lamnek 2005, S. 329). Es findet je nach Strukturierungsgrad des Subjekt-Objekt-Bezuges der jeweils festgelegten organisierenden Perspektive und der daraus resultierenden Festlegung des Strukturierungsgrades der Datensammlung (vgl. Flick 1995, S. 157ff.¹⁶³; Mayring 2002, S. 66) in unterschiedlichen Interviewformen Anwendung. Im Folgenden werden seine allgemeinen Charakteristika, methodologische und methodisch-technische Aspekte nach Lamnek (2005) im Überblick zusammengefasst dargestellt, im Anschluss daran Markierungen der ausgewählten „narrativ-fokussierenden“ Interviewform skizziert und im Zuge dessen als Entscheidung für die hier vorliegende Untersuchung knapp begründet. Die innerhalb des

¹⁶² Stellvertretend zwei Anmerkungen von Atteslander: „Die Unterscheidung, *wenig strukturiertes – teilstrukturiertes – stark strukturiertes Interview* ist sinnvoll, weil es kein Gespräch gibt, das nicht in irgendeiner Weise strukturiert ist. Die in den meisten Lehrbüchern noch verwendeten Bezeichnungen ‚strukturiert‘ oder ‚unstrukturiert‘ sind deshalb als nicht zutreffend abzulehnen. Es gibt keine Situationen ohne Struktur – auch nicht die soziale Situation Interview.“ (Atteslander 1995, S. 161; Hervorhebg.: i. O.); „Die in der Literatur oftmals synonyme Verwendung der Begriffspaare *strukturiertes – unstrukturiertes Interview*, *geschlossene – offene Befragung*, *standardisiert – nicht-standardisiertes Interview* ist untauglich. ‚Strukturiert – unstrukturiert‘ bezieht sich auf die Interviewsituation, ‚standardisiert – nicht-standardisiert‘ auf das Instrument (Fragebogen), ‚offene – geschlossen‘ auf die einzelne Frage.“ (ebd. S. 179f.; Hervorhebg.: i. O.)

¹⁶³ Im dem Fall, dass eine Zuordnung der organisierenden Perspektive bezüglich der eigenen Untersuchung anhand von Flicks (1995) Differenzierungskriterien vorgenommen würde, entspräche diese einem Mischtyp aus dem Typ I: „Strukturierung durch das Subjekt“; als Kennzeichen narrativer Verfahren: „eine möglichst *vollständige Strukturierung der Datensammlung durch das Subjekt* zu gewährleisten. (...) Dabei gibt der Forscher ein Thema vor und beschränkt sich im Hauptteil des Interviews darauf, das Subjekt über eine Erzählaufforderung zum Sprechen (hier: Erzählen) zu bringen. Die zentrale Aufgabe des Forschers besteht in dieser Phase darin, den Fluß der Erzählung möglichst wenig zu stören oder zu behindern. Fragen im engeren Sinne spielen erst nach Abschluß der Hauptidee eine Rolle.“ (Flick 1995, S. 157f.; Hervorhebg.: i. O.) und Typ II die „*teilweise Strukturierung der Datensammlung durch das Subjekt und den Forscher*“; fokussierte Interviewverfahren neben anderen: „Hier soll das Subjekt themenspezifisch zum Sprechen (hier: Antworten) gebracht werden. Die Dynamik der Datensammlung ist hier eng mit der Hauptaufgabe des Forschers verknüpft, die darin besteht, zwischen den Äußerungsinteressen des befragten Subjekts (und damit auch den Fluß des Gesprächs), der Struktur des Leitfadens sowie der begrenzten Zeit zu vermitteln.“ (ebd.).

Überblicks kursiv gesetzten Eigenschaften qualitativer Interviews hebt die, bezüglich der eigenen Fragestellung am wichtigsten zu berücksichtigenden, Ansatzkriterien hervor.

(1) Charakterisierung qualitativer Interviews:

- Qualitative Befragungen sind mündlich-persönlich, (...).
- Es handelt sich um *nicht-standardisierte* Interviews (...).
- Es werden *ausschließlich offene Fragen* gestellt.
- Der Interviewstil ist neutral bis weich.
- Im Hinblick auf die Intentionen des Interviewers handelt es sich um vermittelnde oder ermittelnde Interviews.
- Aufgrund der häufig recht intimen und sehr persönlichen Themen versteht sich, dass ein qualitatives Interview als *Einzelbefragung* durchgeführt wird. (Lamnek 2005, S. 346; Auslassg.: P. N.)

(2) Methodologische Aspekte des qualitativen Interviews:

- Explikation und Prozesscharakter des qualitativen Interviews manifestieren sich im Prinzip der *Reflexivität* von Gegenstand und Analyse.
- Qualitative Interviews versuchen, den *Charakter des Alltagsgesprächs* zu realisieren.
- Prinzip der Zurückhaltung durch den Forscher: Qualitative Interviews lassen den Befragten zu Wort kommen. Er ist nicht nur Datenlieferant, sondern er *determiniert als Subjekt das Gespräch qualitativ und quantitativ*.
- Prinzip der *Relevanzsysteme der Betroffenen*. Es erfolgt keine Prädetermination durch den Forscher, sondern eine Wirklichkeitsdefinition durch den Befragten.
- Prinzip der Kommunikativität. Es gilt das *kommunikative Regelsystem des Befragten*; der Interviewer hat sich daran anzupassen.
- Prinzip der *Offenheit*: Das Interview ist für unerwartete Informationen zugänglich.
- Prinzip der *Flexibilität*. In der Interviewsituation reagiert der Forscher variabel auf die Bedürfnisse des Befragten.
- Prinzip der *Prozesshaftigkeit*. Das qualitative Interview ermittelt bevorzugt Deutungs- und Handlungsmuster der Befragten, *die sich im Verlauf des Interviews entwickeln*.
- Prinzip der datenbasierten Theorie. Das qualitative Interview dient eher der *Genese* als der Prüfung von Theorien.
- Prinzip der *Explikation*. Die Aussagen im Interview emergieren zur Theorie (Typenbildung), indem sie im Interviewprozess interpretiert werden. (ebd. S. 351f.)

(3) Methodisch-technische Aspekte des qualitativen Interviews:

- Qualitative Interviews erfolgen im *alltäglichen Milieu des Befragten*, um eine möglichst natürliche Situation herzustellen und *authentische* Informationen zu erhalten.
 - Qualitative Interviews sind nicht standardisiert, d. h. die Fragen sind nicht vorab formuliert und es gibt keine spezifische Abfolge von Fragen.
 - Schon beim Zugang zu den Interviewpartnern ist die Vertrauensbasis wichtig. Es empfiehlt sich daher, den *Zugang über Dritte* zu suchen, die als Vermittler zwischen Forscher und Befragten beider Vertrauen genießen.
 - Große Fallzahlen sind ausgeschlossen. Es geht bestenfalls um *einige typische Fälle*, die durch *Theoretical Sampling* gewonnen werden.
 - Aus der Nichtstandardisierung folgt, dass es in der Regel *keine geschlossenen Fragen* geben wird.
 - Qualitative Interviews erfordern von Interviewer höhere Kompetenz als standardisierte Befragungen. Daher wird der Interviewer im Regelfall der Forscher sein.
 - Der zu Befragende muss Verbalisierungs- und Artikulationsvermögen besitzen.
 - Die Atmosphäre beim Interview muss absolut vertraulich und freundschaftlich-kollegial sein.
 - Es ist eine offene Gesprächstechnik zu praktizieren; der *Interviewer ist anregend-passiv*.
-
- Die Asymmetrie der Kommunikationssituation im qualitativen Interview (einer erzählt, der andere hört zu) ist tendenziell auch im Alltag üblich und wirkt – richtig praktiziert – gegenüber dem Befragten als positive Sanktion.
 - Aufzeichnungsgeräte (*Tonband* oder Video) sind unverzichtbar, um die Fülle der Informationen komplett und systematisch auswerten zu können.
 - Das qualitative Interview kann mehrere Stunden dauern, weil es dem Alltagsgespräch ähnlicher ist als das quantitative. (ebd. S. 355f.)

In der hier vorliegenden Untersuchung spielen zwei prototypische qualitative Interviewformen eine Rolle. Das betrifft einmal das auf F. Schütze in den 70er-Jahren zurückgehende „narrative Interview“ (bzw. das biografische Interview und die biografische Methode). Diese Interviewform gewinnt die Aufmerksamkeit allein schon aus den narrationstheoretischen und (selbst-)bildungstheoretischen Argumenten im Zusammenhang mit identitätstheoretischen Überlegungen zum lebensgeschichtlichen Zusammenhang in der vorliegenden Arbeit, manifestiert allerdings eine andersgelagerte biografische Orientierung der eigenen Forschungsperspektive. Und das betrifft zum anderen das, Mitte der 40er-Jahre von Merton/Kendall entwickelte, „fokussierte Interview“. Der Begründungszusammenhang wird sich jetzt vorrangig auf den zweiten Prototyp konzentrieren, da zum einen seine generellen Prinzipien der „Nicht-Beeinflussung“, der „Spezifität“ und der „Tiefgründigkeit“ in den Eigenschaftskanon qualitativer Interviewverfahren insgesamt als Selbstverständlichkeit eingegangen sind¹⁶⁴. Und zum anderen, weil es eine qualitative Interviewform darstellt, die – im Gegensatz zum prototypischen narrativen Verfahren – von Anbeginn an auf eine gezielte thematische Steuerung mittels eines teilstrukturierten Gesprächsfadens sowie mit Ad-hoc-Interpretationen und Fragen operiert. Die Auswahlentscheidung für eine kombinierte Form aus den narrativen und fokussierten Interviewansätzen im Gegensatz zu anderen Möglichkeiten (bspw. dem problemorientierten Interview nach Witzel 1985) kann an dieser Stelle nicht diskutiert, sondern aus den speziellen Eigenschaften beider Erhebungsformen heraus nur im Überblick und insofern freigelegt werden, inwieweit sie bei der narrativ-fokussierenden Interviewform (Nieke 1992, Peters 1991) hineingenommen werden. Die Entscheidung begründet sich zudem darin, dass die für die eigene Untersuchung verwendeten „narrativ-fokussierenden Interviews“ einem dieser Arbeit vorgelagerten Pilotprojekt namens FIAT¹⁶⁵ (1996/7) am Institut für Allgemeine Pädagogik und Sozialpädagogik, unter der Leitung von Prof. W. Nieke, entstammen und einer Re-Analyse mit eigenen

¹⁶⁴ Nach Auffassung von Heinze (2001) könnten die Eigenschaften qualitativer Interviews um zwei Punkte erweitert werden, die auch im Rahmen dieser Arbeit geteilt wird: Erstens: „Wesentlich ist die Erfassung immanenter Interpretations- und Deutungsregeln; dies meint: Nicht nur die ausgesagten Inhalte sind wesentlich, sondern dies ist auch die Form, die der Konstruktion der Aussage zugrunde liegt. Es handelt sich um die Meta-Ebene der Kommunikation – diejenigen Bestandteile, die Aussagen zu Sinn-Figuren zusammenschließen.“; Zweitens: „Neben Äußerungen subjektiver Relevanz sollten nach Möglichkeit solche provoziert werden, die objektive Gegebenheiten ansprechen, die nicht unmittelbar sinnlich erfahrbar sein müssen, weil sie nicht Derivate subjektiv-lebensgeschichtlicher Verarbeitungsprozesse sind. (...) Wichtig wäre dies, weil subjektive Relevanzen zum einen nicht ausschließlich aus subjektiven Erfahrungen erklärt werden können, da sie aus gesellschaftlichen Strukturmustern (...) entspringen, und da sie zum anderen häufig nicht ausreichen, einen generalisierbaren Erklärungszusammenhang zu liefern, auf den Forschung aus ist.“ (Heinze 2001, S. 157; Auslassg.: P. N.)

¹⁶⁵ FIAT: „Formation der Identität in der Adoleszenz unter den Bedingungen der Transformation in der Postmoderne“

Forschungsfragen und verbundenen Auswertungsmethoden zugeführt worden sind. Aufgrund dessen ist eine Vorabklärung vorzunehmen, dass die angewandten Interviews mit der narrativ-fokussierenden Interviewform insbesondere anhand ihrer im Folgenden zusammengefassten Charakteristika einem stichprobenartigen Vergleich der Projektperspektiven insofern standhalten, dass sie vor allem mit der eigenen Forschungsfrage und der damit verbundenen zu organisierenden Verfahrensperspektive (siehe oben) im Einklang stehen. Die Forschungsperspektive des Projektes FIAT muss in diesem Zusammenhang aber auch deshalb im Wesentlichen offen gelegt werden, weil sie sich im Aspekt des theoretischen Fokussierungsrahmens von jener unterscheidet, welche in der Verfahrensentwicklung dem narrativ-fokussierenden Interview im Entstehungskontext des Modellversuchs LAMBDA¹⁶⁶ zugrunde gelegt worden ist.

Zu Charakteristika des „narrativ-fokussierenden Interviews“ als Erhebungsinstrument

Aus dem Interesse der erziehungswissenschaftlichen Identitätsperspektive heraus erhalten *narrative Interviews* ihre Bedeutung daraus, dass sie „die Sinnkonstruktionen und Handlungen aus der Perspektive der handelnden und erleidenden Individuen erfassen und einer Analyse zugänglich machen. (...) Anschlusspunkte für eine erziehungswissenschaftliche Forschung ergeben sich insbesondere aus den prozess- und biografieanalytischen Erkenntnismöglichkeiten des narrativen Interviews“ (Jakob 2003, S. 445; Auslassg.: P. N.). Auf diese Erkenntnismöglichkeiten hinsichtlich der biografischen und narrativen Identität ist in dieser Arbeit bereits ausführlich eingegangen worden. Das narrative Interview dient sowohl als Erhebungsinstrument – als dieses spielt es hier vorrangig eine wesentliche Rolle, weil es unter retro- und prospektiven biografischen Gesichtspunkten des lebensgeschichtlichen Gesamtzusammenhanges die methodische Basis darstellt – als auch zur Grundlage narrations- bzw. biografieanalytischer Auswertungsverfahren – die aber im Hinblick auf ihre theoretische Forschungsperspektive weniger im vorliegenden Fall von Bedeutung sind.

Jene nun auch unter erziehungswissenschaftlichen Gesichtspunkten eingenommenen Forschungsperspektiven, die sich narrativer Interviews bedienen, werden bspw. bei Jakob (2003) angesprochen:

¹⁶⁶ Der Modellversuch LAMBDA: „Längerfristig Arbeitslose in Metallberufen – Berufsqualifikation in Dortmund-Aplerbeck“ entspringt einer Modellversuchsreihe zur Berufsausbildung für arbeitslose Erwachsene des BMBW. (vgl. Nieke 1992, Peters 1991)

Die Analyse von (Einfüg. i. Anlehnng. a. d. O.: biografischen und sozialen) Prozessen und Verlaufsformen markiert eine Besonderheit des narrativen Verfahrens. Ein weiterer Vorteil besteht in der Erfassung sozialer Wirklichkeit aus der Perspektive der handelnden und erleidenden Subjekte. (...) Forschung ausgehend von der Perspektive der Individuen reduziert sich keinesfalls auf eine bloße Wiedergabe subjektiver Sichtweisen der jeweiligen Untersuchungspersonen, sondern es geht um die Rekonstruktion von Sinnmustern und Verläufen, die in den autobiographischen Darstellungen enthalten, dem Erzähler bzw. der Erzählerin i. d. R. selbst jedoch nicht auf der Ebene theoretischen Wissens über ihre Person und die Motive ihres Handelns verfügbar sind. Um biographische Strukturen herauszuarbeiten, bedarf es einer sorgfältigen Textanalyse, die auf aufeinanderfolgenden Schritten basiert. In den (.) Studien stellen die erhobenen Interviews das Material für einen Auswertungsprozeß dar, in dem zunächst aufwendige Einzelfallanalysen durchgeführt werden, die dann den Ausgangspunkt für verallgemeinerbare Aussagen über den jeweiligen Gegenstandsbereich darstellen. Das Erkenntnisinteresse (...) ist die Erarbeitung von Prozeßstrukturen, die ein soziales Phänomen in seinen unterschiedlichen Ausprägungen verstehbar werden lassen. (ebd. S. 447, Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Das insbesondere für die Erforschung der biografischen Identität mit der Verwendung narrativer Interviews verbundene Ziel ist es, „die in die Gegenwart transportierte Erfahrungsaufschichtung durch die Dynamik des Erzählvorgangs wieder zu verflüssigen und den damaligen Erlebnisstrom, trotz notwendiger Raffungen und Erinnerungsverluste, neu zu verlebendigen, um auf diese Weise die Erfahrungsaufschichtung des Gedächtnisses zu konkretisieren und aufzufrischen. Dadurch wird der Informant in die damalige Handlungs- und Erlebnissituation zurückversetzt und ‚erlebt‘ das Erzählte noch einmal“ (Heinze 1995, S. 67). Das heißt, „(i)n der retrospektiven Steggreiferzählung offenbart der Erzähler die innere Form seiner Erlebnisaufrichtung, indem er frühere Standpunkte, Erwartungen und Erlebnisse für das Verständnis des Zuhörers, aber vor allem zur eigenen Selbstvergewisserung, vergleicht und erklärt“ (ebd.). Es handelt sich hierbei aber nur um den subjektorientierten Forschungsstrang innerhalb der Biografieforschung.

Dabei geht es vor allem um die Frage, wie es gelingen kann, die Wirklichkeit des Menschen als die ihm angehörende zu rekonstruieren und diese in ihren Sinnstrukturen in den Interpretationen der Interviews nicht zu verfälschen. Es geht folglich nicht darum, die in den Deutungen zugrunde liegenden gesellschaftlichen formalen Strukturen zu erklären, sondern vielmehr darum, unter Reflexion des vorhergängigen Verstehens natürliche Orientierungen, Erfahrungen und Sonstiges so zu beschreiben, das Alltagserklärungen und das Alltagshandeln in Lebenswelten auch von unbeteiligten Dritten zu verstehen ist. (Peters 1991, S. 76f.)

Aber nicht nur dieser Bezugspunkt spielt eine entscheidende Rolle, sondern und vor allem auch, der über das biografische Interview angeregte Selbstreflexionsprozess. (vgl. auch Nieke 1992c, S. 84) Das Interesse zielt darauf, aus der Binnenperspektive Lernprozesse als Wandlungsprozesse für den Biografieträger selbst transparent zu machen. Die Aktualisierung solcher Binnenprozesse erlaubt das biografische Interview auch deshalb, weil es den alltäglichen Sprechsituationen des Subjekts am nächsten steht, „indem es sich in einer Weise äußern kann, die ihm vertraut ist, nämlich, indem es erzählt“. Des Weiteren ermöglicht zunächst das narrative Interview (sensu Schütze 1983) dem Befragten in freier Darstellung, „den Gesprächsgegenstand unter retrospektiven und prospektiven biographischen

Gesichtspunkten darzustellen. Dabei liefert er selbst Deutungen zum Verständnis seiner Biographie, die nicht direkt abfragbar sind, denn Deutungsmuster erschließen sich durch Kommunikation und Interaktion“ (Peters 1991, S. 80).

Der reduziert vorgenommenen Darstellung zu einigen grundsätzlichen Standards der narrativen Interviewform soll schließlich eine Anmerkung zum Ablauf des narrativen Interviews¹⁶⁷ genügen und stattdessen zu den zentralen Ansatzkriterien des fokussierten Interviews übergegangen werden.

Bei dem *fokussierten Interview* „handelt es sich um eine Interviewtechnik, die dazu dienen soll, bestimmte Aspekte einer gemeinsamen Erfahrung der Befragten möglichst umfassend, thematisch konzentriert, detailliert und einschließlich emotionaler Komponenten auszuleuchten“ (Friebertshäuser 2003, S. 378). Die Betonung liegt auf der Interviewvoraussetzung, dass die Befragten eine Gemeinsamkeit (einen Gegenstand oder eine Situation) vereinigt, die im Vorfeld – also im Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Vorverständnis – inhaltlich analysiert wird. „Die Interviewfragen konzentrieren sich (fokussieren) auf die als relevant erachteten Aspekte dieses Gegenstandes, um dazu möglichst umfangreich die subjektive Definition und Wahrnehmungen der Befragten zu ermitteln, die analysiert werden sollen.“ (ebd.) Allgemein betrachtet, dient die Fokussierung also dazu, die

¹⁶⁷ Aufbau: Das narrative Interview besteht aus drei Hauptteilen:

Die autobiografische Haupterzählung wird eingeleitet mit der „Erzählaufforderung“ (Schütze 1983, S. 283), die vom Interviewer nicht unterbrochen werden darf. Die Erzählaufforderung kann so gestaltet sein, dass ein Thema vorgegeben und damit sichergestellt wird, dass der Befragte darauf eingeht und gleichzeitig, dass genügend Raum für das Erzählen anderer biografischer Stränge bleibt. (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 142)

Im Anschluss an die, den ersten Teil abschließende, „Erzählcodas“ durch den Befragten folgt die „Nachfragephase“ durch den Interviewer, die der Vertiefung dient, „um unklar gebliebene Fragen oder Widersprüchlichkeiten zu klären. Auch hier wird das Erzählpotenzial ausgeschöpft, das an weiteren, thematisch querliegenden Erzählfäden, an Stellen der Raffung des Erzähldukts wegen vermeintlicher Unwichtigkeit angedeutet ist: An Stellen mangelnder Plausibilität und abstrahierender Vagheit, weil die zu berichtenden Erlebnisse für den Erzähler schmerzhaft, stigmatisierend oder legitimationsproblematisch sind, sowie an für den Informanten selbst undurchsichtigen Stellen des Erlebnisganges. An jeder Stelle weiterer Erzählmöglichkeit wird der Status quo ante wiederhergestellt, indem der Interviewer die letzte detaillierte narrative Phase aus der Erinnerung zitiert und den Interviewten auffordert, ab hier noch einmal oder weiter zu erzählen“ (Heinze 1995, S. 70; vgl. Schütze 1983, S. 285). Fischer-Rosenthal/Rosenthal (1997) unterscheiden zwei Arten von „Erzählgenerierenden Nachfragen“: die anhand der im Zuge der Haupterzählung notierten „Stichpunkte“ (fallspezifische Nachfragen, die sich während der Haupterzählung ergeben haben und als Annahmen Unklarheiten und Zweifel erklären helfen sollen) und die „externen Nachfragen“ (unangesprochene bereichsspezifische Fragen).

„Der dritte Hauptteil des autobiographisch-narrativen Interviews besteht einerseits aus der Aufforderung zur abstrahierenden Beschreibung von Zuständen, immer wiederkehrenden Abläufen und systematischen Zusammenhängen sowie aus den entsprechenden Darstellungen des Informanten und andererseits aus theoretischen Warum-Fragen und ihrer argumentativen Beantwortung. Es geht nun mehr um die Nutzung der Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Informanten als Experte und Theoretiker seiner selbst.“ (ebd. S. 285) Dieser abschließende Nachfrageteil wird i. d. R. als „Bilanzierungsphase“ bezeichnet, „in der dem Interviewpartner auch Fragen gestellt werden können, die auf theoretische Erklärungen für das Geschehene abzielen und auf die Bilanz aus der Geschichte, mit der der „Sinn“ des Ganzen auf einen Nenner gebracht wird“ (Hermanns 1995, S. 184).

zentralen Themen und Gefühle der Befragten zu erkennen und darauf einzugehen. Insgesamt ist die qualitative Forschung in der Anwendung dieser Interviewform dazu übergegangen, das Verständnis von „Fokussierung“ im Interview auf das Thema der Untersuchung zu beziehen, ohne dabei – wie im Ursprungsverfahren von Merton/Kendall (1945/46; 1993)¹⁶⁸ – einen Film o. Ä. als Reizvorgabe zu verwenden. „Die Fragestellungen richten sich auf die Wirkung konkreter Vorgänge oder die subjektive Verarbeitung von Bedingungen des eigenen Handelns.“ (Flick 2002, S. 118) Gerade Flick konstatiert, dass die Anwendung dieses Verfahrens in anderen Forschungsfeldern sich vorwiegend an seinen generellen Prinzipien¹⁶⁹ orientiert. Zu den von Merton/Kendall als „vorläufige“ bezeichnete, aus ihren Erfahrungen resultierende „Kriterien“, „nach denen produktives von unproduktivem Interviewmaterial zu unterscheiden ist“ (ebd. S. 178), zählen „Nicht-Beeinflussung“, „Spezifität“, „Erfassung eines breiten Spektrums“ sowie „Tiefgründigkeit und personaler Bezugsrahmen“, die hier nicht nur in verallgemeinernder Weise inhaltlich, sondern auch als spezifisch methodische Fragetechnik rezeptiv-präzisierend expliziert werden. Der Grund liegt darin, dass sie den höchst anspruchsvollen Rahmen an die Fragetechnik qualitativer Interviews insgesamt widerspiegeln, der wiederum nur mittels professioneller Schulungen gewährleistet werden kann, um die gewünschten Interviewresultate zu erzielen.

1. Nicht-Beeinflussung:

„Die Führung und Lenkung des Gesprächs durch den Interviewer sollte auf ein Minimum beschränkt sein.“ (Merton/Kendall 1993, S. 178); Nicht-direktive Interviewverfahren „geben der Versuchsperson Gelegenheit, sich über Dinge zu äußern, die für sie von zentraler Bedeutung sind, und nicht über Dinge, die dem Interviewer wichtig erscheinen. (...) Außerdem können die Antworten der Versuchspersonen im richtigen Bezugsrahmen dargestellt werden.“ (ebd. S. 179); „(A)ufgrund des zielgerichteten Charakters der Untersuchungserfahrung kann ein Maximum an sachbezogenen Daten ohne den Einsatz direkter Methoden erzielt werden“ (ebd. S. 180; Auslassg.: P. N.).

Methoden:

„Unstrukturierte Fragen sind absichtlich so formuliert, daß die Versuchspersonen die Möglichkeit haben, sich praktisch auf jeden Aspekt der Stimulussituation zu beziehen oder aus einem ganzen Spektrum möglicher Reaktionen irgendeine beliebige herauszugreifen. Durch die Beantwortung einer Frage dieser Art liefert die Versuchsperson auch vorläufige Anhaltspunkte dafür, welche Bedeutung unterschiedliche Aspekte der infrage stehenden Situation im Vergleich zueinander haben.“ (ebd.); „Auf einen Interview-Leitfaden, der typische Fragen, Untersuchungsbereiche und die auf der vorhergegangenen Inhaltsanalyse basierenden Hypothesen enthält, kann beim fokussierten Interview nicht verzichtet werden.“ (ebd. S. 184)

2. Spezifität:

„Die von den Versuchspersonen gegebene Definition der Situation soll vollständig und spezifisch genug zum Ausdruck kommen.“ (ebd. S. 178) Es geht darum, „herauszufinden, welche Bedeutung die Versuchsperson den einzelnen Elementen, Aspekten oder Mustern der von ihnen erlebten Gesamtsituation beimessen“ (ebd. S. 186). „Wir müssen das ‚signifikante Ganze‘ sichtbar machen, das die Reaktion ausgelöst hat (...). (W)ir wollen

¹⁶⁸ Übersetzung von P./F. Büchner, zit. n. Hopf/Weingarten 1993, S. 171ff.

¹⁶⁹ vgl. das qualitative Paradigma nach Lamnek 2005, S. 345ff.

herausfinden, was im Einzelnen ausgewählt wird und wie diese Daten zu verallgemeinern sind.“ (ebd. S. 187; Auslassg.: P. N.)

Methoden:

„Retrospektive Introspektion“: „Die Versuchsperson wird also aufgefordert, sich auf ihre ursprünglichen Eindrücke zu konzentrieren.“ (ebd. S. 189)

„Explizite Bezugsnahme auf die Stimulussituation“: Der Interviewer „vergegenwärtigt die Situation, und er stellt unstrukturierte Fragen“ (ebd.), „der Befragte (kann) nicht umhin (.), seine Antworten unmittelbar auf bestimmte Aspekte der Stimulussituation zu beziehen; gleichzeitig sollten sie jedoch so allgemein sein, daß eine Strukturierung der Situation durch den Interviewer vermieden wird“ (ebd. S. 191).

3. Erfassung eines breiten Spektrums:

„Im Interview sollte das ganze Spektrum der auslösenden Stimuli sowie der darauf folgenden Reaktionen der Befragten ausgelotet werden.“ (ebd. S. 178)

Methoden:

„Die zentrale taktische Aufgabe des Interviewers im Hinblick auf die Ausweitung des thematischen Spektrums besteht darin, während des Gesprächs von einem Thema zu einem anderen überleiten.“ (ebd. S. 192) Wenn mittels unstrukturierter Fragen kein neues Material zu wichtigen Themen erschlossen werden kann, dann wird der Interviewer „zu Problemen überleiten, die entweder durch Bemerkungen der Befragten angeregt worden sind oder in der Endphase des Interviews auch aus dem Leitfaden stammen“ (ebd.).

4. Tiefgründigkeit und personaler Bezugsrahmen:

„Das Interview sollte die affektiven und wertbezogenen Implikationen der Reaktionen der Befragten ans Licht bringen, um herauszufinden, ob die gemachte Erfahrung für sie eine zentrale oder nur marginale Bedeutung hat. Der relevante personale Bezugsrahmen, die idiosynkratischen Assoziationen, Anschauungen und Vorstellungen sollten aufgedeckt werden.“ (ebd. S. 178) Es handelt sich um eine „vertiefende Erörterung von affektiven Reaktionen über die beschränkten Kennzeichnungen ‚positiv‘ oder ‚negativ‘, ‚erfreulich‘ oder ‚unerfreulich‘ hinaus“ (ebd. S. 197). „Eine zentrale Aufgabe des fokussierten Interviews ist die Ermittlung des Einflusses früher Erfahrungen und Prädispositionen der Befragten auf deren Wahrnehmung der Stimulussituation. (...) Erst durch Aufdeckung dieses Bezugsrahmens wird verständlich, warum Symbolen unterschiedliche Bedeutungen beigemessen werden.“ (ebd. 198; Auslassg.: P. N.)

Methoden:

„Fokussierung auf Gefühle“: Die nachfolgenden Fragen sollten Schlüsselworte enthalten, die sich ausdrücklich auf einen Gefühlszusammenhang beziehen.(...): „Was empfanden Sie als...“ (ebd. S. 199; Auslassg.: P. N.);

„Wiederholung impliziter oder geäußerter Gefühle“: „indem der Interviewer emotionalisierte Einstellungen nochmals formuliert“ (ebd. S. 200);

„Hinweise auf vergleichbare Situationen“: über die teilweise direkte Methode, allerdings nur unter der Voraussetzung, „wenn die zum Vergleich herangezogene Situation für die Versuchsperson eine besondere Bedeutung hat und wenn sich der Vergleich vom Thema des Interviews her aufdrängt“ (ebd. S. 201).

Hinsichtlich des „*narrativ-fokussierenden Interviews*“ als Kombinationsform werden zunächst drei prinzipielle Merkmale hervorgehoben, die die Auswahlentscheidung dieser Interviewform im Sinne eigener Fragestellungen entscheidend mitbegründen. In dem ursprünglichen Modellversuch (vgl. Peters 1991) wird nun **erstens** eine systematische Einengung in diesem Falle auf einen spezifischen Bildungsprozess in der Lebensgeschichte vorgenommen. „Das leisten aber wiederum narrative Interview-Verfahren nicht, da sie von der ungesteuerten Erzählung der ganzen Lebensgeschichte ausgehen.“ (ebd. S. 81) Das zweite Merkmal ist, dass das Interview, die Interviewreihen bzw. die sich dort wiederholenden Interviewsituationen als Forum der Auslösung von *Selbstreflexionen* genutzt werden sollen. Dafür wird „ein Zugang zur individuellen Problembewältigung der eigenen Geschichte durch Erzählfiguren der Bilanzierung und Antizipation von Erlebnissen und Erfahrungen aus der Lebenswelt gewählt“ (ebd. S. 98). Dem leitenden Forschungsansatz des Copings

(Situationsbewältigung) werden diese beiden Erzählfiguren im Kontext der Längsschnittuntersuchung deshalb entnommen, „um den Bildungs- und Lernprozeß retrospektiv wie prospektiv in jeder Interviewreihe erneut präsent zu haben sowie die Inkonsistenzen vergangener und zukunftsorientierter Deutungsmuster in der Kommunikation gegeneinander abzusetzen“ (ebd.). Bilanzierung bedeutet dabei, dass das Leben im Hinblick auf die im biografischen Lebensverlauf gesetzten Ziele reflektierend thematisiert und evaluiert wird. Antizipation richtet sich auf die vorwegnehmende Beschäftigung mit Problemen, mit potenziellen Ereignissen und dient der Planung und Entwicklung von Zeitperspektiven. Das dritte Merkmal nimmt Bezug auf die Frage-Fokus-Gestaltung des Interviewleitfadens. Um die intendierte selbstreflexive Auswirkung bei den Gesprächspartnern zu entfalten, sind für das narrativ-fokussierende Interview regelhafte Kriterien entwickelt worden, die sich im Besonderen auf formal-methodische Anforderungen (auf hervorlockende und fokussierende Arten des Fragens, auf das Self-Monitoring, auf den Umgang mit dem eigenen unvermeidlichen Ethnozentrismus) und auf inhaltliche Kenntnisse (z. B. über die sich schnell verändernden Deutungsmusterhintergründe) beziehen. (vgl. Nieke 1992c, S. 90) Da im Ursprungsverfahren der Datenerhebung eben nicht die freie Erzählweise des narrativen Interviews gewählt wird,

ist für jede Interviewreihe ein sogenannter Fragen-Fokus erstellt worden, (...). In der Kommunikationssituation des Erzählens im Interview wird jeweils zu den einzelnen Frageaspekten ein Fragen-Fokus verwendet, die Fragen-Fokuse sind sozusagen Merkpunkte im Interviewablauf. Durch die entsprechend gestellten Fragen wird der Erzähler zum Erzählen von Passagen und Erlebnissen aus seiner Lebensgeschichte aufgefordert, die einem fremden Gesprächspartner darstellbar sind, ohne zugleich in den schutzwürdigen Bereich der Privatsphäre zu geraten. Was von den Teilnehmern im Interview erzählt wird, hängt vom Verlauf der im Interview erzählten Sequenzen ab. Fast alle Fragen des jeweiligen Fragen-Fokus des entsprechenden Interviews werden in einer anderen sprachlichen Fassung in das Interview eingebracht als im Leitfaden. (...) Weder werden in jedem Interview alle Fragen ‚abgehakt‘, noch spielt die Reihenfolge des Fragen-Fokus eine Rolle. Auf einige Fragen-Fokuse ist im Gespräch zu verzichten, wenn das Einbringen neuer Fragestellungen eine zu künstliche Wendung in eine Richtung darstellt. Gleichwohl können Ergänzungen durch Nachfragen an das unmittelbar Erzählte eingebracht werden (vgl. Schütze 1984; Robert 1986). (...) Das narrativ-fokussierende Interviewverfahren fokussiert auf das, was subjektiv retrospektiv und auch prospektiv für Bildungsprozesse von Bedeutung ist (ebd. S. 85; Auslassg.: P. N.).

Ziel des kommunikativen Bildungsforschungsdesigns im Ursprungsmodell ist nun gewesen, „die in der sozialen Interaktion im Interview sich entwickelnden Deutungs- und Handlungsintentionen so zu interpretieren, daß die situativen, stets subjektiv sinngeliteten

Äußerungen durch den Forscher nicht verfälscht werden, sondern in ihrer Authentizität eine angemessene Dokumentation und Interpretation gewährleisten“ (ebd. S. 80). Das narrative Interview (sensu Schütze 1983) erlaubt es ja,

den Gesprächsgegenstand unter retrospektiven und prospektiven biographischen Gesichtspunkten darzustellen. (...) Der Interviewte bringt sich durch Deutungsmuster in die frei gestellte Geschichte in kontrollierter Weise ein, wobei er jedoch zugleich seinen eigenen Interaktionspart als Zuhörer in Bedingungen und Folgen transparent zu halten hat. Damit ist gemeint, daß der Interviewer seine Verständnisweise der angebotenen Muster und Dokumente als Zuhörer wiederum in das Gespräch kontrolliert einbringt und auf diesem Wege durch die reinterpretierende Reaktion des Interviewten eine Bestätigung oder Verwerfung seiner Deutung erfährt. (vgl. Weymann 1984, S. 235) Der Forscher hat demzufolge die Aufgabe, den latenten Sinngehalt des Deutungsmusters zu entschlüsseln (ebd. S. 80; Auslassg.: P. N.).

Die Auswahlentscheidung narrativ-fokussierender Interviews in Bezug auf die eigenen Fragestellungen lässt sich zusammenfassend mit der Betonung der subjektiv-selbst organisierten Selbstrelevanz von Lebensereignissen bzw. biografischen Selbsterfahrungen und des narrativen Zugangs zur Identitätsformation über lebensgeschichtlich organisierte, narrativ gestaltete und Zusammenhang bildende Sinnkonstruktionen begründen. Die Besonderheiten der kombinierten Interviewform zur Erfassung subjektiver Sinnstrukturen der Identitätsformation liegen darin, dass der Interviewpartner seine aktuelle Selbstvergewisserung im narrativen Rahmen eines subjektiven, selbst organisierten, sinnhaften Lebenszusammenhangs und auf übergeordneter Identitätsebene unter selbstrelevanten Perspektiven biografisch (re-)konstruiert. Der narrative Lebenszusammenhang wird bereits hergestellt durch die offene Einstiegsfrage nach der Lebensgeschichte insgesamt, die durch viele für den Einzelnen mehr oder weniger einschneidende Selbsterfahrungen zur individuell-sozialen Selbstnarration subjektiv organisiert ist. Um direkter auf der subjektiven Sinnebene (sprich auf der innerprozessualen Ebene der subjektiven Auswahl, Gewichtung und Generalisierung) Interpretation annäherungsweise vornehmen zu können, soll die Lebensgeschichte durch den Interviewpartner gleichzeitig auf prägende Ereignisse fokussierend bilanziert und antizipiert werden. Die Konzentration des Interviewpartners auf die in einem Zusammenhang stehenden prägenden Ereignisse wird unterstützt durch die Anwendung inhaltlicher, durch intersubjektive Interpretationen gewonnener und offen gestellter Nachfragen (ad hoc, lebensbereichs- und lebensphasenspezifisch) seitens des Interviewers. Der theoretische *Deutungskontext* sind aber nicht allein spezifische Situationen sozialer Wirklichkeit, sondern *der auf sie bezogene Bedeutungsgrad für die handlungsorientierte Selbstorganisation auf der übergeordneten Strukturebene der Selbstreflexion im Subjekt.* (vgl. auch Baethge u. a. 1989, S. 184)

In der eigenen empirischen Untersuchung wird nun eine stichprobenartige Re-Analyse an neun von ursprünglich zwanzig mittels des Schnellballprinzips erhobenen Selbstthematisierungen junger (ostdeutscher) Erwachsener unternommen, die dem vorgelagerten Forschungsprojekt FIAT an der Universität zu Rostock entstammen.

Ausgangspunkt des Forschungsprojektes war die Vermutung von einer gravierend veränderten Herausbildung von Identität im Kontext der zum Zeitpunkt der Untersuchung bereits thematisierten sekundären Prozesse der Individualisierung. Jene bleiben nun nicht ohne Auswirkungen auf die Art und Weise der Selbstvergewisserung der Menschen und darauf, wie sie in den Prozessen der Bilanzierung und Antizipation ihr Leben sehen und planen. Im Rahmen des Gesamtprojekts wurde ein Lehrforschungsprojekt als erste explorative Stufe installiert, in der zunächst mit jenen Studierenden die Entwicklung und Gestaltung des Erhebungsdesigns der Befragungsreihe erarbeitet worden ist und die mit der Durchführung der Interviews beauftragt worden sind. Auf jenen transkribierten Interviewstand greift die eigene Untersuchung mit einer Re-Analyse unter eigenen Fragestellungen zurück.

Die in dem FIAT-Projekt angewendete Interviewform rekurriert formal auf jene zuvor kurz umrissene Ursprungsmodellform (vgl. Peters 1991, Nieke 1992c), beinhaltet aufgrund ihres anders gelagerten querschnittlichen und allgemeinbildungstheoretischen Untersuchungsansatzes aber einen vergleichsweise differenzierten Fokussierungsrahmen bezüglich des teilstrukturierten Interviewleitfadens. Um Querverbindungen zwischen den allgemeinbildungstheoretischen Leitfragen des FIAT-Projekts und den eigenen identitätstheoretischen Untersuchungsfragen knüpfen zu können, ist es m. E. sinnvoll, die formalen Intentionen der Leitfragen-Fokusse in ihrer entsprechenden Tiefe, Breite und zugleich Spezifität transparent zu machen.

Zu den formalen Aspekten des narrativ-fokussierenden Interviewleitfadens des FIAT-Projekts

Die Konzeption¹⁷⁰ des narrativ-fokussierenden Interviewleitfadens konzentriert sich auf das Interviewziel, die Suchbewegungen von Spätadoleszenten nach den selbstrelevanten „richtigen“ Orientierungen für die eigene Identitätsformation in Form einer biografisch thematisierten Identität unter einer allgemeinbildungstheoretischen Perspektive zu erfassen. Diese bildungsorientierte Perspektive als theoretischer Gesamtfragefokus zielt auf die identitätstheoretische Suche nach Antworten auf die Frage: „Wer bin ich?“ und umschließt Fragedimensionen, wie: „Woher komme ich?“, „Wohin will ich?“, „Wo stehe ich jetzt?“, „Was ist der Sinn meines Lebens?“ und „Welchen Sinn möchte ich meinem Leben geben?“. Akzeptierte Antworten auf diesen Fragenkomplex zeichnen den Gebildeten in seiner

¹⁷⁰ Anmerkung: Für das Verständnis über die Konzeption des Interviewleitfadens und den darin gefassten Fragenfokussen standen mir aus dem Lehrforschungsprojekt resultierende, in diesem Rahmen als loses Seminar-Manuskript protokollierte Informationen zur Verfügung, die für einen Nachvollzug in mündlichen Konsultationen mit dem Projektleiter Prof. W. Nieke zusätzlich i. S. der vorliegenden Thematisierung verdichtet worden sind.

Aneignung und Auseinandersetzung mit der kulturellen Welt aus. Da die Herausbildung von Identität bei Spätadoleszenten ein selbstverantworteter und unter den gegebenen postmodern gesellschaftlichen und damals wendebedingten Transformationen ein für eine individuell-sozial gelungene Identität umso riskanter Prozess ist, stellt sich deshalb die Frage nach pädagogischer Unterstützungsnotwendigkeit und entsprechenden Möglichkeiten für eben diesen Aneignungs- und Auseinandersetzungsprozess. Ansatzpunkt ist hier die allgemeinbildungstheoretische Fokussierung auf die individuell-sozialen Prozesse der Selbstreflexion und die darin vollzogenen Selbstbildungsprozesse des Subjekts. Stärker als die aus der Bewältigung des Lebens resultierenden Selbstbildungseffekte interessiert in Bezug auf die eigene Re-Analyse der Aspekt der *Bildungsorientierung für die Identitätsformation*. Die allgemeinbildungsorientierte Identitätsprozessperspektive setzt nun ein Idealbild gelungener Bildung voraus. Denn Bildung ist dabei nichts anderes als die Formation der Identität. Gelungene Bildung beinhaltet folgende formale (inhaltlich differenzierte) Orientierungen:

- *klare Vorstellungen über die gegenwärtige Lebenssituation und Zukunftsplanung, Autonomie* (Anerkennung eines Regelsystems, von dem man überzeugt ist, dem man sich freiwillig unterstellt);
- *Vernunft* (Anerkennung von Modalitäten intersubjektiver Verständigung über die Grundfragen: Was ist wahr? Wie lebt man richtig?);
- *Solidarität* (die Haltung der konkreten Verantwortung gegenüber anderen Menschen, die vorübergehend oder dauernd in schlechter Lebenslage sind) sowie
- *Verantwortung* (die Haltung der Verantwortung gegenüber dem Gemeinwohl, einschließlich der Verantwortung für die endlichen Ressourcen der Natur und die künftige Lebenslage der noch Ungeborenen, basierend auf der Vorstellung, dass alle Menschen gleich wertvoll seien).

Dieses Idealbild gelungener Bildung wird nun zur Abfrage der Identität zugrunde gelegt, die sich in drei Fragenkomplexe thematisieren lässt: einmal mit dem Fragenfokus der *Selbstvergewisserung*: „Wer bist du? – Wer bin ich?“, mit dem die Thematisierung als einmaliges Individuum (Ich-Identität), als Mitglied von Gruppen (Wir-Identität) und als ideales Selbstbild, reales Selbstbild und Fremdbild erfolgt; zum Zweiten mit dem Fragenfokus der *Sinnkonstitution*: „Wozu bist du da? – Wozu bin ich da?“, welcher die Thematisierung der Einordnung in Natur, Geschichte, Gesellschaft und transzendente Zusammenhänge beinhaltet; und zum Dritten der Fragenfokus gerichtet auf die *Zukunftsorientierung*: „Was ist zu tun?“, womit die Thematisierung der eigenen Lebensgestaltung und das Hineinwirken in die Gesellschaft in Kooperation mit anderen angesprochen werden. Diese forschungsperspektivischen Fragenfokuse werden nun in einen narrativ-fokussierenden Interviewleitfaden, der im Endeffekt laut Projektansatz schließlich auf die Erfassung der

biografischen Identität abzielt, übersetzt. Denn die Thematisierungskomplexe werden im selbstreflexiven Rückblick auf die bisher durchlaufende Lebensgeschichte, auf die gegenwärtige Lebenssituation und auf die Zukunftsvorstellungen (im Interviewleitfaden als LGZ-Schema im Sinne deskriptiver Kategorien benannt) in den Prozessen der Bilanzierung und Antizipation mit Blick auf das Real- und Idealselbstbild sowie das perzipierte Fremdbild erarbeitet. Aufgabe ist, Antworten auf die eingangs gestellte Frage „Wer bin ich?“ zu finden und die biografische Identität einer empirischen Bildungsforschung zugänglich zu machen. Hieraus ergeben sich vier biografische Fragenfokusse:

- 1) Einführung zur Fokussierung auf die Fragen des Forschungsprojekts: „Wer bist du?“, „Wer möchtest du sein?“ Die Aufgabe bestand in der Erklärung von Sinn und Zweck der Untersuchung und des Interviewthemas: Identitätsentwicklung von Menschen im Zuge des Erwachsenwerdens und die Beantwortung der Frage nach dem Bild, das Menschen von sich haben bzw. dem Bild davon, wie sie gerne sein möchten.
- 2) Narrativ gehaltene Einstiegsfrage nach der Lebensgeschichte und der Fokussierung auf ihre prägenden Ereignisse: „Vielleicht beginnst du zunächst mit deiner Lebensgeschichte. Was hat dich geprägt?“ Der Interviewer soll hier mit Zwischen- und Verständnisfragen und der Signalisierung von Interesse den Redefluss des Interviewten am Laufen halten, zur Präzisierung auffordern oder sich mithilfe von Wiederholungen des Gesagten (Paraphrase) Klarheit verschaffen. Diese Fragehaltung gilt für das gesamte Interview. Die nachfolgenden Fragenfokusse werden sowohl in ihrer Reihenfolge als auch in ihrer Formulierung offen und dem Redefluss anpassend sowie der Auswahl durch den Interviewten überlassen gehalten.
- 3) Bilanzierung: „Wie schätzt du deine gegenwärtige Lebenssituation ein, bist du zufrieden? (positive und negativ besetzte Einschätzungen)
- 4) Antizipation: „Wie stellst du dir dein künftiges Leben vor? Gibt es etwas in deinem Leben, was du erreichen willst?“ (Real-/Idealziel)

Die Prozesse der Bilanzierung und Antizipation im Moment der aktuellen Selbstthematisierung dienen der biografisch orientierten Reflexion des Selbst in seiner individuell-sozialen Lebenssituation. Jene dient im Interviewleitfaden als kategorialer Hintergrund und schlüsselt sich in weitere fünf Fragenfokusse auf, die eine Analogie zu den situativ-sozialen Bezugsdimensionen von Identität (vgl. Fend 1991), wie im Folgenden dargestellt, ausdrücken:

<u>Kategorialer Hintergrund:</u>	<u>Dimensionen von Identität:</u>
1) Beruf; Kompetenz, Position in der Gesellschaft	„ich bin, was ich kann“
2) Freizeitgestaltung; Expressivität, Ästhetik, Konsum	„ich bin, was ich bin“
3) Liebe, Familie, Solidarität	„ich bin Teil eines Anderen“
4) Weltanschauung, Religion	„mein Leben hat Sinn“
5) Politikverständnis, eigenes Engagement	Politik- und Sozialverständnis

Die unter den biografischen Fragenfokussen noch offen gebliebene Interviewleitfadengestaltung kann jetzt präzisiert werden. Die gegenwärtige (bilanzierende) und zukünftige (antizipierende) Fokussierung richtet sich im – thematisch und chronologisch

betrachtet – offenen Verlauf des Interviews jeweils auf den kategorialen lebensweltlichen Hintergrund. Im Einzelnen sieht der Leitfaden folgende Fragekomplexe vor:

Beruf (B): Welche Vorstellungen hast du zu deiner beruflichen Entwicklung? Gibt es etwas, was du im Beruf gerne erreichen möchtest? Glaubst du, dass es für dich wichtig ist, bestimmte Dinge zu beherrschen, über bestimmte Konsequenzen zu verfügen, um die Anerkennung zu bekommen, die dir wichtig ist? Worin besteht Anerkennung für dich?

Herkunftsfamilie (F)/ Partnerschaft (PS): Wie stellst du dir deine Zukunft in Bezug auf eine Partnerschaft/Familie/Kinder vor? Warum möchtest du (keine) Kinder haben?

Lebensplanung/Zukunftsplanung (Z): Wie möchtest du einmal leben? (Haus oder 2-Zimmer-Plattenwohnung; Stadt oder Land; Deutschland oder Ausland etc.)

Freundschaft (FS): Was verstehst du unter Freundschaft? Wie wichtig sind dir Freundschaften? Würdest du dich eher als Gemeinschaftswesen oder als Einzelgänger sehen? Was bedeutet dir Gemeinschaft?

Freizeit (FZ): Gibt es außerhalb von Beruf und Familie Dinge, die du gerne tun möchtest? Was tust du in deiner Freizeit? Gibt es Dinge, die du hier gerne einmal realisieren möchtest? Hast du Träume, wenn ja, welche? Gibt es Situationen, in denen du dich (zu deiner Erleichterung/Freude) bestimmter, typischer Ausdrucksformen bedienst, wenn ja welcher? (Malen, Schreiben, Musizieren, Genießen, Schreien etc.)

(Post)Materielle Wertorientierung (M): Welche Rolle spielen Konsum, Geld und materielle Werte für dich? Wofür gibst du am liebsten bzw. häufigsten Geld aus?

Weltanschauung (W): Wie stellst du dir deine Welt vor; was für ein Weltbild hast du? Bist du religiös erzogen worden oder bist du auf andere Weise zu einem Glauben gekommen? Wenn ja, was bedeutet dir dieser Glaube heute? Glaubst du, dass man die Welt mit wissenschaftlichen Mitteln vollständig erklären kann?

Politikverständnis (P): Wie würdest du die gegenwärtige politische/soziale Lage beurteilen?

Gesellschaftliches Engagement (E): Ob und wie engagierst du dich politisch/sozial oder in anderer Weise? (Begründung „wozu“ erbitten)

Selbsteinschätzung, Selbstkonzept (S): Wenn du dich selbst beschreiben würdest, wie würdest du dich charakterisieren? Gibt es Dinge an dir, die du verändern möchtest? Was für ein Mensch möchtest du eigentlich sein?

Prinzipiell wird zunächst mit der narrativ-fokussierenden Interviewform nicht grundsätzlich eine Festlegung des Fokussierungsrahmens auf eine bestimmte Situation oder Fragestellung getroffen, die darauf abzielt, jenen Forschungsgegenstand nur aus einer bestimmten (fokussierten) Forschungsperspektive heraus in mehreren Interviewreihen längsschnittlich repräsentativ in seinen Modifikationen erforschen zu können. Die Fokussierung zielt m. E. elementar auf die Struktur des Interviewleitfadens (auf die theoretischen Fragenkomplexe) und seine Umsetzungsrichtung im Verlauf eines Interviews. Das bedeutet, dass die verwendeten narrativ-fokussierenden Interviews des FIAT-Projekts als erste explorative Stufe keinen Längsschnitt zur Erhebung von sich zwischenzeitlich ergebenen und nun

anzuweisenden prozessual bedingten Veränderungen und ihrer Bedeutung bspw. im Sinne von selbstbildungsorientierten Deutungsmustern darstellen. Sie verbleiben auf der aktuellen Querschnittebene, die auf vergangenen Erfahrungsgeneralisierungen und -modifikationen beruht und die unter gegenwärtigen Selbstrelevanzen zu eben dieser aktuellen Querschnittreflexion führen und, lediglich durch das Subjekt selbst vorgenommen, derartige lebensgeschichtliche Deutungsmodifikationen sichtbar machen. In diesem Sinne verstanden, geht es in der vorliegenden Arbeit darum, *nach* generalisierten Mustern der selbstreflexiven Konstruktionsweise anhand der Erzählfiguren von Bilanzierung und Antizipation zu fragen, über deren Prozesse sich das Subjekt der Bedeutung von Veränderungen in ihrem gesamtbiografischen Verlauf aktuell selbstreflexiv bewusst wird. Es werden also sowohl bei FIAT als auch in der eigenen Untersuchung lebensweltliche und auf das Selbstbild bezogene Orientierungsbedeutungen im lebensgeschichtlichen Gesamtzusammenhang des Gewordenseins erfragt. Jedoch zweitens nicht mit dem theoriegeleiteten Ansatz, die Phase der (Spät)Adoleszenz als auch ihre Marker des „jungen-Erwachsen-(Geworden)Seins“ im Besonderen – außer als Einschätzung der subjektiven gegenwärtigen Situation – einzukreisen, d. h., also auf ihre besondere entwicklungspsychologische Problematik hin (wie bspw. Mey 1999). Das Gleiche gilt auch für die berufliche Identitätsentwicklung. Sie ist nicht der zentrale Bilanzierungs- und Antizipationsgegenstand. Sondern die Herausbildung und Entwicklung des individuell-sozialen Selbstbildes im aktuellen Lebenszusammenhang steht im Vordergrund, nicht eine spezifische komplexe Situationsdeutung und auch nicht lebensbereichsspezifische Deutungsmuster sozialer Wirklichkeit in Bezug auf die soziale Identität. Im biografischen und narrativen Lebensverlauf werden Bedeutungszuschreibungen von bestimmten Erfahrungsgeneralisierungen sowie ihre lebensphasen- und lebensbereichsspezifische Veränderung im Querschnitt (momentane Bilanzierung und Antizipation) durch Rückbezug auf das lebensgeschichtlich Ganze im Längsschnitt (Biografie) mit Blick auf die selbstrelevanten Handlungsorientierungen der Sinnkonstitution und -konstruktion aus der Sicht der Befragten nachvollzogen und als selbstreflexiver Prozess rekonstruiert. Gerade die in der Forschung m. E. bisher noch nicht hinreichend theoretisch und empirisch erforschten Prozesse der Bilanzierung und Antizipation an einigen wenigen Fallanalysen stellen einen zu gering geschätzten Ausgangspunkt von Forschungsintentionen dar. Nach meiner Auffassung würden repräsentative Längsschnittuntersuchungen derselben Fallanalysen dann sinnvoll sein, wenn in einem auf diesen Erkenntnissen beruhenden nachfolgenden Schritt Veränderungen der Identitätskonstruktionen prozessual in ihrer Langzeitsicht als auch in Theorie- und Kulturvergleichen erforscht werden. In dieser Hinsicht

beinhalten die konzeptionell gestalteten und durchgeführten narrativ-fokussierenden Interviews des FIAT-Projektes ein für die eigenen Forschungsfragen übereinstimmend hohes Materialpotenzial.

Zu den Auswahlkriterien der eigenen Stichprobe

Im Rahmen der eigenen Untersuchung wurden aus der (bereits transkribierten) Gesamtstichprobe FIAT *neun* narrativ-fokussierende Interviews nach formalen Kriterien der Einzelfallperspektive, soziodemografischer Merkmale als auch unter Vorbehalt einer weiten Bewältigungsperspektive auf der Ebene der hypothetischen Typenbildung in einem ersten, biografisch und narrationstheoretisch thematisierten, allgemeinen Gesamteindruck im Kontext des explizierten Vorverständnisses ausgewählt.

Einzelfallperspektive: Die Auswahl einer kleineren Stichprobe kann hinsichtlich ihrer theoretischen Relevanz versus Repräsentativität von typologisierten Einzelfallergebnissen mit Kelle/Kluge generalisierend begründet werden. Nämlich, dass das „(z)entrale Kriterium für die Auswahl der untersuchten Fälle in einer qualitativen Studie nicht deren ‚Repräsentativität‘, sondern die theoretische Relevanz¹⁷¹ des jeweils ausgesuchten Falls, welche nur nach Maßgabe von theoretischen Überlegungen bestimmt werden kann“ (Kelle/Kluge 1999, S. 37) ist. So verstanden handelt es sich also nicht um die Repräsentativität der Einzelfälle im statistischen Sinne oder dem allgemeiner theoretischer Sätze. Sondern es geht um ihre Repräsentanz im Kontext einer konkreten Forschungsperspektive. Die Entscheidung für neun Einzelfälle hebt in diesem Sinne zunächst auf das entsprechend theoretischer Vorüberlegungen getroffene Untersuchungsziel ab, einzelne wenige Individuen unter den jeweils individuell-sozialen Situationsbedingungen und Selbstdeutungen mit (Ausschnitten aus) ihren Lebensgeschichten exemplarisch für erziehungswissenschaftlich identitätstheoretische Verallgemeinerungen hinsichtlich des Identitätsformationsprozesses der Bilanzierung und Antizipation zur Analyse heranziehen zu wollen. Der Grund liegt dann darin, genau jenen Fallstudien eine sensible Aufmerksamkeit und ausführliche Detailgenauigkeit des Interpretationsrahmens zukommen zu lassen und eben nicht einer vorschnellen hypothesengeleiteten Subsumptionslogik von Kategorisierungen im Beziehungsverhältnis von Allgemeinen und Besonderen anheimfallen zu wollen. Und um dennoch hinreichende theoretische, typologische Verallgemeinerungen so vornehmen zu können, dass das Allgemeine an dem einzelnen Fall als das an ihm Wesentliche und zugleich das durch Vergleiche mit anderen intensivst interpretierten Einzelfällen Allgemeine des

¹⁷¹ Vgl. auch die nachfolgenden Überlegungen zu den den soziodemografischen Merkmalen und der weiten Bewältigungsperspektive auf der Ebene der hypothetischen Typenbildung (i. d. A. S. 316f.)

theoriegeleiteten Identitätsformationsprozesses herauszufinden. Es geht darum, im Sinne der ganzheitlich betrachteten „Patchwork“-Identität die Akte der Selbstreflexion genauer auszuleuchten, als dies m. E. in der pädagogischen Identitätsforschung bisher bereits forschungsmethodische Praxis ist. Im Anschluss an Schulze (1993b) lässt sich dies kürzer formulieren: „Es geht hier im Grunde weniger um Verallgemeinerungen (Einfüg. P. N.: allgemeiner Sätze) als um die Differenzierung von Verallgemeinerungen (Einfüg. P. N.: bezogen auf subjektive Deutungen individueller Menschen). (...) Was man auf diese Weise gewinnen kann, ist eine immer facettenreichere Deutungsmöglichkeit bestimmter lebensgeschichtlicher Erfahrungen und Probleme.“ (Schulze 1993b, S. 225; Auslassg.: P. N.). Für die Stichprobenziehung ist hier also festzuhalten:

Das Ziel der qualitativen Stichprobenziehung kann dementsprechend nicht statistische Repräsentativität sein, vielmehr kann es nur darum gehen, daß die im Untersuchungsfeld tatsächlich vorhandene Heterogenität in den Blick gerät. Mit der gezielten Auswahl möglichst unterschiedlicher, z. T. extremer Fälle, wird dieses Ziel weit besser erreicht als durch den Versuch, die Verteilung spezifischer Merkmale in einer Population durch ein entsprechendes Sample abzubilden. (Kelle/Kluge 1999, S. 99)

Bei einer größeren Anzahl von in die Analyse hineingenommenen Einzelfällen hätte früher oder später auch aus (verschrifteten und technischen) Rationalisierungs- und Zeitgründen heraus, die sensible und detailfokussierte Aufmerksamkeit einem stärker theoriegeleiteten relevanzbezogen grobanalytischen Verfahren weichen müssen, was – das werden die Vorgänge und Ergebnisse in der Tat zeigen – den notwendigen „feinen Unterschieden“ vermutlich am Ende andernfalls zum Nachteil hätte reichen können. Die Anwendbarkeit derartig gewonnener Ergebnisse für die pädagogische Praxis gewinnt ihren Stellenwert dadurch, dass jegliche pädagogischen Techniken und Organisationsformen in Praxisfeldern, die es mit Individuen zu tun haben, darauf angewiesen sind, immer wieder erneut auf eben jedes einzelne Individuum und seine Lebensgeschichte hin ausgelegt werden müssen. Und dass man die notwendige Auslegung nicht durch die Übernahme allgemeiner Sätze erreicht, sondern durch die detaillierte und intensiv auszulotende Beschäftigung mit einzelnen Fällen sowie durch die selbstbezogene Aufarbeitung der eigenen Erfahrungen des pädagogisch Handelnden. Die in der Arbeit eingenommene Thematisierungsform und –perspektive gründet letztlich auf dem Standpunkt, dass die genauere Erforschung des aktuellen Selbstreflexionsprozesses einzelner Individuen zwar zunächst „nur“, aber m. E. der

entscheidendste, praxeologische und empirische Ausgangs- und theoretische Ansatzpunkt für eine weit reichende (eben erst in anderen Projekten zu verfolgende) Analyse ist. (vgl. auch Schulze 1993b, S. 226)

Die ungerade Anzahl der ausgewählten Stichprobe besitzt keinen ursächlichen Wert. Sie hat sich insofern als günstig erwiesen, als dass eine eventuelle Neigung zur, die Anzahl von Einzelfällen betreffend, homogenen Typenzuordnung und einem gleichmäßigen Splitting von Typengruppen voreingestellt vermieden werden kann, gleichwohl ohne von vornherein eine gerade Anzahl von Typen am Ende nicht objektiv zulassen zu können. Sinn macht m. E. eine Typenbildung bei wenigen Fällen eigentlich nur dann, wenn sich nur im seltenen Fall ein Einzelfall (und nicht jeweils für neun Fälle) als ein Typus ergibt, da die Typenbildung i. d. R. aus komparatistischen Analysen des Minimal- und Maximalvergleichs von Variablen mehrerer Fälle hervorgeht und dazu dient, diese eben zu Typen zu generieren. Im Falle von neun Interviews ist jedenfalls davon auszugehen, dass immer mindestens ein Typus insgesamt mehrere Einzelfälle (also mindestens zwei) umfassen wird, wenn nicht gerade ein Einzelfall ein zuzulassender Sonderfall bleibt, sobald sich eine gerade Typenanzahl ergeben könnte. Den Gedanken zu Ende gesponnen, hätte eine sich möglicherweise ergebene, sinnvolle, ungerade Typengröße von drei oder fünf Typen auch einer erforderlichen Zuordnung von mindestens zwei Einzelfällen pro Typus entsprochen, eingerechnet der Möglichkeit eines „übrig gebliebenen“ Einzelfalls bei fünf Typen.

Soziodemografische Merkmale: Bezogen auf das formale Kriterium der *Geschlechtszugehörigkeit* wurde insbesondere auf ein relativ geschlechtsspezifisch ausgewogenes Mischungsverhältnis geachtet, um einer möglichen einseitigen Überhangbeeinflussung bzw. einer möglicherweise theoriegeleiteten Voreingenommenheit gegenüber einer zu erwartenden identitätstheoretischen Geschlechtsspezifität der Typenbildung zu begegnen. Für die Angemessenheit dieser Vorgehensweise spricht im Nachhinein, dass die Ergebnisse, so klein die Stichprobe letztens auch ist, dieser Erwartungshaltung außer in einem Typus schließlich auch entsprochen haben, ohne behaupten zu können oder zu wollen, dass es zugleich geschlechtstypische Formationsmuster sind. In der Konsequenz hätte allerdings eine Unberücksichtigung des Mischungsverhältnisses, zumindest hypothetisch, die Typen verfälschen können oder es wären Fälle nicht zuzuordnen gewesen. Es sind Interviews von vier männlichen und fünf weiblichen Teilnehmern. Die leichte „weibliche Überpräsenz“ von einem Fall ist hier zufallsbedingt zu vernachlässigen, da einer Geschlechtergruppe bei einer ungeraden Fallanzahl eben jener eine Fall mehr zuteilwird. Entscheidend ist, dass jede Gruppe relativ gleichstark vertreten ist. Für das formale Auswahlkriterium der *Altersgruppe* gilt, dass die ausgewählten männlichen Befragten zwischen 24 und 31 Jahren und die Weiblichen zwischen 24 und 29 Jahren gewesen sind und damit gemessen am zielgruppenspezifischen Altersmodell zunächst als Spätadoleszente anerkannt werden können. Dass sie darüber

hinaus, entsprechend dem eigenen theoretischen Untersuchungsverständnis folgend, als junge Erwachsene zunächst formal bezeichnet werden könnten, erschließt sich auf allgemeinem Niveau aus dem biografischen und narrationstheoretischen Ersteindruck der Interviews. Die Befragten befanden sich weitestgehend alle in einer vergleichbar homogenen sozioökonomischen und soziokulturellen Lebenslage (vgl. Münchmeier 2001a, S. 826f. i. d. A. S. 188) und Orientierungssuche mit spezifischen Erfahrungen der bundesdeutschen Wende, die wiederum heterogene Bewältigungsformen der Bilanzierung und Antizipation erkennen lassen. Folglich bilanzieren und antizipieren die Befragten, was insbesondere in Anbetracht der besonderen Aufmerksamkeitsrichtung der eigenen Untersuchung die selbstrelevante Thematisierung des Lebensbereichs Arbeit/Beruf angeht, allesamt im biografischen Verlauf diesbezüglich ausgelotete, jeweils spezifische und/oder komplexe Lebensbereichserfahrungen, die Aufschlüsse für die Relevanzsetzung der Orientierungssuche im Lebenskonzept und Rückschlüsse für die Identitätsformation zulassen. Und sie haben entsprechend dem Fokussierungsrahmen und den Fragenfokussen hinreichend ausführliche, gestaltgeschlossene und zugleich detaillierte Narrationen in ihrem eigenen Relevanz setzenden Ermessen geformt. Dadurch wird der Anspruch erfüllt, dass es sich um subjektive Sinnkonstruktionen handelt, die einen direkten Zugang zur individuell-sozialen Sinngebungsebene ermöglichen können.

Weite Bewältigungsperspektive auf der Ebene der hypothetischen Typenbildung: Die Interviewpartner reflektieren sich und ihr Leben nach dem gesellschaftspolitischen Umbruch der 90er-Jahre als gemeinsame kollektive sozioökonomische und soziokulturelle Erfahrung und deuten zugleich ihre Handlungsentscheidungen, Lebensentwürfe und Bedürfnissysteme entsprechend ihrer aktuell individuell-sozialen Lebenssituation und Persönlichkeitsentwicklung unter aktuellen selbstrelevanten Perspektiven. Als hypothetischer Ausgangspunkt im Kontext des theoretischen Vorverständnisses aus dem Ersteindruck aller FIAT-Interviews kristallisiert sich die Vermutung von mindestens vier individuell-sozialen, handlungsorientiert thematisierten Bewältigungsformen der Lebensgestaltung und im Auf- bzw. Umbau einer Lebensperspektive heraus. Bei der Betrachtung dieser Formationsmuster hat nicht die ostdeutsche Wende-problematik als Ereignis an sich im Mittelpunkt gestanden. Dennoch bildet sie zwar einen spezifischen kritischen Erfahrungskontext für identitätstheoretische Entwicklungsprozesse ab, hier vielmehr aber im Sinne eines allgemeinen Kennzeichens für das Eintreten unerwarteter bzw. kritischer Lebensereignisse in spätmodernen Transformationsprozessen, die unter Umständen zur Neu- bzw. Umorientierung und zu pluralen und flexiblen Bewältigungsformen der Lebensgestaltung

zwingen können. Die Bewältigungsformen werden nach meinem Verständnis nicht allein von den Anforderungen der kollektiven Erfahrung getragen, sondern beruhen – so die These – u. a. entscheidend auf selbstrelevanten Identitätsperspektiven der individuell-sozialen Persönlichkeit, die sich im Rahmen lebensgeschichtlicher innerer und äußerer Balancierungsprozesse der Identitätsbildung bis zu diesem Zeitpunkt prästabil herausgebildet hat. Und so bleibt für die individuelle Bewältigungsform, die ihren Niederschlag in der biografischen Fokussierung selbstrelevanter Erfahrungskerne findet, vielmehr entscheidend, was die Befragten subjektiv als ihre Form der Selbstverwirklichung und Relevanzsetzung ansehen. Mögliche hypothetische Typen von handlungsorientierten Bewältigungsstrategien der Lebensgestaltung umfassen nun folgende Merkmale, denen jeweils die Fallanzahl zugeordnet ist. Für die Option anschließender Studien wird in der Konsequenz gefragt, ob und inwiefern für diese hypothetischen Selbstthematisierungsformen biografischer Selbstreflexionen entsprechende Identitätsformationsmuster verantwortlich sein könnten.

Typ A: Kontinuität, Langfristigkeit, schmal fokussierte Gestaltungsperspektive, keine krisenhaften Brüche/Umorientierungen (zwei weibliche Fälle);

Typ B: relative Diskontinuität, Mittelfristigkeit, breit fokussierte Gestaltungsperspektive, keine biografischen Brüche (zwei weibliche Fälle);

Typ C: relative Kontinuität, Mittelfristigkeit, schmal fokussierte Gestaltungsperspektive, spezifische Brüche mit situativ angepassten Umorientierungen und Folgen für die weitere Lebensperspektive (drei männliche Fälle);

Typ D: relative Diskontinuität, Mittelfristigkeit, breit fokussiert, spezifische (selbst intendierte) Umorientierungen (ein männlicher/ ein weiblicher Fall).

3.3 Festlegung des Auswertungsdesigns

3.3.1 Forschungsstrategische Ansatzpunkte der Auswertungsmethodik

Für die eingerahmte erziehungswissenschaftliche Forschungsperspektive ist das modelltheoretisch-analytische Arbeitsverständnis zunächst im Überblick zu reaktivieren. Die pädagogische identitätstheoretische Leitfrage lautete:

Wie vollziehen junge Erwachsene ihre Identitätsformation im generativen Prozess der Selbstvergewisserung für die Beantwortung der Frage: „Wer bin ich?“, um im Zuge der aktuellen Selbstthematisierung für sich selbst einen auf Handlungsfähigkeit beruhenden Lebenssinn zu stiften? Lassen sich typische Identitätsformationsmuster finden? Inwieweit und in welcher Form spielt die Entwicklung einer beruflichen Identität dabei eine Rolle?

Auf die Weise gelingt es, die notwendigen einzelnen heuristischen Orientierungspunkte mit dem spezifischen Blick auf die zu erhellenden formal und inhaltlich spezifischen Aspekte des ganzheitlichen Identitätsformationsprozesses in der speziellen empirischen Auswertungsstrategie transparent zu halten.

Mit der Analyse der subjektiven Relevanzsetzung des IPs steht die individuell-soziale Verknüpfung von Erfahrungskernen in der biografischen Erfahrungsbildung und ihrer impliziten Sinn- und Bedeutungssetzung im selbstreflexiven (Nicht-)Passungsprozess zwischen intrapersonalen und interpersonalen Selbstbezügen im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Dabei gewinnt die Fokussierung von Identitätszielen ihren hohen Stellenwert, da es um die Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von übergeordneten, wertorientierten Erfahrungsinhalten in der Selbsterfahrungssynthese für die Selbstvergewisserung und Sinnverortung des Einzelnen geht.

Im Anschluss an das eigens entwickelte heuristische Identitätsformationsmodell, verstanden als theoretisches Vorverständnis, dient die Analyse der Erhellung des querschnittartigen Generalisierungsnetzes, das über Bilanzierungs- und Antizipationsprozesse von Selbsterfahrungskernen als Identitätsmomentaufnahme (Vergegenwärtigung) und dem darin abgespeicherten Identitätsgefühl gebildet wird und das zugleich den fortlaufenden Formationsprozessen in seiner biografisch-evaluativen Funktion im Längsschnitt dient. Die hierbei leitende Annahme ist, dass dabei vorgenommene Generalisierungen, sowohl im Quer- als auch im dafür benötigten Längsschnitt, quasi den um die eigene Achse rotierenden „Mantel“ des „Identitätskegels“ in der definitorischen Form eines ganzheitlich-integrierten, selbstreferenziellen und selbstevaluativen Rahmenkonzepts von Identität bilden. Von hier aus erfolgt auf übergeordneter Bewusstseinsstufe des Einzelnen die Steuerung der Identitätsziele, sodass daran orientierte bedeutungsvolle Standards eine Art „typische Formationsstruktur“ von Identität bedingen und hervorbringen. Je nach lebensbereichsspezifischer Valenz der Identitätsstandards werden nun die identitätsrelevanten komplexen Einzelerfahrungen generalisiert, sodass ein variables, temporal-flexibles Netzwerk aus lebensbereichsspezifischen, lebensphasischen und lebensbereichsübergreifenden Verknüpfungen von (auch ambivalenten) Erfahrungen, generalisierten Erfahrungskernen, Standards und Teil-Selbsten vorstellbar sind. (vgl. i. d. A. S. 247ff.)

Die mehrdimensionale heuristische Identitätsformationsbetrachtung führt nun zu folgenden leitenden Forschungsfragen der empirischen Verfahrensweise, aus denen die im Anschluss darzustellenden Auswertungsstrategien resultieren:

- 1) **Analyse auf der übergeordneten Orientierungsebene:** Den Ausgangspunkt der Analyse bilden die Identitätsziele: Welche Lebensorientierungen sind anhand der theoriegeleiteten Dimensionen (in Anschluss an Keupp, u. a. 1999) von Identitätszielen in allen thematisierten Lebensbereichen und zu allen biografisch selbstrelevanten Zeitpunkten zu finden? In welchem lebensweltlich übergeordneten Relevanzverhältnis stehen die strukturell organisierten Identitätsziele auf dieser übergeordneten Ebene zueinander? Das heißt, welche formale Identitätszielstruktur lässt sich im Einzelfall ermitteln?
- 2) **Analyse innerhalb der Teilidentitätsebene:** In welchem lebensbereichs- und lebensphasenspezifisch verknüpften Verhältnis stehen die den arbeitsbezogenen und beruflichen Orientierungen zugrunde gelegten Identitätsziele untereinander? Das heißt, welche dominanten arbeitsbezogenen und beruflichen Identitätsziele lassen sich anhand der biografisch thematisierten Arbeits- und Berufsorientierungen herausfiltern?
- 3) **Analyse des strukturellen und inhaltlichen Zusammenhanges zwischen der übergeordneten Orientierungsebene und der Teilidentitätsebene:** In welchem Verhältnis stehen die Teilidentitäten schließlich zueinander? Ergibt sich hieraus eine Dominanz der beruflichen Identitätsthematisierung im Sinn stiftenden Lebenszusammenhang? Das heißt, ob vorrangig über die dominanten Arbeits- und Berufsorientierungen, ausgedrückt in der arbeitsbezogenen und beruflichen Identitätszielstruktur, auch die Identitätsziele aus der ermittelten übergeordneten Identitätszielstruktur in arbeits- und berufsbezogenen Lebensprojekten bzw. –entwürfen erfüllt werden und ob die berufliche Identität somit einen bedeutungsvollen identitätsstiftenden Beitrag im Lebenszusammenhang leistet?
- 4) **Typologische Analyse:** Lassen sich typische Identitätsformationsmuster junger Erwachsener anhand der strukturell und inhaltlich analysierten Identitätszielstruktur ermitteln und beschreiben? Verbinden sich hiermit konvergente typische berufliche Identitätsformationsmuster?

3.3.2 Methodisch-technische Ansatzpunkte der integrativen

Auswertungsmethodik

Erster Ansatzpunkt: Zur Triangulation quantitativer und qualitativer Methoden/Ergebnisse

Die hier entwickelte und angewendete Auswertungsmethodik lässt sich als methodisch triangulierendes Verfahren deshalb charakterisieren, da es sich sowohl qualitativer als auch quantitativer Methoden zur Auswertung des qualitativen (narrativ-fokussierenden Interview-) Materials bedient. Das der eigenen Auswertungsstrategie am Nächsten liegende Grundkonzept der „Triangulation als gegenseitige Validierung“ – „mit dem Ziel, konvergente Ergebnisse zu produzieren, die als Indikator für die Validität von Daten, Methoden und Ergebnissen angesehen werden können“ (Kelle/Erzberger 2001, S. 127) – lässt sich nämlich als Integrationsleitmotiv der eigenen Untersuchung wie folgt kennzeichnen:

In einem ersten Schritt muss eine Verbindung zwischen einer (oder mehreren) Aussagen auf der theoretischen Ebene mit Beobachtungen auf der empirischen Ebene deduktiv hergestellt werden. Aus forschungspraktischer Sicht bedeutet dies, dass zunächst eine theoretische Aussage formuliert werden muss, für die anschließend durch eine Erhebung und Analyse von empirischen Daten empirische Evidenz gesucht wird. (...) In einem zweiten Schritt wird dann nach *zusätzlicher empirischer Evidenz* unter Anwendung einer *anderen (oder mehrerer anderer) Forschungsmethoden* gesucht. Durch dieses Vorgehen bei der Methodentriangulation soll sowohl die Glaubwürdigkeit der theoretischen Aussagen als auch die Validität der empirischen Daten und verwendeten Methoden gesichert werden. Übereinstimmung oder Konvergenz von empirischen Ergebnissen wird dabei als Indikator für deren Validität angesehen und stärkt die ex ante formulierten theoretischen Hypothesen sowie den gesamten theoretischen Rahmen, der zur Strukturierung des Forschungsprozesses diene. (Kelle/Erzberger 2001, S. 104; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Entscheidender für eine Integration qualitativer und quantitativer Auswertungsmethoden im Sinne der gegenseitigen Validierung, die auch der vorliegenden Untersuchung zugrunde liegt, ist weniger deren Einsatzreihenfolge¹⁷². D. h. unabhängig davon, „ob qualitative Ergebnisse mit Hilfe quantitativer Methoden oder umgekehrt quantitative Ergebnisse durch qualitative Methoden validiert werden sollen. (Einfüg.: P. N.: Vielmehr) darf nicht vergessen werden, dass eine solche Validierung einen gemeinsamen theoretischen Rahmen für die quantitative und qualitative Datenerhebung und -analyse nötig macht“ (Kelle/Erzberger 2001, S. 128). Über den Aspekt der gegenseitigen Validierung von Ergebnissen hinausgehend, ist letztlich ein zweiter Aspekt zur Triangulation festzuhalten. Flick hält insgesamt prinzipiell fest, dass sich der Fokus bei der angewendeten Integration von qualitativen und quantitativen Methoden in Form unterschiedlicher Triangulationskonzepte im Gegensatz zu seiner ursprünglichen Konzeption „als Strategie der Validierung der Ergebnisse (...), zunehmend in Richtung der Anreicherung und Vervollständigung der Erkenntnis und der Überschreitung der (immer begrenzten) Erkenntnismöglichkeiten der Einzelmethoden verlagert“ (Flick 2002, S. 330; Auslassg.: P. N.). Und deshalb wird die Triangulation mittlerweile sogar „weniger zu einer

¹⁷² Als stellvertretendes Beispiel für den Versuch, die Anwendung integrativer Forschungsmethoden in ihrer Reihenfolge zu systematisieren, genügt hier der Verweis auf Oswald (2003, S. 75). Der Autor fasst drei Möglichkeiten zusammen: a) Die qualitative Untersuchung geht der quantitativen voraus. b) Die qualitative Untersuchung ergänzt die Quantitative. c) Die qualitative und quantitative Untersuchung derselben unstandardisiert erhobenen Daten.

Strategie der Validierung der Ergebnisse und Vorgehensweise als zu einer Alternative dazu, die die Breite, Tiefe und Konsequenz im methodischen Vorgehen erhöht“ (ebd. S. 332). Wenn nun also qualitative und quantitative Auswertungsmethoden für qualitatives Interviewmaterial im Rahmen eines gemeinsamen theoretischen Rahmenkonzepts in integrativer Form angewendet werden, dann können bezüglich von Verhältnismäßigkeit und Verwendungszusammenhang beider Methodenbereiche und bezüglich der Vorteile quantitativer Forschungsmethoden allgemein Folgende formuliert werden. Nämlich, dass sie sowohl Erstinformationen über Grobstrukturen zu liefern vermögen, als auch zur Überschaubarkeit von Informationen, zu ihrer Handhabbarkeit für die Analyse und zur Anschaulichkeit in der Evaluationsphase beitragen. Die qualitativen Forschungsmethoden leisten dagegen unwiderruflich ihren notwendigen Beitrag zur angemessenen Analyse der inhaltlichen Dimensionen sozial hervorgebrachter Wirklichkeit. (vgl. auch Heinze 1995, S. 13) Wobei insbesondere hier der Anspruch gilt, dass vor der quantitativen Vorgehensweise des Auszählens, der Analyse von Einstellungsdaten und Einzelfakten, als auch der Konstruktion von Typen, eine umfangreiche und detaillierte Auseinandersetzung mit dem qualitativen Material zu erfolgen hat. Entscheidend bleibt letztlich die offene Annäherung an die soziale Wirklichkeit. (vgl. auch Hopf 1993, S. 13) In Anbetracht dieser prinzipiellen Integrationskriterien kann im Sinne eines ersten Ansatzpunktes der Verhältnismäßigkeit und des Verwendungszusammenhangs für die eigene Untersuchungsstrategie Folgendes charakterisiert werden: Der offene Zugang zur subjektiven individuell-sozialen Wirklichkeit wird durch die narrativ-fokussierenden Interviews gewährleistet. Die typologische Analyse, als Gesamtstrategie der Auswertungsmethodik, setzt an einer rekonstruierend verfahrenen interpretativen Einzelfallanalyse an, in der jedes Interview ausführlich und detailliert dahingehend hermeneutisch interpretiert wird, die subjektive Selbstdeutung lebensphasen- und lebensbereichsspezifisch verstehend zu rekonstruieren (Bilanzierung und Antizipation des Selbst). Im Anschluss daran werden die qualitativen Daten der subjektiven Bedeutungsstrukturierungen aus den Fallinterpretationen gemessen an der ersten intersubjektiven Deutung nominal quantifiziert (wichtig/unwichtig), sodass dreidimensionale Grobstrukturen des Falls herausgearbeitet werden können, die wiederum als effizienter Einzelfallrückgriff für alle weiteren Analysen zur Verfügung stehen. Um einer auf den ersten Blick anmutenden gewissen Pauschalität bzw. unangemessenen Rationalität dieses Vorgehens vorzugreifen, wird bereits hier darauf hingewiesen, dass dieser Arbeitsschritt auf mehreren Interpretationsdurchgängen beruht, die sowohl in Bezug auf weitere Auswertungsschritte als auch im Anschluss an die generellen methodisch-strategischen Ansatzpunkte konkretisiert

werden. Das Eigentliche, worauf die Erläuterung zum ersten Ansatzpunkt abzielt, ist dass die Integration qualitativer und quantitativer Auswertungsmethoden in verschiedenen aufeinander aufbauenden als auch in ihren Ergebnissen gegenseitig vergleichenden Arbeitsschritten vorgenommen worden ist. Dass die interpretativen Einzelfallanalysen einer typologischen Analyse (wie andernorts auch üblich) vorgeschaltet sind, erfüllt zwar zunächst den prinzipiellen Ansatzpunkt, vor einer Quantifizierung von qualitativen Daten interpretative Analysen derselben durchzuführen, auf denen die Quantifizierungen überhaupt erst basieren können. Jedoch im Unterschied zu gängigen Integrationsmethoden typologischer Analysen werden bereits in der vorliegenden Untersuchung die qualitativen Daten in den Einzelfallanalysen qualitativ und quantitativ mittels der strukturierenden Inhaltsanalyse ausgewertet. Das heißt, eine Quantifizierung erfolgt nicht erst im Zusammenhang mit der generalisierenden Typenmusteranalyse, sondern trägt bereits im Zuge der Einzelfallanalyse zu einer quantitativen Verdichtung und Strukturierung des qualitativen Datenmaterials bei. Jene mehrdimensionale Reduktion wiederum bildet aufgrund der ermöglichten grafischen Systematisierung, Differenzierung und Verallgemeinerung sowohl zum intensiveren und schnelleren Verständnis in der Einzelfallanalyse derselben und als auch für alle folgenden typologischen Analyseschritte in Form eines effektiven Überblicks die fortlaufende Basis. Zur typologischen Analyse lässt sich hinsichtlich der integrativen Organisation von qualitativen und quantitativen Auswertungsmethoden insgesamt vorab deutlich machen, dass jegliche quantitativen Daten und Analysen in eine qualitative, hermeneutisch interpretative Analyse wieder rücküberführt worden sind. Im Zwischenergebnis sind die zunächst formal quantitativ entwickelten „kategorialen Identitätszieltypen“ der Identitätszielstruktur in einem nächsten Arbeitsschritt inhaltlich einer hermeneutischen Inhaltsanalyse unterzogen worden und wandelten sich mit dieser Vorgehensweise (im Fall der eigenen Untersuchung) zu konvergenten „hermeneutischen Formationstypen“. Für die Auswertungsstrategie ist zu schlussfolgern, dass die zunächst kategorialen Identitätszieltypen nur dann vorläufige Gültigkeit beanspruchen können, wenn sie in diesem Sinne einer Verifikation und Validierung standhalten, dass sich analoge hermeneutische Formationstypenmuster erschließen lassen. Die Bezeichnung „hermeneutische Formationsmuster“ umschließt drei Auswertungsdimensionen der typologischen Analyse: zum Ersten in Bezug auf die „Identitätszielformationsmuster“, zum Zweiten auf die „lebensbereichsspezifischen Formationsmuster der beruflichen Identität“ und schließlich drittens in Bezug auf „lebensphasische (Zeitstruktur)Formationsmuster“. Wobei Letzteres nicht im strengen Sinne eines rekonstruierten Zeitstrukturmusters (vgl. i. d. A. S. 216ff.) entwickelt wird, sondern der

hermeneutischen Interpretationsanalyse der jeweils anderen beiden Muster biografieanalytisch zugrunde liegt. Denn das Arbeitsverständnis beruht ja auf der Annahme eines biografischen Lebenszusammenhanges und geht davon aus, dass dominante Zeitstrukturen und Identitätszielstrukturen in einem Beziehungsverhältnis stehen, das sowohl die Zeitwahrnehmung und -strukturierung auf der einen Seite als auch die damit unauflöslich verbundene aktuelle Selbstvergewisserung (Bilanzierung/Antizipation) andererseits wechselseitig bedingt. Grundsätzlich nun sollte der skizzierte Geltungsanspruch hinsichtlich der erschlossenen Typen insoweit also möglich sein, als dass sich die quantitativen und qualitativen Ergebnisse einem gemeinsamen theoretischen Bezugsrahmen unterstellen lassen und damit dem zugleich deduktiv verwendeten und induktiv weiterentwickelten Kategoriensystem unterstehen. Hierüber werden also gemeinsam geltende Kriterien der Deutungsrichtung bzw. interpretativen Gestaltschließung vorausgesetzt, die zugleich Grundlage der Konvergenzmöglichkeit zwischen den Kategorien und Typen überhaupt ist. Inwieweit eine Konvergenz oder Divergenz der Einzelfälle innerhalb als auch zwischen den Typen, einschließlich zwischen den kategorialen und hermeneutischen Typenmustern tatsächlich zu erwarten ist, hängt allerdings in erster Linie auch von der Genauigkeit, dem Umfang, dem Verallgemeinerungs- und Differenzierungsgrad der hermeneutisch inhaltlichen Interpretationsleistung ab. Deshalb stellen qualitative Zwischenergebnisse die absolute Grundlage von jeglichen weiteren Arbeitsschritten in der inhaltlichen Zusammenhangsanalyse dar, wohingegen die quantitativen Analysenergebnisse allgemein betrachtet in erster Linie den strukturellen Zusammenhang begründen helfen.

Zweiter Ansatzpunkt: Zum allgemeinen Vorgehen der qualitativen bzw. strukturierenden Inhaltsanalyse

In diesem Abschnitt sollen Vorgehensweisen der qualitativen Inhaltsanalyse erstens nach Lamnek (2005) und zweitens nach Mayring (1985, 1996, 2002) im Überblick zusammengefasst werden. Das Ziel besteht darin, sowohl im ersten Fall generell qualitativ-strategische Aspekte der Inhaltsanalyse als auch mit der strukturierenden Inhaltsanalyse im

zweiten Fall eine – für die vorliegende Arbeit wegen ähnlicher Intentionen zur Identitätszielstruktur – spezielle Form sichtbar zu machen, die zusammen dem dritten Ansatzpunkt i. S. e. Vorbereitung zur Konkretisierung der Kategoriensystementwicklung dienen.

Zu allgemeinen Handlungsschritten der qualitativen Inhaltsanalyse (nach Lamnek):

Lamnek (2005) fasst, wie er selbst sagt: „ohne auf Spezialformen der Auswertung einzugehen“, „eine allgemeine Handlungsanweisung“ im Sinne von eher „pragmatisch gehaltenen Auswertungsschritten“ (ebd. S. 108) der qualitativen (interpretativ-reduktiven) Inhaltsanalyse wie folgt zusammen, auf welcher auch die eigene Untersuchung im Allgemeinen basiert:

Phase 1: Transkription

Das umfangreiche (Tonband-)Material wird anhand von Transkriptregeln in eine lesbare Form gebracht, personalrechtliche Informationen werden anonymisiert und die sozialstatistischen Daten oder biografischen Besonderheiten, die nicht dem Interview entstammen, den Transkripten als Informationsmaterial hinzugefügt. Die Transkripte werden einer wiederholten Leseprüfung unterzogen, um Unklarheiten, Widersprüchlichkeiten oder Unstimmigkeiten zu entdecken oder Transkriptionsfehler entsprechend der in den Regeln festgelegten Schriftform aufzuheben. (vgl. ebd. S. 108)

Bei der vorliegenden Untersuchung handelt es sich lediglich um eine formale Überprüfung der in der Transkription weitestgehend übernommenen, narrativ-fokussierenden Interviews aus dem FIAT-Projekt.

Phase 2: Einzelfallanalyse

Die Analyse der jeweils einzelnen Interviews führt im Ergebnis in eine Konzentration des Materials, wobei hier die „explikative Analyse“, als eine spezielle Form der Einzelfallanalyse, im strengen Sinne ausgeklammert wird.

1. Entfernung von Nebensächlichkeiten aus den einzelnen Transkripten und Hervorhebung der zentralen Passagen (vgl. ebd. S. 109);
2. Inhaltsanalytische Auswertung der nur noch zu berücksichtigenden wichtigen Textteile, d. h., „die prägnantesten Textstellen werden dem Transkript entnommen und es entsteht so ein neuer, stark gekürzter und konzentrierter Text“ (ebd.; Hervorhebg. i. O.);
3. Kommentierung und bewusst wertende Integration des konzentrierten Textes zu einer ersten Charakterisierung des jeweiligen Interviews unter Berücksichtigung der vollständigen und im Gesamt des Transkripts vorliegenden Informationen. „Dabei wird einerseits die Besonderheit des jeweiligen Interviews herausgearbeitet, wie schon in einem Vorgriff auf die Phase 3, die mögliche Allgemeingültigkeit der Besonderheiten oder anderer Befunde mitbedacht.“ (ebd.);
4. Erstellung einer Charakteristik als Ergebnis der Einzelfallanalyse „mit der Verknüpfung der wörtlichen Passagen des Interviews bzw. der sinngemäßen Antworten mit den Wertungen und Beurteilungen des Forschers, die sich auf *die Besonderheiten und das Allgemeine des Interviews* beziehen“ (ebd.; Hervorhebg. i. O.).

An dieser Stelle muss vergleichend ein entscheidender Hinweis in Bezug auf die eigene Auswertungsstrategie festgehalten werden. Die zu erstellende Charakterisierung erfolgt in Themenmatrizen, die im Punkt vier bereits zu quantitativen Auswertungsschritten am Einzelfall als Vorbereitung für die typologische Analyse führen.

Phase 3: Generalisierende Analyse

Hier geht es um die (theoretische) Verallgemeinerung der Erkenntnisse *über den Einzelfall hinaus*:

1. Erfassung von Gemeinsamkeiten aus allen oder einigen Interviews als erster möglicher Schritt für eine „*typisierende Generalisierung*“ (ebd.);
2. Herausarbeitung der inhaltlichen (ev. auch methodischen) Differenzen der Interviews, ohne eine „*artifizielle Homogenität* entstehen zu lassen“ (ebd.);

3. Typenbildung von Befragten, Aussagen, Informationen usw.: „Gemeinsamkeiten und Unterschiede ergeben bei weiterer Analyse möglicherweise *Syndrome oder Grundtendenzen, die für einige oder alle Befragte typisch* erscheinen.“ (ebd.; Hervorhebg. i. O.);
4. Darstellung und Interpretation der Typen unter Bezugnahme auf die konkreten Einzelfälle (vgl. ebd.).

In Bezug auf die eigene Auswertungsstrategie ist festzuhalten, dass sich die typologische Analyse zur Herausarbeitung der kategorialen und hermeneutischen Typologien sowohl aus quantitativen und qualitativen Auswertungsschritten (siehe Ansatzpunkt 1) zusammensetzt. Des Weiteren, dass die hermeneutischen Formationsmuster wiederum wegen der generellen inhaltlichen Repräsentanzabsicht anstelle des Ziels einer statistischen Repräsentativität der stichprobenartigen Einzelfälle, hypothetischen, d. h. vorläufigen, Charakter behalten müssen und insofern „nur“ empirisch gehaltvolle theoretische Aussagen begründen können.

Phase 4: Kontrollphase

Zum Ausschluss von Fehlinterpretationen empfiehlt sich die Selbst- und/oder Fremdkontrolle. Es wird immer wieder die vollständige Transkription zurate gezogen. Bezüglich der intersubjektivität gelten der Austausch oder die Diskussion ev. im Team und ggf. danach Modifikationen der Befunde und Interpretationen. (vgl. ebd. S. 109f.)

Hinsichtlich der Gültigkeit von Ergebnissen, die Gegenstand der Kontrollphase ist, müssen formale, aber äußerst wichtige Kriterien hinsichtlich der eigenen Untersuchung ergänzt werden. Es wurde im Verlauf der eigenen Auswertung nicht immer wieder die vollständige Transkription zurate gezogen. Denn es sind konsequent zwar sukzessiv reduzierte, aber dennoch umfangreiche Originaldaten (In-vivo-Codes) als auch Paraphrasen erhalten worden. Sie können aufgrund der systematischen Strukturierung des Materials als deskriptive Verifikation (in Form von Themenmatrizen, an den entsprechenden Interpretationsachsen, durch die quantitativen Darstellungen grafisch aufbereitet sowie als sogenannte „Ankerbeispiele“ hinzugefügt) gelten, mit dem Ziel, die Daten und Interpretationen transparent zu halten. Die Interpretationen beanspruchen insofern eine Gültigkeit auf Vorbehalt, als dass im Rahmen der von mir durchgeführten Einzelarbeit die Auswertung letztlich nur (m)eine Deutungsmöglichkeit darstellt. Dennoch fanden stichprobenweise wissenschaftlich-kommunikative Validierungen statt. Als solche gilt erstens, nicht nur aber insbesondere, auch die in der Betreuungsfunktion meiner Arbeit durch Prof. W. Nieke. Bereits im Rahmen einer ersten Auswertungsphase des FIAT-Projekts fanden zweitens kommunikative Validierungen in der studentischen Forschungsgruppe statt, die zu ersten Lesarten ihrer Paraphrasierung und Interpretation und schließlich einer groben Mottofindung führten. Dieses Material hat der eigenen Untersuchung manuskriptartig im Bedarfsfall des (kommunikativ-fiktiven) intersubjektiven Vergleichs zur Verfügung gestanden. Darüber hinaus wurden drittens in einem von Prof. W. Nieke und mir (2004) durchgeführten Seminar mit dem Thema „Identität und Beruf“ detaillierte Einzelfallinterpretationen an vier (typischen) Fällen mit den Studenten durchgeführt, deren Ergebnisse Sinn deutende Übereinstimmungen im Vergleich mit den eigenen Ergebnissen aufzeigten. Die Interpretationen der Studenten richteten sich aber nicht an dem (deduktiven) Kategorienleitfaden aus, sondern an den theoretischen Seminarinformationen zu Identität und Beruf. Die Teilnehmer erhielten die Aufgabe, im Kontext jener Konzepte die subjektiven Sinnäußerungen des Einzelfalls in Bezug auf das reflektierte Selbstbild interpretativ zu erfassen und sinngemäß zu deuten. Erst im Anschluss daran wurden in dem Seminar weitere spezifische methodische Auswertungsschritte der eigenen Untersuchung vorgestellt. Zum Vierten fanden kommunikative Validierungen in der Phase der Einzelfallanalyse im Rahmen des wissenschaftlichen Kollegiums am (sozialpädagogischen) Institut (erstens mit Prof. St. Schnurr und zweitens mit Dipl.-Päd. U. Kröger) statt, die wegen ihrer einmal langjährigen qualitativen (im ersten Fall) und ihrer quantitativen und thematisch vergleichbaren Forschungserfahrung (im zweiten Fall) sowohl Übereinstimmungen als auch hilfreiche Ergänzungen ermöglichten. Schließlich und endlich fand fünftens im Rahmen der typologischen Analyse eine abschließende wissenschaftliche kommunikative Validierung am Institut (mit Prof. W. Nieke, Prof. St. Schnurr und Dipl.-Päd. U. Kröger) statt, die (auch auf Tonband erhalten) zur Verifikation und Validierung sowie zur Bezeichnung der hermeneutischen Typologie beitrug und eine allgemeine, vorläufige Gültigkeit absichert.

Insgesamt auf das eigene Auswertungsdesign bezogen lässt sich zunächst mit dieser allgemeingültigen Einstiegscharakteristik des analytischen Ablaufs nach Lamnek eine weitestgehend vergleichbare interpretative Grundrahmung der Vorgehensweise festmachen. Da der Autor sich insbesondere nicht auf Spezialformen der Auswertung bezieht, bleiben hier selbstredend das Interpretationsniveau der einzelnen Arbeitsschritte und der Differenzierungsgrad auf der Generalisierungsebene (sprich das Ausprägungs- und Abstraktionsniveau i. S. eines Strukturierungsniveaus) des Einzelfalls wie auch der typologischen Analyse unberücksichtigt, welche zum besseren Nachvollzug der eigenen Auswertungsstrategie allerdings notwendig ist. Deshalb soll die Spezialform der „strukturierenden Inhaltsanalyse“ nach Mayring (u. a. 1985, 1996, 2002) ansatzweise einige inhaltsanalytische Anhaltspunkte mehr zur Erhellung liefern, die im dritten Ansatzpunkt insbesondere mit der eigenen Untersuchung in Verbindung gebracht werden. Ein weiterer Gesichtspunkt, auf bspw. Mayrings Spezialform einzugehen, begründet sich auch darin, dass Lamnek die Auffassung vertritt, dass quantitativ-statistische Auswertungsmethoden für qualitatives Interviewmaterial aus methodologischen und pragmatischen Gründen ausscheiden, wohingegen Mayring explizit die Integration beider Auswertungsmethoden und zwar insbesondere in der Form der strukturierenden Inhaltsanalyse vorsieht. Hierzu heißt es bei Mayring: „Wenn hier von qualitativer Inhaltsanalyse gesprochen wird, so ist damit eine Methode gemeint, die sich die qualitativen Schritte dezidiert zum Thema macht, den Einbau von quantitativen Schritten aber nicht ausschließt. (...) Trotzdem soll aber an der Bezeichnung ‚qualitativ‘ festgehalten werden, jedoch ohne die etwas entwürdigenden Anführungszeichen. Denn qualitative Analyse muß nicht die vielen Vorannahmen und Kurzschlüsse mitvollziehen, die quantitative Techniken meist implizieren.“ (Mayring 1985, S. 2; Auslassg.: P. N.) Mayring unterscheidet nun drei Grundformen der qualitativen Technik: die *Zusammenfassung*¹⁷³, die *Explikation* und die *Strukturierung*.

Zur strukturierenden Inhaltsanalyse (nach Mayring):

Ziel ist hier, *eine bestimmte Struktur aus dem Material herauszufiltern*. Diese Struktur wird in Form eines *Kategoriensystems an das Material herangetragen*. Alle Textbestandteile, die durch die Kategorie angesprochen werden, werden aus dem Material systematisch extrahiert. (Mayring 1985, S. 197; Hervorhebg. i. O.)

¹⁷³ Anmerkung: Im direkten Vgl. entspricht die „Zusammenfassung“ der oben genannten „interpretativ-reduktiven“ Form Lamneks.

Dabei sind bestimmte Strukturierungsgesichtspunkte denkbar:

- Eine *formale* Strukturierung will die innere Struktur des Materials nach bestimmten formalen Strukturierungsgesichtspunkten herausfiltern.
- Eine *inhaltliche* Strukturierung will Material zu bestimmten Themen, zu bestimmten Inhaltsbereichen extrahieren und zusammenfassen.
- Eine *typisierende* Strukturierung will auf einer Typisierungsdimension einzelne markante Ausprägungen im Material finden und die genauer beschreiben.
- Eine *skalierende* Strukturierung will zu einzelnen Dimensionen Ausprägungen in Form von Skalenpunkten definieren und das Material daraufhin einschätzen. (ebd. S. 198; Hervorhebg. i. O.)

In jedem Fall müssen die Strukturierungsdimensionen genau bestimmt werden, aus der Fragestellung abgeleitet und theoretisch begründet werden. Sie werden zumeist differenziert, in einzelne Ausprägungen aufgespalten. (ebd.)

Auf den Aspekt des Kategoriensystems zur Strukturierung des qualitativen Materials und im Verlauf der qualitativen Inhaltsanalyse für die Interpretation und Generalisierung von Textbestandteilen wird im nächsten Ansatzpunkt genauer eingegangen. An dieser Stelle steht zunächst der Strukturaspekt zur Disposition. Das heißt, dass sich die eigene Auswertungsstrategie vergleichsweise mit der „inhaltlichen“ und „typisierenden“ Strukturierungsform näher beschäftigt. Das bedeutet (noch allgemein bleibend), erstens anhand bestimmter, zunächst deduktiv zugrunde gelegter Identitätsziele, zweitens anhand der selbst thematisierten Lebensbereiche und drittens anhand des biografischen VGZ-Schemas¹⁷⁴ wird eine inhaltlich strukturierende Interpretation vorgenommen und in einem weiteren darauf aufbauenden Schritt eine für den Einzelfall typisierende dreidimensionale Struktur ermittelt. Diese typisierende Einzelfallstruktur wird mit den zu entwickelten Typisierungsdimensionen der Identitätsziele inhaltlich interpretierend ermittelt, indem jene markanten Ausprägungen im Material sequenzthematisch aufgespürt werden, womit die Relevanzsetzung entsprechend den lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Auswahl- und Gewichtungprozessen in der Selbstthematization deutlich gemacht wird. Insgesamt vollzieht sich über alle weiteren induktiv und abduktiv vorgenommenen Auswertungsschritte die inhaltliche und typisierende Strukturierung, bis sich generalisierende Aussagen über typische Formationsmuster sukzessiv verdichten lassen. Dabei wird mit dem Begriff der Struktur durchaus mitberücksichtigt, dass sie nicht nur im Sinne einer gewissen Anzahl von Elementen und ihrer Relation untereinander aufgefasst werden kann, sondern auch eine Struktur im Sinne des dreidimensionalen Aufbaus entlang einer Zeitachse darstellt, indem sie sich reproduzieren, identisch verdoppeln, vor allem aber transformieren kann, um eine neue Gestalt anzunehmen. (vgl. auch Reichertz 1995, S. 224) Allerdings ist hier nochmals explizit darauf hinzuweisen, dass es sich in der

¹⁷⁴ Das Kürzel VGZ steht für die thematischen Kategorien: Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft und ist mit dem im Interviewleitfaden benannten LGZ (Lebensgeschichte-Gegenwart-Zukunft)-Schema verknüpft.

vorliegenden Untersuchung nicht um das Analyseziel auf der Rekonstruktionsebene sozial-objektiver Strukturierungen handelt, gleichwohl deren Einfluss auf die persönliche Selbstdeutung in gewisser Weise mit einschließt.

Als wesentliche Gesichtspunkte dafür, inwiefern die eigene Arbeit mit dem prototypischen Verfahren der strukturierenden Inhaltsanalyse nach Mayring vergleichbar ist, ergeben sich also an dieser Stelle folgende Gemeinsamkeiten: Das sind die beiden Kriterien der inhaltlichen und typisierenden Strukturierung. Das ist die Möglichkeit, qualitative Auswertungsschritte mit quantitativen zu kombinieren. Und das ist die Anwendung eines an das Material herangetragenen deduktiven (theoriegeleiteten) Kategoriensystems, das sich im Zuge der weiteren Auswertung induktiv verfeinert. Im Unterschied jedoch zu Mayrings inhaltsanalytischer Grundform lässt sich nun genau an der von ihm (auch von anderen) für geboten gehaltenen Regelmäßigkeit des Verfahrens im Sinne einer korrekten, i. d. S. systematischen, Vorgehensweise für die Entwicklung eines Kategorienschemas festmachen. Das Anliegen einer systematischen und zu explizierenden Vorgehensweise im Sinne einer regelgeleiteten Analyse ist selbstverständlich. Allerdings lassen sich die von Mayring vorgeschlagenen Regeln in Bezug auf das zusammenzustellende Kategoriensystem (z. B. Codierregeln für den Codierleitfaden) im induktiven Verlauf der Analyse nicht mit dem eigenen Untersuchungsvorgehen vereinbaren.

Insgesamt lässt sich hinsichtlich des Strukturaspektes zur Explikation der eigenen Arbeitsstrategien schließlich das Beispiel einer Themenmatrix anführen, die sich mit Mayrings Strukturierungsansätzen abstrahierend verbinden lässt. Jenes Beispiel findet sich wiederum bei Lamnek (1993, S. 118; 2005, S. 405). Eine im Anschluss an die interpretative (und codierte) Entwicklung thematischer Verläufe erstellte Themenmatrix dient dort der Kumulation der Informationen und dem inhaltlich geordneten (strukturierten) Überblick über die im Interview angesprochenen Themen. Diese Matrix stellt in Lamneks Beispiel ein wichtiges Vorergebnis dar und half bei der gezielten Auswahl eines reichhaltigen Interviews für Fallbeispiele, die Gegenstand der Auswertung gewesen sind. In der vorliegenden Untersuchung werden ebenso inhaltlich und formal unterschiedlich hoch differenzierte und sukzessiv reduktive Matrizen angefertigt, um das gesamte Material der Einzelfälle sowohl auf der Ebene der Einzelfallanalyse selbst als auch für die nächsten typologischen Auswertungsschritte systematisch zu komprimieren und bei Bedarf einen effizienteren Fallrückgriff zu ermöglichen. Sie umfassen dabei nicht nur Markierungen zu den entsprechenden Themen und Kategorien, sondern auch hermeneutische Ergebnisse der sukzessiv zu verstehenden, inhaltlich-reduktiven Auswertungen der Einzelfallanalysen. Die

Themenmatrizen spiegeln dabei das zugrunde gelegte identitätstheoretische Vorverständnis zur handlungsorientierten Relevanzsetzung im längsschnittgezogenen Querschnittsnetz der aktuellen Identitätsformation. Auf die Bedeutung eines theoretischen Vorverständnisses, insbesondere für den Vorgang der Kategorisierung (Codierung), ist eben auch deshalb nun noch spezifischer einzugehen.

Dritter Ansatzpunkt: Entwicklung des Kategoriensystems

Der dritte Ansatzpunkt konzentriert sich auf allgemeine Aspekte der Codierung, die schließlich für die Entwicklung des eigenen, im Auswertungseinstieg deduktiv verwendeten, im weiteren Analyseverlauf induktiv weiter entwickelten und abduktiv schließenden, Kategoriensystems wichtig sind, welches am Ende des Ansatzpunktes in seiner deduktiven Ausgangsform vorgestellt wird. Allgemein deshalb, weil sich das Vorgehen der eigenen Untersuchung nicht mit anderen (vergleichsweise prototypischen) Verfahrensstrategien in eins setzen lässt. Dennoch finden in vergleichender Form selbstverständlich allgemeingültige Codierungsformen Anwendung, die in ihrer Systematik dann im Zusammenhang mit der typologischen Analyse (im vierten Ansatzpunkt) und in den Beschreibungen der einzelnen eigenen Arbeitsschritte expliziert werden.

So konstatieren auch Kelle/Kluge (1999, S. 57) hinsichtlich allgemein akzeptierter Codierungsstrategien zunächst folgenden Umstand: „In der Methodenliteratur fehlt (.) bislang eine systematische Explikation, Darstellung und Diskussion von Kodieretechniken.“ Die Autoren machen jedoch einen gewissen Kern der angewendeten Strategien aus, der i. d. R. darin besteht, dass

1. Textpassagen indiziert bzw. „kodiert“ werden, indem ihnen bestimmte Kategorien zugeordnet werden,
2. anschließend eine Synopse aller Textpassagen, die bestimmte Kategorien und ggf. weitere Merkmale gemeinsam haben, durchgeführt wird und die Textpassagen dann vergleichend analysiert werden,
3. und daß angestrebt wird, auf der Grundlage dieses Vergleichs Strukturen und Muster im Datenmaterial zu identifizieren, die dann etwa zur Bildung neuer Kategorien bzw. Subkategorien führen können (Kelle/Kluge 1999, S. 57).

Die Entscheidung für die Zuordnung eines Codes bzw. einer Kategorie zu einer Textpassage (z. B. zu einer Sequenz) entspringt dem „hypothetischen Schlussfolgern“ (nach Peirce): „Ein empirisches Phänomen, repräsentiert durch eine Textstelle, wird begrifflich ‚auf den Punkt gebracht‘ und durch die Zuordnung zu einer Klasse von Begriffen beschrieben, verstanden und ggf. auch erklärt.“ (ebd. S. 58) Das hypothetische Schlussfolgern umfasst dabei zwei Formen der Indizierung bzw. Codierung qualitativen Materials: zum einen die Subsumption, das heißt, „die subsumptive Indizierung bzw. Kodierung anhand eines vorbereiteten Kategorien- bzw. Kodierschemas“ (ebd. S. 59); und zum anderen die Abduktion, das heißt,

„die abduktive Kodierung, bei der neue Kategorien anhand des Datenmaterials entwickelt werden“ (ebd.).

Im Kontext dieser generellen Differenzierung für die Kategoriensystementwicklung hinsichtlich des subsumptiven und abduktiven Vorgehens, die aber nicht meint, dass sich beide Vorgehensweisen einander ausschließen müssen, werden im Folgenden zunächst allgemeine Formen des Codierens zusammengefasst, die sich vor dem Hintergrund eines bereits vorbereiteten bzw. erst weiter zu entwickelnden Kategoriensystems eher der eben genannten abduktiven Grundform zuordnen lassen. Generell sind induktive und deduktive Erschließungen im Verlauf der interpretativ-reduktiven Codierung aufeinander aufbauende Vorgehensweisen, da die bereits ermittelten und (vorläufig) festgelegten Codierungen den weiteren induktiven Vorgehensweisen zugrunde gelegt werden und deshalb wiederum auch als deduktive Verfahrensweise aufgefasst werden kann. Der begriffliche Unterschied, auf den die Argumentation hinaus will, ist der, dass bereits zu Beginn der ersten Codierung in der eigenen Untersuchung deduktive Kategorien angewendet werden, die aus dem theoretischen Vorwissen heraus als strukturierende Heuristik entwickelt und vorweg definiert worden sind. Das theoriegeleitete Vorwissen wird im Anschluss an die Grundformen des Codierens (nach Lamnek) erst dort argumentativ eingebunden, da die Grundformen auch hier wieder einfließen. Aber auch in der Absicht, um die bisherigen Ansatzpunkte systematisch zu vervollständigen, ehe das eigene Kategoriensystem expliziert wird.

Im Anschluss an Flick (2002) kann zwischen dem „theoretischen Kodieren“ (offen, axial, selektiv) und dem „thematischen Kodieren“ unterschieden werden. Die eigene Untersuchungsstrategie sieht durchaus einer gewissen Kombinationsmöglichkeit entgegen.

Theoretisches Codieren: Das Ursprungsverfahren (Glaser/Strauss 1967, 1998; weiterentwickelt von Glaser (1978); Strauss 1991; Strauss/Corbin 1990, 1996; zit. n. Flick 2002, S. 258) zielt jedenfalls darauf, eine gegenstands begründete Theorie zu entwickeln. Die Prozeduren des „offenen“, „axialen“ und „selektiven“ Codierens „sollten weder als klar voneinander trennbare Vorgehensweisen noch als zeitlich eindeutig getrennte Phasen des Prozesses (miss-)verstanden werden. Sie stellen vielmehr verschiedene Umgangsweisen mit textuellem Material dar, zwischen denen der Forscher bei Bedarf hin- und herspringt und die er miteinander kombiniert“ (ebd.). An dieser Stelle muss in Bezug auf das eigene Untersuchungsziel explizit darauf hingewiesen werden, dass jeglicher hier unternommener Ansatz nicht auf den Idealfall der Entwicklung einer (neuen) Theorie hinwirkt. Wohl aber dazu einen Beitrag zu leisten versucht, über einen gewissermaßen angestrebten Prozess der (abduktiven) Abstraktion empirisch gehaltvolle Kategorien und Aussagen als

grundlagentheoretisches Wissen zum Formationsmustervollzug der Identität erschließen zu können, das in dieser Form bisher nicht ermittelt worden ist. Anders als im Ursprungsmodell, in dem der Prozess des Codierens immanent von den Daten ausgeht, und in der eigenen Untersuchung dagegen in einem ersten Schritt zunächst deduktive, also keine offenen Kategorien an den Text herangetragen werden, lassen sich dennoch Parallelen finden. Die Gemeinsamkeit betrifft die im Anschluss an die deduktive Verfahrensstrategie (vgl. auch Mayring 2002) gebildeten induktiven Kategoriendimensionen, die schließlich in einen abduktiven Schließungsprozess zur dimensionierten Verdichtung der Kategorien führen. Deshalb lässt sich in Bezug auf den Prozess des Codierens zunächst erst einmal folgende allgemeine methodologische Verbindung anzeigen (die, was das Ziel der Theoriebildung beinhaltet, im Zusammenhang mit den noch zu erklärenden Überlegungen zum theoretischen Vorverständnis umzudenken ist):

Dabei werden dem empirischen Material Begriffe bzw. Kodes zugeordnet, die zunächst möglichst nahe am Text und später immer abstrakter formuliert werden sollen. Kategorisierung meint in diesem Vorgehen die Zusammenfassung von solchen Begriffen zu Oberbegriffen und die Herausarbeitung von Beziehungen zwischen Begriffen und Oberbegriffen bzw. Kategorien und Oberkategorien. Die Entwicklung einer Theorie beinhaltet die Formulierung von Kategorien bzw. Theorien als Begriffsnetzen und der Beziehungen zwischen ihnen. Beziehungen lassen sich zwischen Ober- und Unterkategorien (hierarchisch), aber auch zwischen Begriffen auf derselben Ebene formulieren. (Flick 2002, S. 259)¹⁷⁵

Die spezifischen (induktiven/abduktiven) Codierungsprozeduren lassen sich nun mit Flick (2002) wie folgt charakterisieren:

- a) **Offenes Codieren:** Das Ziel ist die Begriffsfassung von Daten bzw. Phänomenen. Dazu werden in einem ersten Schritt die Daten segmentiert (zerlegt): Es handelt sich um eine Zergliederung von Aussagen in ihre Sinneinheiten (einzelne Worte, Wortfolgen), um sie mit Begriffen (Codes) und Anmerkungen zu versehen. Dabei wird Zeile-für-Zeile oder abschnittsweise oder auch in Bezug auf ganze Texte vergebend vorgegangen. Der zweite Schritt beinhaltet die Kategorisierung, verstanden als Gruppierung der Codes um die für die eigene Fragestellung besonders relevanten Phänomene. Im dritten Schritt werden die im zweiten Schritt gefundenen Kategorien wieder auf einem höheren Abstraktionsniveau neu kodiert. Die neuen Codes sollten dabei den Inhalt der Kategorie treffend wiedergeben. Die Benennung von Codes orientiert sich entweder an sozialwissenschaftlichen Begriffen (konstruierten Codes) oder vorzuziehender Weise an den Aussagen des Textes (In-vivo-Codes). Um die Kategorie inhaltlich näher zu bestimmen, werden die jeweils dazugehörigen Eigenschaften „benannt und dimensionalisiert, d. h. entlang eines Kontinuums verortet“ (ebd. S. 263). Im Ergebnis wird eine Liste über die vergebenen Codes und Kategorien, Erläuterungen und inhaltliche Definition von Codes und Kategorien, Codenotizen und Memos angefertigt. Eine besondere, in diesem Sinne hilfreiche und

¹⁷⁵ Ähnlich auch Kelle/Kluge: „Die (Einf.: P. N. qualitative) Analyse des Datenmaterials geschieht dementsprechend durch eine synoptische, interpretative Analyse der ‚Rohdaten‘, d. h. der verkodeten Texte. (...) Kodierung hat sich gegenüber dem Begriff ‚Induzierung‘ (Glaser/Strauss 1967/1998, S. 111ff.) durchgesetzt: Kodierung bedeutet dabei eine Zuordnung von Textsegmenten zu Kategorien, die der Interpret *ad hoc* entwickelt. Der Interpret oder die Interpretin soll hierbei zeilenweise vorgehen und jedes in den Daten auftauchende Ereignis so vielen Kodierkategorien wie möglich zuordnen. Gleichzeitig soll jedes neu kodierte Ereignis mit jenen Ereignissen verglichen werden, die bereits kodiert wurden, um auf die Weise die ‚Eigenschaften‘ der Kategorien bzw. deren Subkategorien anhand des Datenmaterials zu entwickeln. Diese Entwicklung von Subkategorien geschieht also auch bei Glaser und Strauss anhand einer Synopse von Textstellen.“ (Kelle/Kluge 1999, S. 57; Auslassg.: P. N.)

nicht nur für das offene Codieren bestimmte, Strategie wird in dem Richten von W-Fragen an den Texten gesehen. (vgl. ebd.)

- b) **Axiales Codieren:** Diese Codierungsstrategie dient der Verfeinerung und Differenzierung der Kategorien. Die unter der Fragestellung relevanten „Achsenkategorien“ werden mit möglichst vielen, auf sie passenden, Textstellen weiter angereichert, und es werden schließlich Beziehungen zwischen Kategorien und ihren Subkategorien verdeutlicht und hergestellt, die wiederum selbst immer wieder am Text verifiziert werden. „Dabei bewegt sich der Forscher zunehmend zwischen induktivem Denken (Entwicklung von Begriffen, Kategorien und Beziehungen aus dem Text) und deduktivem Denken (Überprüfung gefundener Begriffe, Kategorien und Beziehungen am Text...) hin und her.“ (ebd. S. 266)
- c) **Selektives Codieren:** Hier wird das axiale Codieren auf einem höheren Abstraktionsniveau mit dem Ziel fortgesetzt, die Kernkategorie, um die sich die anderen entwickelten Kategorien gruppieren lassen, herauszuarbeiten. Zugleich wird die Geschichte des Falls im Überblick formuliert. Ihr zentrales Phänomen wird mit einem Begriff versehen und in Beziehung mit anderen Kategorien gesetzt. „Ergebnis sollte auf jeden Fall *eine* zentrale Kategorie und *ein* zentrales Phänomen sein. (...) (Auch d)ie Kernkategorie wird wieder in ihren Eigenschaften und Dimensionen entwickelt und (zu möglichst allen anderen Kategorien unter Verwendung der Bestandteile und Relationen des Codierparadigma in Beziehung gesetzt. Die Analyse und Theorieentwicklung zielen darauf ab, Muster in den Daten sowie Bedingungen, unter denen diese zutreffen, zu entdecken.“ (ebd. S. 267; Hervorhebg.: i. O.; Auslassg.: P. N.)

Thematisches Codieren: Hier wird eine (i. Vgl. zu Strauss 1991; Zfg. nach Flick 2002) modifizierte Strategie nachgezeichnet, weil sie auf unterschiedliche Untersuchungsansätze, insbesondere Erhebungsinstrumente, hin angewendet werden kann. Außerdem werden – ähnlich der eigenen Untersuchungsstrategie – im ersten Schritt fallbezogene Analysen und erst im zweiten Schritt fallübergreifende Vergleiche durchführt. Die wesentlichste Modifikation Strauss betreffend, findet sich in der vertiefenden Analyse am einzelnen Fall/Interview. Das Ziel ist, den Sinnzusammenhang in der Auseinandersetzung der jeweiligen Person mit dem Untersuchungsthema zu erhalten, wozu beginnend jeweils alle Fälle einer jeweiligen Fallanalyse unterzogen werden.

In der Analyse wird ein (Einfüg.: P. N. thematisches) Kategoriensystem für den einzelnen Fall entwickelt. Bei der weiteren Auswertung des Kategoriensystems wird (in Anlehnung an Strauss) zunächst offen, dann selektiv kodiert. Selektive Kodierung zielt hier weniger auf die Entwicklung einer gegenstandsbezogenen Kernkategorie über alle Fälle hinweg als auf die Generalisierung thematischer Bereiche und Kategorien zunächst für den einzelnen Fall. Nach den ersten Fallanalysen werden die dabei entwickelten Kategorien und die thematischen Bereiche (...) miteinander abgeglichen. Daraus resultiert eine thematische Struktur, die (Einfüg.: P. N.: der) Analyse weiterer Fälle zugrunde gelegt wird, um deren Vergleichbarkeit zu erhöhen. (Flick 2002, S. 273; Auslassg.: P. N.)

Mit dieser gewonnenen Struktur werden nun alle in die Auswertung einbezogenen Fälle einer thematischen Feinanalyse unterzogen, das heißt, die thematischen Textpassagen detaillierter interpretiert.

Ergebnis dieses Schritts ist eine fallbezogene Darstellung der Auseinandersetzung mit dem Gegenstand der Untersuchung einschließlich der Leitthemen, die sich (...) durch die Sichtweisen über die verschiedenen Bereiche (...) hinweg als spezifisch für den Fall festhalten lassen. Die entwickelte thematische Struktur dient auch dem Fall- und Gruppenvergleich (...). Darüber wird die soziale

Verteilung der Perspektiven auf den untersuchten Gegenstand analysiert und überprüft. (ebd. S. 275; Auslassg.: P. N.)

Daraus folgt: „Aus dem konstanten Vergleich der Fälle auf der Grundlage der entwickelten Struktur lässt sich das inhaltliche Spektrum der Auseinandersetzung der Interviewpartner mit den jeweiligen Themen skizzieren.“ (ebd. S. 277)

Um zu zeigen, dass sich von einer gewissen Kombinationsmöglichkeit zwischen dem theoretischen und thematischen Codieren einerseits, als auch zwischen dem deduktiven und induktiven Codieren andererseits sprechen lassen kann, sollen derartige Aspekte mit Mayrings (1996) Ablaufmodell „induktiver Kategorienbildung“ abgerundet werden, ehe insbesondere die Bedeutung des theoretischen Vorwissens hervorgehoben und mit der eigenen Strategie zusammenfassend verknüpft wird.

Als Erstes müssen nach Mayring die Kategorisierungsdimension und das Abstraktionsniveau vorab definiert und ein Selektionskriterium festgelegt werden. „Dies ist ein deduktives Element und muß mit theoretischen Erwägungen über Gegenstand und Ziel der Analyse begründet werden. Mit dieser Definition im Hinterkopf wird das Material Zeile-für-Zeile durchgearbeitet.“ (Mayring 1996, S. 92) Eine *erste Kategorie* wird *dort konstruiert*, wo eine entsprechend der Kategoriedefinition passende Textstelle gefunden wird. „Ein Begriff oder Satz, der möglichst am Material formuliert ist, dient als Kategoriebezeichnung.“ (ebd.) Danach werden weitere Textstellen dieser Kategorie subsumptiv zugeordnet. „Wenn die neue Textstelle die allgemeine Kategoriedefinition erfüllt, aber zu der/(n) bereits induktiv gebildeten Kategorie(n) nicht paßt, so wird eine neue Kategorie induktiv, aus dem spezifischen Material heraus formuliert.“ (ebd.) Wenn in weiteren Materialdurchgängen von ca. zehn bis fünfzig Prozent keine neuen Kategorien mehr hinzukommen, wird das gesammelte Kategoriensystem überarbeitet und seine Logik sowie der Abstraktionsgrad bezüglich des Gegenstandes und der Fragestellung überprüft. Sollten sich hieraus Modifikationen ergeben, muss das gesamte Material nochmals neu bearbeitet werden. (vgl. ebd.)

Das Ergebnis dieser Analyse ist ein Set von Kategorien zu einer bestimmten Thematik, dem spezifische Textstellen zugeordnet sind. Die weitere Auswertung kann nun in verschiedene Richtungen gehen:

- Das gesamte Kategoriensystem kann in Bezug auf die Fragestellung und dahinterliegende Theorie interpretiert werden.
- Die Zuordnungen von Textstellen zu Kategorien können quantitativ ausgewertet werden. Es kann z. B. geprüft werden, *welche Kategorien am häufigsten kodiert* wurden. (ebd. S. 93f.; Hervorhebg.: P. N.)

Hier hebt Mayring also insbesondere am Anfang der Auswertung die deduktive Vorgehensweise und im Anschluss an die Entwicklung des Kategoriensystems die Auswertungsmöglichkeit von quantitativen Analysen hervor. Es sind aber auch hier zwei weitere unterscheidbare Aspekte zwischen der beschriebenen allgemeinen „induktiven

Vorgehensweise“ im Vergleich zur eigenen Auswertungsstrategie festzuhalten. Einer liegt darin, dass sich die deduktiven Elemente nicht erst als vorher bestimmtes Selektionskriterium zu einer Kategorie induktiv aus dem Text heraus entwickelt haben. Genau betrachtet gab es zu Beginn der eigenen Auswertung deduktive „Elemente“ als kategoriale Vorstufe von vier Grunddimensionen (Standards). Ihnen wurden bereits *deduktive (Grund-)Kategorien*, hervorgehend aus dem theoretischen Vorverständnis, als definierte und festgelegte Elemente von Anbeginn an zugeordnet. Daraus folgt dann, dass die deduktiven Grundkategorien (Identitätsziele) vor der eigentlichen Auswertung schon einer Dimensionierung bezüglich des Eigenschaftsgrades bzw. auf einem bestimmten Abstraktionsniveau der Grunddimensionen (bei mir und nach Keupp u. a. 1999: Standards; bei Mayring: Elemente) entsprechen. Die Dimensionierung der Grundkategorien (also die Entwicklung von Subkategorien) erfolgt erst im Zuge der induktiven (thematischen und theoretischen) Kategoriensystementwicklung und stellt ein Ziel der Auswertung dar. Dies auch deshalb, weil erst eine hermeneutische Analyse in der Formationsmusterentwicklung in der Lage dazu gewesen ist, jene hervorzubringen und weil sie deshalb keinem darauf bezogenen theoretischen Vorverständnis entspringen ist. An dieser Stelle wird nochmals deutlich, dass die „strukturierende Inhaltsanalyse“ nach Mayring (1985 u. a.) mit ihrem Regelverständnis bezüglich der Festlegung von Ankerbeispielen und Codierungsregeln, wie sie Mayring am Anfang der Kategoriensystementwicklung festlegt, nicht mit dem eigenen Vorgehen übereinstimmt, obwohl auch und gerade hier mit einer strukturierenden Inhaltsanalyseform mittels theoriegeleiteter deduktiver Kategorien gearbeitet worden ist.

Um nun einerseits der Bedeutung des (identitäts-)theoretischen Vorwissens für die Kategoriensystementwicklung im Vorgang der Codierung näher zu kommen und um andererseits zugleich Ansatzpunkte für die typologische Analyse vorzubereiten, werden mit Kelle/Kluge (1999) Konkretisierungen vorgenommen, die alle genannten bisherigen Aspekte zur Kategoriensystementwicklung verbinden und in Bezug auf die eigene Analysestrategie abrunden.

Mit Kelle/Kluge (1999) argumentierend, liegt die Bedeutung des theoretischen Vorwissens „im Unterschied zu einer hypothetico-deduktiven Forschungsstrategie“ erstens darin, dass zunächst „das Untersuchungsfeld mit Hilfe von sensibilisierenden Konzepten (Einfüg.: P. N.: nach Blumer)¹⁷⁶ vorstrukturiert wird, nicht mit präzise operationalisierten Hypothesen, sondern mit *unscharfen Begriffen*, die im Laufe der Untersuchung *sukzessive präzisiert* werden“ (Kelle/Kluge 1999, S. 27; Hervorhebg.: P. N.). Im Falle der eigenen Auswertungsstrategie

¹⁷⁶ Blumer, H. (1954): What is Wrong with Social Theory? In: American Sociological Review, S. 3-10

heißt dies, dass keine ausformulierten hypothetischen Vorannahmen („hypothetico-deduktiven“) mit *präzisen* Identitätszielen (im Sinne von Thesen oder Fragestellungen) an das Material herangetragen werden, um genau jene zu überprüfen. Die Bezeichnung von „unscharfen“ Begriffen ist außerdem als relativer Begriff zu sehen. Denn unscharf kann in Bezug auf die eigene Arbeit nur heißen, dass sie eine auf allgemeinem theoretischem Niveau relativ gehaltlose Definition erfahren haben, um sie in ihrem Ausgangsverständnis überhaupt sinnhaft erfassen zu können. Daraus folgt zweitens, dass die Autoren gerade in „allgemeinen, abstrakten und empirisch *gehaltlosen* theoretischen Konzepten“, aufgefasst als Heuristiken, die Einsatzbedeutung von theoretischem Vorwissen sehen: Denn:

1. (S)ie (stellen) dem Forscher oder der Forscherin jene „Linsen“ oder theoretischen Perspektiven zur Verfügung, durch die er oder sie soziologisch relevante Phänomene überhaupt erst wahrnehmen und beschreiben kann, und
2. diese Konzepte (sind) gleichzeitig offen genug, so daß die Gefahr verringert wird, daß die Relevanzsetzungen der Befragten durch die vorgängigen Forscherhypothesen überblendet werden. (Kelle/Kluge 1999, S. 34; Einfüg. i. Anlehnung a. d. O.)

Heuristische Konzepte wie „*Rollenerwartungen*“, „*Situationsdefinitionen*“, „*Handlungsalternativen*“ entsprechen den von Blumer beschriebenen *sensitizing concepts*. Sie können zu Beginn einer Untersuchung als theoretische Matrix oder theoretisches Raster verwendet werden, welches dann anhand empirischer Beobachtungen zunehmend „aufgefüllt“ wird. Hierbei kann der Forscher oder die Forscherin, abhängig von ihrer eigenen theoretischen Orientierung und der Fragestellung der Untersuchung, die zentralen und leitenden Annahmen jeweils unterschiedlicher soziologischer Großtheorien als Heuristiken verwenden. (ebd.; Hervorhebg. i. O.) (...)

Der harte Kern von allgemeinen soziologischen Theorien fungiert dabei als „Achse“ der Kategoriebildung bzw. als „theoretisches Skelett“, zu dem das „Fleisch“ empirisch gehaltvoller Beobachtungen (...) hinzugefügt wird. (ebd. S. 35; Auslassg.: P. N.)¹⁷⁷

Und schließlich drittens: Das an die Untersuchung herangetragene und sie begleitende „Vorwissen kann mehr oder weniger explizit und theoretisch abstrakt sein, Alltagswissen und Theoriewissen der ForscherInnen und Akteure können dabei miteinander verknüpft werden“ (ebd. S. 36). Der Forschungsprozess beginnt nun mit allgemeinen und empirisch wenig gehaltvollen theoretischen Konzepten einerseits und mit dem alltagsnahen Vorwissen für das notwendige *alltagsnahe* Verständnis andererseits. (vgl. ebd. S. 36) Ergebnis:

Im Idealfall erhält der Forscher oder die Forscherin dabei einen Zugang zum empirisch *gehaltvollen* Alltags- und Theoriewissen der Akteure. Die Verwendung theoretischer heuristischer Konzepte hilft dabei, das im Forschungsprozeß langsam wachsende empirisch gehaltvolle Wissen auf eine theoretische Ebene zu heben, d. h., die untersuchten Situationen und Handlungen der Akteure auch *theoretisch* zu verstehen, einzuordnen und zu erklären. (ebd.; Hervorhebg. i. O.)

Zusammenfassend lässt sich bezüglich der eigenen Auswertungsstrategie die Bedeutung des identitätstheoretischen Vorwissens (i. S. e. Heuristik) besonders für drei Aspekte hervorheben, die Kelle/Kluge (1999) aufführen. Dies betrifft die Bedeutung für

¹⁷⁷ Anmerkung: Es braucht m. E. nun nicht darauf eingegangen werden, inwiefern die Bedeutung von Heuristiken über das soziologische Forschungsgebiet hinausgeht. Es wird dem ungefragt zuzustimmen sein, dass die Bedeutung von Heuristiken auch auf andere Theoriegebäude übertragbar ist.

- die Strukturierung und Kategorisierung des Datenmaterials (*qualitative Kodierung*), bei der das Alltagswissen und theoretische Vorwissen des Untersuchers oder der Untersucherin für die Strukturierung in das Kategorienschema Eingang findet,
- *die Konstruktion von Subkategorien und Dimensionen*, die u. a. für eine spätere Typenbildung von besonderer Bedeutung sind, weil mit Hilfe dieser Kategorien nicht nur die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den einzelnen Fällen, sondern vor allem auch zwischen den zu bildenden Typen erfaßt werden sollen, (und)
- *die Bildung von Typen und Typologien*: Die Analyse inhaltlicher Sinnzusammenhänge innerhalb und zwischen den gebildeten Typen kann nur auf der Grundlage von bereits bekannten theoretischen Konzepten erfolgen, die durch diese Analysen allerdings modifiziert und ergänzt werden. (ebd. S. 37; Hervorheb. i. O.)

Zur Explikation und Deskription des (deduktiven) Kategorienleitfadens der eigenen Auswertungsstrategie:

Den Ausgangspunkt bei der Entwicklung des deduktiven Kategoriensystems bildet das heuristische Konzept der Identitätsformation, welches in den einzelnen Arbeitsskizzen hypothetisch dargestellt worden ist. (vgl. i. d. A. S. 235ff.) Den als Erfahrungsmodi (im Ursprungsmodell bei Keupp u. a. 1999, Höfer/Straus 1998b, Höfer 2000 u. a.) explizierten und als kognitiv, emotional, sozial und produktorientiert dimensionierten Standards sind bereits entsprechende Identitätsziele beispielhaft zugeordnet worden. (vgl. i. d. A. S. 98f.) Sie müssen zum eindeutigen Verständnis nun allgemeingültig (im Sinne von gehaltlosem Theorie- und Alltagswissen) in einem deduktiven Kategorienschema (vgl. Abbildung 30) der Identitätsziele charakterisiert werden, um sie subsumptiv den einzelnen Textstellen/-passagen in den Selbstthematizierungsäußerungen zuordnen zu können (Codierung 1. Grades). Die vier Standards bilden hierbei die entsprechenden Grunddimensionen der Erfahrungssynthese ab. Jedem Standard sind jeweils in einem Kontinuum zwei Identitätszielpaare zugeordnet, sodass im Endeffekt mit insgesamt zwölf möglichen und in der heuristikorientierten Vorbereitung zunächst linksseitig definierten Grundkategorien operiert werden kann. Für das eindeutige intentionale Selbstverständnis werden auch die entsprechenden „Ich-Formulierungen“ aus dem Original von Keupp (u. a. 1999) hinzugefügt. An dem deduktiven Kategoriensystem werden nun Besonderheiten erkennbar. Unterhalb der jeweiligen Standards werden jeweils zwei bipolare Identitätsziele aufgestellt. Die auf der linken Seite dargestellten Identitätsziele entsprechen dabei denen von Keupp (u. a. 1999) usw. entwickelten und hier in ihren Definitionen übernommenen Musterkategorien. Ihnen gegenüber stehen die von mir ergänzten, jeweils in ihrer Grundbedeutung entgegengesetzten, Identitätsziele, beide also einem Kontinuum zugehörig.

Grunddimension (1):	Kognitive Standards
Bipolares Kontinuum des Identitätsziels: Entschiedenheit („Entsch“)	(Offenheit; „Off“)
Es steht hinter all jenen Identitätsprojekten, die zum Ziel haben, zu erleben, wie die aus selbst gewählten Gründen heraus getroffene eigene Entscheidung möglichst eindeutig realisiert wird. Im Mittelpunkt steht der	

Wunsch nach Klarheit und Vermeidung von langen Übergangszuständen („ich bin jemand, der aus selbst gewählten Gründen heraus sich klar und rasch entscheidet“).	
Bipolares Kontinuum des Identitätsziels: Autonomie („Auton“)	<i>(Anpassung; „Anpass“)</i>
Dieses steht hinter Identitätsprojekten, die zum Ziel haben, sich als jemand zu erleben, der sein eigenes Leben gestaltet („ich bin jemand der über seine Entwicklung selbst entscheidet, diese selbst gestaltet, der Anerkennung über das erhält, was er selbst herstellt“).	
Grunddimension (2):	Emotionale Standards
Bipolares Kontinuum des Identitätsziels: pos. Selbstachtung (SA+)	<i>(neg. Selbstachtung; „SA-“)</i>
(Selbsteinschätzung nach Honneth): Es steht hinter Identitätsprojekten, die zum Ziel haben, nach selbstbestimmten Wertkriterien die Achtung vor der eigenen Person zu erhöhen („ich bin vor mir selbst etwas wert, bestimmte Handlungen bzw. Verhaltensweisen genügen zentralen Werten und Normen“); hier fließt die Selbstanerkennung ‚unabhängig‘ von anderen mit hinein („ich fühle mich auch unabhängig von Bewertungen der anderen gut“).	
Bipolares Kontinuum des Identitätsziels: Selbstwirksamkeit („Swk“)	<i>(Passivität; „Pass“)</i>
Dieses steht hinter Identitätsprojekten, die zum Ziel haben, sich selbst aktiv als Handelnder zu spüren („ich kann mit meinen Fähigkeiten und Handlungsmöglichkeiten bestimmte Prozesse in Gang setzen, bestimmte Ereignisse erzielen“).	
Grunddimension (3):	Soziale Standards
Bipolares Kontinuum des Identitätsziels: Anerkennung („Anerk“)	<i>(Ich-Bezug; „Ich-Bez“)</i>
Dieses steht mit Bezug auf die sozialen Anderen hinter Identitätsprojekten, die das Ziel haben, ein Gefühl von Anerkennung in Abhängigkeit von Anderen entwickeln zu können. Hier geht es einmal um die Aufmerksamkeit von Anderen als lebendes, relevantes Subjekt in der Wahrnehmung (non)verbaler Botschaften („du bist wer, ich sehe dich, ich höre dir zu, ich lasse mir Zeit, um dich kennenzulernen, ich bin neugierig auf dich usw.“); zum Zweiten um die positive Bewertung durch andere in der Wahrnehmung von (non)verbalen Bewertungen („ich finde gut, was du denkst/sagst/fühlst/tust bzw. wie du denkst, wie du dich gibst, welche Prozesse du herstellst“); und zum Dritten um die Selbstanerkennung in Abhängigkeit von den anderen Wahrnehmungen und -bewertungen („ich fühle mich abhängig von Bewertungen anderer gut/schlecht“).	
Bipolares Kontinuum des Identitätsziels: Integration („Integr“)	<i>(Soziale Distanzhaltung; „Distanz“)</i>
„Es steht hinter Identitätsprojekten, die zum Ziel haben, sich zugehörig zu fühlen („ich bin jemand, der in eine bestimmte Gruppe von Menschen integriert ist oder sein möchte; der so, wie ich bin und über das, was ich (nicht) tue, in einer Gemeinschaft akzeptiert und anerkannt ist bzw. sein möchte“).	
Grunddimension (4):	Produktorientierte Standards
Bipolares Kontinuum des Identitätsziels: Originalität („O/Indiv“)	<i>(Normalität; „Norm/Gl“)</i>
Dieses steht hinter Identitätsprojekten, die zum Ziel haben, ein Gefühl und Wissen von Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit herzustellen („ich bin es, der in seinem Tun/Nicht-Tun als einzigartige Person erfahrbar wird“).	
Bipolares Kontinuum des Identitätsziels: Selbstobjektivierung („So“)	<i>(Fremdobjektivierung; „Fo“)</i>
Diese steht hinter allen Identitätsprojekten, wo eine Person sich in einem Produkt (Werk, Leistung ...) situationsüberdauernd objektiviert („ich bin es, der ein bestimmtes Werkstück in einer für mich typischen Weise erstellt hat“).	

Abbildung 30: Deduktives Kategoriensystem der Einzelfallanalyse

Die Intention für diese bipolare Differenzierung besteht darin, dass nur die subjektiven Selbstdeutungen im jeweiligen Text codiert werden sollen, um Interpretationsdifferenzen sowohl hinsichtlich des Deutungskontextes als auch hinsichtlich von Intersubjektivitäts- versus Objektivitätsaspekten oder auch um Uneindeutigkeiten zu vermeiden, genauso aber

auch, um das eindeutige Zuordnen generell zu erleichtern. Prinzipiell ist es so, dass das Interpretieren im Rahmen von Bedeutungszuweisungen eine zweiseitige, nämlich positiv oder negativ bewertende, interpretative Aussage produziert. Was für die eigentliche Grundkategorie, bspw. „Entschiedenheit“, eine zutreffende Aussage darstellt, ist zugleich eine nichtzutreffende für ihr Negativum, also „Offenheit“. Was aber nicht bedeutet, dass die eine oder andere Kategorie für sich genommen eine positive oder negative Bewertung der Aussage ist, sondern nur in der Form, wie das Subjekt sie bestimmt. Beide Identitätsziele können subjektiv beabsichtigt eine jeweils positive oder negative Bedeutungszuweisung beinhalten, die für den Einzelnen gerade richtig, stimmig und gut für ihn ist. Jemand der sich in seinem Leben nicht festlegen lassen will, der wird konsequenterweise seinen Lebensweg (solange er dies kann) offen und flexibel gestalten, da dies seinem positiven Identitätsgefühl dient („Offenheit“). Aber auch umgekehrt kann dasselbe positive Identitätsgefühl erfüllt werden, wenn bspw. jemand keine flexiblen Handlungsprojekte entwickeln will, weil ihm ein geradliniger Weg als der einzig Richtige erscheint („Entschiedenheit“). Selbstverständlich können sich die Identitätsziele im Leben ändern, ergänzen, widersprechen oder modifizieren. Auch ein sogenannter individueller „B-Plan“ entspräche bspw. immer noch dem geradlinigen Weg („Entschiedenheit“). Dieses logische Verfahren verläuft nun im (auch alltäglichen) Deutungsprozess auf übergeordneten, das heißt mehr oder weniger bewussten, Sinnebenen und verlangt deshalb eine forschungslogische Explikation der Interpretation. In der vorliegenden Arbeit ist jener mittels einer dimensionierten Zuordnungsform begegnet worden. Für den Vorgang der subsumptiven Kategorisierung folgt nun, dass für eine Aussage, die bspw. mit der Kategorie „Entschiedenheit“ codiert werden würde, gleichzeitig eine, dem Sinngehalt der Aussage oder auch Wortlaut entsprechende, positive und negative originaltextuale Bewertung möglich wird, ohne dass sie im Zuge der Interpretation auf das Ausprägungsniveau hin zunächst durch mich vorbewertet wird. Wenn nun also die besagte Textstelle zu dem Identitätsziel (im Folgenden als IZ abgekürzt) „Entschiedenheit“ eine durch den Befragten negative Aussage darstellt, dann entspricht dieser Aspekt zunächst einer indirekt-interpretativen positiven Zuweisung zu dem Identitätsziel „Offenheit“, ohne aber dass sie letzterem Identitätsziel zu diesem Auswertungszeitpunkt zugeordnet wird. Auf die Weise kann der Ursprungstext in seiner Bedeutungszuweisung für ihren Nachvollzug weitestgehend erhalten bleiben, das heißt, in diesem Fall wird „Entschiedenheit“ negativ codiert. Außerdem wird ein späterer Rückgriff auf einzelne Bedeutungsaspekte einfacher und korrekter reproduzierbar. Die jeweilige Aussage wird dennoch im weiteren Verlauf zu einer dem Identitätsziel „Offenheit“ inhaltlich zugehörigen Kategorie, weil Ziele im

handlungstheoretischen Verständnis positive Motivatoren sind. Deshalb werden alle negativ besetzten Aussagen im weiteren Verlauf der strukturierenden Inhaltsanalyse zu Positiven modifiziert. Für den ersten Auswertungsschritt der Einzelfallanalyse ist zunächst entscheidend, dass alle subjektiven Textpassagen ihre jeweils „passende“ Kategorie tragen und erst im Laufe der interpretativen Auswertung und Entwicklung des induktiven (Codierung 2. Grades) und abduktiven (Codierung 3. Grades) Kategoriensystems zu ihrem jeweiligen Bedeutungsgehalt hinsichtlich ihres Ausprägungsniveaus und ihrer Beziehungskonstellation zu anderen Kategorien aus der strukturellen und inhaltlichen (hermeneutischen) Zusammenhanganalyse heraus finden.

Vierter Ansatzpunkt: Zur typologischen Analyse

In Erinnerung an Lamneks (2005) Auswertungsmethodik zur qualitativen Inhaltsanalyse stehen nun nicht mehr vorrangig die Ansatzpunkte der Einzelfallanalyse im Vordergrund, sondern die darüber Hinausgehenden der generalisierenden Analyse. Im Folgenden ist jene mit der „typologischen Analyse“ nach Kelle/Kluge (1999), Kluge (1999) und Kuckartz (1999) nachzuzeichnen, weil sie eine vergleichsweise hohe Ähnlichkeit mit eigenen methodisch-technischen Ansatzpunkten aufweist. Dass beide Formen der Analyse keine voneinander zu trennenden Bereiche darstellen, ist nicht nur bei bspw. Lamnek bereits deutlich geworden, sondern stellt eine immanente Vorgehenslogik dar. Die bereits herauskristallisierten Ansatzpunkte der Einzelfallanalyse fließen selbstverständlich ein. Mit dem Beispiel der integrativen Verfahrensweise nach Kuckartz (1999) wird die Darstellung nicht nur abgerundet, sondern um zusätzlich besondere Aspekte ergänzt. Diese beziehen sich erstens auf die Triangulation von qualitativen und quantitativen Auswertungsanalysen sowie zweitens auf die Verbindung von deduktiven und induktiven bzw. abduktiven als auch von theoretischen und thematischen Codierstrategien zum Dritten. Im Anschluss wird der eigene Untersuchungsplan in seiner Vorgehensweise im Überblick dargestellt (Abschnitt 3.3.3).

Allgemein einleitend lässt sich der Sinn typologischer Analysen mit Mayring wie folgt konsensualisieren:

Bei typologischen Analysen geht es darum, aus einem größeren Material typische Bestandteile herauszufinden und näher zu beschreiben (vgl. Gerhardt 1985, 1991; Lamnek 1989, S. 336). Der Grundgedanke ist dabei, dass die Typen das Material überschaubarer und anschaulicher repräsentieren können, die Beschreibungen dabei mehr ins Detail gehen können als bei anderen Verfahren (z. B.

Zusammenfassungen). Wenn die Typen gegenstandsadäquat bestimmt wurden, kann die Einzelfallanalyse dieser Typen anschauliche Aussagen machen, die für einen größeren Gegenstandsbereich verallgemeinerbar sind (Foppa 1986). (Mayring 2002, S. 130)

Solche Ansätze sind besonders dann fruchtbar, wenn bisher wenig erforschte Gebiete exploriert werden sollen, um *Grundlagen für zukünftige Konzept- und Theoriebildung* zu schaffen. Auch typische Verläufe sind mit diesem Ansatz gut analysierbar. (...) Typologische Analysen empfehlen sich dann, wenn in eine Fülle explorativen Materials Ordnung gebracht werden soll, aber auf detaillierte Fallbeschreibungen nicht verzichtet werden kann. (ebd. S. 132; Hervorhebg.: P. N.)

Zur typologischen Analyse nach Kelle/Kluge (1999) und Kluge (1999)

Das empirische Ziel Typen bildender Verfahren ist, „komplexe soziale Realitäten und Sinnzusammenhänge zu erfassen und möglichst weitgehend verstehen und erklären zu können“ (Kelle/Kluge 1999, S. 75). Ein zentraler Schritt im Prozess der Typenbildung ist die *vergleichende Fallkontrastierung*, da „(n)ur Fallvergleich und Fallkontrastierung es nämlich (ermöglichen), einen Überblick über Ähnlichkeiten und Unterschiede im Datenmaterial ‚sowohl auf Einzelfallebene wie über ein Gesamt zahlreicher Fälle‘ (Gerhardt 1986, S. 91)¹⁷⁸ zu erhalten, so daß (möglichst) ähnliche Fälle zu Gruppen zusammengefaßt und von (möglichst) differenten Fällen getrennt werden können“ (ebd.). Im Zuge dessen grenzen sich dann Cluster von sich teilweise überschneidenden Fällen gegeneinander ab. Als Erstes werden in der Regel vor den Fallvergleichen Einzelfallanalysen durchgeführt. Unter Verlaufsgesichtspunkten der Typenbildung lassen sich nun mindestens zwei generelle Strategien ausmachen: Einmal werden typologische Rückschlüsse direkt vom Einzelfall aus gezogen und dann die konstruierten Typen miteinander verglichen. Zum anderen werden für alle Einzelfälle Fallvergleiche mit anderen Fällen unternommen, um dann in einem anschließenden Schritt aus dem Vergleich heraus zu Typen zu gelangen. Im letzten Fall, also nach der Fallrekonstruktion, folgt die Fall vergleichende Kontrastierung dem Prinzip „maximaler und minimaler Kontrastierung“ (im Anschluss an Gerhardt 1986) und dient der „Ermittlung der Achsen (Vergleichsdimensionen) für die Verallgemeinerungsfähigkeit der Fallbesonderheiten“ (ebd. S. 76). Mithilfe jener erschlossenen Begrifflichkeit können „die entdeckten Ähnlichkeiten und Unterschiede sowie ‚ihre übergreifende Struktur‘“ (ebd.)

beschrieben werden. Die Ziele des Fallvergleichs und der Fallkontrastierung sind schließlich mit den Autoren (insbesondere unter Bezug auf Gerhardt 1991)¹⁷⁹ wie folgt zusammenzufassen. Sie gelten:

¹⁷⁸ Gerhardt, Uta (1986): *Patientenkarrieren. Eine medizinsoziologische Studie.* – Frankf./M.

¹⁷⁹ Gerhardt, Uta (1991a): Typenbildung. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* / hrsg. v. U. Flick u. a. – München; S. 435-439

- (1) dem Erarbeiten von Vergleichsdimensionen und Kategorien, Begriffen und Hypothesen, die zwar teilweise schon anhand theoretischen Vorwissens bestimmt, aber erst durch die Datenanalyse ergänzt und konkretisiert werden können. Mit Hilfe der erarbeiteten Begriffe bzw. Dimensionen können schließlich
- (2) Ähnlichkeiten und Unterschiede ermittelt und
- (3) die untersuchten Fälle je nach ihrem Verlaufsmuster unterschiedlichen Gruppen zugeordnet werden, wobei sich diese Fallgruppen teilweise überschneiden können (vgl. Gerhardt 1991a, S. 438). „Beendet ist die Fallkontrastierung, wenn „durch Hinzunahme neuer Fälle keine wesentliche Veränderung der entwickelten Begriffe und Hypothesen mehr erreicht wird.“ (Gerhardt 1991b, S. 38) (ebd.).

Aus der bisherigen Charakterisierung typologischer Analysen heraus

ist also jede *Typologie* das Ergebnis eines Gruppierungsprozesses, bei dem ein Objektbereich anhand eines oder mehrerer Merkmale in Gruppen bzw. Typen eingeteilt wird, (...) so daß sich die Elemente innerhalb eines Typus möglichst ähnlich sind (*interne Homogenität* auf der „Ebene des Typus“) und sich die Typen voneinander möglichst stark unterscheiden (*externe Heterogenität* auf der „Ebene der Typologie“) (ebd. S. 78; Hervorhebg.: i. O.; Auslassg.: P. N.).

Für die Suche nach den Ausprägungen der als Elemente bezeichneten Merkmale wird nun der einer Typologie zugrunde liegende Merkmalsraum durch eine Kombination relevanter Merkmale (bzw. Kategorien) rekonstruiert. (vgl. ebd.) Für einen methodisch kontrollierten und validierten Merkmalsraum sind eine „präzise Definition der Kategorien und Subkategorien und ... ihrer Ausprägungen erforderlich“, eine „Untersuchung jedes Einzelfalls bezogen auf seine konkreten Merkmalsausprägungen notwendig“ sowie die „Identifikation und der Vergleich nicht nur der theoretisch möglichen, sondern auch der empirisch vorfindbaren Merkmalskombinationen ...“ (ebd. S. 80; Auslassg.: P. N.). Der Ablaufprozess, der von den Autoren als auch als „Stufenprozeß empirischer Typenbildung“ bezeichnet wird (vgl. auch Kluge 1999, S. 260ff.), lässt sich insgesamt wie folgt beschreiben:

1. **Erarbeitung relevanter Vergleichsdimensionen:** Hierbei geht es darum, jene Kategorien bzw. Merkmale zu erarbeiten und zu definieren, mit deren Hilfe die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Untersuchungselementen (Personen, Gruppen, Verhaltensweisen, Normen...) angemessen erfaßt und anhand derer die ermittelten Gruppen und Typen schließlich charakterisiert werden können. Zu dieser Stufe der Typenbildung gehört auch die (...) „Dimensionalisierung“, d. h. die Bestimmung von relevanten Subkategorien bzw. Merkmalsausprägungen. (Kelle/Kluge 1999, S. 80; Auslassg.: P. N.)
2. **Gruppierung der Fälle und Analyse empirischer Regelmäßigkeiten:** Hierbei werden die Fälle anhand der definierten Vergleichsdimensionen (bzw. Kategorien) und ihrer Ausprägungen (bzw. Subkategorien) gruppiert und die ermittelten Gruppen hinsichtlich empirischer Regelmäßigkeiten untersucht. (...) Auch geht es bei der Auswertungsstufe wiederum um Fallkontrastierung: Fälle, die einer Merkmalskombination zugeordnet werden, müssen miteinander *verglichen* werden, um die

interne Homogenität der gebildeten Gruppen (die die Grundlage für die späteren Typen bilden) zu überprüfen, denn auf der „Ebene des Typus“ müssen sich die Fälle weitestgehend ähneln. Des weiteren müssen die Gruppen untereinander verglichen werden, um zu prüfen, ob auf der „Ebene der Typologie“ eine genügend hohe externe Heterogenität herrscht, d. h., ob die entstehende Typologie genügend Heterogenität bzw. Varianz im Datenmaterial abbildet. (ebd. S. 81; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

3. **Analyse inhaltlicher Sinnzusammenhänge:** Wenn die untersuchten sozialen Phänomene nicht nur beschrieben, sondern auch „verstanden“ und „erklärt“ werden sollen, müssen die inhaltlichen Sinnzusammenhänge analysiert werden, die den empirisch vorgefundenen (Einfüg. i. A. an Kluge 1999, S. 260: kausalen) Gruppen bzw. Merkmalskombinationen zugrunde liegen. In der Regel führen diese Analysen zu einer Reduktion des Merkmalsraums und damit der Gruppen (Merkmalskombinationen) auf wenige Typen. (ebd. S. 82f.)
4. **Charakterisierung der gebildeten Typen:** Abschließend werden die konstruierten Typen umfassend anhand ihrer Merkmalskombinationen sowie der inhaltlichen Sinnzusammenhänge charakterisiert. (ebd.) Dabei muß angegeben werden, anhand welcher Kriterien das Charakteristische der Typen erfaßt wird. (Kelle 1999, S. 260)

Ein methodisch-technischer Vergleich mit der typologischen Analyse nach Kelle/Kluge (1999) bzw. Kluge (1999) zeigt zunächst einen Unterschied im Punkt (1) an. In der eigenen Untersuchung wird noch keine Dimensionalisierung der Grundkategorien vorgenommen, sondern ein kategorialer Vergleich zwischen ihnen, der, beruhend auf ersten thematischen Analysen von inhaltlichen (selbstrelevanten) Sinnzusammenhängen, mittels quantitativer Analysen in einer ersten kategorialen Typenbildung endet. Die vorgefundenen Regelmäßigkeiten gemäß der nach Punkt (1) bei Kelle/Kluge (1999) bzw. Kluge (1999) zunächst internen und externen qualitativen Typenvergleiche führen danach zu der bei den Autoren entsprechend beschriebenen Dimensionierung von Subkategorien und Merkmalskombinationen entsprechend dem Punkt (2). Jene wiederum steuern dann schließlich auf eine hermeneutische Analyse der vorgefundenen kategorialen Typen bezüglich ihrer sinnadäquaten Zusammenhänge (vgl. Punkt 3) und auf die entsprechende Reduktion des Merkmalsraumes und ebenso, wie in Punkt (4), auf eine Charakteristik der „hermeneutischen Typen“ zu.

Zur integrativen Verfahrensweise der typologischen Analyse nach Kuckartz (1999)

Auch jenes Verfahren arbeitet mithilfe offener Fragen in halbstandardisierten Befragungen bzw. mit leitfadengestützten Interviews, weil es die subjektiven Standpunkte, Ansichten, Meinungen, Einstellungen usw. der sozialen Akteure erfassen will. Dafür unternimmt Kuckartz zunächst umfangreiche hermeneutische Einzelfallanalysen, „bei dem jeder Text zunächst separat und dann im Vergleich mit den anderen Fällen interpretiert wird. Ziel der Einzelfallanalyse ist es, den *subjektiven Sinn* jedes Textes ‚herauszukristallisieren‘“ (Kelle/Kluge 1999, S. 76; Hervorhebg. i. O.).

Im ersten großen Schritt der typologischen Analyse („Kodierung erster Ordnung“) wird das Interviewmaterial anhand thematischer Schlagworte (deduktiv oder offen) codiert, um es thematisch zu strukturieren und die Sichtweisen und Deutungsmuster der Befragten inhaltlich interpretierend zu ermitteln. (vgl. ebd.; Kluge 1999, S. 139ff.)

Um den thematischen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Codes zu analysieren, führt Kuckartz außerdem *vergleichende Themenanalysen* durch. Ziel der „einfachen“ und vergleichenden Themenanalyse ist es, durch *kontrastierende Vergleiche* Ähnlichkeiten zwischen den Fällen, Besonderheiten einzelner Personen sowie Zusammenhänge zwischen den Kategorien zu untersuchen. Insgesamt bereiten diese thematischen Vergleichsanalysen (...) die Definition von Variablen bzw. den Kodierungsprozess zweiter Ordnung vor. (Kelle/Kluge 1999, S. 76; Hervorhebg. i. O.; Auslassg.: P. N.)

Durch eine Dimensionsanalyse der verbalen Daten werden Variablen im Sinne einer einfachen (sorgfältigen) Klassifikation des verbalen Datenberges gebildet, wodurch der Datenberg reduziert wird. (vgl. Kluge 1999, S. 139ff.) Im Anschluss an die Variablenbildung setzen in einem dritten großen Analyseschritt rechnergestützte Gruppierungsverfahren (Clusteranalysen) ein, um komplexe Zusammenhänge zwischen den definierten Variablen zu bilden. Anhand der definierten Variablen werden Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen den Fällen erfasst und anhand erarbeiteter Vergleichsdimensionen schließlich verschiedenen Gruppen zugeordnet. Mittels dieser Ergebnisse und der Originaldaten erfolgt die Interpretation der inhaltlichen Zusammenhänge der ermittelten sozialen Muster, um schließlich Typen herauszufinden, die anhand der erarbeiteten Vergleichsdimensionen charakterisiert werden können. (vgl. Kelle/Kluge 1999, S. 76; Kluge 1999, S. 193ff.) Im Überblick lassen sich die beiden Codierungsabläufe zur „Kodierung erster und zweiter Ordnung“ noch einmal wie folgt prägnant strukturieren:

Kodierung erster Ordnung:

- (1) *Transkription*
- (2) *Einzelfallanalyse* (Interpretation jedes Textes)
- (3) *Vergleichende Einzelfallanalyse*
- (4) *Entwicklung von Codes* (d. h. eines Systems thematischer Kategorien)
- (5) *Zuordnung von Codes* (zu Textsegmenten)
- (6) *Themenanalyse* (Zusammenstellung und Interpretation alle Textsegmente, die zum gleichen Code zugeordnet worden sind)
- (7) *Vergleichende Themenanalyse* (Analyse des Zusammenhangs zwischen den Codes)

Kodierung zweiter Ordnung:

- (1) *Durchsicht aller Textsegmente zu einem Kode*
- (2) *Dimensionsanalyse*
- (3) *Definition von Variablen*
- (4) *Erneute Durchsicht aller Textsegmente zu diesem Kode*
- (5) *Bestimmung des Skalentyps und Definition der Skalenwerte*
- (6) *Formulierung einer Kodieranweisung mit prototypischen Beispielen*
- (7) *Fallbezogene Kodierung*
- (8) *Eingabe Werte pro Fall.*

(Kelle 1999; S. 196; Hervorhebg. i. O.)

In einem vergleichenden Zwischenschritt sind hier folgende Gemeinsamkeiten mit dem eigenen Auswertungsdesign erkennbar:

- hinsichtlich des Erhebungsdesigns offener bzw. leitfadengestützter Interviewverfahren,

- die intensive hermeneutische Einzelfallanalyse,
- die Möglichkeit eines sowohl deduktiven als auch induktiven Codierstarts und Codiervorgangs, der
- zum einen auch die Grundformen der Grounded Theory einbezieht (vgl. Kuckartz 1999, S. 93ff.), und
- zum anderen die Verbindung explizit thematischer und theoretischer Codierung vorsieht,
- eine statistische (variablenorientierte) Clusteranalyse als quantitativen Zwischenschritt einbezieht und
- zu qualitativen hermeneutischen Analyseschritten schließlich zurückfindet.

Die weitere Darstellung geht nun auf die letzten beiden Schritte insbesondere ein, um jedoch nicht nur die Stärken dieser Vorgehensweise hervorzuheben, sondern auch um Unterschiede in Bezug auf die eigenen (quantitativen bzw. statistischen) Ansatzpunkte sichtbar zu machen.

Die Anwendung der statistischen Clusteranalyse wird, darauf weist Kuckartz (1999) ausdrücklich hin, „hier lediglich als Hilfsmittel bei einem bestimmten Analyseschritt eingesetzt. Anschließend können und müssen die entdeckten Muster wieder interpretativ gefüllt werden“ (Kuckartz 1999, S. 236). Sie „verstößt (Einfüg: in Anlehnung a. d. O.: im Anschluss an das codierte Textmaterial) auch nicht gegen Ansprüche einer interpretativen Analyse“ (ebd.). Deshalb stellt die Quantifizierung verbaler Fallvariablen, so konstatiert Kluge: „keine höhere oder überlegene Auswertungsstufe, sondern lediglich einen Zwischenschritt dar, der einen systematischen Fallvergleich sowie eine nachvollziehbare Typenbildung ermöglichen soll“ (Kluge 1999, S. 178). Insofern, als dass Kuckartz mit den Clustern als (neuen) Ausgangspunkt wieder zum qualitativen Datenmaterial zurückkehrt, um repräsentative Einzelfälle als Prototypen für die gebildeten Typen auszuwählen bzw. idealtypische Konstrukte (im Anschluss an Weber) zur Charakterisierung der Typen zu entwickeln, stellen die clusteranalytischen Berechnungen eben „nicht das *Endergebnis* seiner Auswertung dar. Er nutzt sie vielmehr im weiteren Analyseprozeß als Heuristik und Hinweis auf inhaltliche Zusammenhänge, denen er anhand der qualitativen Daten nachgeht“ (ebd. S. 181. Hervorhebg. i. O.). Kuckartz selbst betont: „Um im weiteren Verlauf der Analyse zu Typen und Orientierungsmustern zu gelangen, bedarf es einer Re-Aggregation des Materials.“ (Kuckartz 1999, S. 234) Daraus folgt für die Integration qualitativer und quantitativer Analyseschritte bei Kuckartz zunächst allgemein, dass die qualitativen Methoden zur differenzierten und ausführlichen Erfassung der Akteurssicht, die Quantifizierung sowie rechnergestützten Einsatzverfahren für das Erkennen komplexer Zusammenhänge in den Daten sowie der Nachvollziehbarkeit bezüglich der Datenauswertung und hinsichtlich der Verallgemeinerbarkeit der Ergebnisse angewendet werden. (vgl. Kluge 1999, S. 181) Die von

Kuckartz hervorgehobene „Re-Aggregation“ des qualitativen Materials begründet der Autor nun wie folgt:

Intention ist es, zu zeigen, daß die strikte Trennung von qualitativen und quantitativen Methoden wenig produktiv ist, sondern die Kombination beider Auswertungstechniken mit Gewinn praktiziert werden kann. Auch die qualitative Datenanalyse verfolgt das Ziel, Muster in den Daten zu entdecken und spricht in diesem Zusammenhang von Typen, Orientierungsmustern und Ähnlichem. Die Technik der Kategorisierung und Kodierung der Daten ist eine Vorgehensweise, die zunächst Textstellen dekontextualisiert und die Texte zergliedert. (Kuckartz 1999, S. 234)

Denn:

Qualitative Daten sind, weit mehr noch als quantitative, hoch komplex, und angesichts der Fülle des Materials ist es außerordentlich schwierig, Muster in den Daten zu finden, die diesem auch tatsächlich gerecht werden. (ebd.)

Daraus folgt:

Wenn der Umfang des Materials die eigenen Wahrnehmungskapazitäten übersteigt, läuft man Gefahr, vorschnell Typisierungen vorzunehmen und das Datenmaterial anschließend nur noch in bloß affirmativer Weise mit Blick auf die Bestätigung oder der mehr intuitiv vorgenommenen Typisierungen zu selektieren. Nun ist die Suche nach Mustern in den Daten eine ganz besondere Stärke von Computern (... und) relativ einfach nutzen. (ebd.)

Die statistischen Clusterberechnungen bei Kuckartz dienen der vereinfachten Mustererkennung zwischen den *Fallvariablen*, um deren „Koinzidenzen und Kovariationen“ (ebd.) zu entdecken. Die *variablenorientierte* Vorgehensweise wählt Kuckartz insbesondere deshalb aus, weil bisher in der *qualitativen* Forschung i. d. R. die *Fallorientierte* das Feld anführt:

Gesucht wird nach Konstellationen von Merkmalen, d. h. danach, welche Merkmale miteinander kovariieren und korrelieren. Die *fallorientierte Vorgehensweise* ist hingegen in der Main-stream Survey-Forschung, mit Ausnahme der Lebensstilforschung, nur selten anzutreffen. Hier wird nach Konstellationen von Personen gesucht: Welche Personen ähneln einander? Welche Gruppen von Personen lassen sich identifizieren, deren Mitglieder untereinander sehr ähnlich sind, die sich aber wechselseitig voneinander stark unterscheiden? (ebd. S. 236; Hervorhebg.: P. N.)

Indem der Autor jedoch die *Variablenorientierte*, wie i. d. R. üblich, mit statistischen Berechnungen von quantifizierten verbalen Daten anwendet, und indem er die gefundenen Cluster einer qualitativen Re-Aggregation zurückführt, zeigt Kuckartz, dass auch die Sinnhaftigkeit einer variablenorientierten Vorgehensweise in der qualitativen Forschung aufgezeigt werden kann. Aber der Autor weist zugleich daraufhin, dass ein solches Verfahren nicht problemlos möglich ist.

(Denn zum einen stellt die meist nur relativ geringe Populationsgröße von qualitativen Studien ein Problem dar, zum anderen das Skalenniveau der vorgenommenen Kodierungen, denn dieses ist meist dichotom oder nominal und erreicht nur selten metrisches Niveau. Besonders geeignet für diesen Datentyp sind deshalb Verfahren wie die Konfigurationsfrequenzanalyse und die Clusteranalyse, die nicht von besonderen Verteilungsannahmen ausgehen und die in der Lage sind, auch mit nicht-metrischen Daten komplexe Muster zu identifizieren. (ebd. S. 234)

Nach Auffassung von Kuckartz ist es also geradezu mit zusätzlichen formalen mathematischen Hilfsmitteln sinnvoll möglich, eine solche, insbesondere auf nicht-metrischen Daten bezogene, Musteranalyse vorzunehmen. Denn: „Formalisierte Methoden der

Ähnlichkeitsbestimmung erlauben es, multivariate Konstellationen zu identifizieren, und dies kann für die Arbeit des Forschers eine wertvolle Hilfe darstellen. (Einfüg.: P. N.: Aber) (s)olche Methoden werden mit explorativer und heuristischer Intention eingesetzt und nicht, um Signifikanzkoeffizienten zu berechnen oder Theorien zu testen. Doch sie dienen der Systematisierung und Organisierung des Materials und können die datenbasierte Theoriekonstruktion befördern.“ (ebd. S. 238)

In Bezug auf konkrete clusteranalytische Berechnungen in der Verfahrensweise von Kuckartz können im Rahmen dieser Arbeit keine weiteren Konkretisierungen vorgenommen werden, weil sie im kontrastierenden Vergleich der Variablen(ausprägungen) auf bestimmten Ähnlichkeitsberechnungen und -koeffizienten gründen, die in der eigenen Untersuchung jedoch keine Rolle spielen. Ein Grund hierfür liegt darin, dass im Gegensatz zu Kuckartz in gewisser Weise mit sogenannten metrischen Daten (als Ordnungszahlen) operiert wird. Intention ist es, nicht „nur“ im Vergleich zu Kuckartz die Merkmalskombination bzw. die Verteilung häufiger Merkmale in ihrem Vorkommen für ein zu entdeckendes und anschließend qualitativ zu erklärendes und zu begründendes Muster zu bestimmen. Sondern der Ansatz geht darüber hinaus, um die Höhe des Ausprägungsniveaus von einzelnen Kategorien im Gesamtmusterverhältnis der Identitätszielstruktur festzulegen. Denn die Häufigkeitsverteilung von Kategorien als Ausdruck eines zugewiesenen Stellenwertes, also von mit hoher/niedriger Bedeutung versehenen Identitätszielen oder Lebensbereichsgewichtungen, ist in einem quantitativen kontrastierenden Kategorienvergleich je Einzelfall anhand *prozentualer Mittelwerte* für zunächst jeden Fall als Identitätszielstruktur in der fallbezogenen Verhältnismäßigkeit (also im Gesamt aller seiner bedeutungsvollen Identitätsziele) bestimmt worden. Da „Bedeutung“ einen „Relationsbegriff“ (i. S. v.: viel oder wenig bzw. ob überhaupt bedeutend im Vergleich zu etwas anderem) darstellt, kann das Ausprägungsniveau der einzelnen Identitätsziele nur über ihre Verhältnismäßigkeit bestimmt werden. Daraus folgt also, dass nominale 1/0-Werte, ebenso aber auch nominale Häufigkeitswerte nicht die interne Verhältnismäßigkeit des Stellenwertes der Identitätsziele ausdrücken, sondern zunächst lediglich deren häufige Nennung ohne ihren Vergleich im Gesamtverhältnis zu allen anderen Identitätszielhäufigkeiten und deren Bedeutung im Gesamtverhältnis. Im Anschluss daran ist im kontrastierenden Kategorienvergleich ein vereinfachtes Ranking der jeweiligen hochrangigen Identitätsziele für jeden Einzelfall durchgeführt worden, die sodann im kontrastierenden Fallvergleich der kategorialen Typenbildung zur Voraussetzung dienen. Innerhalb des kontrastierenden Typvergleichs wiederum sind zwischen den Typen Ähnlichkeits- und Distanzberechnungen

erfolgt, die schließlich mit ihren Differenzwerten im bildlichen Sinne einer „Liste der nächsten Nachbarn“ (Kuckartz 1999, S. 246) entsprechen und in der hermeneutischen Typenbildung eine wertvolle Folie der Aufmerksamkeitsrichtung, nicht aber deren qualitative Interpretationsbedingung darstellen. Um die einzelnen Auswertungsschritte nachvollziehbar zu explizieren, sind zum besseren Verständnis und zur intersubjektiven Verifikation und Validierung der jeweiligen Vorgehensweisen die entsprechend komplexen Interpretationen sowie die einzelnen Zwischenergebnisse der Analysen im Anhang auf einem Datenträger in ihrer Vollständigkeit und an den entsprechenden hier zu beschreibenden Auszügen mit den jeweiligen Verzeichnissen (doc./rtf./xls.) aufbereitet worden.

3.3.3 Präzisierung der methodisch-technischen Vorgehensweise des Auswertungsdesigns im Überblick

Es lassen sich nun aus der differenzierten Betrachtung von herausgehobenen Ansatzpunkten im Vergleich mit anderen Verfahrensweisen folgende methodisch-technischen Arbeitskomplexe des Auswertungsdesigns zusammenfassen:

1. Qualitativer Arbeitskomplex: Strukturierende (thematische und theoretische) Inhaltsanalyse am Einzelfall:

Mit dem Ziel einer Fallbeschreibung geht es um eine im weitesten Sinne biografische, lebensphasen- und lebensbereichsspezifische Rekonstruktion selbstrelevanter Ereignisse des Befragten zum einen auf der Zeitachse (soziostrukturelle biografische Eckdaten in ihrer narrativen Anordnung, Chronologie bzw. Asymmetrie, biografisch strukturierte Gesamtrahmung der Lebensgeschichte...). Zum Nächsten zielt die inhaltliche Reduktion auf thematische Inhalts- bzw. Lebensbereiche, des Weiteren bezogen auf das Selbst im Sinne des theoretischen Vorverständnisses unter handlungsorientierten Selbstreflexionsrelevanzen (Leitmotive, Anforderungen, Bilanzierungen, Antizipationen...) sowie schließlich auf narrativ strukturierte Zusammenhänge und Präsentationsstrategien (bspw. die intentionale Lesart des IPs). Die jeweils erste Einzelfallinterpretation orientiert sich an dem W-Fragenkatalog nach Straus/Corbin (1990/1996); in Flick 2002). Sie schließt mit einer sequenzierten Fallbeschreibung in paraphrasierter und bei besonderen Aussagen in der In-vivo-Form ab. Im Anschluss an die Fallbeschreibungen werden mittels der strukturierenden Inhaltsanalyse thematische Codierungen für jede Sequenz (LB und VGZ) und theoretische Codierungen anhand eines deduktiven Kategoriensystems (IZ) vorgenommen und in eine Matrix übernommen, in der die Ereignisschilderungen mit Blick auf ihre zugrunde liegende Handlungsorientierung (nach Auslöser-Realisation-Ergebnis-Bewertung) interpretiert werden. Die Bewertung der Bedeutungsgebung über die Identitätsziele wird zunächst auf einfachem Niveau (wichtig/unwichtig) innerhalb einer Sequenz und zwischen allen Sequenzen interpretativ abgeleitet und in eine nächste reduktive Matrix mit dreidimensionaler Struktur übertragen.

2. Quantitativer Arbeitskomplex: Einzelfallbezogene und typologische kategoriale Identitätszielstrukturen:

Anhand der zweiten Matrix werden Quantifizierungen des qualitativen Materials vollzogen und kategoriale Identitätszielstrukturen für jeden Einzelfall ermittelt. Diese Struktur legt spezifische Identitätszieldominanzen auf allgemeinem Niveau frei. In der anschließenden typologischen Analyse werden die Einzelfallstrukturen Minimal- und Maximalvergleichen hinsichtlich von generell bedeutsamen Identitätszielen als auch feinen Unterschieden bzw. homogenen versus heterogenen Identitätszieldominanzen unterzogen. Das Ziel sind typologische kategoriale Identitätszielstrukturen.

3. Qualitativer Arbeitskomplex: Hermeneutische Identitätsformationstypologie

Die typologischen Identitätszielstrukturen werden zur Systematisierung der inhaltlichen Codierungen in eine qualitative typologische Analyse zurück übertragen. Hier werden über induktives und aduktives Codieren sukzessive Generalisierungen auf höherer theoretischer Ebene vorgenommen, aus denen geschlossen wird, dass sie den subjektiven Bewusstseinsstrukturen der handlungsorientierten Sinnkonstruktion in der Identitätsformation nahekommen. Die typologische qualitative Inhaltsanalyse

der dominanten Identitätsziele verläuft in Minimal- und Maximal-Vergleichen von homogenen und heterogenen Merkmalsbereichen, die über die Bildung von Fall- und Typvariablen und von typologischen Vergleichsdimensionen der Identitätsziele gewonnen werden. Sukzessiv und reduktiv verdichten sich über die Identitätszieldominanzen auf höherem generalisierbaren Niveau der handlungsorientierten Selbstreflexion spezifische hermeneutische Identitätsformationsmuster.

4. *Quantitativer und Qualitativer Arbeitskomplex: Stellenwertorientierte Lebensbereichsanalyse und typologische berufliche Identitätsformationsmuster*

Hier konzentriert sich die Bearbeitung zum einen auf den formalen lebensphasen- und lebensbereichsspezifischen Stellenwert der beruflichen Identität (quantitative Analyse) innerhalb der Gesamtformation, beruhend auf einer Lebensbereichsverknüpfungslogik, die sich aus den Identitätszielstrukturen zunächst am Einzelfall, danach typologisch herauskristallisiert. Zum anderen werden in den inhaltlichen typologischen Analysen der bedeutungsvollen Identitätsziele relevanzanalytische Aussagen sowie deskriptive Kategorien zum Konzept der beruflichen Identität aus der subjektiven Sicht der Befragten heraus entwickelt.

4 Empirische Re-Analyse von narrativ-fokussierenden Interviews von jungen ostdeutschen Erwachsenen

4.1 Qualitative Einzelfallanalyse

4.1.1 Lebensgeschichtlich rekonstruierende Einzelfallinterpretation und thematische Sequenzierung

Der erste Arbeitsschritt beschäftigt sich, gemeinhin formuliert, mit dem intersubjektiven Kennenlernen der interviewten Person, ihrer subjektiven Sicht- und Deutungsweise ihres handlungsorientierten ganzheitlichen Selbstverhältnisses im Zuge ihrer lebensgeschichtlichen Selbstthematisierung. In dieser lebensgeschichtlich angelegten Selbstreflexion erteilt die interviewte Person Auskunft über die Art und Weise ihrer Bilanzierungs- und Antizipationsprozesse hinsichtlich der Auswahl von selbstrelevanten Erfahrungsinhalten im Vollzug ihrer Identitätsformation. Dazu sind die jeweiligen anonymisierten Transkripte in eine tabellarische Grundform (vgl. Abbildung 31) übertragen worden.¹⁸⁰ Das Fallbeispiel der Abbildung 31 („D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Fallinterpretation.rtf“) – hier im Gegensatz zu den weiteren Ausführungen im Ganzen als Einstieg dargestellt – wird auch in den nachfolgenden zu explizierenden Erklärungen jeweils herangezogen, um den

¹⁸⁰ Die Falltranskripte sind in einem Doc.-Verzeichnis im elektronischen Datenträger (CD) des Anhangs unter folgender Adresse: „D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall (x)\Transkript.rtf“ einzulesen möglich.

Fall 3 : Ada (29 J., Ärztin)		Sequenzierte lebensgeschichtlich rekonstruierende Interpretation
Interview	Notizen Thematische Kategorien	
<p>„Ich bin jetzt 29 Jahre alt, habe eine typische DDR-Laufbahn hinter mir, bin in Berlin geboren, mit anderthalb Jahren nach Greifswald gezogen mit meinen Eltern; Tochter von zwei Ärzten (...), und bin in (...), bin von Kinderfrauen betreut worden, nicht in die Kinderkrippe gegangen, bin dann in den Kindergarten gegangen, mit sechs Jahren eingeschult, zehn Jahre zur POS gegangen und danach zwei Jahre (...) zur EOS oder heute wäre's ein Gymnasium. Danach hab' ich <i>fast nachlos</i>, mit etwas Verspätung, meine Studienzulassung bekommen, habe das geforderte vorpraktische Jahr für das Medizinstudium absolviert, im Anschluss daran sechs Jahre in Greifswald Medizin studiert, wobei ich das sechste Studienjahr schon nur noch zu vier Monaten in Greifswald verbracht habe, danach acht Wochen in Berlin beziehungsweise in Rostock in Augenkliniken gearbeitet habe und vier Monate in England war, was für mich schon recht wichtig war.“ (nahtlos weiter s.u.) [Z: 12-22]</p> <p>„Inzwischen war ja die Wende, (...) es taten sich also <i>neue Möglichkeiten</i> auf, die ich nutzen wollte und ..., na es war schon <i>so 'ne Art ... ausprobieren</i>: sprachlich und menschlich und vom Land her. Vielleicht auch so 'n bisschen Nachholen gegenüber ... dem bisher sehr festgelegten Weg.“ (nahtlos weiter s.u.) [Z: 22-25]</p> <p>„Danach hab' ich AiP, Arzt in Praktikum - Zeit ehm (...) gemacht in Rostock an der Augenklinik, wollte gerne in Rostock bleiben und promovieren und Facharzt machen und (...) dann ergab sich die Möglichkeit mit einem Promotionsstipendium die Promotion (...) ehm zu Ende zu bearbeiten und zu schreiben für ein gutes halbes Jahr, und dann bin seit Oktober '95 (...) Assistenzärztin an der Uni-Augenklinik Rostock. ... Außerdem wohne ich in Rostock, bin ledig, hab keine Kinder. (...) Ja, was willst du noch wissen? (lachen)“: [Z: 25-31]</p>	<p>Vg Bildungsweg HFam.</p> <p>B</p> <p>Gw B P/Ki</p>	<p>Biografische Stationen im exakten Zeitraffer, Konzentration auf Bildungswegvergang; beginnt mit „typische DDR-Laufbahn hinter mir“= Ausdruck von berufsorientierter Einordnung, klare aufsteigende Linie nachgezeichnet, spricht selbst von (fast, äußere Bedingung Studiumzulassung) nahtloser Entwicklung, also ohne nennenswerte Schwierigkeiten,</p> <p>einzige Angabe Herkunftsfamilie: „Tochter von zwei Ärzten“: Einordnung in schichtbezogener beruflicher Perspektive, (Interpretation: man ist, was man beruflich macht); besonderer Aspekt: zZ. DDR Betreuung durch Kinderfrauen (mehrere??, keine Wertung zunächst), nicht typisch für DDR-Kindheit, ist zwar Abweichung Normalitätsmuster, für sie aber „völlig normal“, deshalb „typisch“</p> <p>nur in Hinsicht auf England vergangene Erfahrung. bewertet („was für mich schon recht wichtig war“, „ausprobieren“, Möglichkeit nutzen, „vielleicht auch so'n bisschen <i>Nachholen</i> gegenüber dem bisher festgelegten Weg“, Fehlen von Freiräumen, Nachholten: Bedarf, Versäumnis,</p> <p>Sie wollte gerne in Rostock bleiben (ohne Angaben Begründung), ergab sich die Möglichkeit durch Stipendium die Promotion zu Ende zu bringen = bedeutet günstiger Umstand, Promotion schon als Ziel begonnen, danach seit zwei Jahren berufl. (Ausbildungs-)Ziel zunächst in Anstellung als Assistenzärztin erreicht,</p> <p>zum Schluss noch Angabe ledig, keine Kinder = Kurzfassung zunächst Privatziele/ergebnisse, Gewicht lag bisher konsequent im beruflichen Bereich; Gesamt: positiver Verlauf, ich hab, was ich wollte, was ich kann, gemacht und bin da auch angekommen, wohin ich wollte, stolz darauf, bedarf keiner Begründung, Ergebnisse zeigen von sich aus Bewertung, ist sich sicher, durch andere anerkannt zu sein mit dem Ergebnis des Berufsziels/-ergebnis (Klarheit, exakte Strukturiertheit, hohes Anspruchsniveau durch Schichtzugehörigkeit, Leistungsbezogenheit, Selbstverständlichkeit)</p> <p>- einziger „Makel“: in der Klarheit liegt auch die Begrenztheit, Unflexibilität, die ihr teilweise gefehlt zu haben scheint (Bewertung Engländerfährg.), es gibt also auch noch außerhalb der Berufsidentität Selbstentfaltungsräume, (wie sich später zeigt in zukunftsbezogenen Projekten Verknüpfung von Möglichkeitsräumen + Beruf + Privat, die sie versucht, zu integrieren)</p> <p>„Sehr naturwissenschaftlicher Mensch“ – rational geprägt, kausales Ursache-Wirkungs-Verhältnis, „Mensch als Objekt“, weniger emotional bezogen auf das „Subjekt“ Mensch (erklärt vielleicht die geringe Beziehungsthematisierung zu Eltern o. a. Bezugspersonen)</p>
<p>Ich bin ein sehr naturwissenschaftlich orientierter Mensch ..., ehm (...) interessierte mich schon immer für, (...) für Menschen an sich, für Biologie, für Chemie, bisschen auch Physik. Das hat mir am meisten Spaß gemacht,</p>	<p>Berufswahlbegründung Medizinstudium</p>	

<p>und hab' schon mit 14 das erste Mal im Krankenhaus gearbeitet (...), kannte meine Eltern natürlich, (...) die Arbeit (...) meiner Mutter mit Patienten, die andere (...) Art und Weise Arzt zu sein durch meinen Vater in der Forschung, ..., hab' das sehr bewundert (...). Das spielt durchaus 'ne größere Rolle, als man zu Anfang immer so wahrhaben will (...).</p> <p>Und wollte also gerne in dieser Richtung was machen, hab' dann (...) schon in der Zeit damals eigentlich diese, ... das Medizinstudium als das (...) in der DDR für mich passende Studium angesehen. (...)</p>	<p>S Gw/Vg B + S HFam. Vg Bewertung HFam. für S Vg Bewertung B + S</p>	<p>frühzeitige (Betonung <i>Besonderheit</i> mit 14) erste mediz. „Arbeits“-Erfahrungen“ bedingt „natürlich“ durch Arbeit der Eltern, differenziert die unterschiedliche mediz. Bereiche, Mutter an erster Stelle (direkter Umgang mit Patienten) und dann Vater (Forschung) Bewunderung der Eltern, meinte schon früh auch für sich in dieser Richtung diese Bewunderung finden zu können („für mich passende Studium“) (Berufsstatus/ aber auch inhaltlich im Sinne Anerkennung), „Das spielt durchaus eine größere Rolle, als man zu Anfang immer so wahrhaben will“ (Einfluss Eltern nun einschichtig akzeptiert, Anrechnung nach Ablöseprozess, Identifizierung mit Eltern (auch „für mich passende Studium), schildert aber dies aber (auch nur fragebezogen) wieder nur berufsbezogen, nicht in der Eltern-Kind-Beziehung als solche)</p>
<p>„Ich denke, dass ich ... zum heutigen Zeitpunkt, wenn ich jetzt noch mal fertig werde mit, (...) werden würde mit der Schule, 18 oder 19 wäre, nicht noch mal Medizin studieren würde, aber das (...) hängt nicht (...) unbedingt mit dem Arztberuf zusammen oder ich würde nicht primär Medizin studieren. (nahtlos)</p> <p>Ich würde aufgrund der heutigen Situation, dass die, die <i>Arztstätigkeit</i> (...) größtenteils in niedergelassenen Praxen stattfindet und man (...) unter marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten arbeiten muss und viele (...) Dinge in der Arzt-Patient-Beziehung sich über (...) ehm irgendwelche Punkte und (...) ehm <i>Vorschriften ehm regulieren</i> (...). Das find' ich <i>unheimlich einschränkend</i> und ... hinzukommt natürlich noch die <i>zunehmende Arbeitslosigkeit</i> unter Ärzten, die <i>Aussichtslosigkeit für die Studenten</i>, die ich jetzt ausbilde bei uns an der Klinik (...), dass ich <i>eigentlich nur noch sagen kann: Wer jetzt Arzt wird, ehm muss großes Standvermögen haben.</i> (nahtlos)</p> <p>Es werden immer Leute gebraucht, und ich find' s auch <i>immer noch gut</i>, und <i>ich mach' s auch sehr gerne</i> mit Studenten ... Ich würde mir unter Um-, würde mir <i>vielleicht was anderes suchen</i>. [I.: Und was?] (nahtlos)</p> <p>Ehm, (5) ist schwer zu sagen, ehm (8) ah so genau (...). <i>Zeitweilig</i> hab' ich mal den <i>Physiotherapeutenberuf</i>. Physiotherapeutenberuf sehr favorisiert, <i>nur der Schritt zurück vom Arzt sein und so, das (...) wär' s nicht gewesen</i>, aber (8) ehm irgendwas mit <i>Öffentlichkeitsarbeit</i> (5), ja, kann ich im Moment nicht sagen. Weil ich, [I.: (gleichzeitig) Bist du zufrieden?] <i>ich bin einfach fest in meiner Richtung</i>, ne?*" (nahtlos)</p>	<p>Bewertung Berufsentscheidung Gw Berufsbild Folgebewertung: Entscheidungsg- freiheiten (-), Regulierung (-) Anforderungen Berufstätigkeit Anpassung (-) Offenheit (-) (feste Richtungsvorgabe) Inhaltlich Arzti- Patient-Beziehung (+) S (Freude, Identifizierung als Ärztin) B + S (Anspruch) Berufswahloptionen, mediz. Artverwandt „wä'r s“ nicht wegen Schritt zurück, also ev. artfremd S (Festgefahrene Richtung)</p>	<p>Mit ihrer Berufsentscheidung ist sie im Zwiespalt, sie würde sich anders entscheiden in Richtung eines mediz. verwandten Bereichs,</p> <p>Sie begründet es damit, dass Ärzte sich größtenteils niederlassen (festgelegt sein), dass marktwirtschaftliche Interessen über die Arzt-Patient-Beziehung gestellt werden, die starke Regulierung <i>empfindet</i> sie als „<i>unheimlich einschränkend</i>“ (Anpassung, Einschränkung in den notwendigen Freiheiten, Unbehagen („unheimlich“; Konflikt), medizin. Entscheidungen eigenverantwortlich treffen zu können bis hin zur erhöhten Aussichtslosigkeit einer Anstellung für Studenten, die nur dann noch erfolgreich sein können, wenn sie das entsprechende „Standvermögen“ haben, sich also entsprechend durchkämpfen können, sich ihren Platz nicht nehmen lassen, sich dafür einsetzen zu müssen, was sehr viel Kraft kostet, aushalten und einstecken</p> <p>Bewertung für sich selbst: Arbeit findet sie „immer noch gut“, „geme“, aber unter bestimmten Umständen würde sie sich sogar dagegen entscheiden, aber letztlich wäre das ein Schritt zurück vom Arzt (zeitweilig Physiotherapie erwogen, muss also Erwartungs-Anforderungs-Abgleich erfolgt sein, Enttäuschungen), würde also ihrem Anspruchsniveau widersprechen, aber auch all die unternommenen Anstrengungen dafür entwerfen (es muss sich doch lohnen) = Ergebnis: „das wär' s nicht gewesen“, also nur etwas vom medizinisch Unabhängigen („Öffentlichkeitsarbeit“) eventuell „suchen“ (offen, nicht geklärt) Da sie aber in ihrer Richtung „fest“ ist, sieht sie keine Möglichkeit mehr oder die Notwendigkeit (bleibt bei ihrer Entscheidung und sucht nach Optionsräumen), gleichzeitig negativ besetzt mit <i>Bezeichnung</i> „fest“gelegt zu sein: <i>einschränkend</i> auch in dieser Sicht: ev. Überlegungen: wo sind noch individuelle Wahlmöglichkeiten offen, wohin führt mich diese festgelegte/vorbestimmte/eingefahrene Fahrspur („Richtung“)</p>
<p>Überhaupt mit deiner Situation im Moment.] (4) <i>Ja</i>. (5) [I.: Kannst du dazu nach mehr sagen als ja?]</p>	<p>Gw Zufriedenheit</p>	<p>Zunächst einsilbig: ja, will nicht so recht über unangenehme Dinge reden, (der andere soll ev. das Bild haben, dass sie alles im Griff hat, „Imageverlust des „Perfektionismus“)</p>

<p>Also erst mal ja. Ehm (7) <i>Es läuft nie alles ganz so, wie man sich das vorstellt</i>, aber (5) ich hab' die <i>Chance Arzt zu werden und bin darüber sehr froh, die Chance, meinen Facharzt zu machen</i>. Das ist auch noch mal 'n Punkt mehr und das ist auch ganz toll (...), und (...) <i>ich mach' das alles gerne (...), ich hab' auch Leute, bei denen ich gut lernen kann, mit allen Einschränkungen, ... so von der Klinik her, und Hierarchie ... und ehm ... wie nennt man das, na ja ehm ... Ellenbogen und so ... und ... ich hab' 'ne schöne Wohnung, ... ich hab' 'nen Liebsten, der ist nicht bei mir, das ist vielleicht das größte Problem ...</i>, ich hab' <i>Freunde</i>, ich kann nebenbei meine <i>Hobbys</i> betreiben, ich hab' <i>unglückliche Eltern (lachen)</i>, das ist <i>auch nicht so schön, aber ansonsten ist das alles ganz gut</i>. ...</p>	<p>Anspruch/Wünsche/ Realität/ Normalität/ das ist das Leben B Projekt Facharzt (hoch +) S (+) + Anforderung (-)</p> <p>Umfeld (+) Partn. (-) Freunde (+) Freizeit (+) Eltern (-) Zusammen: (+)</p>	<p>Bei Aufforderung: zunächst Relativierung durch Normalitätsklausel: „es läuft nie alles ganz so, wie man sich das vorstellt“; bei wem ist das schon so, sie ist ausnahmsweise nichts Besonderes, räumt ein, dass Dinge nun mal durch eine gewisse Außensteuerung anders laufen können, als man es sich wünscht (Abhängigkeit von Außen); Im Beruf: stellt auch hohen Anspruch an die Leute, die sie unterweisen, bei denen sie lernen kann, hat die Chance noch höher in der Laufbahn dadurch zu kommen (Fachzuvoraussetzungen pos., deshalb Projekt) trotz der hierarchischen Einschränkungen und des notwendigen Ellenbogens, hat sich durchgesetzt, Anerkennung verschafft, Leistungshonorierung, aber vor allem Projekt Facharzt als „Chance“; deutet auf Besonderheit ihrer Person, von außen eingeräumt, sie hat auch eine Partnerschaft, aber die ist vielleicht das „größte Problem“ (später Entwurfsgedanken themat.), hat Freunde und kann ihren Hobbys nachgehen (soziales Umfeld +, Freizeiträume +), aber sie hat auch unglückliche Eltern, was sie „nicht so schön“ findet, aber nicht näher thematisiert alles zusammen ganz gut, Beruf und Partnerschaft Prioritäten ihrer eigenen (elternunabhängigen) Lebensplanung</p>
<p>Vorstellungen Zukunft</p> <p>„Ehm (...) Ich werde <i>jetzt die Ausbildung zum Augenarzt hier fertig machen an der Klinik</i> ... werde ehm ... danach <i>eventuell noch 'n bisschen hier arbeiten oder recht schnell zusammen mit Jens ins Ausland gehen</i>. ... Und entweder am Ende von der Ausbildung oder dann (5) <i>Kinder kriegen: Eins, zwei (...)</i> <i>Traum, alles, alles Wunschkinderstellungen jetzt natürlich, aber so stell' ich mir das und es ist ja auch gar nicht so weit weg ... Ehm, es kann natürlich auch alles ganz anders kommen</i>. ... [I.: Das kann es immer.] Ja. ... Also, das sind so die, die <i>generellen Sachen</i>.“ (nahtlos) „Und später (6) ja, würde ich schon, <i>also ich würde auch gerne operieren als Augenarzt</i>, wir hatten das ja vorhin. ... Ehm [I.: Also, du würdest gerne an der Klinik bleiben?] (gleichzeitig A.: Und glaube aber) <i>Ja, ich glaube nicht, dass ich das an dieser Klinik lerne. Das bedeutet, dass ich irgendwann weggehen muss</i>. [I.: Und wohin?] (gleichzeitig A.: Und in Deutschland lern' ich das nicht an 'ner andern Klinik.) <i>Möglicherweise kann man aber, wenn man im Ausland operiert hat, viel operiert hat, kann man danach hier auch operieren. Es sind zwar andere Bedingungen, grade in der Dritten Welt, aber ... ich denke schon, dass man da Fähigkeiten (...)</i> <i>auch bekommt, erwirbt, dass man das dann kann. Auch selber verantworten kann. Ich kann mich ja niederlassen und operieren, wenn ich will, wenn ich 's kann, wenn ich 's gelernt hab'.</i> (...) <i>Bloß man muss es halt lernen irgendwo</i>. ...“ I: Das heißt, du denkst nicht unbedingt über 'ne Klinikanstellung nach? A.: „Doch, wenn sich das <i>bietet, würde ich 's auch machen, klar</i>.“</p>	<p>Zukunft : Abwägung Entwurf- Projektplanung B+P+Ki, Konflikt: was will ich, wie komm ich da hin, was ist zu tun, wie ginge es auch anders, um beides zu haben 1. Projekt B 2. Entwurf B/A o. B+P 3. Entwurf B+Ki Idealziel: B Optionaler Lösungsweg B 1 danach optionale B Lösung 2 Oder optionale B</p>	<p>Unmittelbares Projekt: Abschluss Facharzt Ausbildung (Realziel), dann ungenau Weiterentwicklungsvorstellungen, entwickelt zunächst ihr „Optimum“ (Wunschvorstellung) im Bereich „genereller Sachen“ B (arbeiten) +Partn (Ausland) +Kinder (im Anschluss Ausbildung oder im Ausland), weiß aber, dass sie darüber nicht alleine verfügen/entscheiden kann, deshalb „oder“ (offen) Idealziel: Verknüpfung sinnvoll, wenn sie darüber den nächsten höheren Karriereschritt erreichen kann (Operieren als höchsten Berufsanspruch), wofür sie aber die Zulassung vor Ort (deutschlandweit) ev. nicht bekommen kann (darüber ist sie sich aber nicht wirklich sicher (-,gläub ich“), deshalb erwägt sie in Kombination mit partnerschaftlichen Vorstellungen, diese Fähigkeiten über das Lernen im Ausland anerkannt zu bekommen, sich danach niederzulassen, wenn sie es will, kann und verantworten kann, genauso aber auch eine sich bietende Klinikanstellung annehmen würde, Wichtigkeit liegt in der Form der Tätigkeit des Operierens, aktive Suche nach Lösungsmöglichkeiten für Voraussetzungen dieses Projekts, passt sich zwar der Partnerschaftsentscheidung ein. Kindergedanken an (von ihm „abhängig“), aber verliert ihr eigenes berufl. nicht aus den Augen, Kombination würde in allen Bereichen ev. aufgehen ob sie den Schritt, tatsächlich ins Ausland zu gehen, wirklich geht, steht noch nicht fest, wägt noch ab, sie will abwarten, wie es ihrem Partner dort ergeht (Risikoabwägung ideal-</p>

<p>I.: Aber wichtiger ist Dir das operieren und nicht die Art der Anstellung? [A.: Ja.] Und du würdest dafür auf jeden Fall den Weg über das Ausland und die Dritte Welt nehmen, oder...? A.: Ich halt 's für möglich und erwäge es im Moment, weil Jens da ist, und (...) das ist ziemlich stark davon abhängig, wie es ihm dort ergeht (...).</p> <p>„Und zwei Jahre müssten eigentlich genügen, um ... im Nachhinein dann zu sagen also: Das machen wir noch mal zusammen, oder wir lassen das lieb.“</p>	<p>Lösung 3</p> <p>B + P</p> <p>Partnerschaft+ Beruf im Ausland</p>	<p>real, Abgleich beider Interessen, emot. Zusammenleben unter den Bedingungen in der Dritten Welt)</p> <p>(das eigentliche Problem liegt wahrscheinlich nicht so sehr in der Form der Qualifizierung für ihr berufliches Ziel, sondern darin, auch für sich die Möglichkeit geöffnet zu sehen, andere Optionen ausnutzen zu können vom ansonsten festgelegten und wahrscheinlich schwierigen Weg abbiegen zu können und darüber auch an das Ziel zu kommen, gleichzeitig aber das „größte Problem“ (an früherer Stelle), beim „Liebsten“ sein zu können, darüber lösen zu können und selbst alternative Familienvorstellungen auch verwirklichen zu können, Suche nach emot. Halt, nicht nur im Beruf, sondern auch in einer Partn./Familie auf die Zielgerade zu kommen</p> <p>„erwäge“: „<i>entwerfe</i>“, „überlege“ (bedeutet Abwägen eines konkreter verbindlichen Projektes, bisher <i>Entwurfsplanung</i> = Abwägen der Möglichkeiten)</p> <p>Entwickelt zertlich begrenzte Perspektive einer kombinierten Berufs-Partnerschafts-Entscheidung (2,5 Jahre Trennung), wann sich herausstellen wird, ob sie dann noch mal gemeinsam im Ausland arbeiten werden oder nicht</p>
<p>I.: Und war das 'ne gemeinsame Entscheidung, oder war das seine Entscheidung, dass er das jetzt so macht, also denn (gleichzeitig: 'ne Beziehung auf ...)</p> <p>A.: „Ehm, Jens war jetzt arbeitslos, und ... hätte sich nur noch niederlassen können hier...“</p> <p>Und er wollte das schon immer: Ins Ausland gehen, also nicht nach Polen oder Frankreich, sondern eh, m, schon eben irgendwo nach Afrika (...) und, ja, also ich kenn' diesen Traum (...). Wir sind schon na, also als ich noch studierte und er grade angefangen hatte mit der Facharzausbildung, sind wir zum Tropenophthalmologiekurs gefahren und haben in dem Sinne Verbindungen geknüpft mit andern Leuten, die das auch wollen oder die das schon gemacht haben und (5). Es ist einfach dran gewesen jetzt, sodass ich zwar sagen muss, also dass sich in mir alles streitet, dass ich einfach nur sagen kann: Er muss es machen. Und er, ihn jetzt hier arbeitslos zu Hause haben, das ist auch nicht die Variante. Oder ihn hier in die Niederlassung zu drängen, nur damit er hier arbeitet, das geht nicht, weil da kannst du nicht wieder weg, da musst du, wenn du das -, Niederlassen ist eben sich <u>nieder</u> lassen.</p> <p>Na, ... es ist wesentlich mehr sein Traum als mein Traum, also (...) es ist auch so, dass viele Dinge er erst mal, vielleicht auch jeder erst mal alleine machen muss. Ich möchte da im Moment nicht (...) danebenstehen, wenn er in Indien operiert. Das ist (5) ist schon so, dass, dass man sich zwar gut ergänzen kann, aber dass es bestimmte Dinge gibt, die besser laufen, wenn man sie alleine machen muss. (5) Weil man dann halt die Verantwortung für sich selber alleine trägt. ... Und man ist natürlich dann</p>	<p>Partnerschaft+Beruf: Verwirklichung berufl. Träume und Ziele beider</p>	<p>Allgemein: antwortet auf die Frage, wessen Entscheidung es war, nicht sofort, sondern erst mit Nachfragen. Es ist für sie wichtig, den Zusammenhang zunächst zu erläutern, ehe sie eine eindeutige Zuordnung (wessen Entscheidung) macht; Deutung: vielleicht um zu vermeiden, dass der andere sie als abhängig betrachtet und das will sie nicht, weil ihr Selbstständigkeit und Ansehen wichtig sind, auf der anderen Seite ist sie ein rationaler Mensch, der Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge sucht und deshalb keine kurze Antwort geben kann, die anscheinend als so eindeutig erwartet werden könnte</p> <p>Im Unterschied zu Jens, der mit dem Traum, im Ausland zu arbeiten sich auch konkrete Ziele setzt („er wollte das schon immer“), blieb es ihr bisher bei einem Traum</p> <p>„Es ist einfach dran gewesen“: da für ihn keine beruflichen Perspektiven hier waren, hat er sich entschieden, <u>sein</u> Traum zu verwirklichen, so als ob schon immer klar wäre, dass eines Tages kommen wird und nun war es eben soweit, Möglichkeit ergab sich nun; dabei hat sie aber emotionale Konflikte, „streitet“ sich in ihr: würde gern mit ihm zusammen sein und hat ein Problem damit, dass er sich konsequent für diese Trennungsphase entschieden hat, sie versucht, es rational zu sehen: „dass ich einfach nur sagen kann: Er muss es machen“, sie hatte keine Chance, <i>ihre</i> eigenen Wünsche durchzusetzen (sie hat also ein Problem damit, wenn sich der andere ihr widersetzt, sie sich zurückgesetzt fühlt, ihr nicht genug Aufmerksamkeit entgegen gebracht wird), das Rationale zeigt sich in der Suche nach objektiven Bedingungen / beruflichen Möglichkeiten, die dem Traum, Offenheit bewahrend, Ausprobieren, mit dem sich nur Niederlassen zu können, im Widerspruch stand. (bisher: objektive Randbedingungen)</p> <p>jetzt subjektiven Bedingungen: Bei Nachfrage einer Zuordnung wessen Traum, „wesentlich“ mehr „sein Traum“ und „er“ muss viele Dinge „erst mal“ (vielleicht ändert sich das noch mal?) alleine machen: abhängig von ihm, er hat entschieden; einschränkend</p>

<p>auch alleine dafür verantwortlich, wie man sich fühlt dabei. Man kann ja auch das Leid dann nicht, man muss auch das dann allein tragen, das ist klar, aber ... ehm, es ist schon gut so, ... von der Seite her.</p>	<p>dann gleich, um diesen Abhängigkeitsgrund zu kompensieren, „vielleicht jeder erst mal“: also auch sie, aber es fällt ihr schwer das zu akzeptieren und sich damit zu arrangieren, deshalb „vielleicht“, es wäre ja auch anders gegangen, mehr ihre eigenen Wünsche integrierend, versucht aber „vernünftig“ zu sein, klingt so, als hätte er das rational so begründet und sie sieht es ein (jeder sollte die Möglichkeiten in der Beziehung haben, eigene Wege zum Ziel zu gehen); begründet wird es mit „Verantwortung für sich selber tragen“, also nicht Verantwortung für die Gemeinschaft/Partnerschaft, sondern nur für sich selbst (er will sich nicht so fest binden, dann muss er auch für die Verantwortung tragen, wenn etwas schief läuft, sich der eine oder der andere nicht gut fühlt dabei), Beziehung ist dafür noch nicht bereit = Offenhalten seinerseits der Gefühle, sie fasst diese Gründe als „schon gut so, von der Seite her“ ein – einschränkend: die „andere“ Seite (emotional) Gemeinschaft „(sich ergänzen“) (vs. Alleinsein) und ihre Autonomie betreffend (seinen Weg akzeptieren zu müssen), allerdings damit nicht gut verbunden</p>
<p>„Ich denke, dass es mit uns weitergeht und (5), ja da ist schon täglich was. Man schreibt zwar nicht täglich 'n Brief, aber irgendwo täglich (..) dass man, auch wenn man jetzt so weit auseinander ist, und selten telefoniert und auf Briefe wartet, haben wir so viel gemeinsam, dass .. gemeinsame Freunde, gemeinsame Dinge, gemeinsame Erlebnisse. Dinge, die ich einfach mit anderen nie so erlebt habe, dass ich (..) trotzdem in gewisser Weise nicht allein bin, jetzt in der Zeit. Und dass ich mir denken könnte, dass wir einfach, ja, dass das weitergeht. Und (..) dass wir zwischendurch und hinterher, wenn Jens fertig ist oder wenn ich hingehen kann, also wenn ich hier meine Prüfung gemacht hab', (..) ja, dass wir dann zusammenleben und, na ja, niemand gehört dem andern, aber das denk' ich jetzt so.</p>	<p>Zukunft Partnerschaft (B)</p> <p>Von ihrer Seite gedacht: dass es zusammen weitergeht, tröstet („so weit“, „wartet“ – unzufrieden mit der offenen Situation) sich mit den Gemeinsamkeiten (Erfahrungen, Freunde) über das Alleinsein hinweg, spricht aber nur von ihren Erfahrungen mit dem Alleinsein, über seine Haltung/Gefühle in Hinsicht jetzt und später nicht; plant, hält daran fest (sich denke) aufgrund ihrer eindeutigen Gefühlslage (Entscheidung für ihn) eine gemeinsame Zukunft in anscheinend in Abhängigkeit von der weiteren beruflichen Zukunft, genau genommen aber wiederum einschränkend, dass <i>niemand dem anderen gehört</i>: mit anderen Worten, ihr fehlt seine Haltung dazu, unsicher, ob er es auch so sieht, und für eine gemeinsame Zukunft, sind gemeinsame Entscheidungen notwendig, denn keiner kann über den anderen hinweg bestimmen (niemand gehört dem anderen), gilt aber für beide, sie ist sich aber ihrer Planung nicht sicher, sie will sich nicht dann ihm unterordnen wie jetzt, andererseits weiss sie auch (erst kommt er, dann sie), dass er sich ihr nicht unterordnen wird und seine weitere Entscheidung ist offen, deshalb bleibt es bei einem Entwurf</p>
<p>„Ja, wir müssen nicht heiraten dafür, das ist nicht, wir müssen überhaupt nicht heiraten, ich glaub', das tut unserer Beziehung nicht so gut, aber insgesamt (..) sind wir schon für den andern geschaffen, vielleicht auch gerade, weil so was gehen kann. Ob's nun wirklich geht, also dass er dort ist und ich hier, und (..) dass ich das alles ertrage und, und er auch, das können wir auch erst in zwei Jahren sagen, oder hinterher überhaupt.“</p>	<p>Partnerschaft/Zukunft Fam./Heirat</p> <p>„Heiraten“ als Synonym für Festgelegtsein/Entschiedenheit: „müssen“ nicht <i>dafür</i>: dass sie die Trennung überstehen gemeint, brauchen keine Bindungsbekundung, „Sicherheitsleine“, „überhaupt“, dass sie niemals heiraten müssen, auch abgelehnt, mit der Begründung, ihrer Beziehung tut das nicht gut, gemeint: Offenheit bewahren, keine Einengung, jeder braucht seinen Freiraum, insgesamt wären sie füreinander geschaffen, sie meint, sie passen zusammen und überstehen diese Zeit vielleicht auch gerade dadurch, weil eine Trennung auf Zeit auch funktionieren kann, aber ob es wirklich geht, weiß sie noch nicht, weil sie nicht weiß, ob sie diese Trennung „ertragen“ kann (drückt schwierigen Konflikt damit aus (emot)), es ist ihr eine Last, für ihn angeblich auch (schiebt sie hinten an, wo sonst er immer der Erstgenannte ist, bedeutet ev., dass die Last für sie schwieriger ist, „ob überhaupt“ heiraten ansteht, lässt sich mögl.weise überhaupt erst nach der Trennungszeit sagen</p>
<p>„Ja, im Moment nicht, aber das Ganze, das Ganze schließt ja ein, dass wir danach wieder zusammenleben und ... ich muss nicht dieses Jahr Kinder kriegen oder nächstes Jahr. I.: Aber überhaupt? A.: Aber überhaupt bin ich ... im Moment noch so, dass ich sagen würde: Kinder ja, und weiß, dass Jens so auch denkt. I.: Warum Kinder ja?</p>	<p>Zukunft Kinder/Fam. (versteckte Sozialisationserfahrungen: biologisch: Können+Wissen,</p> <p>Kinderwunsch: kurzfristig: nein, aber ihre Gedanken / das Ganze (der Entwurf) „schließt gemeinsames Leben ein“, aber „überhaupt“/grundsätzlich beide ja</p> <p>Rationale (!) Begründung: „biologisch“ gedacht: einerseits berufliche Identifikationsprache, dass eine „Fortsetzung“ (Interviewer) gibt, sie hält sich und ihren Freund für biologisch vorteilhaft betrachtet, dass man sich mit dem was man kann und weiß weitergibt, findet sie schon wichtig, (positives Selbstbild), „da ist was von ihrer Person</p>

<p>A.: ... a, ist ganz schwer (.) zu sagen (5) weil, (7) weil ich schon gerne Kinder haben möchte, um (5) um zu sehen, wie (... lachen), ja, rein biologisch gesehen, damit 's halt Kinder von Jens und mir gibt. (5) Na ja, nicht nur rein biologisch, auch überhaupt so. Ja, ich würde einfach gern, ... ich [I.: (gleichzeitig) so 'ne Fortsetzung der eigenen Person?'] hätte das gern. Hmhmm (bejahend). (5) Also das man, ja das, was man selber hat, und das was man selber denkt und überhaupt so, dass man das auch weitergibt, find' ich, find' ich schon wichtig. Und ich glaube, da ist 'ne ganze Menge weiterzugeben.</p>	<p>damit Anerkennung erlangt)</p>	<p>weiterzugeben“, hält sich selbst also für wichtig bzw. das, was sie kann und weiß. Zeigt sich dann auch besonders darin: „ich glaube, da ist, ne ganze Menge weiterzugeben“: hält sich für was Besonderes, dass unbedingt weiterzugeben ist, was nicht verloren gehen darf, was einer Fortsetzung fast zwanghaft bedarf, überzogenes Selbstwertgefühl (entspricht ihrem Naturell). „ich glaube“ deutet nur darauf hin, ob der Außen die Bestätigung gibt, sie selbst ist davon überzeugt, sonst wäre ihre diese „biologische Seite“ als Grundlage/besonders pos. Voraussetzung nicht so immens wichtig, denn sie thematisiert keine emotionalen Gründe, weil sie Kinder z. B. mag oder andere Mutter-Vater-Kind-Beziehungsgründe (im ganzen Interview diesbezüglich zu wenig Informationen eigener Kindheitserfahrungen – „schwarzes Loch“, nur über ihr Fähigkeitsprofil, Anerkennungsbestreben wichtig, es muss sich lohnen, was man macht)</p>
<p>„Die ... ehm, die großen Dinge sind, sind schon, dass wir ..., also dass man sich entscheiden kann für 'nen bestimmten Weg, beruflich, ehm (.) mit 'nem Partner, Kindern, mit den Hobbys. ... Und (.) und dass man das halt dann auch ziemlich gut machen kann und dass man, (.) ja, dass ich dann eben und wenn 's nicht so läuft, dass man dann halt auch sagen kann: Gut, das ist nicht das Richtige, ich mach' was anderes.“</p>	<p>Zukunft allgemein (S), Vorgehen, wie sie entwirft, plant und entscheidet</p>	<p>Wichtig: Entscheidungsfindung für einen bestimmten Weg : Selbstständigkeit, Entscheidungsfähigkeit: Festlegung des wie, wohin entsprechend Entscheidung und dann Umsetzung (rational) nach anfänglich „wir“ auf „man“ orientiert – jeder für sich dieses Recht hat, Beruf an erster Stelle genannt, so den Weg vorgezeichnet, dass man das auch machen kann, Bedingungen also dafür geschaffen hat, abgewogen hat, und wenn es dann eben nicht so gut läuft, die Entscheidung offen halten kann, bzw. sich dagegen entscheiden kann (Freiheit, Recht dafür nehmen), das ist nicht das „Richtige“ (herauszufinden, was ist für mich) das Optimale/Bessere, dann mach ich was anderes (Offenheit des Weges, aber unabhängige, konsequente Entscheidungsfindung und Umsetzung)</p>
<p>I: Also, die Sachen, die du bisher erzählt hast, die sind ja nicht so <u>furchtbar typisch ... für einen Lebenslauf à la DDR.</u> [A.: Nicht? (... Oh doch.) I: Nein, (.) nein. Ins Ausland gehen und im Ausland unbedingt operieren zu wollen, [A.: Na gut, das ist jetzt vielleicht...] I.: Und getrennt leben, gehört, glaub' ich, nicht zum typischen ... A.: Das ist ja auch das, was am schwersten ist. Was man eigentlich auch nicht freiwillig macht.</p>	<p>Einschätzung Situation</p>	<p>Sie wundert sich, dass ihre Biografie nicht so typisch für einen DDR-Lebenslauf sein könnte und meint: eher doch. Ihr fehlt ev. der Realitätsbezug aufgrund ihrer vordergründigen Selbstbezogenheit und ihren Sozialisationserfahrungen, die für sie selbstverständlich sind, also offensichtlich konfliktfrei reflektiert werden; Einschränkung akzeptierend, dass Auslandsziele sich davon abheben und dass getrennt leben auch nicht so typisch im Allgemeinen ist, worauf sie zugibt, dass dies ihr am schwersten fällt und sie es nicht freiwillig macht; sich also unterordnen muss, gegen ihre innere Haltung etwas respektieren muss, es dann auch macht (wenn sie weiß, wofür sie es tut, in diesem Fall auch einen für sie günstigen und mit dem anderen kompatiblen Entwurf zu finden, aber eben nicht konfliktfrei, ihr Selbstwertgefühl ist verletzt, da sie eigentlich ein autonomiebestrebt Mensch ist, also aufgrund ihres Willens handeln will („nicht freiwillig“)</p>
<p>„Das ist, glaub' ich, so ein Streitpunkt. Denn einerseits (.) ist da immer so die Stimme, die sagt: Es ist nur wichtig, dass ... dass du dich wohl fühlst und dass es dir Spaß macht natürlich und dass das, was dabei rauskommt, gut ist. ... Aber die andere Stimme sagt dann auch, dass natürlich, dass was (.) die Leute dazu sagen, was die Freunde, die Eltern darüber denken, dass das (.) ehm, das schwingt immer mit. Und das ... ist schon wichtig, dass man (...) hhhhhmm, man Freunde hat, die einem zeigen, dass man ein guter Freund ist, also die, die das wiedergeben. ... Eigentlich hätte ich jetzt noch vorher sagen müssen, dass (.) man einen</p>	<p>Gesellschaft/ Position/ Anerkennung</p>	<p>„Streitpunkt“: zwei Seiten im Konflikt, weiß weder die eine noch die andere ist mehr oder minder wichtig, beide wichtig: (realitätsangemessen) - als Erstes die ich-bezogene Stimme: „wohlfühlen“, „Spaß machen“, „was dabei (Gutes) rauskommt“ – ist „nur wichtig“, (emot., ergebnisorient., aner kennend: „gut“, gut auch als Antrieb/Messlatte - dann „aber die andere Stimme sagt dann auch“: „was die Leute dazu sagen“, Freunde, Eltern darüber denken, schwingt immer mit“: (reflektierte/vorweggenommene) Rückmeldung „schwingt“ mit, also nicht zu vermeiden, ist auch wichtig, schwingt bedeutet aber auch, dass sie einerseits ihre Meinung letztlich über die andere stellt (wichtiger), umschreibt auch „Leichtigkeit“, hat also bisher eher angenehme</p>

<p><i>Liebsten</i> hat, der einem zeigt, das es, ja dass es eben gut ist. Das kommt vielleicht an erster Stelle, dann die Freunde und die Eltern, und dann natürlich, dass, dass als Arzt die ..., ja dass halt seine Position schon ..., dass man sich wohl fühlt in, in seinem Umgang mit den Patienten und den Leuten. Und das ist für jeden ganz anders. Der eine ... ist halt besonders autoritär und braucht das, dass er andern befehlen kann, und dass er halt, auf welche Art und Weise auch immer dann, das geht ja auf verschiedenen Ebenen, und genauso mit den Patienten, und andere sagen: Ich brauch' genau das Gegenteil, ich will überhaupt nicht...</p>		<p>Erfahrungen gemacht, ist nicht damit belastet, kann sowohl pos./neg. „Hin und Her schwingen“, beides für sie nicht unwichtig.</p> <ul style="list-style-type: none"> - Anerkennung von Freunden wichtiger als von Eltern, noch wichtiger jedoch der „Liebste“ (höchste Anerkennungsform für Selbstbestätigung, ist wahrscheinlich auch der bisher am ehesten unerreichte, geringste Anerkennungsform und deshalb das Wichtigste, diese auch noch zu bekommen oder das größte Problem, sie eben noch nicht zu haben) - zuletzt genannte berufl. Anerkennung als Arzt, was sich für sie darin zeigt, ob man sich wohl fühlt im Arzt-Patienten-Verhältnis, ist für jeden anders: erklärt autoritäres Befehlen auf verschiedenen Ebenen oder das bewusste „ich will überhaupt nicht...“ befehlen „kann nicht direkt befehlen“; zwei Dinge:
<p>„Ja, ich bin nicht so jemand der ..., ich kann eigentlich in dem Sinne (...) nicht direkt befehlen, ich hab' da schon ... also manchmal das Gefühl, dass ich mich jetzt durchsetzen muss und dass ich mich dann zusammen nehme und sage: So wird 's jetzt gemacht und Punkt. Ehm (...) das liegt mir nicht so, am liebsten arbeite ich mit Leuten zusammen, die ihre Position kennen, und wo das nicht über diese Befehlsebene geht, mit Kollegen, Schwestern und wie auch immer. Und mit Patienten mach' ich das eigentlich schon gar nicht. (fortlaufend)</p> <p>Aber inzwischen hab' ich 's gelernt, mit Kindern umzugehen, was, glaub' ich, (5) auch noch nicht abgeschlossen ist. Da bin ich manchmal noch ganz schön unsicher, und grade bei Kindern muss man einfach doch manchmal ... ehm, ja sich dann da reindenen, und gerade kleineren Kindern das ... anders sagen (...) (fortlaufend)</p> <p>und mit Erwachsenen geht das schon ganz gut, ... dass ich eben halt (...) das geht über die Erklärungsebene, und dass ich halt einfach (...) den Patienten die Entscheidungen überlasse. ...“</p>	<p>Selbsteinschätzung Umgangsstil</p>	<ul style="list-style-type: none"> - erstens Unzulänglichkeit beim Durchsetzen müssen, „befehlen“ deutet auf „keinen Widerstand erzwingend“, dies liegt ihr nicht, „kostet Kraft“ („zusammennehmen“), muss sie aber ab und an tun, wenn nämlich zweitens nicht selbstverständlich ist zweitens, Wunsch/Erwartung, ernst genommen zu werden durch Fähigkeiten/Position, die Respekt einschließen bei „Befehl“ muss man mit Widerstand rechnen bzw. sich seine Autorität erkämpfen, natürlich einfacher, wenn sie das nicht muss bzw. notwendigerweise mehr als nötig muss „Position kennen“: für sie am angenehmsten, die ihre Position kennen, also ihre Rangfolge, die ihr aufgrund dessen auch Respekt schulden, bringt Niveauvergleich zwischen Erwachsenen und Kindern: bei Kindern noch nicht abgeschlossen, aber schon gelernt, da sie sich in sie hineinversetzen gelernt hat, bei Erwachsenen hält sie das nicht für notwendig, setzt voraus, dass diese das Niveau des Erkennens/Respektierens haben müssen bzw. ihre Position ist meistens klar; ist sich bei Kindern vielleicht deshalb unsicher, weil sie sich da auch ihren „Respekt“ erst verdienen muss (dafür lernt sie, arbeitet noch daran), bei Patienten übernimmt sie keine Verantwortung für zu treffende Entscheidungen, da gibt sie diese an sie ab, weil sie weiß, dass es dabei nicht um einen ihr entgegengebrachten Respekt geht, auf der anderen Seite bedeutet die Verantwortungsabgabe auch bezogen auf Positionsinhaber (sich also nicht unbedingt durchsetzen zu wollen), dass sie sich u. U. schwer damit tut, Verantwortung zu übernehmen, weil sie sich nicht sicher ist, ob sie das auch mit den entsprechenden Konsequenzen könnte (reicht meine Position, mein Wissen+Können)
<p>Ich ... spiele Saxofon (...), worauf ich jetzt sehr stolz bin, ich (...) hab' 'n sehr guten Lehrer am Konservatorium ... und ich singe im Chor schon ganz lange ... und (...) ich (6) die Wichtung ist schwierig. Ich lese gerne, hab' viel zu wenig Zeit dafür. Ich mach besonders gerne was, (...) wobei (...) was entsteht, was hinterher übrig bleibt, zum Beispiel malen, nähen, (...) zu Hause irgendwas in der Richtung; Papier herstellen</p>	<p>Freizeit / S</p>	<p>Sie betont ihren Stolz auf Saxofon-Spielen, ist für sie was Besonderes, Betonung in Richtung Anerkennung von außen, lernt von einem „sehr guten Lehrer“, dann kann sie es ja nur sehr gut sein (besonders sein durch besonders können von jemand Besonderer lernen), singt im Chor schon sehr lange, Ausdruck für einerseits Wichtigkeit dieses Hobbys zur Freude, aber auch wieder Anerkennung etwas Besonderes zu können, zu machen, wenn man es schon soooo lange macht, allgemein betont sie solche Tätigkeiten, bei denen sie ein Ergebnis hat, was nicht umsonst ist, was hinterher übrig bleibt, also nicht verloren geht</p> <p>Vorzeigaspekt: hat sich die Anerkennung ihrer Eltern damit verdient, indem sie etwas in</p>
<p>I.: Hat das was damit zu tun, dass du was vorzeigen kannst?</p>	<p>Selbst / Kindheit /</p>	

<p>A.: „Sicher auch. So ist meine Kindheit gewesen. Das, die Eltern warn ja (...) Tags über eigentlich nie zu Hause (...) und darauf bin ich, ja, auch ... geeicht, dass das natürlich gut ist, wenn man was vorzeigen kann. Aber es ist auch wiederum so, dass es einfach (...); es ist 'ne Freude, wenn, wenn noch mehr ist. ... Noch schöner ist es, wenn man das mit andern zusammen machen kann. (5)“</p>	<p>Außen / Handlungs- Ergebnisorientierung</p>	<p>Abwesenheit der Eltern zum Vorzeigen gemacht hat, hat also dafür Lob und Anerkennung bekommen, „darauf geeicht“ deutet auf Außeneinfluss hin, dass die Eltern darauf hingewirkt haben, sie darauf „eingestellt“ haben, aber da das etwas Negatives implizieren könnte, betont sie die Entstehensfreude, die sie dabei empfindet, die diese Anerkennung durch Eltern etwas herabsetzt, noch schöner wäre die gemeinsame Erfahrung mit anderen, rührt vielleicht daher, dass sie in ihrer Kindheit die Freude während des Herstellens (Erlebnis) darüber nicht teilen konnte (tagsüber allein), vielleicht aber auch aufgrund fehlender Vergleichs- und damit Anerkennungsformen außerhalb ihrer Elternbeziehung, Hobbybetätigungen gehen aber auch über den Leistungsanspruch/Erwartungshaltung hinaus, indem sie sich allgemein für solche Betätigungen interessiert, die expressiven Charakter haben und (gezielt) als Ausdrucksmittel ihrer Person verwendet</p>
<p>„Hmh, (...) ich fang jetzt an, noch meinen Sprachwortschatz zu erweitern. Ich will jetzt noch Französisch lernen. Ich würde auch gerne auch gerne, wenigstens für den Urlaubsgebrauch ausreichend Spanisch lernen (6) und, und versuche eigentlich auch im Moment jetzt für mich, solange ich die Zeit hab' und keine Kinder hab' und Jens auch nicht da ist, sehr viel in der Natur zu machen. Das heißt, also so richtig draußen: fahrradfahren und wandern und (...) mit andern zusammen und auch alleine (...) und Pflanzen lernen und (...) Vogelstimmen und so was alles, bin da aber kein Spezialist.“</p>	<p>Ziele/ Bedürfnisse Freizeit/ Selbst</p>	<p>auch gehobene Ansprüche an Selbstbefähigung: will noch zwei Sprachen lernen („Sprachwortschatz“: überzogene Beschreibung für Sprache, hat also die Fähigkeiten, ihr bisheriges beachtliches Sprachvermögen noch zu erweitern), eine fängt sie konkret an, die andere würde sie noch machen (nicht eine zusätzliche Sprache reicht, sondern gleich zwei), versucht viel in der Natur, auch in Geselligkeit zu machen, solange sie sich noch voll auf sich konzentrieren kann, Pflanzen lernen und Vogelstimmen usw., fügt aber an: „bin da aber kein Spezialist“ – hat also schon damit begonnen, reicht aber noch nicht, um auch darin was Besonderes sein zu können, oder es vorzeigen zu können, „Spezialist“ deutet auf sehr hohen Selbstanspruch (nur das Beste ist gut genug für mich, nur dann bin ich gut) und Fremdanspruch (nur wenn ich Spezialist bin, bin ich anerkannt)</p>
<p>Oh, das ist ganz schwierig. (5) Also, ich bin evangelisch und zahle Kirchensteuer, aber ich hab' so mit dem Christsein schon meine Probleme, hab' da sicher meine eigene Religion und (...) kann man lange drüber philosophieren.“</p> <p>I.: Aber du hast schon das Gefühl, dass es noch mehr gibt, als nur Materie. A.: „Ja, na klar. Das schon. ... Ich hab' in dem Sinne keine Gemeinde, zu der ich mich zugehörig fühle, und ich ... seh' nicht jeden andern Gläubigen als meinen Bruder an, ich, ja (...) Ich bin athe...“</p>	<p>Weltanschauung/ Religion</p>	<p>Sie hat ihre „eigene Religion“, deshalb mit dem Christsein so ihre „Probleme“, aber sie glaubt, dass es noch mehr gibt außerhalb des rational Erklärbaren</p> <p>Sie braucht keine Glaubensgemeinschaft für ihre „eigene Religion“ – Hinwegsetzen über Gruppenzugehörigkeit und ihrer Verbindlichkeit (Autonomie, selbstständiges Denken)</p>
<p>I.: Du bist Atheist? A.: (lachen) Nein. Ich bin aber in gewisser Weise atheistisch aufgewachsen. Es ist schon so, dass meine Eltern also das nicht teilen. Aber andererseits wieder haben sie mich motiviert, im Kirchenchor zu singen und ehm ..., ja, haben mich zur Christenlehre gehen lassen. Das habe ich dann alles selber gemacht so von mir aus. Ich denke, dass das alles schon so reichlich eigenartig ist und dass (...)</p> <p>„Ich wollte, wollte unbedingt ein Instrument lernen, und sollte das dann auch, oder wie das so ist dann, meine Eltern fanden das dann auch gut. Und Musikschule hat nicht geklappt (...) und dann kannten sie selber persönlich 'ne Kantorin, und dann hieß es: Ja, sie kann ja kommen. [I.: Ach so, dann hat sich das daraus ergeben.] Und dann bin ich im Kinderchor da gewesen,</p>		<p>Ursache: Berührung mit dem Glauben fand sie nicht über christliche Erziehung, sondern über eher untypische Vermittlungsmöglichkeiten des Glaubens, z. B. durch das Singen im Chor, wozu ihre Eltern sie auch motiviert haben (bedeutet, sie war sich nicht sicher, ob sie da mitmachen sollte, da eben gerade der Glaube etwas für sie Fremdes war. Dabei entschied sie sich aus eigenem Antrieb heraus, an der Christenlehre teilzunehmen. Da ihre Eltern den Glauben/Weltanschauung zwar nicht teilen, sie aber daran teilnehmen ließen und sie sich als die Aktive dabei sieht, empfindet sie den Zugang zum christlichen Glauben auch als reichlich eigenartig (anders als die Norm, christl. Erziehung)</p> <p>Dann holt sie genauer aus, wie es dazu kam: Da sie <i>unbedingt</i> (absolutes erklärtes Ziel) ein Instrument lernen wollte und es bei der Musikschule nicht geklappt hat, kam sie zum Kirchenchor über eine Kantorin und dabei kam sie in Berührung mit christlichen Riten, die sie gefühlmäßig berührten. Das eigentliche Motiv liegt aber entschieden beim Chorsingen.</p>

<p>und dann sind wir immer zu <i>Rüstzeiten</i> gefahren (...), <i>ja da hab' ich das erste Mal so gemerkt, wie das ist so mit Tischgebet und allem Möglichen</i>; ... und dann haben wir immer <i>in Gottesdiensten gesungen</i> und, (...) <i>ja meine Mutter ist dann ab und zu mitgekommen</i>, mein Vater nie. Und meine <i>Schwester hat das auch versucht, aber die hat dann nicht, der hat das einfach keinen Spaß gemacht</i>. Bei mir läuft das Ganze aber (...) schon so, das ich meine Beziehungen zur ... ehm (...) ja auch zu, zum Glauben über die Musik und über die Menschen gefunden hab'. Das ist für mich ... damals, das war 'n für mich ganz besondere Leute da, (...) auch Freunde, ganz besondere Freunde. (...) Die waren, es war 'ne andere Art von Gemeinschaft als in der Schule oder die Freunde, die man so zu Hause hatte, die im Haus wohnt und so. ... Das war, glaub' ich, so das Entscheidende. Und ... die Musik später auch noch. Andere kannten die Musik nicht und, und haben das auch nicht so (...) geteilt.</p> <p>I.: Was bedeutet Dir <u>Dein</u> Glaube jetzt?</p> <p>A.: Hmh (.), ja, er ist einfach da und ich lebe damit.</p> <p>I.: Na, hilft er Dir in irgend 'her Weise, oder ist es eigentlich (...) nicht so entscheidend.</p> <p>A.: ... Ich glaube, es ist eher nicht so extrem entscheidend, um ehrlich zu sein. (5) Es ist immer noch so, dass ich (...) dass für mich die (...) Auseinandersetzung mit bestimmten ... Dingen (4) auch, ja Auseinandersetzung mit der Bibel und mit andern kulturgeschichtlichen Entwicklungen, die sich daraus ergeben, und, ja, dass das wichtiger ist und bestimmte Ereignisse ... dass man ... die erlebt ... und eben, dass man die Schöpfung von Haydn eben singt, ist für mich, glaub' ich, wichtiger als ehm (...) dieses Bewusstsein des Glaubens. Also ich glaube, dass ich das Bewusstsein jetzt zu glauben, dass ich das so nicht habe, dass es nur (...). <i>Ja, ab und zu in bestimmten Situationen ist es schon da, da wird 's einem bewusst aber in andern Situationen sind da einfach nur Fragezeichen oder ist da einfach nichts.</i></p>		<p>Politik/ Engagement</p> <p>„Alles Dummköpfe da oben (lachen) [I.: Ja, und sonst?] Ehm ..., 'ne Demokratie ist schon das Beste, was man machen kann, ... also ein demokratischer Staat an sich. Und ... das bedeutet halt auch: Mehrparteiensystem ... Und (8) ehm, wenn man selber an der Basis versucht sich basisdemokratisch, ob an der Uni oder ... ehm, ja, was weiß ich, 'n 'ner Stadt oder halt über 'ne Partei irgendwo weiter oben im Land oder so zu beteiligen, dann ist es unheimlich deprimierend zu merken, dass man sehr wenig bewegen kann.“</p> <p>Jedenfalls wir haben unsere eigene <i>Studentengemeinschaft gegründet</i> in Greifswald. Wie bitte? [I.: Unabhängig vielleicht?] Ja, (...) irgendwann so was, als Verein eingetragen haben wir uns. (...) Im, im Oktober '89 haben wir uns das erste Mal getroffen und dann ging das halt so, im Dezember war Gründungsveranstaltung und erst alles geheim und dann alles ganz</p>
	<p>Hier erwähnt sie zum ersten Mal, dass sie auch eine Schwester hat, der das Chorsingen aber keinen Spaß gemacht hat. Für sie wiederum ist es dann auch nicht nur das Singen oder die christlichen Werte, sondern auch die Menschen / Gemeinschaft, die sie als für sie damals „ganz besondere Leute, auch Freunde, ganz besondere Freunde“ bezeichnet (wiederholtes Muster: wenn ich zu diesen „Besonderen“ gehöre, bin ich auch eine „Besondere“). Schließlich meint sie auch, dass eben gerade dies Besondere das Entscheidende war. Sie hat das also das überzogene Bedürfnis, sich durch etwas von der Norm Abweichendes hervorzuheben, Aufmerksamkeit und Anerkennung durch Zugehörigkeit einer Majorität zu erlangen. Aus diesem Grund fühlte sie sich der besonderen Musik auch verbunden, denn andere (die Normalen) haben dieses Erleben nicht <i>so</i> geteilt, gerade deshalb macht es diese Musik auch zu etwas Besonderem.</p> <p>Angesprochen auf den (ihren) „Glauben“ an sich gibt sie („um ehrlich zu sein“) zu, dass dieser „nicht so extrem entscheidend“ für sie ist, nicht „extrem“ deutet wieder auf eine enorm gesteigerte (besondere), aber in diesem Fall negative Bedeutungsverleihung hin, d. h. ihr ist die „Auseinandersetzung“ damit „wichtiger“ und das „Erleben“ bestimmter Ereignisse; kann damit zusammenhängen (und zum Schluss spricht sie die „Fragezeichen“ auch selbst an), dass es für diese Dinge keine rationale Erklärung gibt (naturwiss. orient. Mensch), aber genauso auch keine für das Nicht-Vorhandensein, deshalb bleibt sie rational unentschieden, emotional wiederum hat sie mehr „Zugang“ zum Glauben, indem sie die „Schöpfung von Haydn eben singt“ und dafür nicht das Bewusstsein des Glaubens betonen muss, schließlich gesteht sie ein, dass dieses „Bewusstsein“ so nicht hat und fragend bleibt, was wiederum bedeuten kann, dass ihr die Dinge nicht gleichgültig sind, sie aber nicht völlig überzeugen können und dennoch Überlegungen immer wieder angestellt werden, wenn die Situation es ergibt. Insgesamt bleibt sie „sonst“ gegenüber der Chorgemeinschaft, aber genauso aber auch gegenüber den Nicht-Gläubigen,</p>	
	<p>Zunächst undifferenzierte Einschätzung über Politiker, was für sie eigentlich fast untypisch ist, da sie ansonsten detailliert erklärt, die Ursache liegt in der Enttäuschung, einerseits nach außen gerichtet, nicht genug bewirken zu können (emot. „deprimierend“, nicht genug motivationshaltend, da Ergebnisse unzureichend (Leistungsbezug), , dass sie und ihre Arbeit/Einsätze für andere Studenten („und hab' mich da ganz schön aufgerieben zum Anfang und (...) mir auch viel Mühe gegeben, da viel umzusetzen und einzubringen und im Interesse der Studenten was zu verändern“) von anderen belächelt wurden (nicht ernst genommen gefühlt) und nicht entsprechend honoriert wurden („Und: <i>Bist ja dumm, wenn du deine Zeit da reinsteckst</i>). (fehlende Anerkennung, emot. Verletzttheit durch Herabwürdigung: die Enttäuschung, sich allein für etwas einzusetzen, was die Gemeinschaft nicht teilt (Zugehörigkeit) oder dann keinen Sinn sieht, davon nicht so begeistert ist, wie sie und wo es den Beteiligten selbst auch was bringen kann (aus ihrer Sicht: selbst etwas tun; sich dazu fähig fühlen, etwas bewirken zu können (pos. Selbstbild), sich für etwas gemeinsam zu begeistern), und andererseits, dass ihr eigenes Engagement an der Basis</p>	

<p>groß. Und dann hab' ich im ehm (...) <i>Studentenrat von den Medizinern mitgemacht, und dann war ich in der Fakultät, was vielleicht das Wichtigste war, und ich war im Konzil von der Uni, (...) und hab' mich da ganz schön aufgerieben zum Anfang und (...) mir auch viel Mühe gegeben, das viel umzusetzen und einzubringen und im Interesse der Studenten was zu verändern.</i> Und dann hab' ich (5) spätestens nach 'nem Jahr gemerkt, dass die andern darüber eigentlich nur noch gelacht haben und alle gesagt haben: <i>Mach jetzt lieber dein eigenes Ding. Und: Bist ja dumm, wenn du deine Zeit da reinsteckst. ... Und das Schlimmste ... war nicht die Zeit, die man da rein gesteckt hat, denn es passierte ja auch was. Das Schlimmste war, dass es nachher keine Nachfolger mehr für uns gab, dass es einfach, dass sich niemand mehr fand, der enthusiastisch genug war, über seinen Tellerrand zu gucken (...) und vielleicht gesehen hat, dass so was ihm selber auch was bringen kann, als da mitzumachen und (...) da an Entscheidungen mitzumachen. Das war das Schlimmste.</i></p>		<p>(Vereinsgründung Studentengemeinschaft) nicht nachhaltig genug war, dass das Ganze dann auch keine „Früchte trug“ – durch den Nachwuchs aufrecht erhalten wurde (was sie „als das Schlimmste“ bezeichnet, denn dann hätte sie das Gefühl gehabt, der Aufwand hat sich gelohnt; das Ziel aber blieb unerreicht = zu hohe „Messlatte“ von Erwartungen)</p>
<p>... aber insgesamt (...) <i>doch eher ein Optimist und schon der Meinung, dass man, (...) wenn man sich noch irgendwie aufraffen kann, ehm (...) versuchen sollte, auf welcher Ebene auch immer, zu wirken. Ich würde nie in 'ne Partei eintreten ..., ich halt' das nicht für das Medium. ...</i> [I.: Und wie denkst du dann, mitzuwirken?] ... Ehm, in dem ich unter den Augenärzten was mache, ... zum Beispiel.</p> <p>Nee, ich, nee, aber ab und zu fällt mir mal so was ein, dass ich dann bei uns an die Wandzeitung so 'ne Polemik gegen die, gegen die halben Stellen austänge und versuche so 'ne ... <i>arbeitsmarktpolitische Diskussion in Gang zu bringen.</i> Das ist sehr deprimierend (...), die, die um sich greifende Ausbeutung, dass halt auf halben Stellen voll gearbeitet wird und so (...). Also in meinen Augen hat das schon was damit zu tun. <i>Ich würde das also alleine von mir aus nicht über meinen Tellerrand hinaus machen, aber wenn ich sehe, dass sich da 'ne Entwicklung anbaut, die... ehm für mich selber, also für die Ärzte auch mit 'ne Rolle spielt, dann würde ich da gerne mitmachen, weil ich das so einfach (...) für unerträglich halte.</i> [I.: Warum würdest du von dir aus alleine nichts machen?] Weil es da zugrunde liegende Ursachen gibt, die du nicht ändern wirst, ... die einfach mal so aussehen, wenn ehm unbezahlte Arbeit anerkannt werden würde als Ausbildung, dann würde es Leute geben, die ohne Geld arbeiten gehen, nur um ihre Ausbildung zu machen. (...) Was auch durchaus verständlich ist, und (...). Denn, denn die Ausbildung ist, ist das Essenzielle, ist schon ... Voraussetzung. [I.: Na, letztlich hast du 's doch auch gemacht, mit Deiner halben Stelle ganz zu arbeiten.] Ja, na klar. <i>Ich hab auch ein halbes Jahr auf 'ner halben Stelle ganz gearbeitet. (...) Und es sitzt sehr tief, also das, es ist nicht gut, es ist einfach ... es ist kein Fehler, aber ...; also ich (...)</i> [I.: Bloß was lässt dich glauben, dass du, wenn du also das mit einer Gruppe von</p>	<p>(Hier spricht sie einen Aspekt vom Anfang des Interviews an, dass sie das Medizinstudium aus der massiven Beeinflussung von marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten heraus nicht noch mal wählen würde)</p>	<p>Trotz der Enttäuschung ihres Engagements hält sie daran fest, sich engagieren zu müssen, allerdings in Anpassung an ihre Erfahrungen, solange es nämlich auch für sie selbst besonders wichtig ist, gesell. was zu verändern (es fällt ihr aber zunehmend schwerer „auftraffen, versuchen“), deshalb konzentriert sie sich auf berufsspezifische Belange.</p> <p>In ihrer für sie selbst typischen Art, macht sie deshalb im Kleinen (Polemik) gegen halbe Stellen auf Missstände aufmerksam, um eine Diskussion in Gang zu bringen, denn sie empfindet die um sich greifende Ausbeutung als „deprimierend“ = wenig motivierend, systemgleich weiterzumachen, also gegen ihren Willen sich anzupassen und zu akzeptieren. Aus ihren Erfahrungen im Verein würde sie aber ihr Engagement heute nicht mehr von alleine (selbstlos) machen, aber da die Entwicklung auch die Ärzte erfasst hat, sieht sie sich gezwungen, aktiver zu werden.</p>
<p>Also in meinen Augen hat das schon was damit zu tun. <i>Ich würde das also alleine von mir aus nicht über meinen Tellerrand hinaus machen, aber wenn ich sehe, dass sich da 'ne Entwicklung anbaut, die... ehm für mich selber, also für die Ärzte auch mit 'ne Rolle spielt, dann würde ich da gerne mitmachen, weil ich das so einfach (...) für unerträglich halte.</i> [I.: Warum würdest du von dir aus alleine nichts machen?] Weil es da zugrunde liegende Ursachen gibt, die du nicht ändern wirst, ... die einfach mal so aussehen, wenn ehm unbezahlte Arbeit anerkannt werden würde als Ausbildung, dann würde es Leute geben, die ohne Geld arbeiten gehen, nur um ihre Ausbildung zu machen. (...) Was auch durchaus verständlich ist, und (...). Denn, denn die Ausbildung ist, ist das Essenzielle, ist schon ... Voraussetzung. [I.: Na, letztlich hast du 's doch auch gemacht, mit Deiner halben Stelle ganz zu arbeiten.] Ja, na klar. <i>Ich hab auch ein halbes Jahr auf 'ner halben Stelle ganz gearbeitet. (...) Und es sitzt sehr tief, also das, es ist nicht gut, es ist einfach ... es ist kein Fehler, aber ...; also ich (...)</i> [I.: Bloß was lässt dich glauben, dass du, wenn du also das mit einer Gruppe von</p>	<p>(Hier spricht sie einen Aspekt vom Anfang des Interviews an, dass sie das Medizinstudium aus der massiven Beeinflussung von marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten heraus nicht noch mal wählen würde)</p>	<p>Als eine nicht zu verändernde Ursache für diesen Missstand sieht sie unbezahlte Stellen an, die als Ausbildung anerkannt werden könnten, dass bedeutet, Privilegierte würden eine unbezahlte Stelle annehmen können, dann eher fertig sein und dadurch die „besten Stellen“ besetzen können bzw. Professoren würden nur auch unbezahlte Stellen besetzen und denjenigen, die finanziell darauf angewiesen wären, bleiben diese Stellen verwehrt. Da auch sie auf einer halben Stelle ganz gearbeitet hat, weiß sie, wie schlecht sie sich damit gefühlt hat (fehlende Anerkennung der Leistung für Vollbezahlung als „Lohn dafür“, Anpassung an /Abhängigkeit vom System, sonst hätte sie ihre Ausbildung nicht machen können): Nur durch Protest sieht sie ihre Aushänge an der Wandzeitung, das Ganze ins Bewusstsein rücken zu können, dafür macht sie ihre Aushänge an der Wandzeitung, das Ganze ins Bewusstsein rücken zu können, sie ist sich darüber bewusst, dass es nur über gewisse Zwangsmechanismen geht, (gegen die sie aus gesprochenen, von Außen Diktieren, wehrt sie sich aber) die die Gemeinschaft teilen</p>

<p>Leuten machst, an diese zugrunde liegenden Dinge rankommst?'] <i>Ja, weil das nur geht, wenn alle Ärzte mitmachen.</i> [I.: Das heißt also, so 'ne Verweigerungshaltung: ehm, wir arbeiten nicht mehr auf halben Stellen ganz.] (gleichzeitig) Nicht alle, aber 'ne größere Gruppe. Nein, es geht nur ... Ja, das auch, natürlich, <i>irgendwie 'ne Art von Demonstration würde das Ganze erst mal weiter ins Bewusstsein rücken, und dann geht es auch nur über gewisse ... Zwangsmechanismen, dass man halt ehm ... schon, also so lange das um Ausbildung geht, dass man da halt vorschreibt, dass nur bezahlte Arbeit auch anerkannt wird, das ist das Einzige, worüber das funktioniert.</i> (...) [I.: Damit schließt du unter Umständen Leute von der Ausbildung aus.] ... Mhm (bejahend), seh' ich so. [I.: Bewusst.?] (...) Ja, [I.: Kalkuliert?] Anders geht's nicht, anders geht's nicht. ... <i>Weil sonst diejenigen, die sich 's leisten können, unbezahlt arbeiten und die Ausbildung eher fertig haben und bei den besten Leuten arbeiten, weil natürlich, wer sich 's als Professor leisten kann unbezahlte Mitarbeiter zu haben, der hat sie eben. ... Und, das ist nicht gut.</i> (lachen) Scheiße. Ja, das ist einfach mal ...</p>		<p>muss</p> <p>Einerseits Anspruch auf Gleichberechtigung, d. h., bezahlte Stellen für alle und nicht nur für die Privilegierten, andererseits funktioniert dieser Anspruch nur über kapazitiäre Selektion (Leistungsberechtigung auch kapit.), womit nicht alle einen Anspruch auf eine Ausbildung hätten, was sie aber akzeptiert.</p> <p>D. h. für sie, ihre gradlinige Karriereaufbahn sichert ihr nicht mehr die erhoffte und verdiente Zielverwirklichung, bei den <i>besten Leuten</i> arbeiten zu können.</p> <p>Kapitalismus: nicht die Leistungsfähigkeit steht an erster Stelle, sondern das System reguliert sich über das Kapitalvermögen, damit beste Stellen weg, weil Privilegierte die Ausbildung eher fertig haben (und weil unbezahlte Stellen zu Bezahlende besetzen, die eben nicht über das Kapital, sondern über Leistung verteilt sein sollten (es zählt nicht mehr die Fähigkeit für eine Stelle, sondern: „wer zuerst kommt, mahlt zuerst“)</p>
---	--	---

Abbildung 31: Qualitative Einzelfallanalyse: Lebensgeschichtlich rekonstruierende Interpretation zur Fallbeschreibung am Fallbeispiel 3

Nachvollzug der *Einzelfallanalyse* in ihrem Vorgehen weitestgehend transparent zu halten. Auch aus den jeweiligen exemplarischen Auszügen werden entsprechende Interpretationsdeutungen sichtbar, die unter Rückgriff auf die originalen Auswertungen im Anhang den Stellenwert eines nachvollziehbaren Protokolls einnehmen. Im Aufbau der tabellarischen Grundform findet sich linksseitig das entsprechende Interview, rechtsseitig die eigene rekonstruierende Interpretation und mittig eine Spalte für, zunächst im ersten Materialdurchgang, eigene Memos, Besonderheiten bzw. Auffälligkeiten und theoretisch begründet vorläufig relevante Rückschlüsse. Das linksseitig eingefügte Transkript wird zunächst in einzelne textfortlaufende Sequenzen i. S. d. späteren Codierungseinheiten segmentiert, die sich narrativ, lebensphasisch, lebensbereichsspezifisch oder durch Relevanzsetzung seitens des Interviewten vornehmen lassen. Ihnen gegenüber (rechtsseitig) stehen die transkriptanalogen, inhaltsanalytisch strukturierenden Interpretationssequenzen. Der erste Materialdurchgang im Sinne einer strukturierenden Inhaltsanalyse dient zur Rekonstruktion der Lebensgeschichte in Bezug auf das darin einbettete Selbstverhältnis sowie der Erhellung der dafür zu vollziehenden Bilanzierungs- und Antizipationsprozesse des lebensbereichsspezifischen Selbst für die Identitätsformation. Hier geht es im Hauptsächlichen um die an den Befragten im Text gerichteten Hauptfragenfokusse „Wer bist du (in deinem Gewordensein)?“, „Wer willst du (für mich als Anderer; zukünftig) sein?“, „Was ist dir besonders wichtig (gewesen)?“. Sie unterstützen das, im übertragenen Sinne, „intersubjektive Kennenlernen“ des Befragten über seine lebensphasen- und lebensbereichsspezifische Selbstwahrnehmung und -bewertung, sprich der selbstrelevanten *Auswahl* von spezifisch selbstthematisierten Erfahrungsinhalten seiner Biografie. Die sorgfältige hermeneutische Interpretation orientierte sich an der Beantwortung von sogenannten W-Fragen, die bereits bei Straus/Corbin zum (insbesondere) *offenen* Codieren entwickelt worden sind, die aber hier nicht den Charakter der kategorialen Codierung mittels der Identitätsziele (IZ) tragen, sondern den eines weitestgehend offenen *thematischen* – lebensphasischen (VGZ) und lebensweltlichen (LB) – Zugangs zur (inter)subjektiven Selbstdeutung des Befragten:

- **Was?** Worum geht es hier? Welches Phänomen wird angesprochen?
- **Wer?** Welche Personen, Akteure sind beteiligt? Welche Rollen spielen sie dabei? Wie interagieren sie?
- **Wie?** Welche Aspekte des Phänomens werden angesprochen?
- **Wann? Wie lange? Wo?** Zeit, Verlauf, Ort;
- **Wieviel? Wie stark?** Intensitätsaspekte;
- **Warum?** Welche Begründungen werden gegeben oder lassen sich erschließen?
- **Wozu?** In welcher Absicht, zu welchem Zweck?
- **Womit?** Mittel, Taktiken und Strategien zum Erreichen des Ziels.

Als sprachliche Darstellung der Interpretation wird entweder die Paraphrasierung oder aber auch die In-vivo-Formulierung des jeweiligen Befragten als Ankerbeispiel ausgewählt, umso nah wie möglich am subjektiven Deutungskontext des Befragten zu bleiben. Das Vorgehen der Interpretation ist ein sukzessives Zeile für Zeile Durchgehen innerhalb der jeweiligen Sequenzen einerseits und im weiteren Fortkommen der Interpretation ein zunehmendes Sinnverständnis der durch den Befragten narrativ gestaltschließenden lebensgeschichtlichen Zusammenhangbildung andererseits. Das Ergebnis ist nun eine erstens sequenzstrukturierend betrachtet: formale, zweitens hermeneutisch betrachtet: vorläufig subjektiv sinngemäße und drittens auch inhaltsanalytisch betrachtet: flüssige Fallbeschreibung, die in ihrer Gesamtstruktur völlig erhalten wird. Denn mit dem Ziel der Selbstverortung über die subjektive Erschließung eines lebensgeschichtlichen Gesamtzusammenhanges, der zum Zweck und als Mittel der Selbstthematisierung gerade erhalten bleiben soll, gibt es keine „überflüssigen“ i. S. v. nebensächlichen, unwichtigen oder sich völlig identisch wiederholenden Aussagen.

4.1.2 Codierung 1. Grades: Theoretische und thematische Codierung

Nun erfolgt ein zweiter Materialdurchlauf an den *Fallinterpretationen* mit der Subsumption der Kategorien unter die mit der Sequenzierung vorbereiteten Codiereinheiten in dreidimensionaler Hinsicht. Zu den **thematischen** Kategorien zählen die *lebensbereichs-* und *lebensphasenspezifischen* Codierungen entsprechend der thematisierten Lebensbereiche [LB, zum Beispiel B für Beruf] und Lebensphasen [V, G, Z] und zu den **theoretischen** Kategorien die Identitätsziele [IZ] entsprechend dem vorbereiteten und bipolar entwickelten deduktiven Kategoriensystem. Hier muss (wiederholend) auf die Besonderheit der (intersubjektiv wertenden) Zuordnung von positiven und negativen Ausprägungen der jeweiligen IZ-Codierungen hingewiesen werden. (vgl. i. d. A. S. 338ff.) Jetzt wird noch nicht das Ausprägungsniveau der jeweiligen Bedeutungssegmente hinsichtlich ihrer hohen oder geringen selbstdeutenden (Un-)Wichtigkeit angesprochen, sondern lediglich ihr positiver bzw. negativer Ausprägungsgehalt (im Sinne von nominalen Häufigkeiten). Wobei darauf geachtet worden ist, dass die bipolaren Zuordnungen möglichst dem subjektiven Bedeutungsgehalt im Deutungskontext des Befragten entsprechen, jedoch intersubjektiv letztlich den (von mir) gedeuteten Originalgehalt bestimmen. Hier kann es letztlich nur um die *Annäherung* an den subjektiven Sinn des Befragten gehen. Es handelt sich also zunächst um den Fokus: Wo lassen sich welche subjektiven Bedeutungssegmente und -einheiten zur IZ-Codierung

Fall 3 : Ada (29 J., Ärztin)		Interpretation
Zitat	Thematische Kategorien	
<p>„Ich bin jetzt 29 Jahre alt, habe eine typische DDR-Laufbahn hinter mir, bin in Berlin geboren, mit anderthalb Jahren nach Greifswald gezogen mit meinen Eltern; Tochter von zwei Ärzten (.), und bin in (.), bin von Kinderfrauen betreut worden, nicht in die Kinderkrippe gegangen, bin dann in den Kindergarten gegangen, mit sechs Jahren eingeschult, zehn Jahre zur POS gegangen und danach zwei Jahre (.) zur EOS oder heute wär 's ein Gymnasium. Danach hab' ich <i>fast nahtlos, mit etwas Verspätung, meine Studienulassung</i> bekommen, habe das geforderte vorpraktische Jahr für das Medizinstudium absolviert, im Anschluss daran sechs Jahre in Greifswald Medizin studiert, wobei ich das sechste Studienjahr schon nur noch zu vier Monaten in Greifswald verbracht habe, danach acht Wochen in Berlin beziehungsweise in Rostock in Augenkliniken gearbeitet habe und vier Monate in England war, was für mich schon recht wichtig war.“ (nahtlos weiter s.u.) [Z: 12-22]</p>	<p>Vg Bildungsweg HFam.</p> <p>Swk + Entsch + (SA +; Anerk +) Indiv + Anpass+</p>	<p>Biografische Stationen im exakten Zeitraffer, Konzentration auf Bildungsweg; beginnt mit „typische DDR-Laufbahn hinter mir“= Ausdruck von berufsorientierter Einordnung, klare aufsteigende Linie nachgezeichnet, spricht selbst von (fast, äußere Bedingung Studiumzulassung) nahtloser Entwicklung (Entsch +), also ohne nennenswerte Schwierigkeiten (Swk +),</p> <p>einzige Angabe zur Herkunftsfamilie: „Tochter von zwei Ärzten“: Einordnung in schichtbezogener beruflicher Perspektive (Anpass +), (Interpretation: man ist, was man beruflich macht; Anerk +, SA+); besonderer Aspekt: zZ. DDR Betreuung durch Kinderfrauen (mehrere???, keine Wertung zunächst), nicht typisch für DDR-Kinderheit, ist zwar Abweichung Normalitätsmuster, für sie aber „völlig normal“, deshalb „typisch“ (Indiv+)</p>
<p>„Inzwischen war ja die Wende, (.) es taten sich also <i>neue Möglichkeiten</i> auf, die ich nutzen wollte und ..., na es war schon so <i>'ne Art ... ausprobieren</i>: sprachlich und menschlich und vom Land her. Vielleicht auch so 'n bisschen Nachholen gegenüber ... dem bisher sehr festgelegten Weg.“ (nahtlos weiter s.u.) [Z: 22-25]</p> <p>„Danach hab' ich AiP, Arzt in Praktikum - Zeit ehm (.), gemacht in Rostock an der Augenklinik, wollte gerne in Rostock bleiben und promovieren und Facharzt machen und (.) dann ergab sich die Möglichkeit mit einem Promotionsstipendium die Promotion (.) ehm zu Ende zu bearbeiten und zu schreiben für ein gutes halbes Jahr, und dann bin seit Oktober '95 (.) Assistenztärztin an der Uni-Augenklinik Rostock. ... Außerdem wohne ich in Rostock, bin ledig, hab keine Kinder. (.) Ja, was willst Du noch wissen? Lachen)“ [Z: 25-31]</p>	<p>B</p> <p>Auton+ Swk + Off + (SA + Swk +) Indiv +</p> <p>Entsch + Swk +</p> <p>B</p> <p>Zfg/ Vgl. Swk + SA + Entsch + Off - = Selbst +</p> <p>Gw B P/Ki</p>	<p>zur in Hinsicht auf England vergangene Erfahrung. bewertet („was für mich schon recht wichtig war“ (Auton+, SA+, Indiv+), „ausprobieren“, neue Möglichkeit nutzen (Off +, Swk+), „vielleicht auch so 'n bisschen <i>Nachholen</i> gegenüber dem bisher festgelegten Weg“ (Swk+), Fehlen von Freiräumen, Nachholten: Bedarf; Versäumnis;</p> <p>Sie wollte gerne in Rostock bleiben (ohne Angaben Begründung), ergab sich die Möglichkeit durch Stipendium die Promotion zu Ende zu bringen = bedeutet günstiger Umstand, Promotion schon als Ziel begonnen (Entsch+), danach seit zwei Jahren berufl. (Ausbildungs-)Ziel zunächst in Anstellung als Assistenztärztin erreicht (Swk +);</p> <p>zum Schluß noch Angabe ledig, keine Kinder = Kurzfassung zunächst Privatziele/ergebnisse, Gewicht lag bisher konsequent im beruflichen Bereich;</p> <p>Gesamt: positiver Verlauf (Selbst+), ich hab, was ich wollte, was ich kann, gemacht und bin da auch angekommen, wohin ich wollte, stolz darauf, bedarf keiner Begründung (Swk+, SA+), Ergebnisse zeigen von sich aus Bewertung, ist sich sicher, durch andere anerkannt zu sein mit dem Ergebnis des Berufsziels/-ergebnis (Klarheit, exakte Strukturiertheit, hohes Anspruchsniveau durch Schichtzugehörigkeit, Leistungsbezogenheit, Selbstverständlichkeit, Entsch+)</p> <p>- einziger „Makel“: in der Klarheit liegt auch die Begrenztheit, Unflexibilität, die ihr teilweise gefehlt zu haben scheint (Off-) (Bewertung Engländerfähr.), es gibt also auch noch außerhalb der Berufsidentität Selbstentfaltungsräume, (wie sich später zeigt in zukunftsbezogenen Projekten Verknüpfung von Möglichkeitenräumen + Beruf + Privat, die sie versucht, zu integrieren);</p>

Abbildung 32: Codierung 1. Grades am Fallbeispiel 3 im Auszug

lokalisieren? Wenn Besonderheiten oder Auffälligkeiten bereits Hinweise auf das relevanzorientierte Ausprägungsniveau liefern, werden diese den entsprechend codierten Identitätszielen in der mittleren Spalte vorbereitend hinzugefügt. Die eigentliche Festlegung des Relevanzniveaus jedoch erfolgt erst in einem dritten komplexen Materialdurchgang. Die Bemühungen zielen auf die eindeutige Zuordnung der jeweiligen IZ entsprechend ihrer Definition. Zugleich aber auch auf den Erhalt der Vielfältigkeit i. S. der Zusammenhangbildung, um auch der Komplexität von Sinn- und Bedeutungsgehalten zur anschließenden Bestimmung des Ausprägungsniveaus gerecht zu werden. Ein auszugsweises Beispiel (vgl. Abbildung 32: Fall 3) für den deduktiven Codiervorgang 1. Grades wird an der gleichen Fallinterpretation (vgl. Abbildung 31) aufgezeigt.

4.1.3 Strukturierende Inhaltsanalyse

4.1.3.1 Interpretative Reduktion 1. Grades: Matrix (1)

In diesem Arbeitsschritt geht es nun konkret um die Bestimmung der subjektiven Relevanz auf einfachem Niveau in der Erfahrungsgeneralisierung der Selbstthematisierung, d. h. konkret um die Bilanzierungs- und Antizipationsprozesse der Identitätsformation und der hier zu entschlüsselnden vergegenwärtigenden **Gewichtung** der ausgewählten Erfahrungsinhalte unter einem bestimmten Blickwinkel bzw. Standpunkt von spezifischen Erfahrungsgehalten/-inhalten zu generalisierten Erfahrungskernen. Es wird also nicht nur nach der Häufigkeit von Bedeutungen (entspricht der subjektiven Auswahl), sondern auch nach der *Ausprägung* dieser Häufigkeit (auf einfachem Niveau; entspricht der subjektiven Gewichtung) gefragt. Also was ist ihnen wie wichtig, um sich in der Form, Richtung, wie sie es tun, zu bilanzieren und antizipieren? Die leitende Annahme ist ja, dass aus diesem Prozess der biografischen und narrativen Generalisierungen sogenannte typische biografische Formationsmuster von Identität entstehen, die die individuell-soziale Bedeutungsbildung charakterisieren. Um jene in Orientierung an den Identitätszielen als lebensphasen- und lebensbereichstypische Identitätsformationsmuster *operativ* abbilden zu können, werden die im vorherigen Arbeitsschritt vorgenommenen Codierungen in eine dreidimensionale, strukturelle relevanzanalytische Matrix (1) übertragen, thematisch gruppiert und gleichzeitig inhaltsanalytisch interpretativ weiter reduziert. Die Entscheidung, mit Matrizen zu arbeiten, leitet sich einerseits aus ihrem qualitativen Systemisierungsvorzug des Materials, der einzelnen Interpretationen und der Fallergebnisse ab, aus dem heraus ein schnelles und gezieltes Auffinden der notwendigen Anhaltspunkte für einen effizienten Fallvergleich oder

für analytische Rückfragen ermöglicht werden kann. Andererseits bilden Matrizen aufgrund ihres Strukturierungsgrades die Voraussetzung, qualitative Daten angemessen quantifizieren zu können, deren Absicht in der vorliegenden Auswertung einen enormen Stellenwert eingenommen hat. Dabei geht es nicht nur in relativ trivialer Weise um die Häufigkeitsverteilung von Bedeutungssetzungen, sondern eben gerade auch darum – und dies ist die wesentlichste Aufgabe des zu explizierenden Arbeitsschrittes – um das Bedeutungsniveau zur Vorbereitung einer zweiten Matrix und daran ansetzender Berechnungen zu bestimmen. Die Matrizen – dies lässt sich im Nachhinein eindeutig benennen – sind zum wesentlichsten praktischen Hilfsmittel emergiert, die nicht die gängigen hermeneutischen Arbeitsschritte ersetzen, genauso wenig inhaltlich bestimmen, dennoch aber zur Evokation relevanter Ansatzpunkte beitragen.

Am gängigen Fallbeispiel 3 ist ein entsprechender Auszug (D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Matrix 1.rtf) in der Abbildung 33 einsehbar, der nun zunächst in seinem Aufbau näher erläutert wird: Die dreidimensionale Matrix beinhaltet linksseitig die Aufstellung der Identitätsziele als Grundkategorien. Oberhalb finden sich entsprechend den Codiereinheiten aus der Fallinterpretation die von dem Befragten selbst ausgewählten Lebensbereiche, die zusätzlich (deshalb dreidimensional) chronologisch-biografisch entschlüsselt dargestellt sind. Jede lebensbereichsbezogene und biografisch definierte Codiereinheit beinhaltet außerdem entsprechend der codierten inhaltlichen Aussage numerisch-vertikale Spalten, deren markierte Segmente in handlungsorientierten Sequenzinterpretationen unterhalb der Matrix (1) als Ankerbeispiele bzw. als In-vivo-Code eingefügt sind. Dieses handlungsorientierte Muster baut sich wiederum auf aus einer Systematisierung nach „Auslöser“, „Realisation“ und „Ergebnis“ sowie einer „Bewertung/Selbst“, die eine inhaltliche Reduktion der Interpretation aufgrund ihres Zusammenfassungscharakters beinhaltet. Analog dieser Ankerbeispiele werden in der Matrix (1) unterhalb der Markierung des Bedeutungsniveaus Ankercodebezeichnungen eingetragen, um sich einen schnelleren Überblick über den Bedeutungsgehalt im späteren Bedarfsfall verschaffen zu können. Dem eingetragenen Bedeutungsniveau, um das es nun in der Explikation des Auswertungsvorgehens sogleich feinanalytisch genauer geht, ist zunächst formal hinzuzufügen, dass die Markierungskreuze sowohl farblich als auch in ihrer Größendarstellung skaliert wurden. Die Frage, die sich nun anschließt, ist wie sich diese Markierungen erklären, also in welcher auswertenden Art und Weise inhaltliche Aussagen der formalen Ausdrucksform zugeschrieben worden sind. Um die Explikation transparent zu halten, werden die beiden ersten der Spalten der ersten Codiereinheit sowie die interpretative

Matrix (1) Fall 3, Ada

IZ	TI	Beruf/Ausbildungsweg			Berufswahl/-bewertung/ Zufr.			Zufriedenheit außer A/B Gw	B/A Zukunft		B/A + Part. Zukunft	
		1.	Vg 2.	3.	1.	Gw 2.	3.		1.	2.	1.	2.
Entschiedenheit/ Offenheit	X (Laufbahn) (Klarheit)	X (Engl)	X (naturwiss. Mensch)	X (Interesse)	X (nicht noch mal; feste Richtung)	X (feste Richtig)	X (Option)	X	X (Part, Kind)	X (Part, Option: oper- ieren)		
		X	X (Beruf Eltern)		X (Regulierung, keine Entsch. freiheit)	X (Arrang)		X (Wohng)	X (Part)			
Soz. Integration/ Isolation							X (Freunde)					
Soz. Anerkennung/ Ich-Bezogenheit	X		X		X	X				X (Karriere)		
Selbstachtung / (+) Selbstwert / Zufriedenheit (-)	X	X	X		X	X						
Selbstwirksamkeit/ Passivität	X (Leistung)	X (Ausprob., Nachholen)	X		X (durch- kämpfen)	X	X (Hobbys)					
Originalität/Indiv./ Gleichheit	X		X			X (Besonderes)						
Bewertg Selbst (+) (-)	X	X	X		X (Zwiespalt)							

<p>Referenzpunkte</p> <p>Auslöser</p>	<p>1. Biogr. Strukturierung: „habe eine typische DDR-Laufbahn hinter mir“, „Tochter von zwei Ärzten“, von „Kinderfrauen betreut“; nahtlose schulische Ausbildung, Studienzulassung, Promotion, Assistenzärztin</p> <p>2. durch Wende Möglichkeit, sich auszuprobieren, zusätzliche wichtige Erfahrungen zu sammeln, vom ansonsten sehr festgelegten Weg (einziger Makel der Laufbahn)</p> <p>3. Begründung</p> <p>Berufswahlentscheidung: „Ich bin ein sehr naturwissenschaftlich orientierter Mensch (...) interessiere mich schon immer für Menschen an sich, Biologie, Chemie... am meisten Spaß gemacht“, „schon mit 14 das erste Mal im Krankenhaus gearbeitet“, „kannte meine Eltern natürlich, die Arbeit meiner Mutter mit Patienten, die andere Art und Weise Arzt zu sein durch meinen Vater in der Forschung, hab das sehr bewundert. Das spielt durchaus eine größere Rolle, als man zu Anfang immer so wahr haben will“, „für mich passende Studium“</p>	<p>1. „18 oder 19 wäre, nicht noch mal Medizin studieren würde, aber das hängt nicht unbedingt mit dem Arztberuf zusammen oder ich würde nicht primär Medizin studieren“, „aufgrund der heutigen Situation, dass die Arztstätigkeit (...) größtenteils in niedergelassenen Praxen stattfindet und man (...) unter marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten arbeiten muss“</p> <p>„Arzt-Patienten-Beziehung sich über (...) Vorschriften regulieren. Das find ich unheimlich einschränkend.“</p> <p>„zunehmende Arbeitslosigkeit (...) Aussichtslosigkeit für die Studenten“ : „dass ich eigentlich nur noch sagen kann: Wer jetzt Arzt wird, ehm, muss großes Standvermögen haben“</p> <p>2. würde, vielleicht was anderes suchen“</p> <p>3. Zufrieden?: „Also erst mal ja. (7) Ehm, es läuft nie alles ganz so, wie man sich das vorstellt (= Relativierung Erwartung), aber (5) ich hab die Chance Arzt zu werden</p> <p>Es kostet viel Anstrengung, den Arztberuf weiter auszuüben und sich mit den Regularien, keine eigenverantwortliche Entscheidungen treffen zu können, zu arrangieren</p> <p>2. „zeitweilig Physiotherapieberuf sehr favorisiert,</p> <p>3. und bin darüber sehr froh, die</p>	<p>1. „schöne Wohnung“, „Liebsten, der ist nicht bei mir, das ist vielleicht das größte Problem“, „ich hab' Freunde, ich kann nebenbei meine Hobbys betreiben“</p> <p>„ansonsten ist das alles ganz gut“</p>	<p>1. unmittelbares Ziel (Projekt), die Ausbildung zum Facharzt (Chance nutzen, Karriere sichern)</p>	<p>1. arbeiten „oder recht schnell zusammen mit Jens ins Ausland gehen. (...) Und entweder am Ende von der Ausbildung oder dann (5) Kinder kriegen. Traum, alles, alles Wunschorstellungen, aber so stell ich mir das und es ist ja auch gar nicht so weit weg (...) ehm es kann natürlich auch alles ganz anders kommen“</p> <p>2. langfristiges Berufsziel: operieren wollen, dazu Schritt ins Ausland machen zu müssen, eine Anstellung würde sie auch nehmen, aber wichtiger wäre Operieren, weil Part. auch da ist und über diesen Weg der festgelegte Weg über Abbiegen offener gehalten werden kann, Möglichkeiten zur SV nutzen zu können</p>
<p>Realisation</p>	<p>1. Klare, eindeutige, Lebenslinie, ohne nennenswerte Schwierigkeiten</p> <p>2. Ausprobieren, Chance nutzen wollen, „Nachholen gegenüber dem bisher sehr festgelegten Weg“</p> <p>3. Interesse verfolgend, inneren Bezug aufbauend, Erfahrungen als Entscheidungshilfe sammeln, Versuch eine informierte und erfahrungsbezogene (möglichst von</p>	<p>1. begonnene erarbeitete Karriere fortsetzen</p>	<p>1. Offenhalten, aber entwerfen von für sie sinnvollen, optimalen Wunschorstellungen, sich partnerschaftlich/familiär zu entwerfen</p> <p>2. weitere Aufstiegsmöglichkeiten im Blick behalten, die ihr SA und Anerkennung, aber</p>	<p>1. Offnenhalten, aber entwerfen von für sie sinnvollen, optimalen Wunschorstellungen, sich partnerschaftlich/familiär zu entwerfen</p> <p>2. weitere Aufstiegsmöglichkeiten im Blick behalten, die ihr SA und Anerkennung, aber</p>	<p>1. Offnenhalten, aber entwerfen von für sie sinnvollen, optimalen Wunschorstellungen, sich partnerschaftlich/familiär zu entwerfen</p> <p>2. weitere Aufstiegsmöglichkeiten im Blick behalten, die ihr SA und Anerkennung, aber</p>

	den Eltern unabhängige) Entscheidung zu treffen	Chance meinen Facharzt zu machen. (...) auch ganz toll (...) ich mach das alles gerne (...) ich hab auch Leute, bei denen ich gut lernen kann, mit allen Einschränkungen (...) Ellenbogen“			auch Herausforderungen bringen, anspruchsvolles, selbstständiges Arbeiten (Operieren)
Ergebnis	<p>Positiver ergebnisorientierter Verlauf, Berufsausbildung – Werdegang entscheidend für Selbstbild und –darstellung</p> <p>2. Kompensation durch Auslandsaufenthalte, sich auch Freiräume zu nehmen und Versäumnisse aufzuholen</p> <p>3. Entscheidung fiel aufgrund ihres naturwiss. Interesses, ihrer ersten prakt. Erfahrungen und dem zunächst nicht gewollten, aber dennoch hoch anerkannten Einfluss durch Berufstätigkeit Eltern</p>	<p>1. aus heutiger Sicht würde sie sich inhaltlich der Medizin noch verbunden fühlen, aber aufgrund der schlechten Arbeitsbedingungen ev. gegen ihn entscheiden</p> <p>2. nur der Schritt zurück vom Arztsein und so, das () wär's nicht gewesen“, „bin einfach fest in meiner Richtung“</p> <p>3. ist froh, die Chance – als Besonderheit – zu haben, weitere Projektierung möglich</p>	Ist sozial und persönlich zufrieden, aber fühlt sich im Bereich Partnerschaft unzufrieden	1. klare Festlegung auf Zielerreichung	<p>1. Partnerschaft sehr wichtig, Kinder sind gewünscht, wird aber offen gehalten, denn es liegt nicht allein in ihrer Entscheidung (kann auch anders kommen)</p> <p>2. um eigene Karriereansprüche und Partn. verknüpfung zu erreichen, stellt sie sich vor, im Ausland das Operieren zu erlernen</p>
Bewertung (Selbst/ P/ E)	<p>Pos.: ,ich hab, was ich wollte, was ich kann, gemacht und bin auch da angekommen, wohin ich wollte, stolz darauf, bedarf keiner Begründung, ist sich sicher, durch andere damit anerkannt zu sein, hohes Anspruchsniveau durch Schichtzugehörigkeit, Leistungsbezogenheit, Besonderheit durch Kinderfrauen wird als Normalität gesehen, wohl in dem Bewusstsein, dass es etwas Besonderes war, aber für sie völlig normal</p> <p>Gewicht liegt konsequent im beruflichen Bereich durch berufsorientierte Einordnung als „Laufbahn“, andere schulische oder beziehungsbezogene Auskünfte</p>	<p>1. trotz Schwierigkeiten (fehlende unabhängige Entscheidungsfreiheit, geringe Aussicht auf Erfolg/Arbeit) hat sie das entsprechende Standvermögen zwar aufgebracht, aber würde sie sich noch mal entscheiden müssen, würde sie sich gegen die Arztstätigkeit und damit primär Medizinstudium entscheiden</p> <p>2. die Arbeit (innerer Bezug) findet sie immer noch gut, aber eben auch einschränkend ohne Optionen, der zeitweilig favorisierte Physiotherapieberuf wäre aber ein Schritt zurück, würde ihrem eigenen Anspruchsniveau nicht genügen</p>	<p>1. insgesamt ganz gut, weil nicht alles super sein kann, Beruf und Partnerschaft derzeit Priorität – innere Konflikte, die jetzt ihre Aufmerksamkeit haben für die weitere Lebensplanung</p>	<p>1. erst eigene wichtige Berufswünsche/ Abschlüsse verwirklichen, festgelegt</p>	<p>1. da sie es für realisierbar hält, (gar nicht so weit weg), insgesamt positive Erwartungshaltung, weil eventuell machbar und zugleich sinnvoll (A/B durch Abschluss einen Schritt weitergekommen, weitere berufl. Perspektiven ließen sich eventuell im Ausland verwirklichen und gleichzeitig mit Partn. verknüpfen bis hin zu Kindern</p> <p>2. Verknüpfung B + Part., dann sinnvoll, wenn eigener nächst höherer Karriereschritt auch verwirklichtbar (=Idealziel),</p>

	<p>entfallen; 2. „vier Monate in England war, was für mich schon recht wichtig war“; geradlinige Wege verfolgend, aber nicht nur Anpassung, sondern auch Autonomie wichtig, Offenheit innerhalb einer ansonsten festgelegten und wichtigen Berufsrichtung 3. pos.: durch schon immer Interesse an kausalen Ursache-Wirkungs-Verhältnissen, ersten frühzeitigen prakt. Erfahrungen (als Besonderheit hervorgehoben), dem gegebenen nicht entziehbaren Berufseinfluss ihrer Eltern, den sie heute anerkennt, damals aber nicht weil sie eine eigene Entscheidung treffen wollte, wissend, dass dieser Berufsstatus auch ihr Anerkennung verschaffen könnte aufgrund der großen Leistung traf sie eine für sie passende (identifizierbare, mit innerem Bezug) passende Berufswahlentscheidung</p>	<p>und auch nicht die Anerkennung wie beim Arzt sichern, ihr Aufwand würde entwertet werden, bleibt deshalb bei ihrer Entscheidung offen, wohin sie der festgelegte Weg führt, aber Option würde es nicht besser machen 3. Im Punkt Zufriedenheit spricht sie als Erstes die weitere Berufslaufbahn an und ist froh und fühlt sich bestätigt (SA+), ihren Facharzt machen zu können (Swk), beinhaltet Selbstbestätigung aufgrund Leistungsorientierung, aber genauso auch Honorierung (von/mit guten Lehrern) von außen (Anerk.+ , Indivi.+ , Integr.+ bei den Besonderen), bei „guten“ Lehrern lernen zu dürfen, dafür nimmt sie auch die Einschränkungen in Kauf (Anpassg.+ Arrang. im Sinne Ergebnisorientierung Selbstverwirklichung), deshalb liegt sie ihren beruflichen Weg auch konsequent weiter in der bestehenden Richtung fest (Entsch.+)</p>		<p>deshalb erwägt sie diese Fähigkeiten im Ausland zu erwerben, passt sich zwar der Partnerschaftsentscheidung an, verliert aber ihr eigenes Berufsziel nicht aus den Augen (insbesondere auch als pos. Offenheit gegenüber dem sonst festgelegten Weg -), und um nicht von ihm abhängig zu sein, aber ob sie diesen Schritt wirklich geht, wägt sie noch ab, je nach dem, wie es ihrem Part. jetzt dort ergeht</p>
--	--	--	--	---

Abbildung 33: Fallbeispielauszug Fall 3: Matrix 1 (D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Matrix 1.rtf)

handlungsorientierte Gesamtbewertung einschließlich ihrer Referenzpunktedarstellung für diese Spalten am Fallbeispielauszug grau untermalt und im Schriftbild hervorgehoben. Die Interpretation innerhalb der Gewichtungsanalyse beinhaltet die Erschließung einer subjektiven Bedeutungshierarchie und bezieht sich immanent auf die selbst thematisierten Erzählstrukturen. Um inhaltlich eine Gewichtung deutend vornehmen zu können, werden die interpretierten Codiereinheiten im Allgemeinen (fallintern thematisch vergleichend) als auch die spezifisch ausgewählten, darin eigens gewichteten, Bedeutungsgehalte (sequenzintern vergleichend) daraufhin befragt, was für den jeweiligen Befragten wirklich zählt bzw. oben an steht. Was durch ihn also (auch explizit) Relevanz zugeordnet bekommt, außerdem was wie betont, häufig angesprochen und wiederholt wird sowie welche Alltags- und wissenschaftlichen Theoriefolien jener anwendet. „Indikatoren und für eine solche Systematisierung sind der quantitative Anteil innerhalb ihrer Erzählung, der Ausdruck sprachlicher Betroffenheit, die Form der Intonierung, die Frage, ob es Brüche in der Erzählung gibt und an welcher Stelle etwas häufig angesprochen oder wiederholt wird.“ (Heinze 1995, S. 94) Die Diktion der Erzählweise begrenzt sich nun nicht auf einzelne ausgewählte Codiereinheiten i. S. v. geschlossenen Zellen, sondern zieht sich im hermeneutischen Zirkel über die zunehmende Gesamtinterpretation des Lebenszusammenhanges entlang. Das bedeutet, dass jede innerhalb der jeweiligen Codiereinheit getroffene Gewichtung im fallinternen Vergleich mit anderen Codiereinheiten steht und sich sukzessive im Laufe der Gewichtungsanalyse fortentwickelt. Umso entscheidender für die gesamten Fallergebnisse und noch viel mehr für die weiteren Auswertungsschritte ist eine aufmerksame Festlegung hinsichtlich des intersubjektiv bewerteten Gewichtungsniveaus. Am Fallbeispiel wird ein sogenannter Codiereinstieg deutlich, der sich später durch die gesamte Interpretation im Kontext des Lebenszusammenhanges hindurch fortsetzt, konkretisiert und weiterentwickelt, darüber Gewichtungsvermutungen bestätigen oder verwerfen, Auffälligkeiten schließlich genau deshalb offenkundig und letztlich einen generalisierenden Rahmen deutlich werden lässt. Als wesentlich für diesen Arbeitsschritt muss aber gelten, dass der Generalisierungsprozess auf die Frage eines sich wie entwickelnden Syntheseprozesses erst in hermeneutischen *typologischen* Analysen in Erfahrung bringt, wie der Formationsprozess sich hinsichtlich zu dimensionierender Identitätsziele und nicht allein dimensionierter thematischer Analysen entschlüsselt lässt. Im Vordergrund der Aufmerksamkeit steht hier also die hermeneutische Analyse des durch den Befragten vorgenommenen Gewichtungsprozesses (i. S. v.: welche

Auswahlsegmente werden gewichtet) als kategorial feinanalytische, implizite Vorstufe der forschungsgeleiteten Generalisierungsweise auf gehobenem theoretischem Niveau. Einen Einblick in den konkreten Ablauf ermöglicht nun also das Fallbeispiel wie folgt:

Hier sind in den *ersten beiden Spalten der ersten Codiereinheit* entsprechend der Fallinterpretation Zeile für Zeile die Codierungen auf ihre Relevanz für den Fall hin bewertet worden. Alle getroffenen **Gewichtungen**, die rot sind markiert sind, bedeuten, dass die Bedeutungsgehalte zunächst positiv im Sinne der Befragten gedeutet werden. Für die Identitätsziele Entschiedenheit und Offenheit sind jeweils zwei große Markierungen im Sinne eines höheren Bedeutungsgehaltes, für die restlichen Codierungen kleine Markierungen im Sinne von allgemeinem selbstrelevanten Gehalt (Autonomie, Anerkennung, Selbstachtung (+), Selbstwirksamkeit und Individualität) eingetragen worden.

Die sich darauf beziehenden Aussagen sind in den **Referenzpunkten** des Überblicks zunächst als „**Auslöser**“ die Folgenden: In der ersten Spalte zur biografischen Strukturierung: „habe eine typische DDR-Laufbahn hinter mir“; dass die Befragte „Tochter von zwei Ärzten“ ist und von „Kinderfrauen betreut“ wurde; dass sie einen nahtlosen Bildungsweg angefangen von der schulischen Ausbildung, über die Studienzulassung und Promotion bis hin zur Ausbildung als Assistenzärztin schildert; und in der zweiten Spalte die durch die Wende gegebene Möglichkeit, sich auszuprobieren, zusätzliche Erfahrungen sammeln zu können im Gegensatz zum ansonsten bis dahin sehr festgelegten Weg, der insofern als einziger „Makel“ zu deuten wäre.

Das bedeutet für den handlungsorientierten Referenzpunkt der „**Realisation**“: Es kristallisiert sich in ihrer selbstrelevanten Erfahrungsschilderung für die erste Sequenz eine klare, eindeutige, sprich kontinuierliche Lebenslinie, ohne nennenswerten Schwierigkeiten heraus und für die zweite Spalte die selbstrelevante positive Bedeutung des Ausprobierens, Chancen nutzen zu können und zu wollen, verstanden als ein „Nachholen gegenüber dem bisher sehr festgelegten Weg“.

Das handlungsorientierte „**Ergebnis**“ als dritter Referenzpunkt deutet auf einen positiv bedeutenden ergebnisorientierten Verlauf, wobei der Berufsausbildung und dem bisherigen beruflichen Werdegang entscheidende Bedeutung für ein positives Selbstbild und der Selbstpräsentation beigemessen wird. Die Kompensation fehlender Erfahrungsräume durch eine entsprechend ermöglichte und genutzte Auslandserfahrung beinhaltet die Bedeutung, sich auch Freiräume zu nehmen und Versäumnisse aufzuholen.

In der Interpretation des vierten Referenzpunktes „**Bewertung/Selbst**“ werden diese Gewichtungen schließlich wie folgt zusammengefasst: Die Selbstbildbedeutung ist hier insgesamt als positiv in dem Sinne zu deuten möglich: „ich habe, was ich wollte, was ich kann, gemacht habe und bin auch da angekommen, wohin ich wollte, bin stolz darauf und es bedarf keiner ausholenden Begründung“. Sie ist sich sicher, durch andere damit anerkannt zu sein, und verdeutlicht ein hohes Anspruchsniveau durch ihre ‚selbstverständliche‘ Schichtzugehörigkeit und Leistungsbezogenheit. Die (in DDR-Zeiten) Besonderheit durch Kinderfrauen betreut worden zu sein, wird von ihr als persönliche Normalität gewertet, gleichwohl in dem Bewusstsein, dass genau dies etwas im Vergleich zu den Betreuungsverhältnissen anderer Kinder damals etwas Besonderes, zumindest Ungewöhnliches war, da es explizit und selbstverständlich angeführt wird. Das selbstbildbezogene Gewicht liegt konsequent im beruflichen Bereich, selbst der elterliche oder allgemeinbildende schulische Einbezug in die Schilderung bewegt sich zunächst nur auf beruflicher Ebene zur Einordnung der berufsorientierten „Laufbahn“. In Bezug auf die zweite Spalte bezieht sich das hohe Bedeutungsniveau auf die „vier Monate in England (.), was für mich schon recht wichtig war“. Damit gibt sie zu verstehen, dass sie trotzdem immer noch ihren eigenen (beruflichen) geradlinigen Lebensweg verfolgt hat, ihr aber über diese Form der (berufsorientierten, geradlinigen) Anpassung hinaus, Autonomie wichtig ist, das heißt, eine darauf bezogene Offenheit innerhalb einer ansonsten festgelegten und wichtigen Berufsrichtung.

4.1.3.2 Interpretative Reduktion 2. Grades: Matrix (2)

Im Anschluss an die thematische und Relevanz setzende Gruppierung mit der Matrix (1) werden die mit einem hohen positiven und negativen Bedeutungsgehalt versehenen Codierungen einer zweiten reduktiven Analyse unterzogen. Das Systematisierungsziel besteht

darin, eine relevanztypische Gruppierung im Sinne einer Generalisierungsstruktur für den Einzelfall zu entwickeln, mit deren Hilfe sich nun die qualitativen Daten für einen intensiveren Zwischenschritt quantifizieren lassen, um wesentliche, grafisch eingefasste und durch Berechnungen gestützte Anhaltspunkte für den fallinternen kategorialen Ähnlichkeitsvergleich aus der Fülle des Materials herausfiltern zu können. Die Voraussetzung dafür ist eine zu entwickelnde Matrix (2), die nun zunächst die hohen Markierungen aus der Matrix (1) für jede thematische Codiereinheit je Identitätsziel bündelt. In einem zweiten Schritt sind linksseitig der Codiereinheiten die gesamten, jeweils positiven (rot) und negativen (blau) nominalen Häufigkeiten an Bedeutungsgehalten (in Matrix 1 die kleinen Markierungen) auszählend aufgeschlüsselt und summiert. Die Häufigkeitssumme der gesamten selbst thematisierten Identitätsziele (3. Spalte) berechnet sich kreuzweise aus der bipolaren Positivierung sämtlicher negativer Gehalte. Am geläufigen Fallbeispiel 3 heißt das für die Identitätsziele „Entschiedenheit“ (Entsch) und „Offenheit“ (Off), dass die im Falle von „Entschiedenheit“ drei negativen Häufigkeiten der Kategorie „Offenheit“ hinzugezählt werden und im umgekehrten Fall die (zufällig auch) drei negativen Häufigkeiten von „Offenheit“ der „Entschiedenheit“ zufallen, sodass in der Summe insgesamt sechzehn Häufigkeiten für Entschiedenheit und elf für Offenheit stehen bleiben. (vgl. Abbildung 34; D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\ Matrix 2.rtf) Auf der rechten Seite unterhalb der Codiereinheiten finden sich die Relevanzsetzungen mit einem hohen Ausprägungsgehalt, deren positive und negative Markierungen in der Matrix (2) festgehalten sind. Auch hier schließt sich das gleiche Berechnungsverfahren der Häufigkeiten an, sodass im Fallbeispiel für „Entschiedenheit“ insgesamt sieben und für „Offenheit“ insgesamt vier Nennungen festgehalten werden. Für die Lebensbereiche und in Bezug auf das VGZ-Schema werden an späterer Stelle die entsprechenden „auszählenden“ Vorgehensweisen separat wieder aufgenommen. Hier interessiert zunächst die Erläuterung zur analytischen Bedeutung hinsichtlich der „einfachen“ und „stärkeren“ Ausprägung. Wenn im Zusammenhang mit dem Ausprägungsgehalt von einer allgemeinen Gesamtstruktur gesprochen wird (mit „gelb“ farblich oder „allgemein“ in folgenden Auswertungsschritten bezeichnet), dann in dem Sinne, dass alle „einfachen“ bzw. „kleinen“ Markierungen über ein Generalisierungsnetz im längsschnittberuhenden Querschnitt gemeint sind. Das heißt, dass konzeptionell davon ausgegangen wird, dass sich im Laufe des Lebens eine relativ verallgemeinerbare typische (bzw. relativ prästabile) Generalisierungsorientierung herausbildet auf der Grundlage von spezifischen Erfahrungskernen. Nicht alle darunter selbst thematisierten Erfahrungen erlangen nun stetig eine hohe Bedeutung, sondern unter dem aktuellen Blickwinkel, beruhend auf allen

Beruf/ Arbeit sowie Partn+Beruf zentral

Freizeit, Glaube/Politik auch wichtig, aber nachrangiger

Matrix 2 Ada																	
	insgesamt	Allgemein IZ	B/A Vg	B/A G Z	Zufr. G	B/A G Z	B/A G Z	B/A + Part. Zk Gw	Part Gw Zk	Kinder Zk	Selbst (B/A, Partn/ Freiz) Zk	(Zufr Gw)	Gesell Anerkenng Gw	Freizeit G V Z	Glaube Gw Vg	Politik G Vg Zk	Bedeuts. IZ
E	13 3 (16)	16	XX	X							X		X(A/B)	X			6/0 (7)
O	8 3 (11)	11	XX				XX	X	X		X						4/1 (4)
Au	14 0 (14)	19		X		X		X	X		X	XBA			XX	X	8/0 (13)
Anp	3 5 (9)	3	X	X				XX	XX			XPart		X		X	1/5 (1)
Int	5 1 (6)	8													X		2/0 (3)
Iso	0 3 (3)	1							X								0/1 (0)
An	10 2 (12)	11		X			X						X A/B/P/Fr	X			5/0 (6)
IB	3 1 (4)	5											X(A/B)			X	1/1 (1)
SA+	13 11(24)	24								X			X X	X	X	X	6/5 (11)
SA-					(X Part)				XX				A/B Fre/P				
Sw	19 3 (22)	19		X				X					X	X		X	3/3 (3)
P	0	3															0/0 (3)
O/In	9 1 (10)	10								X				X			2/0 (2)
GI	0 1 (1)	1															0/0 (0)
Se+	20 8 (28)	131															(54)

Abbildung 34: Matrix 2 am Fallbeispiel 3

anderen gemachten biografischen Erfahrungen und generalisierten Erfahrungskernen, kristallisieren sich ganz bestimmte neue Erfahrungskerne heraus. Diese auf hohem Niveau verdichteten Erfahrungskerne sind also zugleich regulierender Teil der verallgemeinerten typischen Generalisierungsstruktur. Und um diesen handelt es sich hier in der Bestimmung dessen, was für den Einzelnen wichtig ist, um daraus Schlussfolgerungen ziehen zu können, wie der Formationsprozess der Identität zu erklären und zu beschreiben möglich wäre, um aus diesem Zusammenhang wiederum aktuelle typische und stellenwertbezogene Orientierungsformationsmuster, wie bspw. für die berufliche Identitätsentwicklung, herauszufinden. Im Anschluss an die Matrix (2) lassen sich demnach auch quantitative Aussagen darüber machen, inwiefern die mit hoher Gewichtung versehene Formationsstruktur (mit „grün“ farblich oder „bedeutsam“ in folgenden Auswertungsschritten bezeichnet) der verallgemeinerbaren Generalisierungsstruktur relevanzanalytisch qualitativ entspricht. Sie müssten, um ansatzweise validierte Ergebnisse zu sichern, in enger Beziehung zueinanderstehen. Andernfalls wären die qualitativ deutende Interpretation der Fallbeschreibung und die daran intersubjektiv vorgenommene Gewichtungsstrukturierung nicht hinreichend aussagekräftig, sondern unvollkommen oder hinsichtlich der subjektiven Sinndeutung offenkundig widersprüchlich.

4.1.4 Zwischenergebnis: Zusammenfassende Einzelfallanalyse

Werden nun beide Matrizen nebeneinandergelegt, lassen sich in einem groben Überblick zunächst alle relativ wichtigen, nämlich die am häufigsten bedeutungsvoll thematisierten, Identitätsziele entsprechend der theoretischen Lebensbereichsthemen (Arbeit/Beruf/Studium, Herkunftsfamilie/Partnerschaft, Freizeit/Freunde, Glaube, Politik und Selbstbild) gruppieren. Das Zwischenziel besteht darin, um in Form einer zusammenfassenden Inhaltsanalyse die in Matrix (1) noch umfangreich detaillierten Identitätszielcodierungen inhaltlich zu reduzieren sowie die einzelnen bedeutungsvollen Lebensbereichsthematisierungen zu bündeln. Die Zusammenfassungen dienen schließlich dazu, einerseits dem Einzelfallvergleich und der an späterer Stelle vorzunehmenden Relevanz strukturierenden Lebensbereichsanalyse andererseits sowie letzten Endes der hermeneutischen Typenanalyse in effizienter Weise einen gezielten Zugriff zu ermöglichen. Eine solche inhaltliche Beschreibung der lebensbereichsspezifischen Identitätszielgewichtung wird auch hier an dem geläufigen Fallbeispiel 3 allgemein vorgestellt. (vgl. Abbildung 35; D: Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\ Zfg IZ+LB Ada.doc)

Bedeutsamste Identitätsziele je Lebensbereich im Fall 3: ADA				
Identitätsziel (-dimensionen)	Studium/A/B	Partn	Welt/Religion	Politik
Autonomie - Unabhängigkt. - Selbstständigkt./ Eigenständigkt - Zielorientiertg. - Kompetenz- orientg.	-Unabhängigkeit: Abweichen vom sonst festgelegten Weg - zwar aufgr. Beruf Eltern Entscheidg., aber für sich selbst entsch. (Unabhängigkeit) -A/B nicht noch mal feste Richtung, da starke Außenregulierung (Gw) - Zukunft: Versuch Arrang. zwischen eigenständigem Weg (Berufsziel: höchste Qualifikation operieren als selbstständige anspruchsvolle und verantwortungsvolle Tätigkeit und Anpassg. an auton. Partn.Berufsweg - Verwirklichung Berufsziel über Ausland, um operieren zu können, hier wäre nur Anpassg. möglich - Anerkennung: Respekt/Achtung vor Status , Status sorgt für selbstständiges, verantwortungsbewusstes Handeln, Kompetenz: Selbstständigkeit, Unabhängigkeit	- Gw schwierig, weil Anpassg an Ausländrennung vom Partn., was seine Entsch. war, um beruflich arbeiten zu können - Zk : Verknüpfung A/B + Partn sinnvoll, wenn eigener nächsthöherer Karriereschritt auch verwirklichtbar, versucht für Beide Berufsziele zu entwerfen (Selbstverwirklichung), sodass sie ihre Eigenständigkeit (Zielorientierung) nicht aus den Augen verliert, will nicht neben dem Partner herlaufen (jeder muss das erst mal für sich alleine machen: Unabhängigkeit, Selbstständigkeit), sondern eigenen Weg finden , der sich mit dem seinem vereinbaren lässt - Heirat nicht ausgeschlossen, aber nicht notwendig (Liebe+Überzeugung ausreichend), jeder erst mal für sich selbst verantwortlich	- eigene Religion/Meinung/Glaube - aus eigenem Antrieb Beschäftigung mit religiösen Themen - selbstständiges Auseinandersetzen mit relig. Themen/Fragen/Erklärungen rational und best. Erlebnisse mit dem Glauben, z. B. über Musik zu erleben/fühlen (gehört zu mir und meiner Person) wichtiger als das Bewusstsein zu glauben an sich (sich dem Glauben unhinterfragt anpassen -) - christl. Werte werden den eigenen ergänzt als Zugewinn	- eigenständig Polemik (sich über etwas selbst hinwegsetzen wollen und andere darauf aufmerksam machen) über die Ausbeutung des Systems (A/B unbezahlte Arbeit)
	Studium/A/B	Partn.	Selbst	Freizeit
Entschiedenheit - klare Zielorientg./ konsequenter Karriere- weg (Selbstverwirk- lichung) - Handlungsorientg. (Projektierg/Entwurf) - Leistungsorientg. - Eindeutigkeit/ klare Einstellung/ Überzeugung - rationale und emot. Stimmigkeit - Außenorientg. : Beweiserbringung (Ergebnisorientg) - Vorauss. Autonomie: Revisionsoffenheit	- klare Zielorientierung Karriere/Laufbahn - kausaler Ursache-Wirkungs-Zhg. (Rationalität) als entschieden naturwiss. Mensch, aber vielseitiges Interesse für unterschiedl. Phänomene (Einstellung) - auch Nutzung von Optionsräumen (z. B. England) außerhalb des festgelegten Weges - Gw: Festlegung für unmittelbares Projekt: Facharzt Ausbildung als individuelle Chance abzuschließen - konsequente Karriereschritte auch in Zukunft trotz neg. Anpassg an äußere Bedingungen der Berufsausübung, weil hierüber Selbstbestätigung und Selbstverwirklichung über Leistungsorientierung und Anerkennung - Erwartung, dass Arztposition (Status) den entspre. Respekt (Ergebnis) von sich aus mitbringt (Überzeugung): Eindeutigkeit zur Handlungsorientg.	- Gw: aufgrund Überzeugung und Gefühl für den Partn. entschieden und Zukunft entworfen - aber noch offen, ob es sich beweisen wird nach der Trennungsphase (-), deshalb schwierig, weil unklar	- Entscheidungsfähig igkeit: sich für etwas entscheiden können und umsetzen, sich aber während oder danach auch noch umentscheiden können, wenn Unzufriedenheit (Revisionsoffenheit)	- Vg: darauf „geeicht“, etwas zum Vorzeigen herzustellen (klare Einstellung)
	Studium/B/A	Freizeit/Freunde	Partn	Politik
Anerkennung - Fähigkeitsorientg/ Leistungsorientg./ Ergebnisorientg. - hohe Selbstbestätig. - Fremdbestätig. - Positionsorientg als Honorierung Leistung -Handlungs- orientg.	- Leistung - Berufsstatus: verdiente Anerkenng, die ihr dann zusteht - Ich als etwas Besonderes , weil Chance angeboten bekommen, Facharzt machen zu können bei besonders guten Lehrern lernen zu können (darauf aufbauend weitere Projektierung) - Planung weiterer Karriereschritte im Auge behalten, die a) Selbstverwirklichung in Richtung anspruchsvoller, selbstständiger Arbeit, aber auch darüber anerkannt zu werden (Status, Leistung) trägt zum Wohlfühlen bei	- an erster Stelle, dass was die innere Ich-Stimme ist, die einem sagt, dass du dich wohl fühlst, ist wichtig und dass es dir Spaß macht (Ich-Bezug) und das was dabei herauskommt (Ergebnisorientg) - die andere Stimme schwingt immer mit, was die Leute/Freunde und Eltern darüber denken, die zeigen, dass man ein guter Freund ist (schwingt mit: Leichtigkeit: nicht ganz so entscheidend wie die eigene Stimme, aber Rückmeldung auch wichtig (sozialer Bezug: Fremdbestätigung) - Chor: schon so lange und Stolz bei besonders guten Lehrern lernen zu dürfen als Ausdruck eigener Besonderheit und Herstellungshobbys zum Vorzeigen	- einen Liebsten, der einem zeigt, dass es gut ist, kommt vielleicht an erster Stelle (Fremdbestätigung) - Partn sehr wichtig, weil hier auch größter Konflikt, dass eigene Bedürfnisse in den Hintergrund (Ich-Bezug) gestellt werden mussten (Anpass-Fremdbezug) und derzeit für Unzufriedenheit sorgen	- Studium: wurde belächelt, nicht erwartungsgemäß honoriert, dass sie sich für Stud. derart ins Zeug legt, dass auch die Arbeit hinterher weitergeführt wird (Fremdbezug, Ergebnisbezug, Leistungsbezug) - heute in kleinen Dingen Aufmerksamkeit auf sich ziehen, um auf Missstände aufmerksam zu machen, die alle aber

		(Ergebnisorientg., Leistungsorientg., Produktorientg.) Selbst- und Fremdbestätigung aus gehobenem Selbstanspruch : sehr anspruchsvolle, besondere Hobbys		vor allem sie selbst auch betreffen (Kapital statt Leistung und Fähigkeiten) (Ich-Bezug)	
	Studium/B/A	Partn	Selbst	Freizeit	Relig/Politik
Selbstachtung - innerer Bezug (Interessen/Bedürfnisse, Überzeugung) - Leistungsorientg. - Ergebnisorientg. - Autonome Entscheidungsfähigkeit (äußerer Bezug) - Zielorientg. - Arrangement - Perspektivenorientg. - hohes Selbstanspruchsniveau - Fähigkeitsorientg. - Individualität/Besonderheit - Emotional vs. Rational - Selbstwertorientg. (Fremd- und Selbstbestätig.)	- typ. Laufbahn absolviert (Leistungsorientg., Ergebnisorientg.) - sehr naturwiss. Mensch , der sich für den Menschen an sich interessiert - einschl. dem doch nicht völlig entziehbaren (autonomen) Einfluss der Berufstätigkeit Eltern und dem Wissen/die Achtung vor der Leistung und dem Status (Ergebnis) - Identifizierung über inneren Bezug - Gw: Unzufriedenheit mit starker äußerer Regulierung und starkem Aufwand , um an das Ziel kommen zu können (sich durchkämpfen), aber letztlich Zufriedenheit durch Relativierung (Arrangem.) über Zielorientg./Anerkennung Leistung, weil Chance zuteilwird, Facharzt machen zu können (weitere Perspektive zu haben) und Akzeptanz , dass nie alle eigenen Bedürfnisse/Erwartungen in Erfüllung gehen können, aber innerer inhaltlicher Bezug (mach das alles gerne) gegeben ist, sie übt ihren Beruf aus Überzeugung aus - Zk: hohes Anspruchsniveau der Berufsausübung (Karriereoption : Operieren): Anerk., Fähigkeit, Leistung, Ergebnis, Unabhängigkeit - Problem: Status/Position : hat das Gefühl, sich autorit. Durchzusetzen zu müssen, was ihr aber nicht so liegt, am liebsten wäre ihr, dass jeder andere einfach die Überzeugung/den Respekt auch automat. aufgrund der Stellung mitbringt, weil sie verdient ist, will Situationen meiden, in denen sie nicht als Besondere/Gute anerkannt ist	- Gw: erst Mal nur Entwurf möglich, der Partn + B/A kombinieren soll, noch kein konkretes Projekt möglich (offene Entsch.: wird sich zeigen, beweisen müssen) (Zielorientg./Ergebnisorientg) - gerade aus Konflikt/Unsicherheit und „verletzter Gefühle“, weil eigene Bedürfnisse nicht in den Vordergrund gestellt werden konnten, Partn. derzeit die höchste Aufmerksamkeit der Lebensplanung und des Gefühls Zufriedenheit (kann nicht mehr für sich allein eine Entscheidung treffen, muss sich anpassen an andere Bedürfnisse, und erlebt starke Gefühle, die rational eben nicht den Konflikt lösen können)	- Anerk.: Ich-Seite: Zufriedenheit, eigenen Werten zu genügen, Autonomie: ich weiß, was richtig und gut für mich ist und muss mir nicht sagen lassen, mich befriedigt mein Ergebnis, ich orientiere mich an meinen Wünschen/Zielen/Fähigkeiten , aber auch Fremdbestätigung , dass Selbstbestätigung auch objektiv stimmig ist - sehr hohe Selbstansprüche, eine Besondere/besonders fähige Person zu sein und „ nur das Besondere ist gut genug für mich “	- auf Leistungs-Ergebnis/Produkt-orientierung „ geeicht “ – eingestellt (Einstellung), weil darüber nachhaltige Freude und Anerkennung - expressiv: sich selbst ausdrückendes Tun/Schaffen - noch schöner wäre, wenn der Herstellungsprozess und die dabei empfundene Freude gemeinsam geteilt werden könnte während der Herstellung (Anerk., Integr., von/mit Gleichgesinnten) - hoher Selbstanspruch : Saxofonspielen können erfüllt sie mit Stolz , in Vogelstimmen noch kein „Spezialist“, nicht nur eine Sprache, sondern gleich drei zu erlernen zu dem bereits vorhandenen Wort“ schätz “: bereits sehr wertvoll vorhanden (Ergebnis-, Fähigkeitsorientg., Individualität/Besonderheit)	- über die Musik und Kirchengemeinschaft zum Glauben gefunden, war eine andere besondere Gemeinschaft und besondere andere Musik als bei Normalen Freunden (Individualität/Besonderheit), sich dort sehr wohlgefühlt - aber Glauben nicht im Erleben des Bewusstseins als etwas Gegebenes, sondern im Erleben der rationalen Auseinandersetzung mit ihm und dem Erleben der Musik und ihrer Inhalte, wobei die Zugehörigkeitsfrage dominiert, das Erleben des Glaubens (emot.) in Situation/von Ereignissen ist unterschiedlich (nicht verlässlich), das rationale überwiegt, aber das rationale ist nicht immer eindeutig erklärbar - christliche Werte werden eigenen ergänzt als Zugewinn (Ergebnisorient., emotionale Rationalität, wertvoll für Individualität)
	Studium/A/B	Kinder	Freizeit	Religion/Politik	
Individualität - Wertorientierg. (Einstellung/Überzeugung) - Leistungs-/Fähigkeits-/Ergebnisorientg. - Zugehörigkeitsorientg. - Persönlichkeit (Begabung, sehr hohes Anspruchs-	- die eigentlich nicht typische DDR-Laufbahn ist für sie aber normal, weil immer schon so, auch in dem Bewusstsein, Ich- als Besondere normal ; befürchtet ev. Nicht-Anerkennung, weil gesell. Anerkennung auf gleichen Normen und nicht besonders individuellen beruht , deshalb auch Verteidigung nach außen, eine (für sie) „typische“ Biografie zu haben - besonders hoch positionierte Eltern (Anerkennung/Leistung/Status)	- biologisch: da ist eine ganze Menge weiterzugeben, Neugierde was aus zwei besonderen Menschen entstehen kann (Ergebnisorientg) , wofür man sich auch entsprechend entwickelt hat und	- ganz lange im Chor singen, besondere Hobbys können (Saxofon spielen), etwas herstellen, was sich als besonderes, vorzeigbares Objekt zeigen lässt, das ist von mir und Ausdruck meiner Person und Fähigkeiten - besondere Freunde / Gemeinschaft, besondere Musik / besonders gute Lehrer zielt auf Zugehörigkeit	- Zugang zum Glauben auch nicht über den normalen (sozialisierten, unabhängigen) Weg selbst gefunden (Autonomie, anders als die Norm) - polit. Engagement aus eigener Betroffenheit, dass Besonderheit (beruhend auf Leistungs-, Fähigkeits-, Ergebnis-, Zugehörigkeitsorientierung) in Gefahr ist, dann muss man selbst auch aktiv werden und sich mehr im eigenen Interesse	

niveau) - Aktivitäts-orientg.	- Chance als etwas Besonderes, was ihr zuteilwird (Heraushebung unter vielen Normalen) und dann noch bei besonders herausragenden Lehrern lernen zu dürfen (Zugehörigkeit, Anerkennung) -	weitergeben kann (Fähigkeits-orientg)	und Ergebnis: Ich bin auch etwas Besonderes, hohes Anspruchsniveau und Fähigkeitsniveau	durchsetzen	
----------------------------------	--	--	--	-------------	--

Abbildung 35: Zusammenfassende Inhaltsanalyse zu den bedeutsamen IZ je Lebensbereich am Fallbeispiel 3

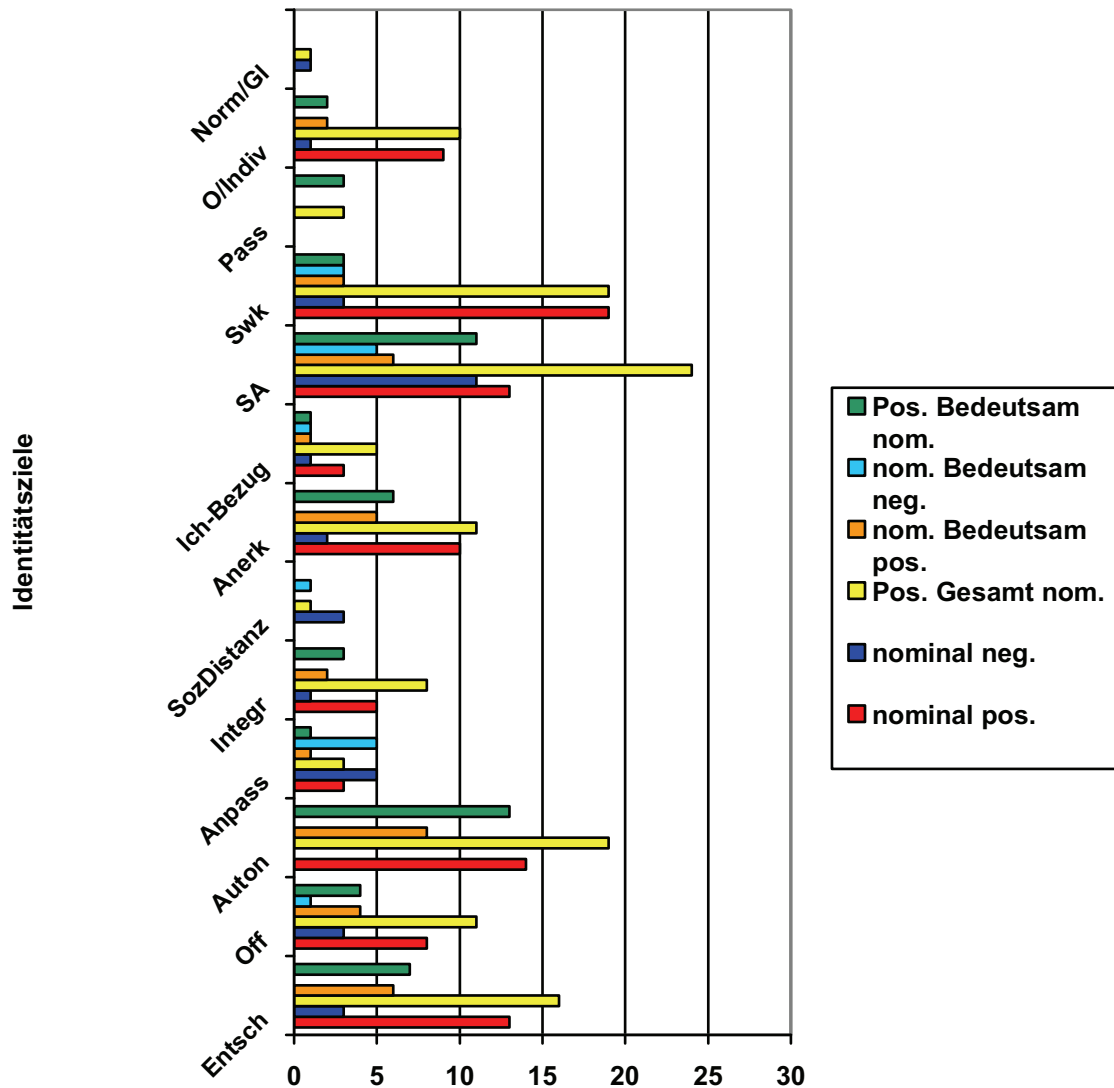
In dieser Übersicht sind in einer ersten Überarbeitung die Besonderheiten des Falles durch ein hervorgehobenes Schriftbild erkennbar. Im Kontext jener Markierungen sind bereits skizzenhaft erste grobanalytische hermeneutische Identitätszieldimensionen ersichtlich, die in allgemeiner Form linksseitig unterhalb des jeweiligen Identitätsziels festgehalten worden sind und im qualitativ späteren hermeneutischen Verlauf weiterentwickelt werden.

4.2 *Quantitative kategoriale Einzelfallanalyse*

4.2.1 Quantifizierung der qualitativen Daten

Ein erster, das qualitative Material quantifizierender, Zwischenschritt ist bereits im Zuge der Explikation der Matrix (2) vollzogen, als die Häufigkeiten der Identitätszielgewichtung bestimmt worden sind und der nun jeweils erste grobe quasistatistische Aussagen sowie lebensbereichsspezifische Gruppierungen für jedes bedeutungsvolle Identitätsziel ermöglicht. Das heißt, ob für ein Identitätsziel die gesamte (gelb markiert) und die als bedeutungsvoll gewichtete (grün markierte) Häufigkeit beschrieben werden könnte mit „mehr oder weniger häufig“ bzw. „viel-wenig“, „oft-selten“, „hoch-niedrig“ usw. Doch sagen solche quasistatistischen Aussagen nur annäherungsweise etwas über die fallinterne Sinnzusammenhang bildende Verhältnismäßigkeit jedes Identitätsziels aus. Für einen darüber hinausgehenden Fallvergleich reichen die quasistatistischen Aussagen nicht annähernd zur Präzisierung der Formationsgeneralisierung aus. Zunächst werden am geläufigen Fallbeispiel 3 allgemeine Aussagen zum fallinternen Überblick und zu ersten allgemeinen Möglichkeiten für weitere Sinn bildende Anhaltspunkte der identitätszielbezogenen Handlungsorientierung vorgenommen. Auch wenn geschlussfolgerte Identitätszielrelationen innerhalb des gesamten und des bedeutungsvollen Generalisierungsmusters keinen ursächlichen Erklärungswert besitzen, so liefern die tabellarisch-nominalen Muster zunächst einen formalen Überblick über alle Häufigkeitsverteilungen als ersten Ansatzpunkt. Würde es im Anschluss daran aber dabei bleiben, behielten die Aussagen einen kurzschlüssigen Charakter. Um dies näher zu verdeutlichen, wird am geläufigen Fallbeispiel im nächsten Arbeitsschritt ein einfaches Example vorgestellt, aus dem die Veränderung der Daten zwischen dem

ADA Identitätszielgewichtung

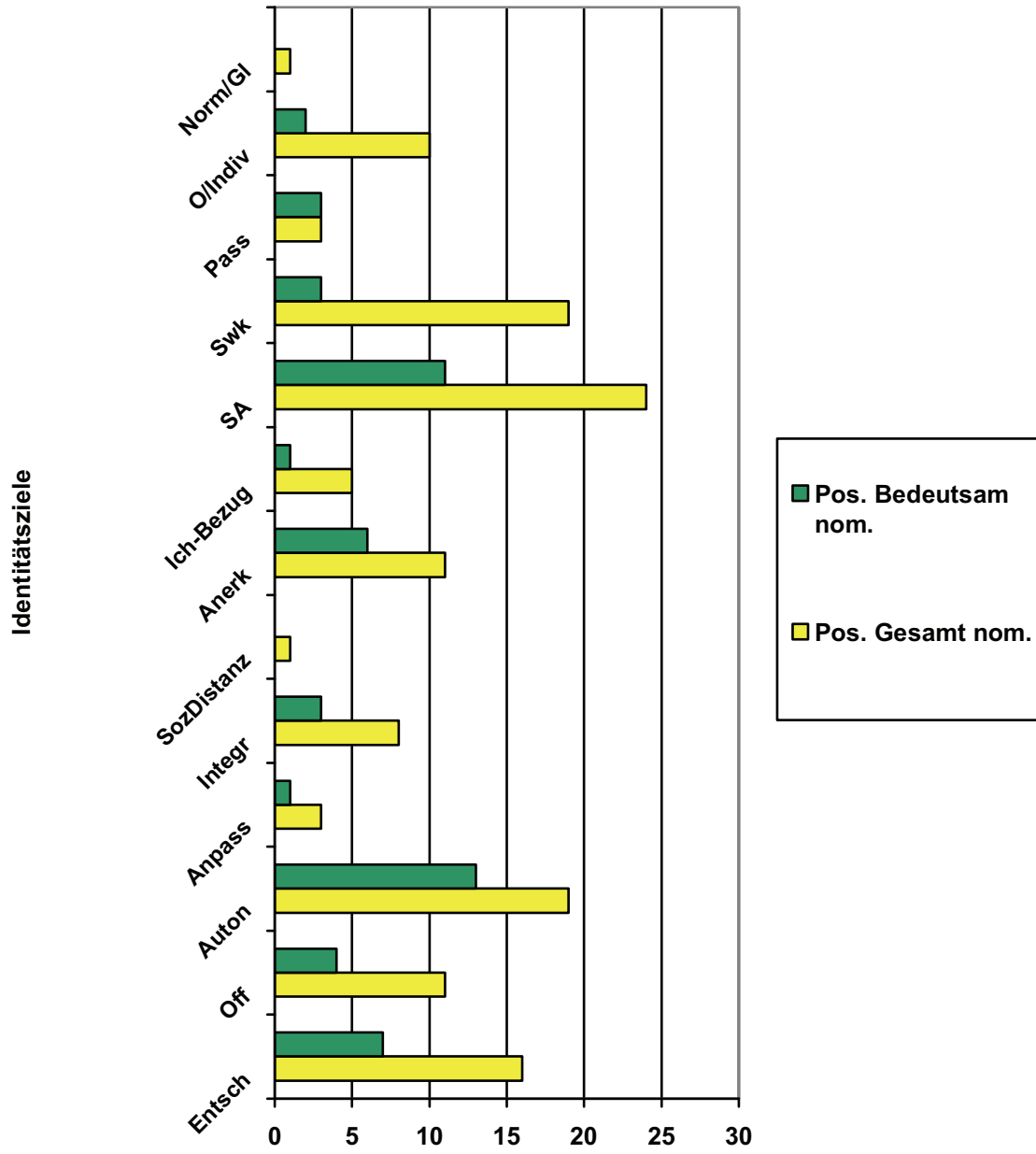


	Entsch	Off	Auton	Anpass	Integr	SozDistanz	Anerk	Ich-Bezug	SA	Swk	Pass	O/Indiv	Norm/Gl
■ Pos. Bedeutsam nom.	7	4	13	1	3	0	6	1	11	3	3	2	0
■ nom. Bedeutsam neg.	0	1	0	5	0	1	0	1	5	3	0	0	0
■ nom. Bedeutsam pos.	6	4	8	1	2	0	5	1	6	3	0	2	0
■ Pos. Gesamt nom.	16	11	19	3	8	1	11	5	24	19	3	10	1
■ nominal neg.	3	3	0	5	1	3	2	1	11	3	0	1	1
■ nominal pos.	13	8	14	3	5	0	10	3	13	19	0	9	0

nominale Ausprägung n=131/54
nom. Selbstzug n= 28

Abbildung 36: Allgemeines nominales Generalisierungsstrukturmuster anhand der Häufigkeitsverteilung im Fallbeispiel 3

ADA
Identitätszielgewichtung



	Entsch	Off	Auton	Anpass	Integr	SozDistanz	Anerk	Ich-Bezug	SA	Swk	Pass	O/Indiv	Norm/Gl
■ Pos. Bedeutsam nom.	7	4	13	1	3	0	6	1	11	3	3	2	0
■ Pos. Gesamt nom.	16	11	19	3	8	1	11	5	24	19	3	10	1

nominale Ausprägung n=131/54
nom. Selbstzug n= 28

Abbildung 37: Nominales Generalisierungsstrukturmuster aus der gesamten und bedeutungsvollen Häufigkeitsverteilung von IZ am Fallbeispiel 3

nominalen Gesamt- sowie bedeutungsvollen Generalisierungsstrukturmuster und den jeweils Relationalen ersichtlich wird, die das Grundverständnis zwischen der Häufigkeitsverteilung (Ausprägungsgehalt) und dem Ausprägungsniveau verdeutlicht.

Zum Fallbeispiel: Aus der Häufigkeitsverteilung von jeweils positiven und negativen Einzelwerten und Summen des einmal gesamten und zum Zweiten Relevanz besetzten Generalisierungsmusters lässt sich – wie in Abbildung 36 dargestellt – zunächst ein komplexes nominales Generalisierungsmuster am Fallbeispiel 3 erkennen. (vgl. D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Tab. Häufigkeit IZ Ada.doc; S. 1) Insgesamt überwiegen die positiven Generalisierungen, wobei eine Tendenz zur negativ wahrnehmenden und bewertenden Selbstthematisierung sich stärker um die hohen bedeutungsvollen Identitätsziele konzentriert, weniger jedoch im Allgemeinen. Das könnte heißen, dass genau in diesen Identitätszielen ein Aussagewert für die Bedeutungsgeneralisierung zu vermuten ist. Hauptsächlich jene Ereignisse bzw. Erfahrungen werden auch negativierend ausgedrückt, weil sie eben genau deshalb im aktuellen Vergegenwärtigen Relevanz besitzen. Um dieses komplexe Formationsmuster hinsichtlich einer höheren Gewichtung von Identitätszielen jedoch im Überblick zu entschlüsseln, genügen eine Reduktion der Häufigkeitsverteilung auf das einmal gesamte (allgemeine) Generalisierungsmuster und das mit Bedeutsamkeit Versehene und deren Vergleich. (vgl. Abbildung 37; D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Tab. Häufigkeit IZ Ada.doc; S. 2) Das reduzierte Muster im Fallbeispiel allgemein vergleichend, lässt erkennen, dass es eine Verschiebung gibt hinsichtlich des am stärksten thematisierten Identitätsziels, das der „Selbstachtung“, zugunsten der insgesamt an zweiter Stelle liegenden „Autonomie“, einschließlich einer, in Bezug auf seine höhere Bedeutung völlig zurücktretenden, „Selbstwirksamkeit“. Mithilfe des komplexen Musters entdeckt man allgemein, dass das Identitätsziel „Selbstachtung“ einen hohen negativ besetzten bedeutungsvollen Häufigkeitswert ausweist. Da „Selbstachtung“ in ihrem Kontinuum aber als Ausnahme kein gegenpoliges Identitätsziel hat, sondern sich selbst polarisiert, weist es einen auf den ersten Blick täuschend und deshalb vorläufig sehr häufigen Gesamtwert auf, wohingegen „Autonomie“ sowohl in ihrem allgemeinen, als auch vom positiv bedeutungsvollen, Gesamtwert außerordentlich häufig stabil bleibt. Die häufigen Selbstachtungswerte müssen also einen impliziten Grund haben, der sich erst im Laufe des VGZ-Schemas (im nächsten Arbeitsschritt) quantitativ nachvollziehen lässt, da hier – so viel kann im Kontext der vorhergehenden, intensiven, qualitativen Fallinterpretation schon vorweggenommen werden – in der Gegenwart verstärkte problematische Auseinandersetzungen thematisiert werden, die für die Zukunft abnehmen (sollen). Für

„Autonomie“ gilt jedoch, dass sie nicht nur in der Gegenwart ein bedeutungsvolles Identitätsziel ist, sondern auch für die Zukunft bleibt. Nähere relationale quantitative Analysen zum einen und hermeneutische Analysen am qualitativen Material bezüglich dieser Aspekte zum anderen erlauben schließlich im Anschluss erst, eine hinreichende Erklärung für das (sich verändernde) Ausprägungsniveau zu finden.

4.2.2 Prozentuale Mittelwertbildung : Identitätsziel-/ Lebensbereichs- und VGZ-Gewichtung

Bevor angemessene fallinterne und fallübergreifende kontrastierende Kategorien(verhältnis)vergleiche zwischen den quantitativen Häufigkeiten sinnvoll möglich sind, müssen die nominalen Identitätszielwerte in metrische Zahlenbegriffe modifiziert werden. (vgl. bereits die Begründungen i. d. A. S. 346) Dementsprechend sind für jeden Einzelfall Datenblätter angelegt worden, in denen zunächst die Häufigkeitswerte je Identitätsziel pro Lebensbereich und VGZ-Codierung anhand der Matrix (2) dimensioniert und mittels der prozentualen Mittelwertberechnung zu relationalen Werten modifiziert worden sind. Am Beispiel des Identitätsziels „Entschiedenheit“ im Fall 3 liest sich das bedeutungsvolle Ausprägungsniveau dann wie folgt: der nominale Häufigkeitswert beträgt sieben, das heißt, sieben Nennungen sind in der allgemeinen Gesamtselbstthematisierung für „Entschiedenheit“ codiert worden. Der metrische *bedeutungsvolle* Mittelwert für „Entschiedenheit“ beträgt 12,9 Prozent von allen *bedeutungsvollen* metrischen Mittelwerten aller Identitätsziele insgesamt. Im Vergleich seines Ausprägungsanteils am allgemeinen Gesamtvolumen aller mit „Entschiedenheit“ codierten Ausprägungsgehalte beträgt dieser aber nur 5,3 Prozent.

Um den Umgang mit den quantifizierten qualitativen Daten transparent zu halten, werden die einzelnen tabellarischen Grundformen und Grafiken wieder am geläufigen Fallbeispiel expliziert. (vgl. D:\ Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Datenblatt Fall 3 Ada.xls) Auf umfangreiche interpretierte Auswertungen muss aber in diesem Zusammenhang verzichtet werden, da sie den Rahmen der Arbeit bei Weitem sprengen und in der typologischen Analyse an einigen Stellen, wie ich meine, deutlich gemacht werden können.

	V	G	Z	Bedeutsam	Allgemein
Entschiedenheit	2	3	2	7	16
Offenheit	2	0	2	4	11
Autonomie	1	8	4	13	19
Anpassung	1	0	0	1	3
Integration	1	2	0	3	8
SozDistanz	0	0	0	0	1
Anerkennung	2	2	2	6	11
Ich-Bezug	1	0	0	1	5
Selbstachtung	2	7	2	11	24
Selbstwirksamkeit	0	3	0	3	19
Passivität	1	2	0	3	3
Orign/Indiv.	0	1	1	2	10
Norm/Gleich	0	0	0	0	1
Summe vertikal	13	28	13	54	131

Tabelle 1: Nominale Häufigkeiten der Identitätsziele je V-G-Z im Fall 3

% von 54	Vg	Gw	Zk	IZ	% Bedeutsam	% Bedeutsam von Allgem.	% Allgemein
Entschiedenheit	3,7	5,5	3,7	Entsch	12,9	5,3	12,2
Offenheit	3,7	0	3,7	Off	7,4	3	8,3
Autonomie	1,9	14,8	7,4	Auton	24,1	10	14,5
Anpassung	1,9	0	0	Anp	1,9	0,8	2,3
Integration	1,9	3,7	0	Integr	5,6	2,3	6,1
SozDistanz	0	0	0	SozDistanz	0	0	0,8
Anerkennung	3,7	3,7	3,7	Anerk	11,1	4,5	8,4
Ich-Bezug	1,9	0	0	Ich-Bez	1,9	0,8	3,8
Selbstachtung	3,7	12,9	3,7	SA	20,3	8,3	18,3
Selbstwirksamkeit	0	5,5	0	Swk	5,5	2,3	14,5
Passivität	1,9	3,7	0	Pass	5,6	2,3	2,3
Orign/Indiv.	0	1,9	1,9	O/Indiv.	3,8	1,6	7,6
Norm/Gleich	0	0	0	N/Gl	0	0	0,8
Summe vertik	24,3	51,7	24,1	Summe vertik	100,1	41,2	99,9

Tabelle 2: Prozentuale Mittelwerte für die bedeutungsvollen Identitätsziele im VGZ-Verlauf

Fall 3: % Bedeutungsvolle IZ je VGZ

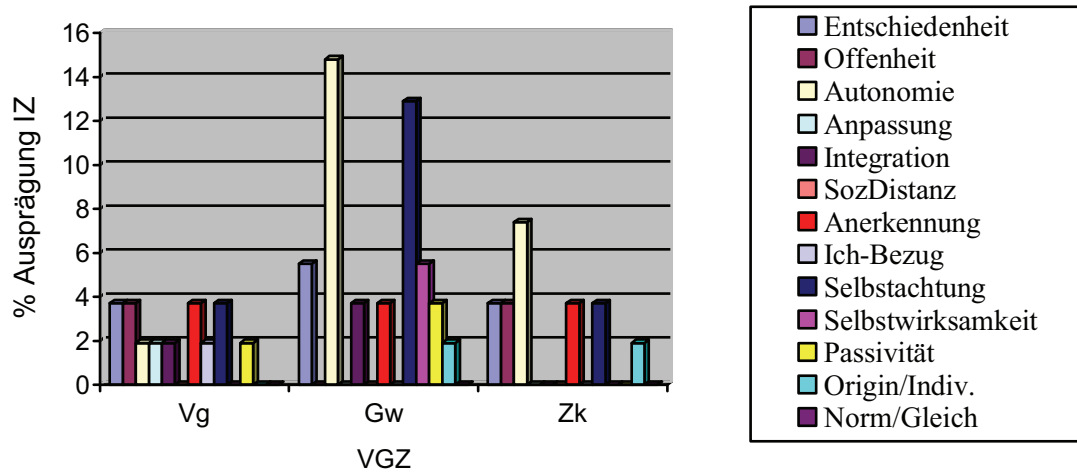


Abbildung 38: Prozentuale Mittelwerte der bedeutungsvollen Identitätsziele in VGZ

Tab. Fall 3: Generalisierungsstrukturmuster bedeutsamer und allgemeiner Gewichtung

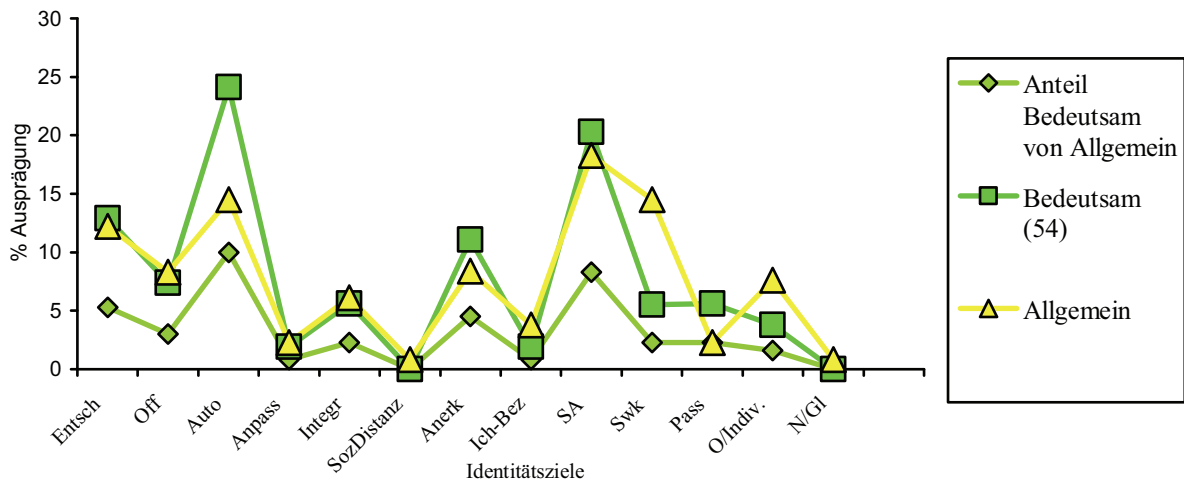


Abbildung 39: Generalisierungsstrukturmuster bedeutender und allgemeiner Gewichtung im Fallbeispiel 3

Der biografische Verlauf der bedeutungsvollen Identitätszielgewichtung lässt sich nun in eine erste Grafik übersetzen. (vgl. Abbildung 38) Die zweite Grafik (Abbildung 39) nimmt Bezug auf den oben bereits hervorgehobenen Zusammenhang des Mustervergleichs zwischen der gesamten und der zu Erfahrungskernen verdichtenden Generalisierungsweise von bedeutsamen Identitätszielen. Beide Muster liegen in ihrem Verknüpfungsverlauf sehr nah beieinander. Diese beiden Muster werden um eine weitere Struktur ergänzt, um zu verdeutlichen, dass die bedeutungsvollen Identitätsziele den regulierenden Anteil an der gesamten Generalisierungsweise beinhalten, nicht jedoch – und dies ist das Entscheidende – mit ihrem Anteil die Gesamtgeneralisierung im Ganzen generell ausrichten. Sondern dass sie letztlich entscheidende, dennoch aber „nur“ hoch verdichtete Generalisierungskerne darstellen, die darauf schließen lassen können, dass jene Bedeutungsgehalte sich auf das Wichtige der aktuellen Selbstthematisierung richten und zur empirischen Analyse berechtigt „bereitstehen“. Aus mathematischer bzw. physikalischer Sicht sollen die Strukturdarstellungen keine Funktionen abbilden, wie die übliche grafische Form es nahe legen könnte, sondern ein abstrahiertes Strukturmuster, das sich als eine Verknüpfung aller Identitätsziele abstrakt denken lässt.¹⁸¹ Aus den drei Mustern wird im Ergebnis klar, dass die Mittelwerte der bedeutungsvollen Identitätsziele einem allgemeinen Generalisierungsmuster entsprechen und insofern zunächst einer Verifikation standhalten. Die weiteren quantitativen und qualitativen Auswertungsschritte werden nur noch mit den bedeutungsvollen Identitätszielen arbeiten, weil es ja um die Analyse der Bedeutungsgehalte geht, die als „wichtig“ für ihre Identitätsformation durch die Befragten angesehen werden.

Nun sind für eine angemessene Bedeutungsanalyse insbesondere auch die lebensphasen- und lebensbereichstypischen Mittelwerte zu bilden, um zu erkennen, auf welche Lebensbereiche sich die Auseinandersetzung mit sich selbst und der Welt in der biografischen Selbstthematisierung konzentriert, wo also die Bilanzierungs- und Antizipationsprozesse zur gewichteten Formationsweise ihren Niederschlag finden. Insbesondere für die im besonderen Teil der Auswertung vorzulegende Stellenwertanalyse des Lebensbereichs Arbeit und Beruf sind diese Ergebnisse eine wesentliche Grundlage. Im ersten Schritt werden die nominalen Häufigkeiten je Lebensbereich und je V-G-Z aufgeschlüsselt und in prozentuale Mittelwerte relationiert. (vgl. am Fallbeispiel Tabelle 3; 4)

¹⁸¹ Anmerkung: Aus der grafischen Säulenabbildung o. Ä. würde diese Struktur m. E. nicht in vergleichender Weise explizit hervorgehen, auch wenn sie mathematisch bzw. physikalisch korrekt wäre.

Nennung	V	G	Z	Summe
Studium A/B	5	9	5	19
Part/Kind	0	9	4	13
Freunde/Freizeit	1	6	1	8
Glaube	3	3	0	6
Politik	3	2	1	6
Summe VGZ	12	29	11	52
Selbst			2	54

Tabelle 3: Nominale Häufigkeit der Lebensbereiche je V-G-Z im Fall 3

% von 54				Tabelle 3	horizontal	
% Gesamt LB	Stud/A/B	Partn/Kind	Freunde/Freizeit	Glaube	Politik	Summe VGZ
V	9,3	0	1,9	5,7	5,7	22,6
G	16,9	16,9	11,4	5,6	3,8	54,6
Z	9,4	7,6	1,9	0	1,9	20,8
Summe LB	35,6	24,5	15,2	11,3	11,4	98

Tabelle 4: Prozentuale Mittelwerte je Lebensbereich und je V-G-Z am Fall 3

Auch diese Werte lassen sich in eine Grafik übersetzen (vgl. Abbildung 40):

Fall 3: Lebensbereichsgewichtung je VGZ

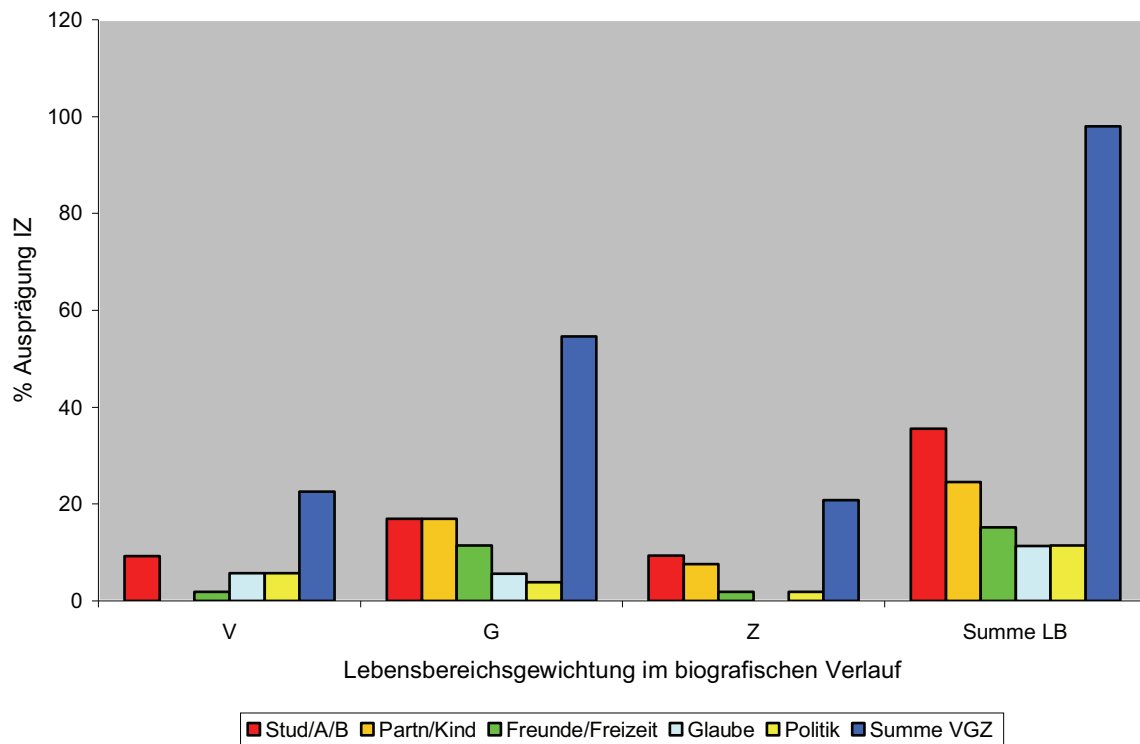


Abbildung 40: Lebensbereichsgewichtung im biografischen Verlauf im Fall 3

Auf einen Blick ist zu erkennen, dass der prioritäre Aufmerksamkeitsfokus im Fallbeispiel 3 auf die gegenwärtigen Auseinandersetzungsprozesse gerichtet ist und hier seine stärkste Ausprägung in den Lebensbereichen Studium/Arbeit/Beruf sowie Partnerschaft/Kind findet. Aus der intensiven Fallanalyse heraus ist bereits bekannt, dass sich die Befragte im Fall 3 mit beruflichen Entscheidungen derart beschäftigt, dass sie eine Lösung finden möchte, die sich mit den partnerschaftlichen Anforderungen vereinen ließe. Das heißt also, beide Lebensbereiche haben im Moment für sie die größte Bedeutung. Die Lösung des inneren Konflikts – dies zeigt die Grafik zumindest allgemein an – liegt für die Befragte darin, zwar beiden Lebensbereichen aus heutiger Sicht auch zukünftig die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Jedoch sehen die weiteren Planungen eine tendenziell höhere Konstanz im beruflichen Werdegang vor, der sich wiederum schon durch die gesamte Biografie in ihrer Darstellung durchhält und somit einen generell hohen Stellenwert in der Identitätsformation vermuten lässt. Um zu erfahren, welche Identitätsziele im biografischen Verlauf im jeweiligen Lebensbereich von hoher Bedeutung sind, ist es notwendig, die prozentualen Mittelwerte für die einzelnen Identitätsziele lebensbereichsspezifisch aufzuschlüsseln. Als ein detailliertes Beispiel wird nun für den Lebensbereich Arbeit/Beruf die entsprechende Berechnungstabelle aufgeführt (vgl. Tabelle 5) und die dazugehörige Grafik (Abbildung 41) entwickelt.

Studium A/B	Vg	Gw	Zk	Summe IZ (54)
Auton	0	5,6	1,9	7,5
SA	0	1,9	0	1,9
Entsch	3,7	1,9	1,9	7,5
Anerk	0	0	3,7	3,7
Swk	0	3,7	0	3,7
Off	3,7	0	1,9	5,6
Pass	0	1,9	0	1,9
Integr	0	0	0	0
Ich-Bezug	0	1,9	0	1,9
O/Indiv.	0	0	0	0
Anpass	1,9	0	0	1,9
Summe VGZ	9,3	16,9	9,4	35,6

Tabelle 5: Biografische Identitätszielgewichtung im Lebensbereich Arbeit/Beruf im Fall 3

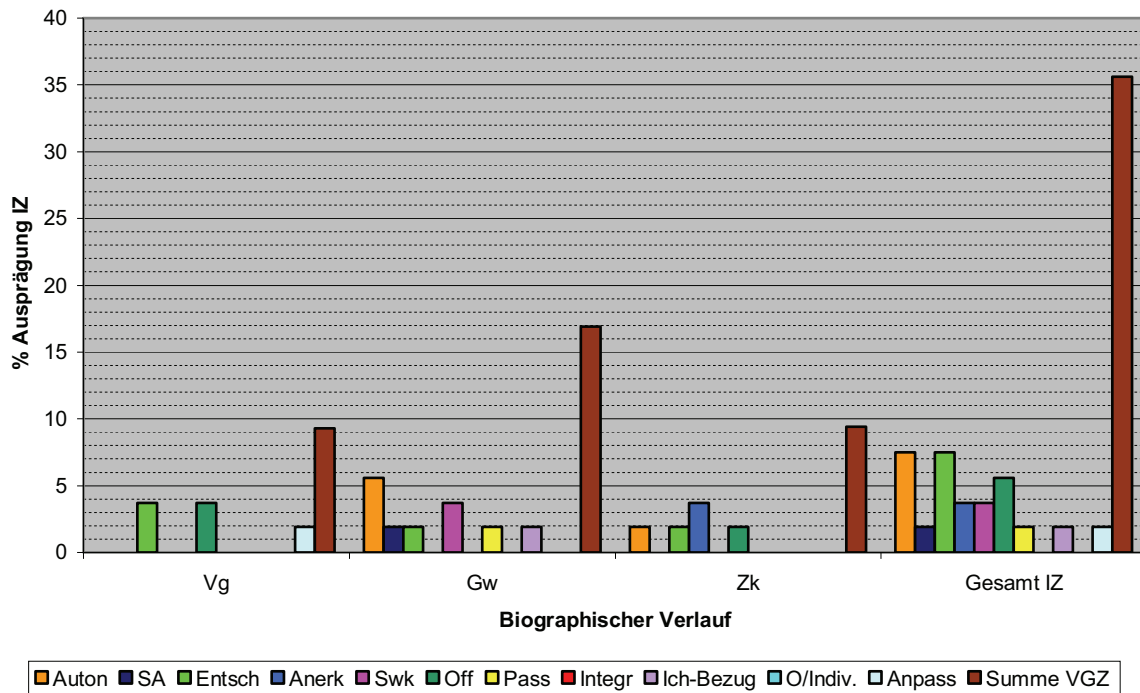


Abbildung 41: Biografische Identitätszielgewichtung im Lebensbereich Arbeit/Beruf im Fall 3

Diese Grafik lässt erkennen, dass die oben gedutete prioritäre Aufmerksamkeit, gerichtet auf die Lebensbereiche Arbeit/Beruf und Partnerschaft/Kind, eben dadurch bedingt ist, dass sich auch im biografischen Verlauf die prioritären Identitätsziele (bspw. „Autonomie“) genau auf diese Lebensbereiche hin herauskristallisieren lassen. Das heißt, das Ziel „Autonomie“ gewinnt einerseits seine hohe biografische Gesamtausprägung aus der hohen biografischen Priorität der Lebensbereiche insgesamt. Aber auch umgekehrt sind Rückschlüsse für den prioritären Lebensbereich aus der Stellenwertanalyse einzelner relationaler Identitätsziele zu ziehen möglich. Daraus folgt, aus diesem Zusammenhang lassen sich einerseits Rückschlüsse für eine Identitätszielgewichtungsanalyse auf übergeordneter Identitätsebene und andererseits für die darin begründete, also implizite Lebensbereichsgewichtungsanalyse nachweisen. Das bedeutet, wenn der Lebensbereich einen biografisch hohen Stellenwert hat, dann auch deshalb, weil mit dieser Prioritätensetzung die entsprechend hoch gewichteten Identitätsziele umgesetzt werden. Will man also etwas über den Stellenwert eines Lebensbereichs erfahren, so kann man zunächst die überordneten Identitätsziele entschlüsseln und danach suchen, ob die entsprechenden Identitätsziele auch über den hoch gewichteten Lebensbereich erfüllt werden sollen, wodurch der Lebensbereich selbst wiederum auch (neben den von außen gesetzten Anforderungen) seine hohe Lebensbedeutung erhält. Für das Fallbeispiel lässt sich diesbezüglich ein letzter quantitativer Kontrastierungsvergleich aufzeigen (vgl. Tabelle 6;

Abbildung 42), in dem die hoch gewichteten Identitätsziele jeweils für die einzelnen thematisierten Lebensbereiche im biografischen Gesamtverlauf abzulesen möglich sind und allgemeine vergleichende Rückschlüsse dahingehend erlauben, über welche Lebensbereiche sie verfolgt werden.

% Gesamt VGZ	Stud/A/B	Partn/Kind	Freunde/Freizeit	Glaube	Politik	Summe IZ
Auton	7,5	7,5	0	5,6	1,9	22,5
SA	1,9	7,5	3,8	3,8	3,8	20,8
Entsch	7,5	1,9	1,9	0	0	11,3
Anerk	3,7	1,9	3,8	0	1,9	11,3
Swk	3,7	0	1,9	0	3,8	9,4
Off	5,6	1,9	0	0	0	7,5
Pass	1,9	0	0	0	0	1,9
Integr	0	1,9	1,9	1,9	0	5,7
Ich-Bezug	1,9	0	0	0	0	1,9
O/Indiv.	0	1,9	1,9	0	0	3,8
Anpass	1,9	0	0	0	0	1,9
Summe LB	35,6	24,5	15,2	11,3	11,4	98

Tabelle 6: Lebensbereichsspezifische Identitätszielgewichtung im biografischen Gesamtverlauf im Fall 3

Aus den relationalen Identitätszielwerten lässt sich für das Fallbeispiel im Allgemeinen zusammenfassen, dass sich das hohe bedeutungsvolle Identitätsziel „Autonomie“ auf beide Lebensbereiche (Arbeit/Beruf und Partnerschaft/Kind) insgesamt jeweils gleich stark konzentriert. Das Identitätsziel „Selbstachtung“ erlangt jedoch seinen höheren Wert im Bereich Partnerschaft/Kind und auch in allen anderen, den geringsten Wert jedoch für den Lebensbereich Arbeit/Beruf. Zur allgemeinen Erklärung (im Anschluss an die hermeneutische Einzelfallinterpretation) lässt sich im Überblick feststellen, dass die mit Selbstachtung verbundene Wertorientierung im Lebensbereich Partnerschaft/Kind anscheinend dort auch ihre große Auseinandersetzung hat. Das heißt, die Befragte muss sich dahingehend entscheiden, wie sie heute und zukünftig beide Lebensbereiche so verbunden bekommt, dass sie auch in dem Lebensbereich Partnerschaft/Kind ihre Selbstachtung erhalten kann, die sie bereits im beruflichen Lebensbereich erreicht hat. Einschließlich darauf konzentriert sie sich auch in puncto „Entschiedenheit“. Der Wert sagt zunächst allgemein aus, dass sie über den beruflichen Lebensbereich bereits zu positiven Zielerfüllungen gelangt ist. Dies umschließt ebenso die Werte für „Anerkennung“, „Ich-Bezug“ und „Anpassung“. Die Werte für die Identitätsziele „Ich-Bezug“ und „Selbstachtung“ wiederum könnten insofern im Zusammenhang stehen, als dass sie noch keine Lösung dafür gefunden hat, wie sie ihren bereits im beruflichen Bereich erfüllten Ich-Bezug auch mit dem Partnerschaftsbereich vereinbaren kann. Dies steht nämlich der Entscheidung zwischen beiden Lebensbereichen

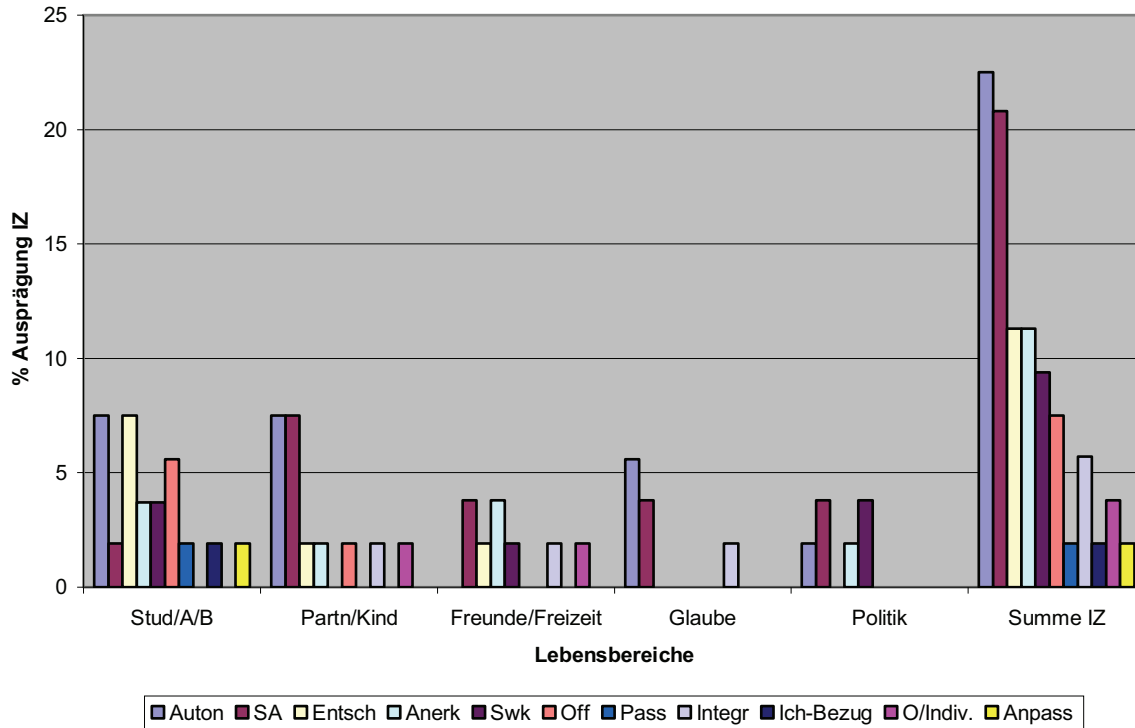


Abbildung 42: Lebensbereichsspezifische Identitätszielgewichtung im biografischen Gesamtverlauf im Fall 3

insofern im Wege, als sie ihre berufliche weitere Laufbahn zwar einerseits dem Partner gegenüber anpassen möchte, jedoch nicht um den Preis, ihre Selbstverwirklichung in der beruflichen Laufbahn aufzugeben. Deshalb zeigt sich im Identitätsziel „Passivität“ ein Ausschlag, der daraufhin gedeutet werden kann, dass die auch von unklaren weiteren beruflichen Optionen abhängige Entscheidung als auch eine Entscheidung seitens des Partners abzuwarten sind. Ihre ausgleichende Anpassung würde so weit gehen, dass sie beide Lebensbereiche dahingehend vereint sehen würde, wenn sie gemeinsam mit dem Partner im Ausland leben würde, dort aber gleichzeitig ihrer beruflichen Laufbahn nachgehen könnte. Dieser Zusammenhang wird durch die Werte im Identitätsziel „Offenheit“ mitgestützt.

4.2.3 Zwischenergebnis: Kategoriale Identitätszielstruktur je Einzelfall

Die quantitative Einzelfallanalyse abschließend und der Zusammenfassung des Fallbeispiels dienend, wird nun die allgemeine, d. h. eine lebensweltlich und lebensphasisch undifferenzierte, bedeutungsvolle Identitätszielstruktur zur Vorbereitung für die weiteren

generalisierenden und fallvergleichenden Analysen zusammengestellt (vgl. Tabelle 7) und in eine Grafik (vgl. Abbildung 43) überführt, die einschließlich der qualitativen Einzelfallmatrizen das wesentlichste quantitative Grundhilfsmittel abbildet.

% von 54	Bedeuts. IZ	% von 54	Bedeuts. IZ
Entschiedenheit	12,9	Ich-Bezug	1,9
Offenheit	7,4	Selbstachtung	20,3
Autonomie	24,1	Selbstwirksamkeit	5,5
Anpassung	1,9	Passivität	5,6
Integration	5,6	Orign/Indiv.	3,8
SozDistanz	0	Norm/Gleich	0
Anerkennung	11,1	Summe vertik	100,1

Tabelle 7: Mittelwerte der bedeutsamen Identitätszielstruktur im Fall 3

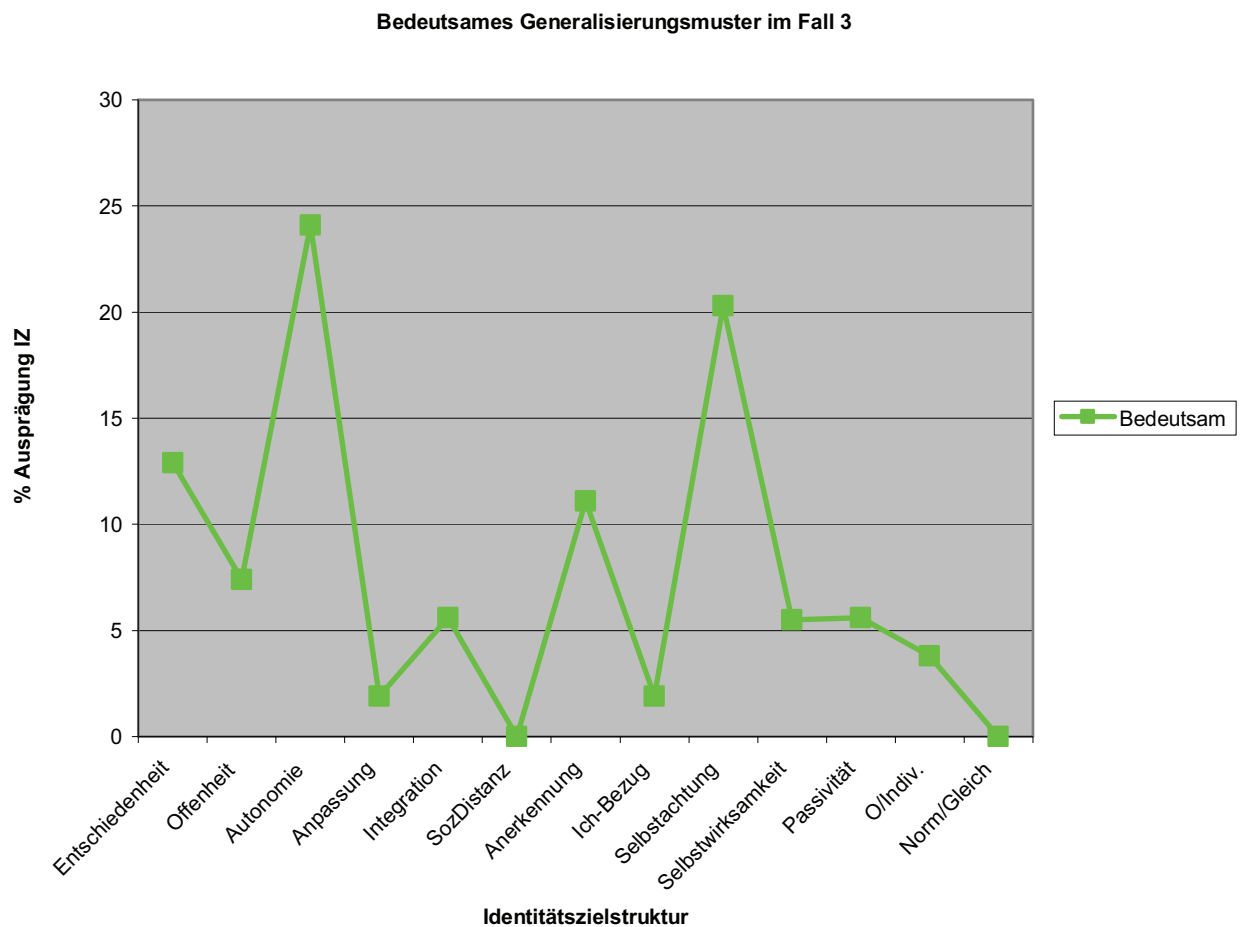


Abbildung 43: Bedeutsame Identitätszielstruktur im Fall 3

4.3 *Quantitative typologische Analyse*

4.3.1 Kontrastierender Kategorienvergleich zwischen den Einzelfällen

Dass eine erste generalisierende Typenanalyse allein mithilfe sämtlicher, der für jeden Einzelfall zuvor erstellten, bedeutungsvollen Identitätszielstrukturen einen zunächst aufgrund der Komplexität ungünstigen Ansatzpunkt darstellt, verdeutlicht die Abbildung 44, die zunächst alle Strukturen vereinigt. Jedoch zeigt sie auf den ersten Blick anscheinend generelle Konzentrationen um bestimmte, für alle Befragte deshalb zentrale, Identitätsziele. Deren Feinanalyse wird selbstredend zu einem wesentlichen Ansatzpunkt. Gleichzeitig scheinen bestimmte, weniger deutlich gewichtete, bedeutsame Identitätsziele im Vergleich zwischen den Einzelfällen auf deren Besonderheiten hinzuweisen und ergeben deshalb einen zweiten allgemeinen Ansatzpunkt. Das bedeutet wiederum, dass sich – und das kann nur in erster Linie Aufgabe der hermeneutischen Typenbildung sein – die Typen in kategorialer Hinsicht in feinen Unterschieden differenzieren lassen werden. Die hermeneutische Analyse ist dann jedoch erst in der Lage, diese feinen kategorialen Unterschiede inhaltsanalytisch auf genaue Unterschiede festzulegen. Zur Transparenz der einzelnen quantitativ generalisierenden Arbeitsschritte und zu der Verankerung der selektiv ausgewählten Grafiken bzw. Abbildungen ist auch hier wieder der formale Quellenverweis mitzudenken. (vgl. D:\Anhang\Kategoriale Typenbildung\Quantitatives Protokoll.xls)¹⁸²

Der erste quantitativ generalisierende Arbeitsschritt, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede sichtbar zu machen, bestand darin, für jeden Einzelfall eine fallinterne Ranking-Liste der Identitätszielstruktur für einen Minimal-Maximal-Ausprägungsvergleich anzulegen. Das Ziel ist gewesen, sich einen Überblick verschaffen zu können, welche Identitätszielausprägungen die drei ranghöchsten Plätze einnehmen. Das Ranking-Verfahren dient also zur Bildung von kategorialen Vergleichsdimensionen für einen einmal fallinternen und zum anderen fallübergreifenden Ranking-Vergleich. Mit entsprechend farblichen Skalierungen (rot = 1. Rang; gelb = 2. Rang; grün = 3. Rang) werden die Rangplätze übersichtlich erhalten und durch Hervorhebungen im Schriftbild auf ihre Besonderheiten aufmerksam gemacht. (vgl. Tabelle 8; 9) Schon hier erfolgt quasi nebenbei ein fallübergreifender

¹⁸² Im datentechnischen Anhang (CD) befindet sich eine Datei „Protokoll“ mit den entsprechenden Excel-Datenblättern der quantitativen typologischen Analyse, die zum Vorstellen der Auswertungsmethode in diesem Abschnitt in ihren relevanten Zügen ausschnittsweise herangezogen wird und dem Nachvollzug bzw. zur Verifikation zur Verfügung gestellt wird. Nicht alle unternommenen Vergleiche führten auf hinreichende Ergebnisse hinaus. Deshalb kann hier – auch um den sinnvollen Rahmen nicht zu überdehnen – nur auf wesentliche Hauptwege eingegangen werden.

Bedeutsame Identitätszielestrukturen aller Einzelfälle

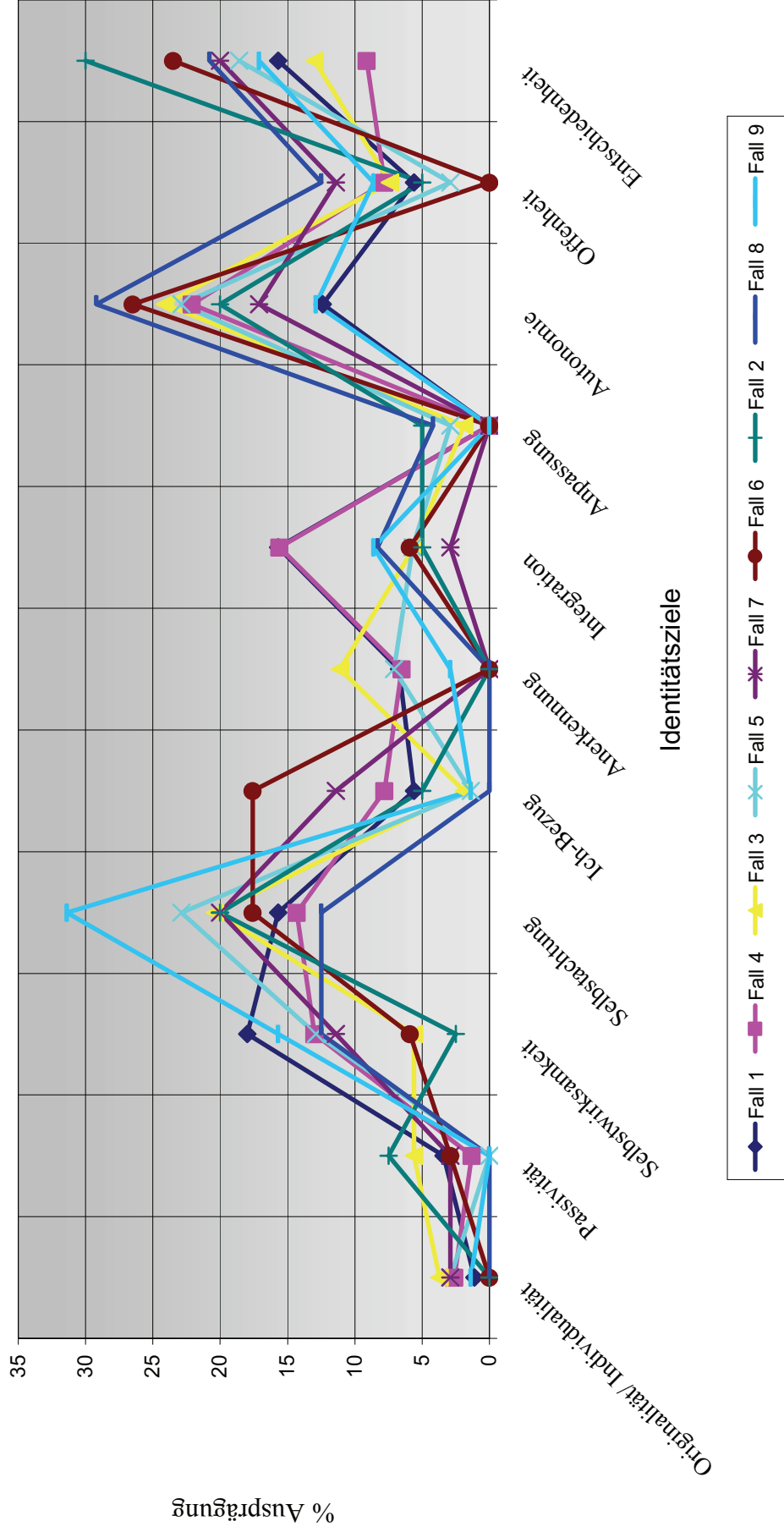


Abbildung 44: Bedeutsame Identitätszielstrukturen je Einzelfall

Ähnlichkeitsvergleich, um erste Anhaltspunkte zu finden. Insbesondere am Ranking wird noch einmal der Aspekt hinsichtlich der Besonderheit des Ausprägungsniveaus deutlich. Würde man fallvergleichend nur die Werte miteinander vergleichen, obwohl sie prozentual relationalisiert worden sind und deshalb überhaupt erst einen Fallvergleich ermöglichen, dann würde man zu anderen Typen bildenden Ergebnissen kommen, als wenn man die innere Verhältnislogik mitberücksichtigt. An einem Beispiel sei dies kurz verdeutlicht: Im Fall 4 weist das Identitätsziel „Ich-Bezug“ einen (anteiligen) Wert von 7,5 Prozent im Gesamtverhältnis der Gewichtung aus, folgt aber in Bezug auf seinen Stellenwert erst nach *fünf* anderen hoch gewichteten Identitätszielen. Im Fall 2 dagegen wird das Identitätsziel „Passivität“ ebenso mit 7,5 Prozent im Gesamtverhältnis bedeutsam und kann aber rein quantitativ als das *drittwichtigste* Identitätsziel klassifiziert werden. Auf diesen feinanalytischen Unterschied im Gegensatz zu anderen Verfahren muss hingewiesen werden. Denn alle weiteren Analysen gründen u. a. auch auf diesem Grundverständnis.

In einem zweiten Schritt sind die (im vorherigen Arbeitsschritt erstellten) Grafikfolien Fall für Fall übereinandergelegt und im fallübergreifenden Ranking-Vergleich des kategorialen Ausprägungsniveaus verglichen worden. Dieses allgemeine Verfahren entspricht den gängigen (rechnergestützten) fallvergleichenden Vorgehensweisen und Darstellungen, die in anderen Arbeiten bspw. bei der Berechnung von Ähnlichkeits- und Signifikanzkoeffizienten (hier jedoch aufgrund von Mittelwertberechnungen nicht) angewendet werden. (vgl. Tabelle 10) Beide Einzelarbeitsschritte lassen relativ unkompliziert eindeutige strukturelle Übereinstimmungen im IZ-Ausprägungsniveau auffinden (vgl. farblich markierte Felder), sodass sich schließlich vier kategoriale Identitätszieltypen herauskristallisieren. (vgl. Abbildung 45-48)

IZ	Fall 1	Fall 2	Fall 3	Fall 4	Fall 5	Fall 6	Fall 7	Fall 8	Fall 9
Originalität/ Individualität	1,1		3,7	2,6	2,9	0	2,9	0	1,4
Passivität	3,4	7,5	5,6	1,3	0	2,9	2,9	0	0
Selbstwirksamkeit	18	2,5	5,6	13	12,9	5,9	11,4	12,5	15,7
Selbstachtung	15,7	20	20,4	14,3	22,9	17,6	20	12,5	31,4
Ich-Bezug	5,6	5	1,9	7,8	1,4	17,6	11,4	0	1,4
Anerkennung	6,7	0	11,1	6,5	7,1	0	0	0	2,9
Integration	15,7	5	5,6	15,6	5,7	5,9	2,9	8,3	8,6
Anpassung	0	5	1,9	0	2,9	0	0	4,2	0
Autonomie	12,4	20	24,1	22,1	22,9	26,5	17,1	29,2	12,9
Offenheit	5,6	5	7,4	7,8	2,9	0	11,4	12,5	8,6
Entscheidenheit	15,7	30	13	9,1	18,6	23,5	20	20,8	17,1
Summe	99,9	100	100,3	100,1	100,2	99,9	100	100	100

Tabelle 8: Fallinternes Identitätsziel-Ranking

IZ	Typ I				Typ II				Typ III				Typ IV			
	Fall 1	Fall 4	Fall 5	Fall 3	Fall 3	Fall 5	IZ	Fall 2	Fall 6	Fall 7	IZ	Fall 8	Fall 9	Fall 8	Fall 9	
O/ Indiv	1,1	2,6	2,9	3,7	2,9	2,9	O/ Indiv	0	0	2,9	O/ Indiv	0	1,4	0	1,4	
Pass	3,4	1,3	0	5,6	0	Pass	Pass	7,5	2,9	2,9	Pass	0	0	0	0	
Swk	18	13	12,9	5,6	12,9	Swk	Swk	2,5	5,9	11,4	Swk	12,5	15,7	12,5	15,7	
SA	15,7	14,3	22,9	20,4	22,9	SA	SA	20	17,6	20	SA	12,5	31,4	12,5	31,4	
Ich-Bez	5,6	7,8	1,4	1,9	1,4	Ich-Bez	Ich-Bez	5	17,6	11,4	Ich-Bez	0	1,4	0	1,4	
Anerk	6,7	6,5	7,1	11,1	7,1	Anerk	Anerk	0	0	0	Anerk	0	2,9	0	2,9	
Integr	15,7	15,6	5,7	5,6	5,7	Integr	Integr	5	5,9	2,9	Integr	8,3	8,6	8,3	8,6	
Anpassg	0	0	2,9	1,9	2,9	Anpassg	Anpassg	5	0	0	Anpassg	4,2	0	4,2	0	
Auton	12,4	22,1	22,9	24,1	22,9	Auton	Auton	20	26,5	17,1	Auton	29,2	12,9	29,2	12,9	
Off	5,6	7,8	2,9	7,4	2,9	Off	Off	5	0	11,4	Off	12,5	8,6	12,5	8,6	
Entsch	15,7	9,1	18,6	13	18,6	Entsch	Entsch	30	23,5	20	Entsch	20,8	17,1	20,8	17,1	
Summe	99,9	100,1	100,2	100,3	100,2	Summe	Summe	100	99,9	100	Summe	100	100	100	100	

Tabelle 9: Fallübergreifender Vergleich des Identitätsziel-Rankings

Die einzelnen Ergebnisse zur quantitativen kategorialen Identitätszieltypenbildung werden zur Nachvollziehbarkeit nun in den nachfolgenden Tabellen und Abbildungen kurz vorgestellt:

Fall	1	2	3	4	5	6	7	8	9
1	/	x	x	x	x	x	x	x	x
2	/	/	x	x	x	x	x	x	x
3	/	/	/	x	x	x	x	x	x
4	/	/	/	/	x	x	x	x	x
5	/	/	/	/	/	x	x	x	x
6	/	/	/	/	/	/	x	x	x
7	/	/	/	/	/	/	/	x	x
8	/	/	/	/	/	/	/	/	x
9	/	/	/	/	/	/	/	/	/

Tabelle 10: Ergebnisse des fallübergreifenden Minimal- und Maximalvergleichs der grafischen Identitätszielstruktur

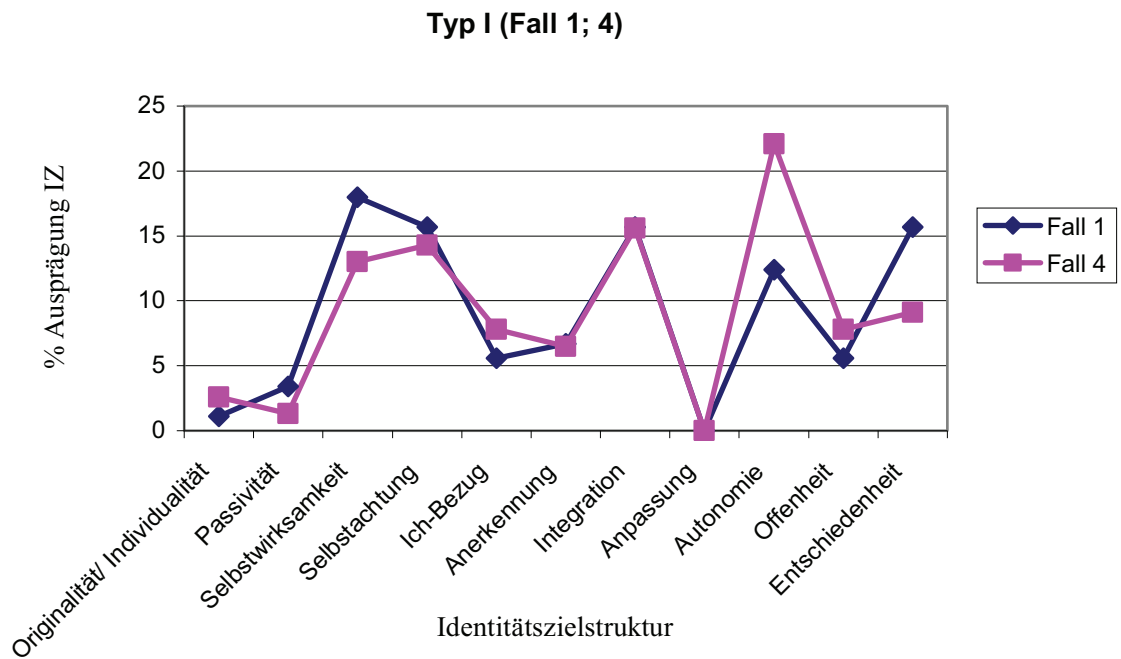


Abbildung 45: Ähnlichkeitsvergleich zwischen den Identitätszielstrukturen Typ I (Fall 1; 4)

Typ II (Fall 3; 5)

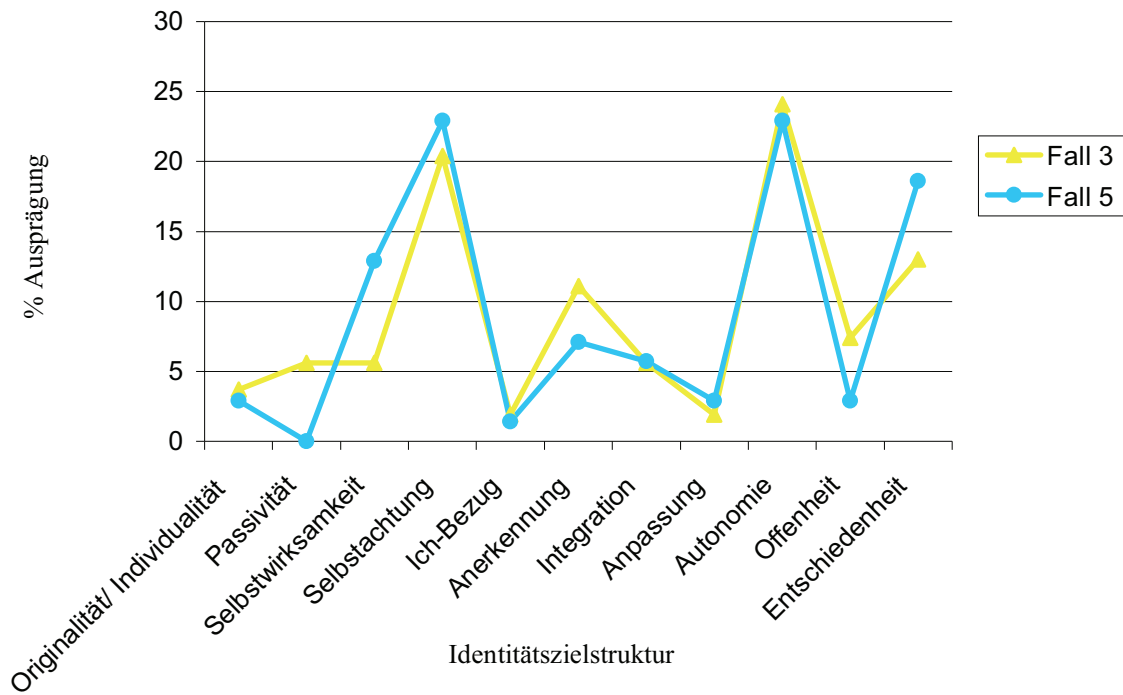


Abbildung 46: Ähnlichkeitsvergleich zwischen den Identitätszielstrukturen Typ II (Fall 3; 5)

Typ III (Fall 2; 6; 7)

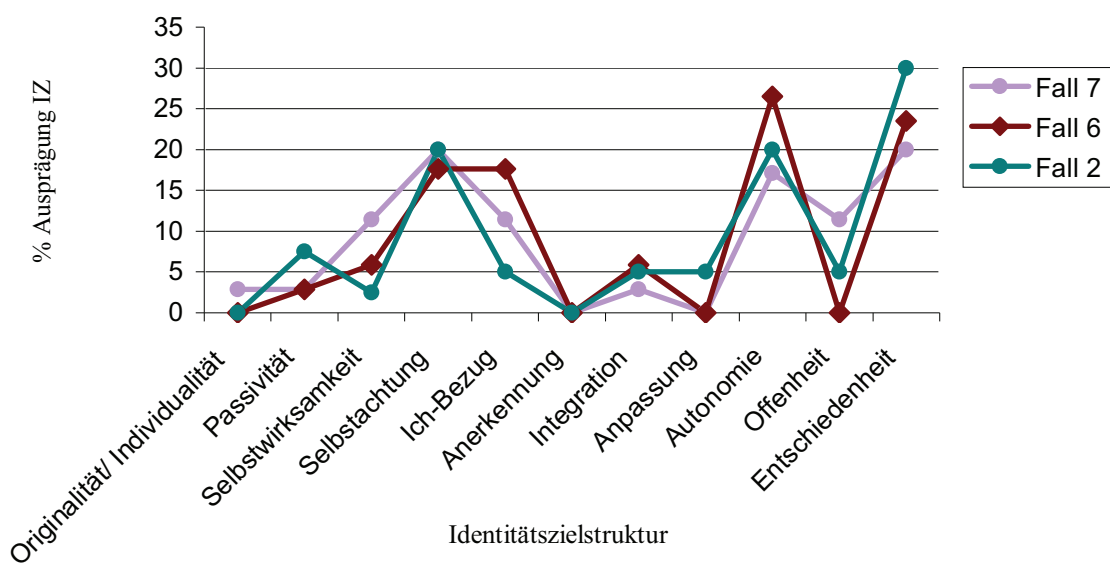


Abbildung 47: Ähnlichkeitsvergleich zwischen den Identitätszielstrukturen Typ III (Fall 2; 6; 7)

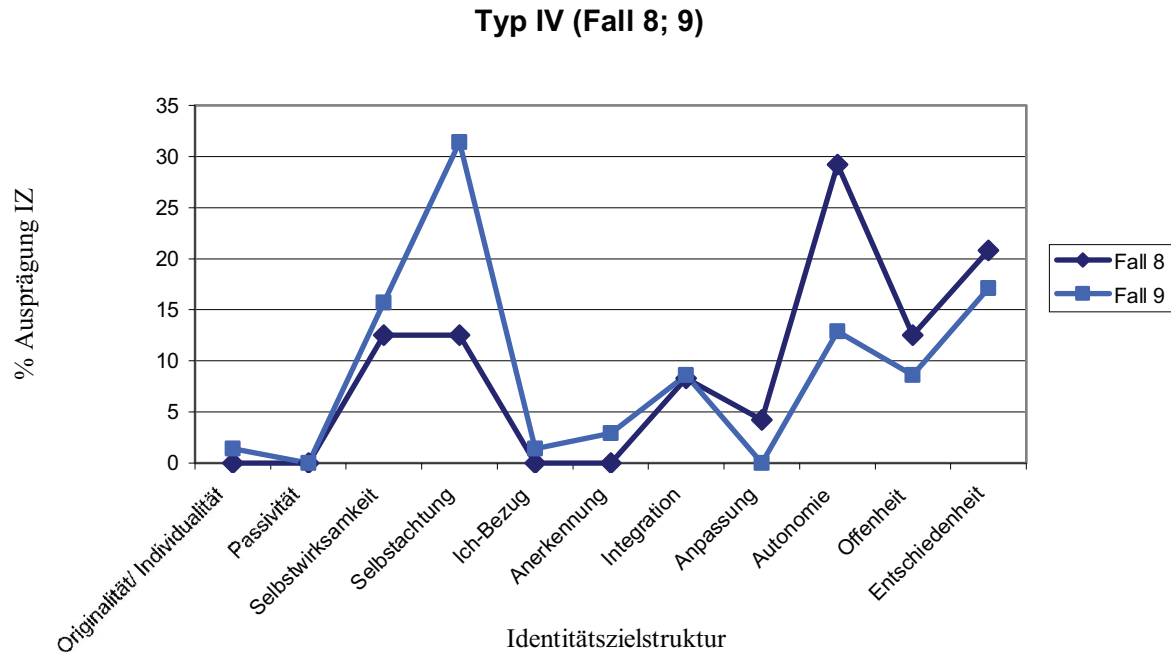


Abbildung 48: Ähnlichkeitsvergleich zwischen den Identitätszielstrukturen Typ IV (Fall 8; 9)

4.3.2 Kategorialer Typenvergleich

Um die in den jeweiligen vier gefundenen Typen relativ ähnlichen Einzelfälle auf ein einheitliches Vergleichsniveau für einen entsprechend vorzunehmenden kategorialen Typenvergleich zu heben, sind die Identitätszielmittelwerte der einem Typus zugehörigen Einzelfälle auf einen gemeinsamen, für jedes Identitätsziel ausdifferenzierten, Mittelwert berechnet worden. (vgl. Tabelle 11) Die ermittelten Typen-Identitätszielwerte werden schließlich in eine Grafik (vgl. Abbildung 49) übersetzt, um sich zunächst einen allgemeinen Überblick im Verständnis einer Grobanalyse über die Typenbesonderheiten verschaffen zu können. Mittels eines typinternen Ranking-Verfahrens im Sinne der Bildung von typologischen Vergleichsdimensionen an den durchschnittlichen Vergleichsniveaus je Typus kristallisieren sich nun die charakteristischen Identitätsziele der Typen zur Vorbereitung für einen feinanalytischen kategorialen Typenvergleich heraus. Dass im Ergebnis die zentralen Identitätsziele je Typus eine erste nähere Konzentration um etwa vier Hauptkategorien anzeigen, wird insbesondere durch eine dem Ranking nachfolgende Neugruppierung der Identitätsziele in der Tabelle 12 ersichtlich. Zu den Hauptkategorien zählen „Autonomie“, „Selbstachtung“, „Entschiedenheit“ und „Selbstwirksamkeit“, im Typus I auch „Integration“, die sich bei den anderen Typen im Mittelfeld neben „Offenheit“, „Ich-Bezug“

IZ	Typ I	IZ	Typ II	IZ	Typ III	IZ	Typ IV
O/ Indiv	1,9	O/ Indiv	3,3	O/ Indiv	1	O/ Indiv	0,7
Pass	2,4	Pass	2,8	Pass	4,4	Pass	1,4
Swk	15,5	Swk	9,2	Swk	6,6	Swk	14,1
SA	15	SA	21,6	SA	19,2	SA	22
Ich-Bez	6,7	Ich-Bez	1,6	Ich-Bez	11,3	Ich-Bez	0,7
Anerk	6,6	Anerk	9,1	Anerk	0	Anerk	1,4
Integr	15,6	Integr	5,6	Integr	4,6	Integr	8,5
Anpass	0	Anpass	2,4	Anpass	1,7	Anpass	2,1
Auton	17,2	Auton	23,5	Auton	21,2	Auton	21,1
Off	6,7	Off	5,1	Off	5,5	Off	10,5
Entsch	12,4	Entsch	15,8	Entsch	24,5	Entsch	18,9
Summe	100	Summe	100	Summe	100	Summe	101,4

Tabelle 11: Typinternes Ranking der Identitätsziel-Mittelwerte je Typus

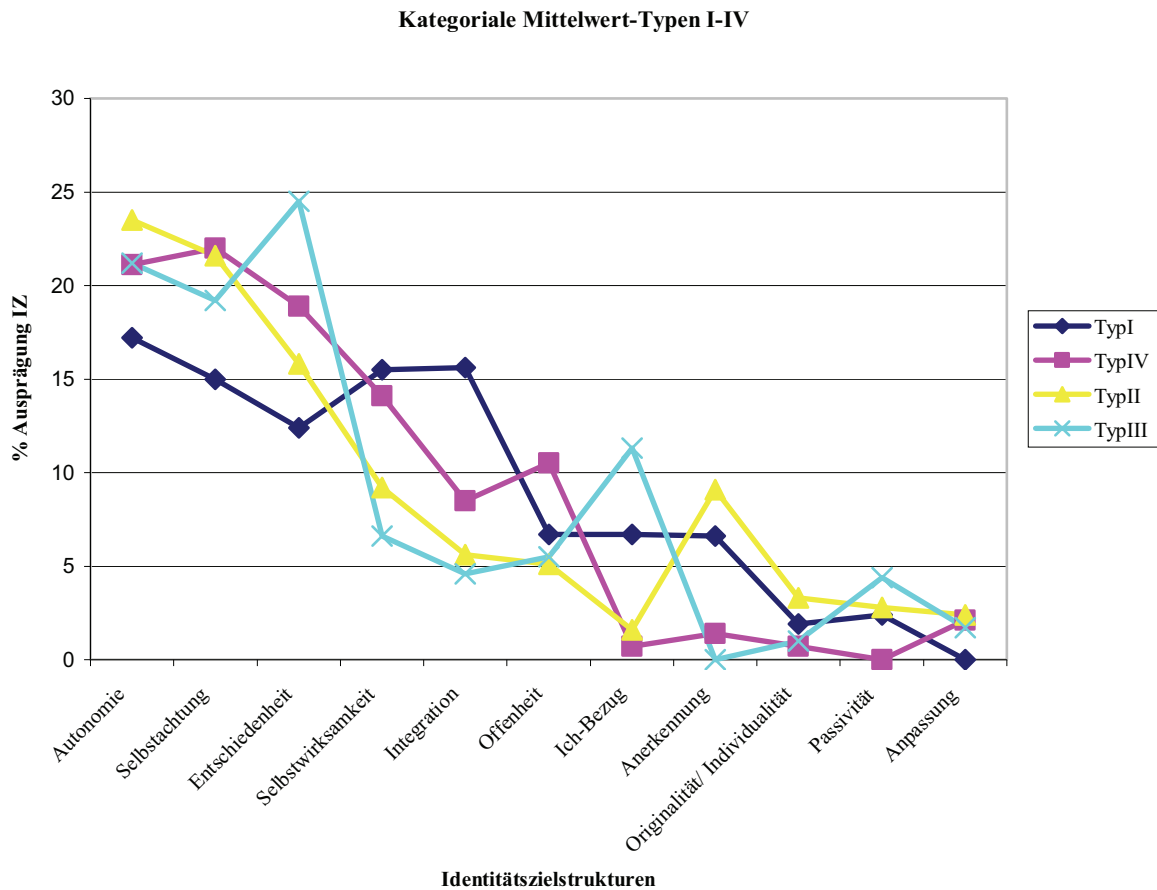


Abbildung 49: Identitätszielstrukturmuster der Mittelwerttypen

	Typ1	Typ4	Typ2	Typ3
Autonomie	17,2	21,1	23,5	21,2
Selbstachtung	15	22	21,6	19,2
Entschiedenheit	12,4	18,9	15,8	24,5
Selbstwirksamkeit	15,5	14,1	9,2	6,6
Integration	15,6	8,5	5,6	4,6
Offenheit	6,7	10,5	5,1	5,5
Ich-Bezug	6,7	0,7	1,6	11,3
Anerkennung	6,6	1,4	9,1	0
Originalität/ Individualität	1,9	0,7	3,3	1
Passivität	2,4	0	2,8	4,4
Anpassung	0	2,1	2,4	1,7

Tabelle 12: Typinternes Identitätszielranking im typübergreifenden Vergleich

und „Anerkennung“ befindet. In den hinteren Rangreihen finden sich „Passivität“, „Originalität“ und „Anpassung“. Da hierüber eine gewisse konstante Grobverteilung sichtbar wird, gewinnt die Feinanalyse der Rangreihen je Typus im Sinne des typinternen bzw. im Zusammenhang mit der tabellarischen Darstellungsform vertikalen Vergleichs als auch im typübergreifenden bzw. horizontalen Vergleich je Identitätsziel ihre hohe Bedeutung. Es soll darüber die Frage beantwortet werden, welche Rolle spielen die Rangplätze für den einzelnen Typus, jetzt aber nicht mehr vorrangig die Frage wo, sondern inwiefern unterscheidet er sich im Vergleich zu den Rangfolgen der anderen? Die Beantwortung dieser Fragen erfordert die Suche nach Vergleichsdimensionen, durch welche die einzelnen Typen in ihren Identitätszielen hinsichtlich ihrer minimalen und maximalen Ausprägungsunterschiede zu kontrastieren möglich sind, gleichzeitig auch dafür, dass die quantitativen Analysen überdies ihren Sinn erfüllen können.

4.3.3 Ähnlichkeitsanalyse der kategorialen Typen anhand von Vergleichsdimensionen

Mithilfe von Vergleichsdimensionen geht es also jetzt ganz konkret um die feinen quantitativen Unterschiede, d. h., um die Typennähe bzw. ihrer Distanz anhand der durch die Identitätszielstruktur ausgedrückten kategorialen Ausprägung. Im Kontext des hier eingenommenen identitätstheoretischen Grundverständnisses der Identitätsformation in Bezug auf die Identitätsziele lassen sich diese mit der innengeleiteten und/oder eher außengeleiteten Orientierungsrichtung erfassen. Diese beiden Dimensionen nehmen darauf Bezug, inwieweit die innerweltliche (intrapersonale) und/oder sozialweltliche (interpersonale) Bedürfnis- bzw. Anforderungsseite in der auseinandersetzungsvollen Selbstverhältnisbildung mit dem Ziel eines persönlich sinnhaften Passungsverhältnisses im Moment ihrer aktuell-prozessualen biografisch thematisierten Selbstverortung überwiegt. Man könnte dies symbolisch so

formulieren, dass aus interaktionistisch-handlungstheoretischer Sicht die intrapersonale Perspektiveinnahme den „inneren Kompass“ umschreibt, und die interpersonale Perspektiveinnahme die Ausrichtung der „nach Außen gerichteten Antenne“ beinhaltet. (vgl. Riesman 1968) Beide zusammen formatieren die Identitätsjustierung, also sowohl die psychische als auch die soziale Einstellung der Persönlichkeit. In diesem Punkt treffen dann die psychologischen mit den soziologischen Identitätstheorien „interaktiv“ aufeinander. Im Verständnis des eigenen heuristischen Identitätsformationsmodells sollen sie ja nun beide als ein ganzheitliches Ich-Wir-Kontinuum betrachtet werden, in dem die *von Innen* nach Außen (Introversion/Extraversion) wie auch die *von Außen* nach Innen (Personalität/Sozialität) gerichteten Orientierungen subjektiv gleichermaßen umschließt. Ob beide Perspektiven nun den gleichen Stellenwert für die Gesamtperspektive des individuell-sozialen Subjekts besitzen bzw. inwieweit sie handlungsorientiert miteinander verknüpft werden, das ist hier die zu beantwortende Frage der Justierung. Dazu werden nun in einem ersten Schritt die Identitätsziele erneut danach gruppiert, ob sie jeweils eher innen- oder außengeleitete Formationsziele darstellen. Danach werden die vier Typen in ihren Identitätszielausprägungen dieser Umgruppierung entsprechend erneut zusammengestellt und in eine komplexere Analyse überführt. Hierbei geht es um die Ermittlung von zunächst horizontal (typübergreifend) am stärksten ausgeprägten innen- und außengeleiteten Identitätszielen in ihrer erstens Gesamtverteilung bezogen auf alle Typen und zweitens innerhalb ihrer jeweiligen perspektivischen Gruppe. (vgl. Tabelle 13) Im Ergebnis sind in der Gesamtverteilung aller Identitätsziele die „Innengeleiteten“ (Autonomie: 27,21%; Selbstachtung: 19,45%; Entschiedenheit: 17,9%; Selbstwirksamkeit: 11,35%) wesentlich stärker ausgeprägt als die „Außengeleiteten“ (Integration: 8,58%; Offenheit: 6,95%; Anerkennung: 4,28%), wobei sogar der „Ich-Bezug“ (5,08%) „Anerkennung“ überholt. Im Allgemeinen könnte vermutet werden, dass die Befragten also bedeutend ausgeprägter intrapersonale Identitätsziele verfolgen. Innerhalb derselben perspektivischen Gruppen verändern sich die Ausprägungswerte insofern, als dass in der Gruppe der innengeleiteten IZ in ihrer Rangfolge Autonomie (27,21%), Selbstachtung (25,5%), Entschiedenheit (23,47%), Ich-Bezug (6,66%), Selbstwirksamkeit (14,89%) und schließlich Originalität/Individualität (2,26%) thematisiert werden. Die Gruppe der außengeleiteten IZ führt Integration (36,11%) an, gefolgt von Offenheit (29,26%) und dann schließlich Anerkennung (18%), Passivität (10,11%) und Anpassung (6,53%). Die Frage, die hier aber noch nicht beantwortet wird, ist die der Typspezifik.

4.3.3.1 Ähnlichkeitsbestimmung der Typen anhand ihrer Grundorientierung

Der nächste Schritt befasst sich also mit der Aufgabe, herauszufinden, an welcher Grundorientierung die Perspektiveinnahme der Typen vereinfacht auszumachen ist. Es wird also mit der gleichen angelegten Berechnungstabelle typintern die innengeleitete wie auch die außengeleitete Summe im Mittel ermittelt. Zur allgemeinen Klassifikation der Typen ist auch wieder eine Art Ranking-Verfahren i. S. v. „Nachbarschafts“-Verhältnissen angewendet worden. Wobei es hier nicht um Rangplätze im vorherigen Sinne ging, sondern um einen ersten Kontrastierungsansatz innerhalb der beiden Identitätszielgruppierungen. Das heißt, die Aufmerksamkeit richtet einmal auf den stärksten (rote Skalierung) und schwächsten (hellblaue) sowie den jeweils ihnen am Nächsten stehenden Typen (rosa bzw. hellgrüne). Die Typus-Grundorientierung lässt sich dann wie folgt kurzfassen:

Innen	Typ I	Typ IV	Typ II	Typ III	Summe %	Mittelwert Innen	Mittelwert Gesamt %
Auton	17,2	21,1	23,5	21,2	83	27,21	20,75
SA	15	22	21,6	19,2	77,8	25,5	19,45
Entsch	12,4	18,9	15,8	24,5	71,6	23,47	17,9
Ich-Bez	6,7	0,7	1,6	11,3	20,3	6,66	5,08
Swk	15,5	14,1	9,2	6,6	45,4	14,89	11,35
O/ Indiv	1,9	0,7	3,3	1	6,9	2,26	1,725
Summe %	68,7	77,5	75	83,8	305	99,99	76,25
					(+)		
Außen	Typ I	Typ IV	Typ II	Typ III	Summe %	Mittelwert Außen	Mittelwert Gesamt %
Anpass	0	2,1	2,4	1,7	6,2	6,53	1,55
Off	6,7	10,5	5,1	5,5	27,8	29,26	6,95
Integr	15,6	8,5	5,6	4,6	34,3	36,11	8,58
Anerk	6,6	1,4	9,1	0	17,1	18	4,28
Pass	2,4	0	2,8	4,4	9,6	10,11	2,4
Summe %	31,3	22,5	25	16,2	95	100,01	23,76

Tabelle 13: Identitätsziel-Mittelwerte für die innen- und außengeleitete Identitätsformationsorientierung

%Summe IZ	Typ I	Typ IV	Typ II	Typ III
Innen IZ	68,7	77,5	75	83,8
Außen IZ	31,3	22,5	25	16,2
Summe %	100	100	100	100

Tabelle 14: Typenvergleich anhand der Vergleichsdimensionen Innen- und Außenorientierung

Das Ergebnis liest sich so, dass zwar alle Typen insgesamt mehr innengeleitete Ziele verfolgen, aber dennoch zunächst in ihrer jeweiligen bipolaren Grundorientierung unterscheidbar sind. Das heißt, es sind Differenzierungen innerhalb jeder Gruppe sichtbar, die erlauben, Folgendes zu sagen: Und zwar dass im Vergleich zu allen anderen Typen

hinsichtlich der innengeleiteten Identitätszielgruppierung Typ III derjenige ist, welcher am stärksten innengeleitet und am geringsten außengeleitet ist. Den Gegenspieler stellt Typ I dar, der am stärksten von allen außengeleitet und am geringsten innengeleitet ist. Typ II und IV sind gewisse Mischtypen. Die Besonderheit Beider liegt darin, dass Typ IV insgesamt bei den innengeleiteten und außengeleiteten Zielen dem Typus III näher steht, d. h. stärker innengeleitete Identitätsziele verfolgt als Typus II, welcher wiederum dem Typus I näher steht und im Gegensatz zu Typus IV höher ausgeprägt außengeleitete Ziele verfolgt. (vgl. Tabelle 14) Um die Abstände nun insgesamt zwischen den Typen genauer zu bestimmen, werden ihre jeweiligen innengeleitet und außengeleitet dimensionierten Ausprägungsgesamtwerte derart kontrastiert, dass die Typdifferenzen zwischen ihnen schließlich noch deutlicher hervortreten, als es in der Zuordnung zuvor beschrieben worden ist. (vgl. Tabelle 15)¹⁸³

Innen	I	III	IV
II	6.3	8.8	2.5
IV	8.8	6.3	
III	15.1		
Außen	I	III	IV
II	6.3	8.8	2.5
IV	8.8	6.3	
III	15.1		

Tabelle 15: Ähnlichkeitsabstände zwischen den Typen innerhalb der Vergleichsdimensionen

Die Frage, die hier offen bleibt, ist die, in welchen Identitätszielen sich beispielsweise Typ II und IV, die bei den Identitätszielen die engste Nähe sowohl bezüglich der Innengeleiteten (2.5) als auch der Außengeleiteten (ebenfalls 2.5) aufweisen, eben in dieser hohen Gemeinsamkeit tatsächlich treffen?

4.3.3.2 Kategoriale Ähnlichkeitsbestimmung der Typen

Das obige vorläufige Gesamtergebnis legt also immer noch eine zu hohe Verallgemeinerung nahe. Um die zuletzt gestellte Frage beantworten zu können, sind in einem kategorial differenzierten Typenvergleich die genauen Ähnlichkeitsabstände für jedes einzelne Identitätsziel erhoben worden. Auf die Weise ist ablesbar, welche beiden Typen für das untersuchte Identitätsziel einerseits den höchsten (hellblaue/hellgrüne Skalierung) und

¹⁸³ Dass die Differenzwerte (Ähnlichkeitsabstände) proportional zwischen den Dimensionen als auch zwischen den Paarvergleichen sind, deute ich als zufallsbedingte Werte.

Innengeleitet	Typ I %	Typ IV %	Typ II %	Typ III %
Autonomie	17,2	21,1	23,5	21,2
Selbstachtung	15	22	21,6	19,2
Entschiedenheit	12,4	18,9	15,8	24,5
Ich-Bezug	6,7	0,7	1,6	11,3
Selbstwirksamkeit	15,5	14,1	9,2	6,6
Originalität/ Individualität	1,9	0,7	3,3	1
Summe %	68,7	77,5	75	83,8

Außengeleitet	Typ I %	Typ IV %	Typ II %	Typ III %
Anpassung	0	2,1	2,4	1,7
Offenheit	6,7	10,5	5,1	5,5
Integration	15,6	8,5	5,6	4,6
Anerkennung	6,6	1,4	9,1	0
Passivität	2,4	0	2,8	4,4
Summe %	31,3	22,5	25	16,2

Tabelle 16 : Kategorialer Ähnlichkeitsvergleich zwischen den typologischen Identitätsziel-Mittelwerten (%) der Innen- und Außenorientierung

INNEN				AUßEN			
Auton	I	III	II	Anpass	I	III	II
II	6.3	2.3	0	II	2.4	0.7	0
IV	3.9	0.1	2.4	IV	2.1	0.4	0.3
III	4	0	0	III	1.7	0	0
SA	I	III	II	Off	I	III	II
II	6.6	2.4	0	II	1.6	0.4	0
IV	7	2.8	0.4	IV	3.8	5	5.4
III	4.2	0	0	III	1.2	0	0
Entsch	I	III	II	Integr	I	III	II
II	3.4	8.7	0	II	10	1	0
IV	6.5	5.6	3.1	IV	7.1	3.9	2.9
III	12.1	0	0	III	11	0	0
Ichbez	I	III	II	Anerk	I	III	II
II	5.1	9.7	0	II	2.5	9.1	0
IV	6	10.6	0.9	IV	5.2	1.4	7.7
III	4.6	0	0	III	6.6	0	0
Swk	I	III	II	Pass	I	III	II
II	6.3	2.6	0	II	0.4	1.6	0
IV	1.4	7.5	4.9	IV	2.4	4.4	2.8
III	8.9	0	0	III	2	0	0
O/Indiv	I	III	II				
II	1.4	2.3	0				
IV	1.2	0.3	2.6				
III	0.9	0	0				

Tabelle 17: Ausdifferenzierter Typenvergleich der kategorialen Ähnlichkeitsabstände

andererseits den geringsten (rot/rosa Skalierung) Abstand voneinander haben, jenes Identitätsziel also annähernd gleich oder eben eher nicht bzw. in welcher Tendenz zum jeweiligen stärksten/niedrigsten Typen verfolgen. Erst hier wird genauer erkennbar, dass sich die ansonsten u. a. am weitesten in ihrer Nachbarschaft befindlichen Typen (bspw. Typ I und III) bei bestimmten Identitätszielen durchaus sehr dicht beieinander befinden. Die Ergebnisse üben darüber hinaus einen wesentlichen orientierenden Hilfsmittelleffekt bei der hermeneutischen Typenbildung aus. (vgl. Tabelle 16) In der Tabelle 17 werden nun alle Identitätszieleinzelberechnungen der Ähnlichkeitsabstände zwischen den Typen mit den entsprechenden Kreuztabellen einschließlich ihrer farblichen Rangskalierungen aufgefächert, um je Identitätsziel die genauen Abstandswerte herauszufinden. Denn die farbliche Skalierung am prozentualen Ausprägungswert des Identitätsziels gibt zwar für die weiteren (hermeneutischen) Analysen wichtige Ansatzpunkte für die Einzelbetrachtung der typorientierten Identitätsziele. Aber um die Typen differenziert dahingehend zu betrachten, inwieweit sie sich in ihrer dimensionierten Grundorientierung tatsächlich quantitativ betrachtet ähneln oder nicht, das ergibt sich erst durch eine Identitätszieleinzelberechnung der Ähnlichkeitsabstände, um schließlich spezifische quantitative Gesamtaussagen bezüglich ihrer Nähe bzw. Distanz in der jeweiligen stärker bzw. schwächeren innengeleiteten und außengeleiteten Grundorientierung treffen zu können.

4.3.4 Zwischenergebnis: Kategoriale Identitätszieltypologie

Es geht also abschließend darum, die Ähnlichkeitsanalyse mit der Kategorialen verbinden zu müssen. Dazu sind mithilfe der genauen Typenabstände je Identitätsziel (vgl. Tabelle 17) im Protokoll (vgl. CD-Anhang) diverse komplexe Berechnungen durchgeführt und in dazugehörigen Grafiken zusammengestellt worden, die hier jedoch nur in einer ergebnisorientierten Darstellung einschließlich pointierter Erläuterungen skizziert werden können. (vgl. Tabelle 18-21)

Die Grundtabelle 18 zeigt die Summenwerte für jedes Kreuztabellen-Typenpaar entsprechend der farblichen Skalierung von größter (rot), mittelgroßer (rosa), mittelgeringer (hellgrün) und geringster Nähe bzw. Ähnlichkeitsabstand. Das heißt, alle einzelnen Abstandswerte je Identitätsziel werden entlang ihrer farblichen Skalierung summiert.

	größte Nähe	nahe	entfernter	höchste Entfernung
II+IV	4.7	10.2	10.5	8
I+III	0	6.7	18.5	32
I+II	0.4	14	22.9	8.7
I+IV	1.4	7.7	30.5	7
III+II	1.4	11.9	18.4	9.1
III+IV	1.8	12.7	12.5	15

Tabelle 18: Σ der skalierten Ähnlichkeitsabstände zwischen den Typen

Im zweiten Schritt interessiert die differenzierte Betrachtung der Einzelabstände zwischen den Typen hinsichtlich ihrer Nähe (positive Summe) und Distanz (negative Summe), bezogen auf das Gesamt aller innengeleiteten und außengeleiteten Identitätsziele und dem daraus ermittelten Mittelwert. (vgl. Tabelle 19) Es geht um Aussagen, dass es möglich ist, aus den oben typenvergleichend-kreuztabellarisch differenzierten Identitätszielabständen Verallgemeinerungen schlussfolgern zu können, in welcher differenzierten Form die Typen schließlich in ähnlicher Weise Identitätsziele verfolgen oder nicht.

Typen-Paar			$+\Sigma$		$-\Sigma$		
	sehr nah	nah	Dichte	Mittelwert	Distanz	weit	sehr weit
II + IV	4.7	10.2	14.9	-3.6	-18.5	10.5	8
I + III	0	6.7	6.7	-43.8	-50.5	18.5	32
I + II	0.4	14	14.4	-17.2	-31.6	22.9	8.7
I + IV	1.4	7.7	9.1	-28.4	-37.5	30.5	7
III + II	1.4	11.9	13.3	-14.2	-27.5	18.4	9.1
III + IV	1.8	12.7	14.5	-13	-27.5	12.5	15

Tabelle 19: Ähnlichkeitsabstände pro Kreuztabellierung der Typen

Im Ergebnis lässt sich festhalten, dass die Typen

1. II und IV über alle Identitätsziele hinweg die häufigste Ähnlichkeit in der Art und Weise der Identitätszielverfolgung aufweisen;
2. I und III am weitesten voneinander entfernt sind, also die geringste Ähnlichkeit anzeigen;
3. III und IV geringfügig höhere Ähnlichkeit aufweisen, als
4. III und II sowie
5. I und II; und dass
6. I und IV sehr geringe Ähnlichkeit besitzen.

Da diese Kreuztabellierungen sich bis hierher auf die gesamte Grundorientierung beziehen, interessiert in einem dritten Schritt die typenvergleichende Verhältnismäßigkeit, differenziert sowohl in innengeleitete und außengeleitete Identitätsziele und einer damit verbundenen Gesamtaussage. Es werden also die gesamten Abstände (vgl. Tabelle 18) in innengeleitete und außengeleitete Identitätszielabstände in einer Kreuztabellierung der Typen

aufgeschlüsselt, entsprechend ihrer Dichte oder Distanz summiert und anschließend für alle innengeleiteten Identitätsziele ein Mittelwert „Innen“ berechnet. In der gleichen Art und Weise wird der Mittelwert „Außen“ aus den außengeleiteten Identitätszielabständen je Kreuztabellierung der Typen berechnet. Abschließend werden die Einzelsummen dahingehend geprüft, ob sie in ihrer Gesamtsumme dem Gesamtmittelwert aus der Tabelle 18 entsprechen. Zum Nachvollzug der Tabelle 20 dient die folgende schematische Erläuterung:

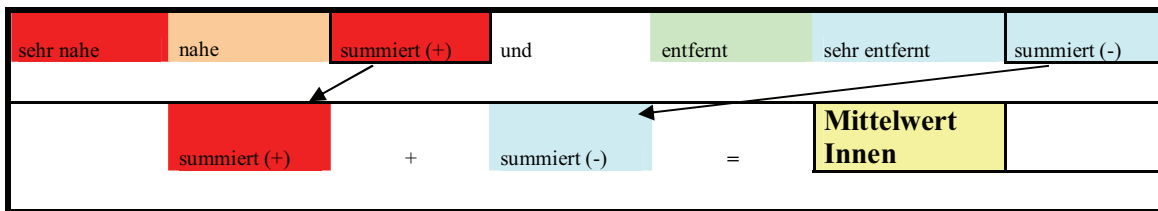


Abbildung 50: Berechnungsschritte für den Mittelwert „Innen“ zur typologischen Ähnlichkeitsbestimmung

Die Ermittlung der Mittelwertsummen für die jeweils „Innen“- und „Außen“-Identitätsziele kann nun in einer Gesamttabelle zusammengefasst werden (vgl. Tabelle 20):

Typenpaar	positiv Innen	negativ Innen	Σ Innen	Mittelwert	Σ Außen	positiv Außen	negativ Außen
II+IV	11.7	-2.6	9.1	-3.6	-12.7	3.2	-15.9
I+III	5.5	-29.2	-23.7	-43.8	-20.1	1.2	-21.3
I+II	9.9	-19.2	-9.3	-17.2	-7.9	4.5	-12.4
I+IV	9.1	-16.9	-7.8	-28.4	-20.6	0	-20.6
III+II	9.6	-18.4	-8.8	-14.2	-5.4	3.7	-9.1
III+IV	8.8	-18.1	-9.3	-13	-3.7	5.7	-9.4

Tabelle 20: Σ -Mittelwerte der Ähnlichkeitsabstände zwischen den Typenpaaren für die „Innen“- und „Außen“-Identitätszielorientierung

Die Ergebnisse sind spezifischer zu beleuchten: Bei den innengeleiteten Identitätszielen weisen Typ II und IV die höchste Nähe auf. Alle anderen Typenvergleiche zeigen, dass hier keine großen Ähnlichkeiten vorliegen. Die am weitesten voneinander entfernten Typen sind nach wie vor I und III. Auch die Typen I und II sowie die Typen III und IV weisen höhere Distanzen auf. Leicht geringer als bei den letzten drei Vergleichen liegt die ansonsten niedrige Ähnlichkeit zwischen Typ I und IV. Innerhalb der außengeleiteten Identitätsziele weisen die Typen III und IV mit der geringsten Distanz die höchste Gemeinsamkeit in der Zielverfolgung auf, dicht gefolgt von der Ähnlichkeit des Typus III mit II und des Typus I mit II. Die größten Abstände voneinander jedoch weisen Typ I und IV auf, dicht gefolgt von der Unähnlichkeit zwischen I und III. Das heißt, sie werden am geringsten in ähnlicher Weise

außengeleitete Identitätsziele verfolgen. Im Gegensatz zu ihrer hohen Ähnlichkeit bei den innengeleiteten Zielen teilen auch die Typen II und IV nur eine geringe Ähnlichkeit hinsichtlich der außengeleiteten Ziele. Insgesamt fügen sich die Ähnlichkeiten, um die Ergebnisse schließlich wieder zu verallgemeinern, über alle differenzierten Betrachtungen hinweg dem Endmittelwert aus den jeweiligen Innen- und Außenzielen. Schließlich lässt sich dieser Endmittelwert in der Tabelle 20 nach der Nähe und Entfernung der Typen summarisch umgruppieren, wodurch m. E. ihre hohe oder niedrige Ähnlichkeit in Bezug auf Innen und Außen insgesamt deutlicher zutage tritt. Diese Abbildung 21 soll im Endeffekt die quantitative typologische Analyse abschließen.

Als Ergebnis lässt sich hier festhalten, dass Typ II mit IV insgesamt von Innen und Außen sowohl die höchste Nähe bei den positiven Ähnlichkeiten als auch die geringsten Abstände voneinander dort aufweisen, wo spezifisch die negativen Ähnlichkeiten (Entfernungen voneinander) differenziert betrachtet werden. Die sich durchhaltenden Gegenspieler bleiben Typ I und III. Sie weisen sowohl die geringste positive Nähe als auch die höchste (negative) Entfernung voneinander auf. Ihnen folgt das Typenpaar I und IV. Typ III wiederum teilt mit Typus II und IV den gleichen negativen Abstand, beim positiven Abstand ist er sich mit Typus II relativ hoch ähnlich, nur unwesentlich weniger mit Typus IV. Insgesamt betrachtet teilt sich also Typ III mit Typus II und IV vergleichbar hoch ähnliche innen- und außengeleitete Identitätsziele. Die kleinere Ausnahme bildet hier das Typenpaar I und II. Sie haben eine relativ hohe Nähe innerhalb der positiven Ähnlichkeiten, wohingegen sie bei den negativen Ähnlichkeiten weit auseinander liegen.

Typenpaar	Pos. Innen	Pos. Außen	\sum Pos. Abstände	Mittelwert	\sum Neg. Abstände	Neg. Innen	Neg. Außen
II+IV	11.7	3.2	14.9	-3.6	-18.5	-2.6	-15.9
I+III	5.5	1.2	6.7	-43.8	-50.5	-29.2	-21.3
I+II	9.9	4.5	14.4	-17.2	-31.6	-19.2	-12.4
I+IV	9.1	0	9.1	-28.4	-37.5	-16.9	-20.6
III+II	9.6	3.7	13.3	-14.2	-27.5	-18.4	-9.1
III+IV	8.8	5.7	14.5	-13	-27.5	-18.1	-9.4

Tabelle 21: \sum -Mittelwerte der Ähnlichkeitsabstände zwischen den Typenpaaren für die „Nähe“ und „Distanz“ in der Identitätszielverfolgung

Dem besseren Verständnis dienend, soll noch einmal generell der Begriff der positiven und negativen Ähnlichkeiten erläutert werden. Negative Ähnlichkeit meint, dass sich die Typen jeweils bei Innen und Außen, und darauf bezogen wiederum jeweils ausdifferenziert in der Verfolgung ähnlicher Ziele, weit unterscheiden. Die positive Nähe meint dann, dass die

vergleichenen Typenpaare bezogen auf alle hohen und höheren Abstände sowohl Innen als auch Außen ähnliche Identitätsziele verfolgen. Aufgrund der einzelnen Berechnungen bestätigt sich dann schließlich die allgemeine (farblich skalierte) Gültigkeit der Gesamtaussagen zu den Nähen und Entfernungen zwischen den Typen, die mit dem Endmittelwert und mit dem Ergebnis in Tabelle 18 übereinstimmen. Daraus folgt, dass für die weitere Betrachtung die Verallgemeinerungen, die mit der farblichen Skalierung der innen- und außengeleiteten Identitätsziele in ihrer prozentualen Ausprägung in der Tabelle 16 im weiteren Analyseverlauf gearbeitet werden kann. Das entscheidende Ergebnis aller bisherigen quantitativen Analysen ist und bleibt dennoch ein Allgemeines. Würde die statistische Analyse nach der Quantifizierung der qualitativen Daten im Typenvergleich anhand der Vergleichsdimensionen mittels der Innen- und Außenorientierung stehen bleiben (vgl. Tabelle 14), dann wären nur voreilige, d. h. nicht hinreichend sinnhafte und deshalb wenig hilfreiche, Schlüsse zu ziehen möglich gewesen. Und dies hätte untragbare Folgen, sobald letztlich mit dieser Ergebnisverallgemeinerung die quantitative Typenbildung als orientierendes Hilfsmittel für die Rücküberführung in die qualitative hermeneutische Analyse gearbeitet werden würde. Mit der ausführlichen, differenzierten quantitativen Analyse sollte der Blick dafür geschärft werden, dass zwar Verallgemeinerungen durchaus richtig und sinnvoll sind. Aber im Einzelfall können sowohl bezüglich des Typenvergleichs als auch ihrer zugrunde gelegten Dimensionen (Grundorientierungen) und der darin enthaltenen Identitätsziele jedoch nicht die feinen Unterschiede und Annäherungen des subjektiven Sinns erschlossen werden, die wiederum für die weiteren hermeneutischen Analysen geradezu das Materialpotenzial einer typologischen Analyse darstellen. Trotz aller quantitativ gestützten Feinheiten bleibt eine qualitative hermeneutische Analyse unersetzlich, da über die Ausprägungswerte (nominal), das Ausprägungsniveau (prozentual) und über ihre Ähnlichkeitsabstände keine qualitativen Feinheiten insbesondere für die inhaltliche Identitätszieldifferenzierung sichtbar gemacht werden können, die den quantitativen Typen quasi ihre charakteristische kategoriale Qualität und zugleich den quantitativen Ausprägungen ihre Berechtigung einerseits und ihren vorläufigen Bedeutungsgehalt andererseits geben.

4.4 Qualitative typologische Analyse

Ging es zuvor um die Entwicklung und Analyse der formalen Relevanzstruktur im Sinne eines kategorial strukturierten Generalisierungsmusters und um eine im Vergleich zur hermeneutisch qualitativen Analyse quantitative Grobanalyse der IZ-Struktur anhand der typengruppierten Identitätszielausprägungen, steht nun also eine typologische Feinanalyse der

inhaltlichen Bedeutungssetzung der individuell-sozialen Subjekte im Vordergrund, um schließlich hermeneutisch generalisierbare Identitätszielformationsmuster herauskristallisieren zu können. Die inhaltliche Analyse beschäftigt sich also nun konkret mit der individuell-sozialen Art und Weise der Formationsgestaltung des In-Beziehung-Setzens mit sich selbst und der Welt im Vorgang der Selbstverhältnisbildung. Deren Ziel ist die aktuelle Selbstvergewisserung bzw. Sinnverortung über die handlungsorientierten Prozesse der Bilanzierung und Antizipation im Vorgang der biografisch orientierten Selbstthematisierung. Die quantitativ ermittelten „kategorialen Typen“ bilden im Verhältnis zu den qualitativ ermittelten „hermeneutischen Typen“ nur ein effektives Hilfsmittel, welches aber gerade darin seine Bedeutung erlangt, dass eine (mithin zu überprüfende) Korrelation zwischen beiden Ergebnissen unterstellt wird. Mit der hermeneutischen Analyse werden über das offene, axiale und selektive Codieren inhaltliche Zusammenhänge der subjektiv sinnhaften Identitätsformation induktiv und abduktiv unterhalb der (einschließlich quantitativ ausgewerteten) deduktiven Identitätsziele sichtbar gemacht. Der Grund für die Vorgehensweise besteht darin, dass die hermeneutischen Muster erst aus der Dimensionalisierung und der Bildung von Subkategorien (Variablen) im Sinne der Bildung eines Merkmalraums aus den jeweiligen Identitätszielen heraus entwickelt werden können. Zur Bestimmung von auf der Ebene der Typen homogener und zugleich typübergreifender heterogener Muster sind zunächst Fall- und dann Typenkontrastierungen über entsprechende inhaltliche Minimal- und Maximalvergleiche notwendig. Dafür werden unter anderem auch die quantitativen Typenskalierungen zur Fokussierung auf eventuelle Besonderheiten der Typen herangezogen, ohne diese jedoch inhaltlich zu überlagern, weil die Bedeutungsgehalte zwar im konsensualen Abgleich vieldeutig interpretierbar sind, sich aber in der (deduktiv impliziten) Substanz nicht wunschgerecht deuten lassen. Im Gegenteil: Solche eventuell auftretenden Nicht-Übereinstimmungen führen zu einer erhöhten und letzten Endes inhaltlich stärker gewichteten Aufmerksamkeit, die als forschungsmethodischer Passus kenntlich gemacht werden müsste. Sie sind aber nicht aufgetreten. Allein die quantitativ ausdifferenzierte Analyse zeigt, dass die für die hermeneutische typologische Analyse mitgenutzte Skalierung auf einem höchst allgemeinen Niveau liegt, für das – wenn sich Nicht-Übereinstimmungen zeigen würden – an wesentlich früherer Stelle der bereits hermeneutischen Einzelfallauswertung am Anfang Interpretationsdifferenzen unterlaufen sein müssten, die jetzt zu Konsequenzen führen würden.

4.4.1 Codierung 2. Grades : Bildung von kategorialen Typenvariablen

Zur methodischen Explikation des ersten größeren hermeneutischen Arbeitsschritts werden die einzelnen Vorgänge anhand der Abbildung 52 skizziert. Dort ist ein Auszug wiedergegeben, der sich auf die typologische Analyse des Identitätsziels „Selbstwirksamkeit“ bezieht. Die gesamte hermeneutische Tabelle ist für einen offenen intersubjektiven Nachvollzug dem datentechnischen Anhang (CD) unter „D:\Anhang\Hermeneutische Typenbildung\Codierung 2. Grades.rft“ beigefügt.

In einem ersten Schritt zur Bildung von typinternen Vergleichsvariablen sind unterhalb der jeweiligen Typenspalte mithilfe der Matrix (1) die für jeden typzugehörigen Fall lebensbereichsübergreifend bedeutungsvollen, inhaltlichen Codierungen mit entsprechenden Ankerbeispielen und teilweise bereits erneut reduzierten Interpretationen eingeordnet worden. Daran anschließend sind erste Besonderheiten, Auffälligkeiten und Generalisierungen zum inhaltlichen Sinngehalt im Schriftbild herausgehoben markiert. Der nächste Schritt beschäftigte sich mit der induktiven Codierung zunächst an einem ersten Typus. Über die Synopse von zentralen Sinngehalten werden sukzessive Variablen (Subkategorien bzw. Merkmale) durch den typinternen Fallvergleich entwickelt, die einen homogenen Merkmalraum für den Typus kennzeichnen. Diese Variablen stellen sogenannte Schlüsselbegriffe dar, unter denen ganz bestimmte Sinngehalte selektiv verallgemeinernd zu erfassen sind. Man könnte es als axiale Codierung des jeweiligen Identitätsziels bezeichnen. Im Zuge dieses Schrittes erfolgt zunehmend eine typinterne Neugruppierung der fallbezogenen inhaltlich annähernd homogenen Sinngehalte, die schließlich quasi den jeweiligen Variablen zur systematisierten Deskription dient. Dieser Teilvorgang der Codierung 2. Grades kann dann zunächst im Überblick (vgl. Abbildung 51) wie folgt zusammengefasst werden:

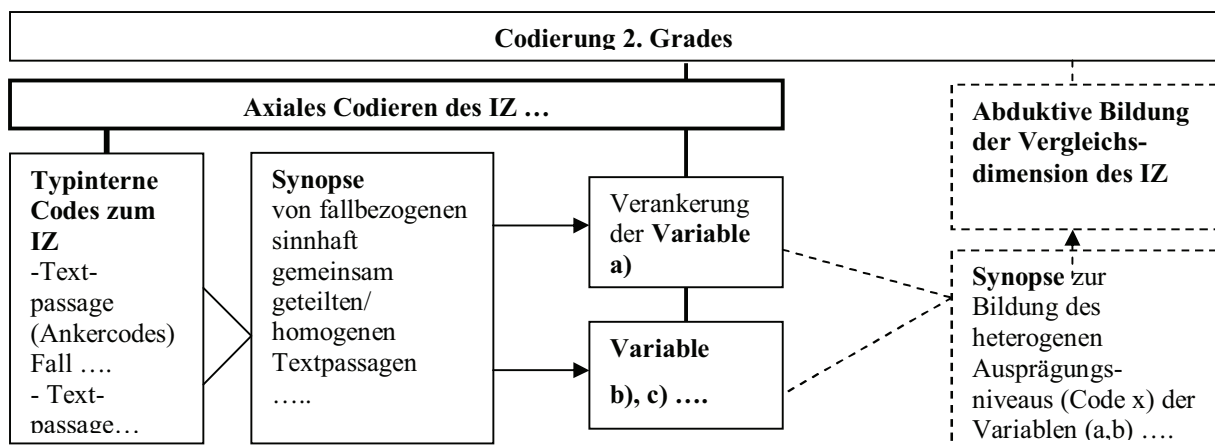


Abbildung 51: Axiale Codierung des Identitätsziels über induktive Variablenbildung

Codierung 2. Grades: Fallkontrastierung über die Bildung von Variablen aus typinternen Gemeinsamkeiten/Besonderheiten und Bildung von Vergleichsdimensionen aus typübergreifenden Vergleich der Variablen				
1. Rang	4. Rang	Tendenz zu Rang 4	Tendenz zu Rang 1	
<p>Identitätsziel</p> <p>Swk</p> <p>Typ I: „ich bin, was ich mache“, freier fühlend, Ergebnis ist offen, aber kein Problem, weil positives Denken</p> <ul style="list-style-type: none"> - hohes Selbstwirksamkeitsbedürfnis aus innerem Bezug/offenem Selbstwirksamkeitsmotiv heraus - Flexibilität als Bedürfnis Typ III: „ich bin, was ich habe“, gebunden fühlend, Ergebnis muss kalkulierbar sein - klare Erfolgsorientierung, orientiert am inneren Bezug als sinnhafte Strategie entscheidet über Höhe Selbstwirksamkeitsbedürfnis (rationale Machbarkeitsabwägung) - Flexibilität als notwendige Anforderungsleistung <p>Differenzierung/Mischung:</p> <p>Typ IV:</p> <ul style="list-style-type: none"> - (Gemeinsamkeit zu I): „ich bin, was ich mache“, freier fühlend, Ergebnis ist offen, aber kein Problem, weil positives Denken - (Unterschied/Besonderheit zu allen): <i>außenbezogene</i> Problembewältigung, dabei offen/flexibel bleiben, das Leben mitnehmen (<i>rationales</i> Arrangement/Differenzierung: Flexibilität als Herausforderung) - Selbstwirksamkeitsmotiv richtet sich nach innerem Bezug und wird mit Außen arrangiert <p>Typ II:</p> <ul style="list-style-type: none"> - (Gemeinsamkeit zu III): „ich bin, was ich habe“, gebunden fühlend, Ergebnis muss kalkulierbar sein - (Unterschied/Besonderheit zu allen): <i>innenbezogene</i> Problembewältigung mit starker Betonung Ergebnisorientierung 	<p>Typ I (Fall 1-4)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Aktivitätsstreben: - selbst <i>aktiv</i> und <i>schaffend</i> sein, sich verbessern wollen, Kraft in <i>wichtige Dinge</i> stecken, sich <i>reinknien</i> und <i>hocharbeiten</i>; Grenzen erkennen und akzeptieren (Fall 1); schwer arbeiten (intensiv) mit <i>innerem Bezug</i> und dann bewusstes Leben; <i>Schaffer des eigenen Lebens</i> (Fall 4) • Problemlösung /Arrangement: Flexibilität als Bedürfnis: - Ausprobieren von <i>Optionen</i>, die vielen verschiedenen Facetten des Tuns verwirklichen (Fall 1); Choice: <i>Chancen nutzen</i> und Weg (Karma) finden) (Fall 4) • absolute Selbstverwirklichung: - „nicht vertrocknen, zurückstecken müssen; <i>andere Sachen machen</i>“; keinen „<i>Silbstand</i>“ erdulden (Fall 1); sich nicht im <i>Trott</i> wieder finden, sich selbst (heraus)finden, <i>sich nicht verschließen</i> (Fall 4) - aufbauend auf <i>inneren Bezug</i>/Interesse (Fall 1); arbeiten mit <i>innerem Bezug</i>, dann bewusst leben (Fall 4) - tun, was man tun muss/kann (Fall 1) Lebenseinstellung: - <i>bewusst Leben</i> leben (<i>Karma</i>) (Fall 4), „das <i>kleine Glück</i>“ wertschätzen, <i>positive, offene</i> Lebenshaltung (Fall 1) • Soziale Teilhabe: - gemeinsames Erleben, ganz viel Zeit <i>mit vielen Freunden</i> verbringen, in Freundschaften „investieren“ (Fall 1); hohe Integration bei <i>Gleichgesinnten</i> (Fall 4) 	<p>Typ III (Fall 2,6,7)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Aktivitätsstreben/Ziel-/Leistungs-/Erfolgsorientierung: - <i>gegen viel Aufwand</i> (Buckeln), wenn man nichts damit erreichen kann (sinnhaft ist der <i>Erfolg</i>) (Fall 7); „viel zu viel <i>Reibungsverlust</i>“ wo die <i>Erfolgswünschen</i> zu gering sind (Fall 2); auch wenn Erfolg (Sinnezentrum), dann nicht Aufgabe „hinschmeißen“, aber entspannter leben können; <i>kein uneigenütziges soziales Engagement</i> außer <i>zum Stellenerhalt</i> (Ergebnis); Motivation zur Anpassung nur bei Gegenleistung (Ergebnis) (Fall 6) - Ziel: <i>Anstrengung muss sich lohnen</i> = Erfolg, dann kann man sich was anschaffen, Erfolg wiederum nur aus Anstrengung/Überzeugung: <i>man ist, was man hat</i> (Fall 7); „wenn kein Anreiz keine Motivation zur Aktivität (Fall 2); bei Fall 6 Tätigwerden zum Erhalt der Arbeitsstelle - <i>gezielte WB-Maßnahmen</i> oder Aktivitäten, um Sinnezentrum zu erreichen (Fall 7); <i>kontinuierlicher Aufstieg höherer Bildungsschritte</i> (Fall 6) • Problemlösung; Flexibilität als Anforderung: - <i>Optionen:</i> auf mehreren Wegen fahren, nicht versteifen, damit irgendwas davon klappt, das wird heutzutage nichts (Realitätsbezug, Ergebnisbezug) (Fall 7); Projektierung von <i>Verknüpfungsoptionen</i> zwischen LB Freunde/Arbeit (Fall 6) • Selbstverwirklichungsmotiv, innerer Bezug: - ernsthafte, <i>richtige</i> Arbeit (darauf Konzentration Leistung/Ergebnis), ernst zu nehmender Musiker (<i>Berufrollenidentifikation</i>) (Fall 7); Umenscheidung EW die <i>richtige</i> Entscheidung nachdem pos. prakt. 	<p>Typ II (Fall 3,5)</p> <ul style="list-style-type: none"> • höhere Problemlösungsversuche /-arrangements durch <i>Differenzierung emot./rationaler Beziehungen</i>, (Fall 5); durch <i>Differenzierung emot./rationaler Beziehungen:</i> es kostet viel Kraft, („Standvermögen haben müssen“), sich auch bei Schwierigkeiten durchzukämpfen (Fall 3) • Erfolgsorient., wissen, wofür, was zu machen, WB, <i>elementare</i> Fragen stellen, autonomes Handeln (Fall 5); Erfahrungen als Entscheidungshilfen sammeln, <i>wissen, wofür, was</i> zu machen, <i>elementare</i> Fragen stellen (schon immer naturwiss. Mensch), hat es bis hierher geschafft und hat die Chance, ihren Facharzt zu machen als Honorierung ihrer Anstrengung und Leistungsfähigkeit, deshalb auch Arrangement mit den schwierigen Bedingungen, um das Ergebnis : Facharzt zu erreichen, (Fall 3) • selbstständiges, kritisches Denken jeder muss es erst mal für sich alleine machen/schaffen; gesell. Engagement; autonomes Handeln (konsequenter Karriereweg), (Fall 3) • Selbstverwirklichung: Lehrer als „Traumberuf“, Hoffen auf unbefristeten Vertrag (Fall 5); Konsequente berufliche Zielumsetzung aufgrund innerer Überzeugung zum Arztberuf, Operieren als Zukunftsoption und Projektierung (Fall 3) 	<p>Typ IV (Fall 8,9)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Aktivitätsstreben „dass ich viel mehr gemacht hab“, „viel mehr erlebt und mach auch viel mehr und dadurch fühl ich wohler“ (Fall 9); liest, programmiert gerne, gemeinsame Aktivitäten mit Freunden und Freundin teilen • Problemlösung/Arrangement/Differenzierter Blick: keinen Ansprechpartner „gefunden“, „eigenes Ding machen“, „richtig gearbeitet vier Jahre“ als Krankenschwester „damals ... mein Traumberuf“, „dann hat’s mich noch mal gepackt“, Umenscheidung zum Studium (Chance nutzen); Kindervunsch mittelfristig nicht, „sträubt sich in mir“, einerseits Vorstellung schön, aber andererseits hohe Verantwortung, wofür sie jetzt noch nicht bereit ist, später vielleicht (Differenzierung emot./rational) (Fall 9); „lebensnotwendige Dinge“, „vollkommen anspruchslos, „wichtig sind mir Schuhe, Gürtel, Uhren“ (Konzentration auf Details), differenzierter Blick an der Realität gemessen, zusammenhängendes Denken und Probleme mit Handlungsbedarf lösen, „ein Problem ist nur interessant durch seine Lösung, nicht durch seine Existenz“ (Fall 8) • Selbstständiges Denken „eigenes Ding gemacht“, „jeder Mensch stellt sich die Welt so nach vor“; hat sich über krit. Außenmeinungen zu Engagement hinweg gesetzt; „wo ich denke, dass es dort entbehrlich ist und es kurz vorm Schweineimer gerettet“ (Fall 9); während Abiturzeit Förderung der Persönlichkeitsentwicklung durch

<p><i>(emotional)</i> Arrangement/Differenzieren: Flexibilität/akzeptanz, - klare Zielorientierung, entscheidet über Selbstwirkungsbedürfnis</p>	<p>- Botschaften vermitteln wollen, auf „Kleines Glück aufmerksam machen“ (Fall 4); andere erreichen können, Gehör verschaffen“ (Fall 1)</p>	<p>Erfahrungen (Fall 6); subjektiv sinnhafte Ansprüche werden den objektiven (Außen) nicht untergeordnet; Berufrolleidentifikation als Theologie durchzieht sämtliche Lebensbereiche (Fall 2) Fähigkeitsbezug: kann ich nichts falsch machen, kenn ich mich aus (Fall 7); durch Berufsrolleidentifikation keine Problemlösungen bieten zu müssen, sondern sie nur wahrnehmen zu können (Fall 2)</p> <ul style="list-style-type: none"> • soziale Teilhabe, Passivität: - sehnt sich nach mehr Ruhe, sehr hohe Anstrengung/Stress mit Sinnzentrum Musik (Fall 7); braucht Abstand/Trennung Beruf/ Freizeit/ ungesörte Räu, um sich erholen zu können, totale Freizeit auch nicht gut, weil perspektivisches Sinnzentrum fehlt, Sinnzentrum und Anforderungen von außen zugleich Motivator, genießt lieber die unabhängige Enspannung, als die Anspannung, sich krumm machen zu müssen (Fall 2) - keine Anpassung an polit. Unmoral, dann aber auch keine Einflussmöglichkeiten, um etwas ändern zu können (Ergebnis, Simhaftigkeit, Machbarkeit) (Fall 7); Arbeitslosigkeit überschattet Lebensgefühl, nichts ausrichten können (Machbarkeit), kein uneigennütziges soziales Engagement, es wird ihm polit. schwer gemacht, selbstständig zu handeln (Machbarkeit), geringe Einflussmöglichkeiten (Fall 6); würde gern konzeptionell, inhaltliche Arbeit machen, gestalten, müsste sich dann aber der Macht von Außen beugen und gegen seine innere Haltung mitwirken, eigenständige Einflussmöglichkeiten gering (Fall 2) 	<p>Anregung/Ermöglichung zum selbstständigen, kritischen Denken; Religion interessiert ihn nicht (sinnlos), selbstständiges, realistisches Bewerten aus den eigenen Erfahrungen heraus bzw. Erklären können von Zhg. Will sich von anderen Meinungen nicht beeinflussen lassen (Fall 8)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Selbstverwirklichung Ergebnisorientiert: „dass die (Freundin von damals) aus dem Trott halt nicht raus kommt, dass ich weiß nicht, dass dass man sich irgendwie unterscheidet“; „also ich möchte’ schon was auf die Beine stellen oder mich engagieren halt“; „dass man halt dahinter hak noch mehr“; Freizeit: „schon immer, von klein her, ziemlich viel gebastelt zu Haus“ „alles Mögliche ausprobiert“, „ganz viel Keramik nebenbei“, „selbst entwickeln“, „rumbasteln und bauen so“ (Fall 9); endlich das studieren zu können, was ihn interessiert und was ohne polit. Hintergrund reglementiert wird: „Hauptgrund, dass es jetzt Spaß macht (...) überhaupt erst mal eine Wissenschaft ist“, „Zugang zu Wissen“ wichtig; „Wenn ’n Job Spaß macht, machst ihn gerne, denn bist du gut und denn verdienst du auch“ (Identifizierung über/mit Arbeit) (Fall 8) • Soziale Teilhabe „aus gutem Willen jeden Abend einen dicken Rucksack voll ins Obdachlosenheim gebuckelt zu Essen“, polit: „kein Feeling dafür, mich da einzumischen und jetzt groß um Veränderung zu schreiben (hoch emot.); Freunde: „dass ich da helfe, ist klar. Und das erwarte ich halt auch von den anderen, wenn ich dann ein Problem hab““ (Fall 9); Freunde: intensive, selektierte Beziehungen, gemeinsame Erfolgserlebnisse über das, was gemeinsam geschafft wurde (Fall 8)
---	--	---	--

Abbildung 52: Codierung 2. Grades zur Bildung von kategorialen Typenvariablen

Im Ergebnis der induktiven Variablenentwicklung lassen sich für alle Identitätsziele Folgende im Überblick subsumieren:

<u>Identitätsziel</u>	<u>Kategoriale Typenvariablen</u>
Selbstwirk-samkeit	<ul style="list-style-type: none"> - Aktivitätsstreben/ Ziel-/Leistungs-/Erfolgsorientierung - Problemlösung/Arrangement/ Selbstständiges, kritisches Denken, Flexibilität als ... - Selbstverwirklichung(smotiv) - Soziale Teilhabe
Integration	<ul style="list-style-type: none"> - Soziale Beziehungen (Ich-Ebene) - Gesellschaftliche/Politische/Soziale Beziehungen (Wir-Ebene)
Autonomie	<ul style="list-style-type: none"> - Selbstständigkeit/ Eigenständiges kritisches Denken und Handeln/ Flexibilität - Sinnzentrum: innerer Bezug/Selbstbestimmung bzw. -behauptung/ institutionelle (Un-)Abhängigkeit - Wertorientierung/Arrangement mit Außen/(Un-)Konventionelle, Ganzheitliche Meinungsververtretung/-bildung - Selbst-/Fremdverantwortung
Entschiedenheit	<ul style="list-style-type: none"> - Zielstellung/Optionale bzw. funktionale Umsetzung/Sinnzentrum/Überzeugungen
Selbstachtung	<ul style="list-style-type: none"> - Selbstvertrauen/Prägung/Authentizität - Selbstschutz/Selbstsicherheit/Wertorientierung - Selbstbild/Selbstverwirklichungsmotiv/Sinnzentren/Positive Grundeinstellung (innerer Bezug)
Anerkennung	<ul style="list-style-type: none"> - Leistungs- und Ergebnisorientierung - Selbst- und/vs. Fremdanspruch - Fremdbestätigung
Ich-Bezug	<ul style="list-style-type: none"> - Wertorientierung/Sinnzentrum/ (Un-)Eigennützigkeit - Egozentrik - Machbarkeit
Offenheit	<ul style="list-style-type: none"> - Ausrichtung auf „was“ - Funktionalität im „wie“, - Optionalität „wofür“

Aus formaler Sicht ist hier zu ergänzen, dass die kategorialen Variablen keiner Definition im eigentlichen Sinne gleichkommen, sodass es gelänge, sie strikt und klar auseinanderzuhalten. Eine klare Trennung kann sich deshalb nicht ergeben, weil alle inhaltlichen Bedeutungsgehalte (vgl. bereits die Ausführungen zur Matrix 1) eine Mehrfachbedeutung signalisieren können, die sich wiederum aus der Zusammenhang bildenden interpretativen Sinndeutung im Kontext der durchgeführten hermeneutischen Einzelfallanalyse bewegen. Es sind also weitestgehende Eindeutigkeiten bei der typübergreifenden Verankerung der Variablen berücksichtigt worden, sie beinhalten aber auch stellenweise eine unumgehbare

überlappende inhaltliche Codierung. In einem zweiten Schritt erfolgt also nun die Übertragung auf den nächsten Typus, indem alle aus dem ersten Typus induktiv ermittelten Variablen zu einer ebenso systematischen Neugruppierung der Sinngehalte jedes Einzelfalls führen. Die hier auf einem Blick ziemlich umfangreichen und komplexen Codiermöglichkeiten sind in ihrer endgültigen Festlegung erst durch den nächsten Arbeitsschritt entstanden, d. h., typübergreifend sind entsprechende Differenzierungen, Modifizierungen, Reduzierungen usw. sukzessive weiterentwickelt worden, wodurch mehrere Codierungs- und Gruppierungsvor- bzw. -durchgänge im Einzelnen stattgefunden haben.

4.4.2 Bildung von kategorialen Vergleichsdimensionen

Mit der Bildung jener Variablen (vgl. gestrichelte Rahmung in der Abbildung 51) werden nun in einem nächsten komplexen Arbeitsschritt die typübergreifenden Vergleichsdimensionen für das jeweilige Identitätsziel über einen Minimal-Maximal-Typenvergleich gewonnen. (vgl. Abbildung 51 erste linke Spalte) Die Vergleichsdimensionen stellen im Ergebnis eine Komprimierung der inhaltlichen Merkmalsausprägungen (Variablen) auf einem höheren (im weitesten Sinne theoriegeleiteten) Abstraktionsniveau dar. Im Einzelnen wird zunächst an einem Typen für jede intern fallgruppierte Variable (=Merkmal) die fallbezogen homogene Merkmalsausprägung interpretativ gedeutet. Dabei wird der Typus als Analysenausgangspunkt ausgewählt, für den das ausdifferenzierte jeweilige Identitätsziel laut der quantitativ skalierten Ausprägung die größte (rot) Bedeutung besitzt bzw. der diesem Identitätsziel im Verhältnis zu seinen anderen in der Identitätszielgeneralisierung und im Vergleich zu den anderen Typen das größte strukturierende Gewicht verleiht oder diesem die unter Bedeutungsaspekten intensivste Auseinandersetzung widmet. Um die einzelnen Merkmalsausprägungen zunächst für den ersten Typus objektivierend zu ergründen, ist immer wieder ein Zurückkehren zum hermeneutischen Einzelfallverständnis und hier zu der entsprechenden sequenzierten Codierung und Bewertung (vgl. Matrix 1) hilfreich, teilweise sogar notwendig, um den lebensgeschichtlichen Gesamtzusammenhang der Bedeutungssetzung ggf. nicht aus den Augen zu verlieren. Zunächst verdichteten sich aus den fallbezogenen Codierungen und hervorgehobenen Bedeutungen oder Besonderheiten für den Typus Ansatzpunkte einer Merkmalsausprägung. Diese Ansatzpunkte werden in die linke Spalte, für Modifikationen offen gehalten, übernommen. In einem zweiten Schritt werden die einzelnen Merkmalsausprägungen mit dem Gegenteilstypus verglichen, der also das am niedrigsten (hellblau) skalierte Ausprägungsniveau in der Gesamtstrukturierung aufweist. Dies entspricht dem Verständnis des kontrastierenden Maximalvergleichs, um die größtmöglichen Unterschiede zur Bildung von *Vergleichsdimensionen* herauszufinden.

Konkret heißt das, auch die im zweiten Analysetyp unterhalb der einer Variable befindlichen Textpassagen zuvor auf ein homogenes Ausprägungsniveau für jede Variable einzeln zu interpretieren und dann jenes im variablenbezogenen Vergleich mit dem ersten Typen mit- und gegeneinander abwägend interpretierend für den zweiten Typen festzulegen. In Bezug auf die anderen beiden Typen ist der minimierende und maximierende Typenvergleich ungleich schwieriger als für das sogenannte typologische Gegensatzpaar je Identitätsziel. Das heißt, die auch aus den quantitativen Anhaltspunkten und Ergebnissen sich ergebene, vermehrte Aufmerksamkeitsfokussierung hinsichtlich einer eventuell sehr fein zu differenzierenden Bedeutungsdeutung lässt eine erhöhte Vorsicht vor allzu schnellen Verallgemeinerungstendenzen erwachen und begründen. Beide „Mischtypen“ haben jeweils unterschiedlich stark gewichtete (also mal eher höhere oder mal niedrigere) Kovarianzen mit einem der beiden Haupt(gegen)spieler, die sich jetzt in der inhaltlich interpretativen Entwicklung von Vergleichsdimensionen mehr oder weniger ausgeprägt anzeigen werden. Das bedeutet für die jeweiligen, bei jedem Identitätsziel auftretenden, Mischtypen, dass sie sich nicht über die typinterne Gesamtstruktur durchhalten, sondern für jedes Identitätsziel andere Nachbarschaftsverhältnisse eingehen, sodass die, insgesamt vermutet, eher weniger nahen Typen in bestimmten Identitätszielen sehr viel mehr gemeinsam haben, als angenommen werden könnte. Jeder höher skalierte (rosa) Typus wird also zur Vereinfachung mit dem Haupttypus als Erstes verglichen, mit dem er die engste Nähe haben könnte und im nächsten Schritt im Sinne des maximierenden Vergleichs mit dem Anderen, dem des zunächst vermuteten weitesten Abstandes (hellblau). Am Ende sollte im Idealfall der „Rosa“-Typus einige gemeinsame und unterscheidbare Merkmale mit dem „Hellgrünen“-Typus bishin zu kontrastierenden Merkmalsausprägungen im Vergleich zu dem Typen mit dem schwächsten Ausprägungsniveau vorweisen können. Dieselbe vergleichende Vorgehensweise betrifft die Bestimmung des dritten Typenausprägungsniveaus (hellgrün). Es können aber durchaus auch nur drei Vergleichstypen vorhanden sind, das heißt, dass zwei „Mischtypen“ sich sehr ähnlich sind, also viele Gemeinsamkeiten mit dem jeweiligen Haupttypen der engsten Nähe und entsprechend hoch kontrastierende Unterschiede zu dessen „Gegenspieler“ vorweisen. Da bewusst das Identitätsziel „Selbstwirksamkeit“ als Ausschnittdarstellung in der Abbildung 52 ausgewählt worden ist, weil sich hier relativ schnell der intersubjektive Nachvollzug der Vergleichsdimensionenbildung einstellen wird, kann m. E. auf eine detaillierte, deutend federführende Vorgehensbeschreibung der interpretativ-reduzierenden und schließlich abduktiven Bedeutungserschließung an den typcodierten Textpassagen verzichtet werden. Es dürfte außerdem den Umfang der Arbeit sprengen, wenn alle gebildeten

Vergleichsdimensionen, um sie in ihrer Interpretation nachvollziehbar zu halten, porträtiert werden würden, um die hermeneutische Analyse im Einzelfall praxeologisch transparenter als in der bewusst entschiedenen Form zu rekapitulieren.

Im Ergebnis für die Vergleichsdimensionen schälen sich also typgebundene Charakteristika heraus, die zum einen den Ausprägungsradius des Identitätsziels kennzeichnen und zugleich eine feine Strukturierung der Ausprägungsniveaus je Typus beinhalten. Im fortschreitenden Verlauf der typenvergleichenden Dimensionierung der Variablenausprägung können sich neue oder genauere und auch modifizierte Variablenausprägungen herauskristallisieren, die sich für jeden Typen zu gewissen „Eigenbildern“ verdichten. Jene wiederum geben das Bedeutungsniveau des jeweiligen Identitätsziels, durch einen sogenannten abduktiven Schluss gebildet, auf einem höheren Abstraktionsniveau als Vergleichsdimension komprimiert wieder. Am Abbildungsbeispiel des Identitätsziels „Selbstwirksamkeit“ ist zu ersehen, dass sich auch eine, die Besonderheiten treffende, Mottobezeichnung durchaus als positiv erweisen kann, um mehrere Variablen auf einen relativ exakten und verständlichen Nenner bringen zu können. Im Zuge der Vergleichsdimensionenbildung für alle Identitätsziele verdichten sich die einzelnen Dimensionen zusätzlich in komplexer und in, teilweise dem abduktiv interpretierenden Verständnis dienend, vereinfachender Weise, da sie häufig in sehr enger Nachbarschaft stehen, welche bereits mit der Mehrfachcodierung explizit fokussiert worden ist. Im Endeffekt wird der ggf. parallele Rückgriff auf die hermeneutischen Einzelfallinterpretationen (Matrix 1) eben auch aufgrund des sich durchgehaltenen qualitativen Bedeutungsverständnisses im Kontext der Zusammenhangbildung zunehmend geringer notwendig.

4.4.3 Zwischenergebnis: Typologische Identitätszieldimensionen

Die in der Abbildung 52 bereits linksseitig einzusehende Identitätszieldimensionierung wurde zur besseren Vergleichbarkeit der Typen für die weiteren Analyseschritte entsprechend reduzierend sowie skalierend tabelliert. Sie wird dem inhaltlichen und typenvergleichenden Nachvollzug dienend an den Identitätszieldimensionen der ermittelten vier Hauptkategorien Autonomie, Selbstachtung, Entschiedenheit und Selbstwirksamkeit im inhaltlichen Typenvergleich mit der Abbildung 53 vorgestellt.¹⁸⁴

¹⁸⁴ Vgl. für alle typologischen Identitätszieldimensionen „D:\Anhang\Hermeneutische Typenbildung\Typologische hermen. Identitätszieldimensionierung.rtf“

Typologische hermeneutische Identitätszieldimensionen: Differenzierte Typkontrastierung unter Berücksichtigung impliziter typologisch skaliertem Identitätszielgewichtungen

(Typübergreifende) Identitätszielebene: höchster Ausprägungsrang bei Typ...	(Typübergreifende) Identitätszielebene: niedriger Ausprägungsrang bei Typ...	(Typübergreifende) Identitätszielebene: niedrigster Ausprägungsrang bei Typ...	(Typübergreifende) Identitätszielebene: höherer Ausprägungsrang bei Typ...
Typ I	Typ II	Typ III	Typ IV
<p>Autonomie HOHE ICH-Außeneinanderersetzung</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Institutionelle Unabhängigkeit: ausgeprägte Selbstständigkeit/Eigenständigkeit/Selbstverantwortung aus sich selbst heraus; - höchste temporäre+ strukturelle+inhaltliche Flexibilität: sich von keinem beeinflussen lassen, ▪ Ganzheitlichkeit von Sinnzentren: mehrere Sinnzentren zu einem Ganzen Selbstverwirklichungsmotto zu kombinieren versucht ▪ Selbstbestimmung in Sinnzentren: geringste Auseinandersetzungsformen/-anforderungen, absolutes Ich-Zentrum ▪ Meinungsbildung/-vertretung: Tun bzw. Nicht-Tun hängt allein von der eigenen unkonventionellen Meinungsbildung! Überzeugung ab und reicht als Handlungsbegründung auch aus, - keine großen Autoritätsauseinandersetzungen mit Außen (Ich-Ebene des Wollens, Denkens und Handelns ist maßgeblich), Selbstverwirklichung ohne Überzeugungsarbeit von/nach Außen(Ich-Ebene), <p><i>Anmerkung: I+II Beide keine Anpassung, aber unterschiedl. Umgang mit institutioneller Autorität; (Einbeziehung der WIR-Ebene), entwickelt Meinung nach Außen - I: macht, was er für richtig hält (stärkere ICH-Ebene);</i></p> <ul style="list-style-type: none"> - II will andere davon aber auch überzeugen oder meint sich stärker durchsetzen/wehren zu müssen (Einbeziehung der WIR-Ebene), entwickelt Gefühle, ungerecht behandelt zu werden, - dagegen I entwickelt gar nicht erst solche Gefühle, hat damit auch keinen Grund, gegentun gehen zu müssen, kann dies ohne Konsequenzen machen 	<p>Autonomie: HOHE WIR-Auseinanderersetzung</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Institutionelle Unabhängigkeit: hohes Selbstbehauptungsbedürfnis: <i>bedeutende Erfahrungen der Autoritätsauseinandersetzungen (WIR-Ebene), Außen</i> muss von Selbstverwirklichung/Einstellung/Unabhängigkeit stärker überzeugt werden ▪ Selbstbestimmung des/der im Sinnzentrum(s): einerseits innerhalb des prioritären Sinnzentrums: Arrangement zwischen hohem Selbstbestimmungsbedürfnis und hoher Selbstbehauptungsanforderung durch Grenzziehung zwischen Außen (machbar) und Innen (Bedürfnisschutz) umzusetzen versucht, andererseits aber auch Arrangementversuche zur Vereinbarkeit von mehreren Sinnzentren (z.B. Partn) versucht ▪ Selbstbestimmung/-behauptung in der Meinungsbildung und -vertretung: eigenständiges, selbstständiges, <i>unbeeinflusstes, überzeugungstragendes kritisches Denken und Handeln,</i> Versuch der Akzeptanz von bzw. des Arrangements mit Außen (WIR-Ebene) bei unterschiedlicher Auffassung, solange Eigenständigkeit unverletzt bleibt, ansonsten eher der komentonelle Erfahrungsweg (Langfristig: temporäre, strukturelle, inhaltliche aufgebaute Überzeugung i. S. einer Festlegung darauf und Umsetzung von Autonomie, wehrt sich aber unkonventionell gegen Autorität kann (WIR-Ebene) und mit Selbstständigkeit durch, wenn es für die eigene Autonomie/Selbstverwirklichung notwendig erscheint) 	<p>Autonomie (am dichtesten zu IV)</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Institutionelle Unabhängigkeit: Selbstständigkeit/Eigenständigkeit/Selbstverantwortung in der Umsetzung von Sinnzentren ▪ Unabhängigkeit von Sinnzentren (L.B): begrenztes Arrangement mit Außen ▪ Selbstbestimmung in Sinnzentrum: wartet absolute Chance der Selbstverwirklichung ab, anstatt sich zu unterwerfen, bis dahin innere Trennung von notwendig zu erbringenden Anforderungen und Bedürfnisorientierten Erwartungen = indirekte Auseinandersetzung und solange Arrangement (existentielle Notwendigkeiten) mit Außen, bis Ich-Ebene (exist. Sicherung über Sinnzentrum) erfüllt ▪ Selbstbestimmung/-behauptung in der Meinungsbildung und -vertretung: realitätsangemessene, norm-/wertorientierte Auseinandersetzungsförm (Umgang) richten sich nach Machbarkeit/Sinnhaftigkeit/Verstehbarkeit von Außen und seiner Grenzen nach Innen und Außen (eigene Ich-Grenze schützen, deshalb nur <i>begrenztes</i> gesell. Engagement) 	<p>Autonomie:</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ institutionelle Unabhängigkeit: Selbstständigkeit/Eigenständigkeit/Selbstverantwortung in der Umsetzung von Sinnzentren ▪ Unabhängigkeit von Sinnzentren (L.B): begrenztes Arrangement der Verantwortungsübernahme für Außen ▪ Selbstbestimmung im Sinnzentrum: <i>etwas stärkere (i. Vgl. zu III) direkte Auseinandersetzung mit Außen bei Selbstbestimmung im Sinnzentrum: direkte</i> konsequente Wege der Selbstverwirklichung umsetzen, wenn machbar ▪ Meinungsbildung und -vertretung: <i>Arrangement mit Außen:</i> zusätzlich aus eigenem realitätsabgegleichen Ermessen und entspr. Überzeugung (rational) und auch im Sinne der Gemeinschaftlichkeit (WIR), (Uneigennütziges Motiv aus Selbstbestimmung und Verantwortungsgefühl heraus = Verbindlichkeit von Werten und Normen für das eigene Handeln auch im Sinne der Gesell., aber institutionsunabhängig selbstständig aktiv werden, wenn machbar, verstehbar, sinnvoll)

Typ I	Typ II	Typ III	Typ IV
<p>Selbstachtung:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Selbstsicherheitsgefühl: vertritt <i>hohe</i> von Außen geprägte (nach <i>kritischer innerer Auseinandersetzung</i>) <i>ideelle/ideale Wertorientungs...</i>, in erster Linie aber für Selbstbezug in Selbstverantwortlichkeit, nach Außen gerichtete <i>positive „Öffnung“</i> kaum mehr für Entwicklung des Selbstbild entscheidend, sondern dienlich zur Selbstvergewisserung <i>ansstatt</i> zur inneren und (!) äußeren kritischen Auseinandersetzung - Selbstvertrauen/Selbstschutz/pos. Selbstbild: vertrauensvolle, <i>authentische</i>, gleichberechtigte, wenn mögl. gleichgesinnte Beziehungen wichtig, d. h. Beziehungen sind auch <i>wertbestimmt</i> wichtig (i. G. zu den andern Typen) - hohes Fähigkeitsgefühl - mittels <i>absolut positiver lebensbejahender Grundeinstellung (Optimismus)</i> zum Leben, dieses genussvoll, hingebungsvoll bis zum Optimum an Erfüllung erleben wollen - schwaches Auseinandersetzungsbedürfnis: innere+äußere Grenzen akzeptieren können, um glücklich sein zu können und zu müssen - <i>prohibitives (selbstschützendes) Arrangement</i> mit Problemen: hoher Glaube an sich selbst, aber auch Abgabe der Verantwortung an unrealistischen Glauben anderer Kräfte - Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück, Zufriedenheit): <i>ganzheitliches, kreativ selbstverfüllendes</i> Lebensprinzip: zuvorderst subjektiv-sinnhafte in Kombination mit existentiellen Ansprüchen und Bedürfnissen entsprechend dem Lebensmotto und aus eigener Schaffenskraft heraus verwirklichen 	<p>Selbstachtung (zu 1. IV, 2. III):</p> <ul style="list-style-type: none"> - Selbstsicherheitsgefühl: geleitet von <i>nur teilweise geöffneter Wertorientung</i>, es gibt <i>manifeste subjektive Überzeugungen</i>, die nicht aufgeben werden, <i>Eigenverantwortung+ Fremdverantwortung:</i> stärkere <i>kritische Auseinandersetzung zwischen inneren und äußeren; rational und emotional</i> geleiteten Werten, beziehen sich aber stärker als bei IV auf <i>Ich-bezogene</i> Sinnhaftigkeiten/Stimmigkeiten, Machbarkeiten als auf Außen - Selbstvertrauen/Selbstschutz/pos. Selbstbilderhaltung: <i>Stabilität</i> in <i>Vertrauensbeziehungen</i> wichtig, die <i>Basis muss stimmen</i>, alles andere kann sich entwickeln - Selbst+ Fremdbestätigung: hohes selbstbezogenes <i>Leistungs-/Fähigkeitsgefühl</i> für pos. Selbstwertgefühl entscheidend - <i>Optimismus</i> schaffen, - <i>offene, kritische, konstruktive Krisenbewältigung</i> durch Grenzziehung: Akzeptanz von Außen und personaler Differenzierung - Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück, Zufriedenheit): <i>Arrangement</i>versuche zwischen <i>eindeutigen subjektiv wichtigen Bedürfnissen/Ansprüchen und zu akzeptierenden objektiven Anforderungen</i> 	<p>Selbstachtung (zu 1. II, 2. IV):</p> <ul style="list-style-type: none"> - Selbstsicherheitsgefühl: vertritt für sich und nach Außen eindeutige (von Weiterentwicklung aus-) <i>„geschlossenen“ Ich-geleitete Überzeugungs motive</i> (Rationalität, Sinnhaftigkeit) - Selbstvertrauen/Selbst-schutz/pos. Selbstbild: braucht die <i>innere Erfüllung</i> (inhaltliche Verbundenheit, <i>Stimmigkeitsgefühl</i> zwischen <i>subjektiven Bedürfnissen und objektiven Anforderungen</i> und (!) das <i>finanzielle Sicherheitsgefühl</i> in seiner beruflichen Tätigkeit, Selbstbestätigung: stärker die Bewertung von nur <i>Ergebnissen</i> im Vordergrund und selbstbezogene pos. <i>Fähigkeitsgefühl/-überzeugung</i>. - Fremdbestätigung: braucht <i>Sicherheitsgefühl</i> aus <i>Stabilität</i> + engen, selektierten, <i>stimmigen Vertrauensbeziehungen</i> - Pos. Grundgefühl von sich selbst, <i>Gelassenheit/Entspannung</i> wichtig (ich bin mit mir eins, ev. nicht mit Außen) - Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück/Zufriedenheit): hohe Konzentration auf <i>subjektive Bedürfnisse und Ansprüche</i> und LB-Priorität als Sinnzentrum, ist sich selbst sehr wichtig innerhalb der ev. Kombination von Sinnzentren: = aus zwei LB; Fall 7: A/B+Freizeit; Fall 6: A/B+Freunde; Fall 2: A/B+Partn. 	<p>Selbstachtung</p> <ul style="list-style-type: none"> - Selbstsicherheitsgefühl: „geöffnete“ <i>theor.</i> Werteorientierung (kritische innen und (!) außenbezogene <i>Auseinandersetzung</i>, die eine Änderung einer Richtung beinhalten kann z.B. i. S. v. dazulernen, relativieren, <i>weiterentwickeln</i>), aber hohe Verbindlichkeit von Werten im <i>prakt.</i> Vollzug (Innen+ Außen sind eine Einheit), höchstes kritikbereites Potenzial (Auseinandersetzung Innen + Außen) - Ganzheitlichkeitsanspruch: stärker eine flexible <i>Werteorientg.</i> (innen (Ich)+ außen (Wir) Ganzheitlichkeit), stärker Bewertung der ganzheitlichen <i>Handlung</i> (Prozess einschl. Ergebnis) - Selbstvertrauen/Selbstschutz/ pos. Selbstbild: hohe Selbstschutzanteile <i>bei defensiver</i> Problembewältigung (Verdrängung von Krisenmomenten (unter Verschluss haltend, wo keine offensive Lösung objektiv möglich (keine <i>Balance</i> zwischen Innen+Außen geschafft)) - Stabilität und unbedingtes Vertrauen zu Beziehungspersonen wichtig, starkes Geborgenheitsgefühl suchend (Balancegrundlage) - Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück/Zufriedenheit): <i>subjektiv-sinnhaft</i> = <i>theoretisches</i> (Innere Verbundenheit) und (!) <i>praktisches</i> (Außen- Verbindlichkeit der Umsetzung) <i>Sinnzentrum</i> (= <i>Balance</i> zwischen Innen und Außen) keine vorrangige <i>LB</i>-Priorität, sondern ganzheitlich auf alle LB bezogen

Typ I	Typ II	Typ III	Typ IV
<p>Entschiedenheit:</p> <ul style="list-style-type: none"> Übergeordnete, langfristig festgelegte Zielstellung = Lebenseinstellung (Glück, Karma) über mehrere LBs gestellt Umsetzung/Offenheit: <i>optional</i> (geringe langfristige Eindeutigkeit) <i>gehaltene Umsetzungsstrategie</i> mittels quasi punktueller <i>kurzfristiger</i> bzw. <i>mittelfristiger</i> Entscheidg. zu erreichen versucht, dabei starkes ICH-Zentrum „viele Wege führen nach Rom“ i. S. v. Nutzung von flexiblen Alternativlösungen Sinnszentren/Ergebnisorientierung: Ganzheitliche Selbstverwirklichung über <i>mehrere Sinnszentren (LBs)</i>, die durch das <i>Gesamtziel</i> miteinander verbunden sind Verwirklichung <i>Subjektiv-sinnhafter</i> vor materiell-reproduktionsbezogenen Ansprüchen Wertorientierung: sehr hohe Ich-bezogene ideelle Werteorientig. maßgebend 	<p>Entschiedenheit: (II zu IV am nächsten, dann zu I)</p> <ul style="list-style-type: none"> Langfristigkeit Zielorientig (gemeinsam mit IV): Eindeutigkeit im Leben, Stabilität, Sicherheit Umsetzung/Offenheit: Revisionsoffenheit von Entscheidungen (Ih-Ebene, gemeinsam mit IV), Optionsräume nutzen als Beitrag zum langfristigen Ziel Versuch des Arrangements mit Nicht-Festgelegtein-Könnens und daraus unsicherem Gefühl mit Optimismus und Rationalismus beantworten (gemeinsam mit I) Sinnszentrum/Ergebnisorientig. (gemeinsam mit III): Konzentration auf das Wesentliche (Sinnhaftigkeit/Machbarkeit) Wertorientierung: Ideale Werte hoch bewertet (höhere sinnhaft-subjektive Ansprüche gemeinsam mit I), gesell. Engagement nur innerhalb Sinnszentrum (Wir-normierte Orientg. = gemeinsam mit IV) 	<p>Entschiedenheit:</p> <ul style="list-style-type: none"> Langfristiges Ziel: Eindeutigkeit/Stabilität/Strukturiertheit im Leben, Umsetzung/Offenheit: <i>Funktionale Alternativen</i>, hoher Realitäts- und Erfolgsbezug, (<i>Machbarkeit/Sinnhaftigkeit</i>) Sinnszentrum/Ergebnisorientierung: Konzentration auf einen prioritären LB (Eindeutigkeit), dem alle anderen untergeordnet sind, Selbstzuverwirklichender LB bezieht Subjektiv-sinnhafte und stärker (als I) materiell-reproduktionsbezogene Ansprüche ein, Wertorientierung: hoch ausgeprägte Ich-Norm-Motive (eigene Sinnhaftigkeit) entscheiden über Hdlg. (rational) 	<p>Entschiedenheit: (IV zu II, dann zu III am nächsten)</p> <ul style="list-style-type: none"> Zielorientierung: Klarheit/Eindeutigkeit/Stabilität der <i>mittel- bis langfristigen</i> Perspektive Anpassung Real- an Idealzielvorstellung, (eher gemeinsam mit III, II) (Verstehbarkeit) Umsetzung/Offenheit: Revisionsoffenheit von Entscheidungen (gemeinsam mit II) i. Richtung Sinnszentrum, Offenheit i. S. personaler Weiterentwicklung (Sinnhaftigkeit) Sinnszentrum/Ergebnisorientierung (gemeinsam mit III) (Machbarkeit) Entscheidungen in Richtung Problemlösung treffen, realitätsangemessene, machbare, sinnhafte, ernsthafte Entscheidungen treffen wollen Wertorientierung: höhere Ich-normierte Entscheidungen, aber innerhalb Sinnszentrum mit gesell. Bezug, stärker sinnhaft-subjektiv Ansprüche als materiell-reproduktionsbezogen (gemeinsam mit II),
<p>Selbstwirksamkeit:</p> <ul style="list-style-type: none"> „ich bin, was ich mache“, freier fühlend, Ergebnis ist offen, aber kein Problem, weil positives Denken; hohes Selbstwirksamkeitsbedürfnis aus innerem Bezug/offenem Selbstverwirklichungsmotiv heraus; <i>Flexibilität als Bedürfnis</i> 	<p>Selbstwirksamkeit:</p> <ul style="list-style-type: none"> (Gemeinsamkeit zu III): „ich bin, was ich habe“, gebunden fühlend, Ergebnis muss kalkulierbar sein (Unterschied/Besonderheit: zu allen): innerbezogene Problembewältigung mit starker Betonung Ergebnisorientig. (emotionaleres Arrangement/Differenzieren: <i>Flexibilitätsakzeptanz</i>), klare Zielorientg. entscheidet über Selbstwirksamkeitsbedürfnis 	<p>Selbstwirksamkeit:</p> <ul style="list-style-type: none"> „ich bin, was ich habe“, gebunden fühlend, Ergebnis muss kalkulierbar sein, Klare Erfolgsorientierung, orientiert am inneren Bezug als sinnhafte Strategie, entscheidet über Höhe des Selbstwirksamkeitsbedürfnisses <i>Flexibilität als notwendige Anforderungsleistung</i> 	<p>Selbstwirksamkeit:</p> <ul style="list-style-type: none"> (Gemeinsamkeit zu I): „ich bin, was ich mache“, freier fühlend, Ergebnis ist offen, aber kein Problem, weil positives Denken (Unterschied/Besonderheit zu allen:) außenbezogene Problembewältigung, dabei offen/flexibel bleiben, das Leben mitnehmen (rationales Arrangement/Differenzierung: <i>Flexibilität als Herausforderung</i>) Selbstverwirklichungsmotiv richtet sich nach innerem Bezug und wird mit Außen arrangiert

Abbildung 53: Typologische hermeneutische Identitätszieldimensionen der Identitätsziel-Hauptkategorien mit unterschiedlich skalierten Identitätszielausprägungen

Die vier Identitätsziele sind auch deshalb als Beispiele ausgewählt worden, weil sich bei ihnen die unterschiedlich skalierten Ausprägungsniveaus je Identitätsziel zeigen. Das bedeutet aus bildungstheoretischer Sicht, weil sie aufzeigen können, in welcher Art und Weise individuell-soziale Selbstdefinitionen zu einer erfahrungswissenschaftlich begründeten ausdifferenzierten Deskription von bedeutungsvollen Identitätszielen führen können und hieraus wiederum spezifische Schlussfolgerungen zur Erforschung und zum Verständnis der Bildungsideale Selbstbestimmung, Selbsttätigkeit und Selbst-/Fremdverantwortung in der Spätmoderne erlauben. Der Vorzug erschließt sich näher sogleich in der zweiten ergänzenden Anmerkung. Mit dem Versuch, eventuelle Irritationen bereits ausschließen zu können, müssen zwei wesentliche Ergänzungen aufgedeckt werden. Das betrifft zum einen die Reduktion der entsprechend gewichteten und auch teilweise in ihrer Besonderheit Typen bestimmenden Identitätsziele von ursprünglich in der Anzahl von elf auf in die weitere Analyse explizit hineingenommenen acht Identitätszielen (Selbstwirksamkeit, Integration, Autonomie, Entschiedenheit, Offenheit, Selbstachtung, Anerkennung und Ich-Bezug).¹⁸⁵ Dass diese Vorgehensweise angebracht erscheint, hängt mit der hohen inhaltlich-strukturalen Verknüpfung der dimensionierten Ausprägungsgehalte und der daraus ermöglichten Subsumption bestimmter Identitätszielbedeutungen unterhalb Anderer zusammen. Das heißt, dass die Einordnung der mit den Identitätszielen „Passivität“, „Originalität“ und „Anpassung“ verbundenen inhaltlichen Bedeutungsgehalte unter das Ausprägungsniveau bzw. dem Sinnzusammenhang anderer Identitätsziele durchaus angemessen gewesen ist. Die für den jeweiligen Typen über diese Identitätsziele ausgedrückte Besonderheit gegenüber anderen Typen muss jedoch keiner inhaltlichen Vernachlässigung weichen bzw. einen Bedeutungsverlust implizieren, sondern trägt in spezifischer Weise zu eben dieser jeweiligen Identitätszieldimensionierung bei, unterhalb derer die Bedeutungsgehalte zuzuordnen gewesen sind. Am Beispiel des Typus II kann dieser Zusammenhang kurz begründet werden. Mit dem ihn in besonderer Weise auszeichnenden Identitätsziel „Individualität“ (Indiv.), im gedeuteten Sinne von „ich bin was Besonderes/ „ich bin anders, eine einmalige Persönlichkeit“, zeigen sich Merkmalsausprägungen, die sich u. a. auf die

¹⁸⁵ Genau genommen ist die Anzahl von vorher elf Identitätszielen bereits zu einem quantitativen Zeitpunkt der Einzelfallanalyse von ursprünglich dreizehn um die Ziele „Normalität/Gleichheit“ und „Soziale Distanz“ ohne Hinweis vernachlässigt worden. Gründe hierfür sind ihre typübergreifende Nichtthematisierung und das Resultat in Bezug auf die Unbedeutung von produktorientierten Standards insgesamt (bei den hier vorliegenden Interviews) mit Ausnahme von „Originalität/Individualität“.

- Werteorientierung (zugeordnet zu „Selbstachtung“),
- Leistungs-, Fähigkeits- und Ergebnisorientierung (zugeordnet zu „Entschiedenheit“, „Selbstwirksamkeit“),
- Zugehörigkeitsorientierung (zugeordnet zu „Integration“),
- Persönlichkeit/Selbstwertschätzung (zugeordnet zu „Selbstachtung“),
- Begabung und das Anspruchsniveau (zugeordnet zu „Anerkennung“) und
- Aktivität (zugeordnet zu Selbstwirksamkeit)

beziehen und dort ihren besonderen Stellenwert ausüben.

Eine weitere wesentliche Anmerkung ist zur qualitativen Eindeutigkeit noch einmal festzuhalten. Sie bezieht sich auf die farbliche Skalierung der tabellarischen Typenspalten. Diese Hervorhebungen beinhalten die Nachbarschaftsverhältnisse der Typen innerhalb jeder einzelnen Identitätszieldimension. Daraus folgt – und dies ist wichtig für die weiteren Darstellungen – dass das Identitätsziel, bspw. wieder „Selbstwirksamkeit“ (rot skaliert), nicht die höchste Bedeutung im Gesamtverhältnis aller Identitätsziele für den Typus I einnimmt. In seiner typinternen Rangfolge (vgl. Tabelle 11, i. d. A. S. 397) nimmt „Selbstwirksamkeit“ neben den Zielen „Integration“ und „Selbstachtung“ den zweiten Rang ein. Im Typenvergleich zu allen anderen typinternen Identitätszielverhältnissen erreicht es dort diesen hohen Rang nicht (vom dritten bis hin zum fünften Rang). Die farbliche Skalierung im Fall der Identitätszieldimensionierung dient also nur in funktionaler, in erster Linie sogar in optionaler Hinsicht der dahingehend fokussierten Typenkontrastierung mit dem Ziel, die Grundkategorien der Identitätsziele analog ihres Ausprägungsniveaus inhaltlich strukturierend zu systematisieren (vgl. Ausführungen zur „strukturierenden Inhaltsanalyse“, i. d. A. S. 327ff.). Denn die deduktive Grundkategorie an sich, in ihrer auf einem sehr allgemeingültigen Niveau gehaltenen Definition, würde jedenfalls nicht der für notwendig erachteten, hermeneutisch differenzierten Typenbildung und der Dichte der Typencharakteristik genügen können. Auch nicht, wenn sie – wie quantitativ geschehen – auf diesem Bedeutungsniveau für Erklärungsmuster skaliert bleiben würde. Schließlich lässt sich also festhalten, dass die Identitätszieldimensionen mit ihrem Ausprägungsniveau der verdichteten Variablen sehr wohl wieder zurück überführt werden müssen in und als Verknüpfung mit ihrer strukturellen Verhältnismäßigkeit, um eben zu einer dichten hermeneutischen Typbeschreibung gelangen zu können. Jenes ist Aufgabe des nächsten Arbeitsschritts.

4.4.4 Codierung 3. Grades: Bildung von hermeneutischen Typenvariablen

Zur Vorbereitung einer konzentrierten Charakteristik im Sinne einer äußerst dichten Beschreibung von hermeneutischen Identitätsformationstypen sind die typologischen Identitätszieldimensionen in eine weitere, jetzt typensystematisierende Form umorganisiert worden. Darin werden die einzelnen Identitätszieldimensionen entsprechend ihrer

typengerechten kategorialen Rangfolge eingeordnet, sodass sich – immer noch fein detailliert erhalten – eine spezifische Typenbeschreibung zusammenstellen lässt. Diese ist wiederum die entscheidende Grundlage dafür, um in einem weiteren Schritt auf einem wiederum höheren Abstraktionsniveau generalisierende Typenvariablen durch abduktiven Schluss ausfindig zu machen. Bevor es sich um die Darstellung jener Codierung 3. Grades handelt, werden für alle Typen die entsprechenden Systematisierungen im Überblick aufgezeigt. (vgl. Abbildung 54; „D:\Anhang\Hermeneutische Typenbildung\Typbeschreibung I-IV.rtf“), wobei an den Identitätszieldimensionen (vgl. Abbildung 53) inhaltlich nichts verändert worden ist. Zur Begründung, warum die Entscheidung auf eine solch umfangreiche Darstellung fällt, kann gesagt werden, dass sie zugleich der forschungsmethodisch-technischen Offenlegung dienend bereits so typenvergleichend und inhaltlich punktiert und interpretativ aufbereitet sind, dass sie dem allgemeinen intersubjektiven Nachvollzug hinreichend gerecht werden können, ohne dass mir auch hier spezifische bzw. vertiefende Porträtierungen notwendig erscheinen. Der völlig zu Recht akzeptierten und andernorts üblichen Angemessenheit kann keineswegs widersprochen werden, dass die entsprechenden Interpretationsergebnisse in respektablen Falldarstellungen interpretativ zusammenfassend zur Begründung porträtiert werden. Hierüber kann zwar einerseits der intersubjektive Nachvollzug mehr oder weniger qualitativ hinreichend gelingen. Zugleich aber ist einzusehen, dass im Zuge dessen wesentliche forschungsmethodisch-technische Vorgänge deshalb mehr oder weniger am weiten Horizont verbleiben (müssen), und dem jeweilig spezifischen intersubjektiven Forschungsinteresse u. U. weniger Klarheit verschaffen als vorausgesehen, bisweilen sogar die Verifikationsoption vorenthalten. Das Explikationsanliegen der Arbeit besteht vor allem in dem Versuch, möglichst beide Seiten – also die methodisch-technische sowie die in ihrem Umfang und Detailgenauigkeit angemessene Interpretationsoffenlegung – dem intersubjektiven Nachvollzug in einer abgewogenen theoretischen und empirischen Reichweite zu präsentieren, ohne inhaltlich zu verallgemeinernd oder zu spezifisch zu werden. Dies ist also auch eine Begründung dafür, dass die nächsten beiden Arbeitsschritte keine porträtierend-deskriptive Zusammenfassung vorweisen, sondern mit der gewählten Abbildungsform die inhaltlichen Interpretationen in zentralen Stichworten präzisiert und für sich selbst sprechend wiedergeben.

Die farblich blauen Markierungen weisen nun bereits auf einen Arbeitsschritt hin, mit dem die, bereits aus den vorherigen Typenkontrastierungen und -analysen ohnehin im Schriftbild hervorgehobenen, Besonderheiten nochmals unter impliziter Berücksichtigung von typbedingt gewichteten Identitätszielrangfolgen, einschließlich ihrer bereits analysierten tendenziellen

Grundorientierung, selektiv verdichtend betrachtet worden sind. Jene stellen letztlich wiederum die Merkmalsgrundlage für die jetzt zu entwickelnden Typenvariablen mit der Codierung 3. Grades dar.

Die Codierung 3. Grades ist ein abduktiv-interpretatives Vorgehen insofern, als dass schließlich die bisherigen Ausprägungen der jeweiligen typologischen Vergleichsdimensionen nun selektiv auf ein wiederum erhöhtes, identitätstheoriegeleitetes Abstraktionsniveau gehoben werden. Gleichzeitig können die Vergleichsdimensionen in ihrer Charakteristik deshalb handhabbarer werden, weil konsequent über alle hermeneutischen Analysen, angefangen am Einzelfall bishin zur Typologie, dementsprechend komplexe hermeneutische Sinnzusammenhang bildende Kontrastierungen und sukzessiv reduzierende Interpretationen vorgenommen worden sind. Zugleich sind die Codierungen 3. Grades den Beschreibungen der typologischen Identitätszieldimensionen bzw. den daraus resultierenden Typenbeschreibungen nicht inhaltlich überlegen, sondern reduzieren sie lediglich auf ein wiederum übergeordnet-verdichtetes, d. h. generalisierbares Niveau. Der Ablauf ist grundsätzlich vergleichbar mit der induktiven (axialen) Codierung 2. Grades und der abduktiv-interpretierenden Bildung der kategorialen Identitätszieldimensionen. Jedoch unterscheiden sich beide erheblich im Umfang, da die Kodierung 3. Grades auf jenes entsprechend vorreduzierte „Eigenbild“ der Typen zurückgreifen kann. (vgl. Abbildung 54; vgl. auch D: Anhang\ Hermeneutische Typenbildung\Typologische Vergleichsdimensionen I-IV. rtf) Dieses Eigenbild ist, gemeinhin formuliert, dem nochmals in der Charakteristik selektiv reduzierten „Abbild“ (vgl. Abbildung 55) als Folie unterlegt worden. Jenes ist also ein „eng geknüpftes Netz“ in seiner, selektiv-codiert betrachtet, erneuten Verknüpfung mit dem der „weit geknüpften“ identitätszieldimensionierten Typenbeschreibung. Die selektiv-interpretativen Typenvariablen – als zentrale Knotenpunkte des qualitativen Strukturnetzes aufgefasst – sind in Anpassung an die Identitätszieldimensionsterminologie in der Abbildung 55 unterhalb der (noch zu bildenden) typologischen Vergleichsdimensionen dargestellt. Ein wesentliches Ergebnis ist hier bereits, dass die Charakteristik der Typenformationsweise an Eindeutigkeit wesentlich gewonnen hat.

Zusammenfassende Typenbeschreibungen anhand der Identitätszielvergleichsdimensionen

IZ im Rang (%)	Typ I (stärkster aufgeflehter Typ i.Vgl. zu den anderen!)
Autonomie (17,2)	<p>HOHE ICH-Auseinandersetzung</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ institutionelle Unabhängigkeit: - ausgeprägte Selbstständigkeit/Eigenständigkeit/Selbstverantwortung aus sich selbst heraus; - höchste temporäre+ strukturelle + inhaltliche Flexibilität: sich von keinem beeinflussen lassen, ▪ Ganzheitlichkeit von Sinnzentren: - mehrere Sinnzentren zu einem ganzen Selbstwirkungsmotiv zu kombinieren versucht ▪ Selbstbestimmung in Sinnzentren: - geringste Auseinandersetzungsformen/-anforderungen, absolutes Ich-Zentrum ▪ Meinungsbildung/-vertretung: - Tun bzw. Nicht-Tun hängt allein von der eigenen unkonventionellen Meinungsbildung/ Überzeugung ab und reicht als Handlungsbegründung auch aus, - keine großen Autoritätsauseinandersetzungen mit Außen (Ich-Ebene des Wollens, Denkens und Handelns ist maßgeblich), - Selbstverwirklichung ohne Überzeugungsarbeit von/nach Außen(Ich-Ebene), <p><i>Anmerkung: I+II Beide keine Anpassung, aber unterschiedlicher Umgang mit institutioneller Autorität; unterschiedlicher Umgang nach Außen - I: macht, was er für richtig hält (stärkere ICH-Ebene);</i> <i>- II will andere davon aber auch überzeugen oder muss sich da stärker durchsetzen/wehren (Einbeziehung der WIR-Ebene), entwickelt Gefühle, ungerecht behandelt zu werden,</i> <i>- dagegen I entwickelt gar nicht erst solche Gefühle, hat damit auch keinen Grund, gegen angehen zu müssen, kann dies ohne Konsequenzen machen</i></p>
Integration (15,6)	<ul style="list-style-type: none"> ▪ emot.+rational: stärkere emot. (pos.) persönliche/private Bewertung (Ich-Ebene), wobei auch rationale (polit) eine Rolle spielen, aber nicht so hoch wie die privaten gemessen werden; ▪ emot. (Ich-Ebene): offene, neue persönliche Beziehungen werden regelrecht gesucht und solange aufrecht erhalten, wie sie die Person weiterentwickeln, sich selbst optimal zu finden (funktional); ▪ rationale: sind überlagert von emot. Bewertungen (Wir-Ebene). (Freundschaft höher gewichtet als gesell. Gleichgesinnung, bzw. gesell. Gleichgesinnung auf der Grundlage von Freundschaften, dann auch Integrationswünsche)
Selbstwirksamkeit (15,5)	<ul style="list-style-type: none"> ▪ „ich bin, was ich make“, freier fühlend, Ergebnis ist offen, aber kein Problem, weil positives Denken; ▪ hohes Selbstwirksamkeitsbedürfnis aus innerem Bezug/offenen Selbstverwirklichungsmotiv heraus; ▪ Flexibilität als Bedürfnis
Selbstachtung (15)	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Selbstsicherheitsgefühl: - vertritt hohe von Außen geprägte (nach kritischer innerer Auseinandersetzung) ideelle/ideale Wertorient. in erster Linie aber für Selbstbezug in Selbstverantwortlichkeit, nach Außen gerichtete positive „Öffnung“ kaum mehr für Entwicklung des Selbstbildes entscheidend, sondern dienlich zur Selbstvergewisserung anstatt zur inneren und (!) äußeren kritischen Auseinandersetzung ▪ Selbstvertrauen/Selbstschutz/pos. Selbstbild: - vertrauensvolle, authentische, gleichberechtigte, wenn mög. gleichgesinnte Beziehungen wichtig, d. h. Beziehungen sind auch Wert bestimmend wichtig (i.G. zu den andern Typen) - hohes Fähigkeitsgefühl - mittels absolut positiver Lebensbejahender Grundeinstellung(Optimismus) zum Leben, dieses gemussvoll, hingebungsvoll bis zum Optimum an Erfüllung erleben wollen - schwaches Auseinandersetzungsbedürfnis: innere+äußere Grenzen akzeptieren können, um glücklich sein zu können und zu müssen - prohibitives (selbstschützendes) Arrangement mit Problemen: hoher Glauben an sich selbst, aber auch Abgabe der Verantwortung an unrealistischen Glauben an andere Kräfte ▪ Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück, Zufriedenheit): - ganzheitliches, kreativ selbsterfüllendes Lebensprinzip: zuvorderst subjektiv-sinnhafte in Kombination mit existenziellen Ansprüchen und Bedürfnissen entsprechend dem Lebensmotto und aus eigener Schaffenskraft heraus verwirklichen

<p>Entscheidenheit (1.2.4)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ übergeordnete, langfristig festgelegte Zielstellung = Lebenseinstellung (Glück, Karma) über mehrere LBs gestellt ▪ Umsetzung (geringe langfristige Eindeutigkeit) gehaltene Umsetzungsstrategie mittels quasi punktueller kurzfristiger bzw. mittelfristiger Entscheidungen, zu erreichen versucht, dabei starkes ICH-Zentrum - „viele Wege führen nach Rom“ i. S. Nutzung von flexiblen Alternativlösungen ▪ Sinnzentren/Ergebnisorientierung: - Ganzheitliche Selbstverwirklichung über mehrere Sinnzentren (LBs), die durch das Gesamtziel miteinander verbunden sind - Verwirklichung von subjektiv-sinnhaften vor materiell-reproduktionsbezogenen Ansprüchen ▪ Werteorientierung: - sehr hohe Ich-bezogene ideelle Werteorientierung, maßgebend
<p>Offenheit (6,7)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Inhalt („WAS“): - hier positiv bewertet, da das „Was“ (Innen übergeordnet wichtig ist) langfristig feststeht, ▪ Umsetzung („WIE“): - nur das „Wie“ (kann es herausgefunden werden, erreicht werden): langfristig noch offen - „Wie“ bezieht sich eher auf innere Bezüge
<p>Ichbezug (6,7)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Sinnhaftigkeit durch Werteorientierung: - keine direkte kritische Auseinandersetzung mit Außen, weil selbstverständlicher Einbezug objektiver Außenanforderungen/-erwartungen in eigenes Lebenskonzept, aber höhere selbstständige Ich-Entscheidung/Überzeugung - hohe Erwartungen an sich selbst, an Außen, an das Gesamt (Leben) gerichtet ▪ Egozentrik: - hoher Ich-Radius der Selbstverwirklichung und innerhalb der Gruppenzugehörigkeit - Uneigennützigkeit für Außen schließt Eigennutzen ein - aber auch Zielgerichtete funktionale Annahme von objektiven Anforderungen zwecks Integrationsbedürfnis ▪ Machbarkeit: - pos. Fähigkeitsbezug - Optimismus durch Einbezug Irrrealismusfärbung bei Ich-Projekten - Wir-Projekte: unabhängige Entscheidung zum Engagement wichtig, abhängig vom Umfang, nicht vom uneigennützigem Wert - Engagement/Anpassung/Arrangement abhängig von ichbezogener Zugehörigkeit
<p>Anerkennung (6,6)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Fremdbestätigung/ Selbstbestätigung: - höhere Fremdbestätigung für starkes Integrationsbedürfnis Voraussetzung, deshalb auch nicht ohne auskommend, obwohl die Selbstbestätigung sich stärker nach eigenen Motiven ausrichtet und Gleichgesinnte/ enge Bezugspersonen (deren Anerkennung dadurch auch gesichert ist) gesucht werden, - Anerkennung als Zugewinn von Selbstbestätigung, nicht als Zentrum emotionaler Stabilität, aber dann, wenn Anerkennung bzw. Integration gefährdet ist, wichtig; (wie Typ II:) höherer Leistungs- bzw. Fähigkeitsbezug bezügl. personaler Besonderheit, an dem Fremdbestätigung gemessen wird; - Fremdanspruch/ Selbstanspruch: - Respekt vor ihrer Person; - Motive (un-)eigennützigem Handelns: für andere etwas zu tun schließt Eigengewinn ein
<p>IZ im Rang (%) Autonomie (23,5)</p>	<p style="text-align: center;">Typ II (tendenziell etwas stärker außengeleitet)</p> <p>HOHE WIR-Auseinandersetzung</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ institutionelle Unabhängigkeit: - hohes Selbstbehauptungsbedürfnis: bedeutende Erfahrungen der Autoritätsauseinandersetzungen (Wir-Ebene), Außen muss von Selbstverwirklichung/Einstellung/ Unabhängigkeit stärker überzeugt werden ▪ Selbstbestimmung des/im Sinnzentrum(s): - einerseits innerhalb des prioritären Sinnzentrums: Arrangement zwischen hohem Selbstbestimmungsbedürfnis und hoher Selbstbehauptungsanforderung durch Grenzziehung zwischen Außen (machbar) und Innen (Bedürfnisschutz) umzusetzen versucht, - andererseits aber auch Arrangementversuche zur Vereinbarkeit von mehreren Sinnzentren (z. B. Partn.) versucht ▪ Selbstbestimmung/-behauptung in der Meinungsbildung und -vertretung: - eigenständiges, selbstständiges, unbeeinflusstes, Überzeugungstragendes kritisches Denken und Handeln, - Versuch der Akzeptanz von bzw. des Arrangements mit Außen (Wir-Ebene) bei unterschiedlicher Auffassung, solange Eigenständigkeit unverletzt bleibt,

	<p>- ansonsten eher der konventionelle Erfahrungsweg (<i>langfristig: temporäre, strukturelle, inhaltliche aufgebaute Überzeugung</i> i. S. einer Festlegung darauf und Umsetzung von Autonomie, die sich aber unkonventionell gegen Autorität wehren kann (<i>Wir-Ebene</i>) und Selbstständigkeit durchsetzt, wenn es für die eigene <i>Autonomie/Selbstverwirklichung</i> notwendig erscheint)</p>
<p>Selbstachtung (21,6)</p>	<p>(Nähe zu I, IV, 2, III):</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Selbstsicherheitsgefühl: - geleitet von <i>nur teilweise geöffneter Werteorientg.</i>, es gibt manifeste subjektive Überzeugungen, die nicht aufgegeben werden, - Eigenschaft+ Fremdvantwortung+ Fremdvantwortung: stärkere kritische Auseinandersetzung zwischen inneren und äußeren; rational und emotional geleiteten Werten, beziehen sich aber stärker als bei IV auf Ich-bezogene Sinnhaftigkeiten/Stimmigkeiten, Machbarkeiten als auf Außen ▪ Selbstvertrauen/Selbstschutz/pos. Selbstbilderhaltung: - Stabilität in Vertrauensbeziehungen wichtig, die Basis muss stimmen, alles andere kann sich entwickeln - Selbst+ Fremdbestätigung: hohes selbstbezogenes Leistungs-/Fähigkeitsgefühl für pos. Selbstwertgefühl entscheidend - Optimismus schaffen, - offene, kritische, konstruktive Krisenbewältigung durch Grenzziehung: Akzeptanz von Außen und personaler Differenzierung ▪ Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück, Zufriedenheit): - Arrangementversuche zwischen eindeutigen subjektiv wichtigen Bedürfnissen/Ansprüchen und zu akzeptierenden objektiven Anforderungen
<p>Entscheidenheit (15,8)</p>	<p>(II zu IV am nächsten, dann zu I)</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Langfristigkeit Zielorientg (gemeinsam mit IV): - Eindeutigkeit im Leben, Stabilität, Sicherheit ▪ Umsetzung/Offenheit: - Revisionsoffenheit von Entscheidungen (Ich-Ebene, gemeinsam mit IV), Optionsräume nutzen als Beitrag zum langfristigen Ziel - Versuch des Arrangements mit Nicht-Festgelegtsein-Könnens und daraus unsicherem Gefühl mit Optimismus und Rationalismus beantwortet (gemeinsam mit I) ▪ Sinnzentrum/Ergebnisorientg. (gemeinsam mit III): - Konzentration auf das Wesentliche (Sinnhaftigkeit/Machbarkeit) ▪ Wertorientierung: - Ideelle Werte hoch bewertet (höhere sinnhaft-subjektiv Ansprüche gemeinsam mit I), - gesell. Engagement nur innerhalb Sinnzentrum (Wir-normierte Orientg. = gemeinsam mit IV)
<p>Selbstwirksamkeit (9,2)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ (Gemeinsamkeit zu III): „ich bin, was ich habe“, gebunden fühlend, Ergebnis muss kalkulierbar sein ▪ (Unterschied/Besonderheit: zu allen): innenbezogene Problembewältigung mit starker Betonung Ergebnisorientg. (emotionales Arrangement/Differenzieren): ▪ Flexibilitätsakzeptanz, ▪ klare Zielorientg. entscheidet über Selbstwirksamkeitsbedürfnis
<p>Anerkennung (9,1)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Fremdbestätigung/ Selbstbestätigung: - Fremdbestätigung: Anerkennung des Leistungsvermögens, dadurch Selbstbestätigung als Person (ideeller Typ ? : ich bin etwas wert, weil ich besonders fähig bin und das erfahre ich auch von außen) ▪ Fremdanspruch/Selbstanspruch: - „der Weg/und die dafür aufgebrachte Leistung ist das Ziel“ (daraus resultiert zugleich hoher Selbst- und Fremdanspruch), und die muss anerkannt werden, um im Ergebnis dadurch was zu erreichen (in (I.) Anerkennung der Leistung ist Ergebnis enthalten, z. B. Status quo); Leistungsbezug: enthält Nicht-Selbstverständlichkeit der Anerkennung; - (un-) eigennütziges Handlungsmotiv für Andere, weil darüber auch für sich selbst Gewinn (Ich-Ebene höher in der Selbstbewertung)
<p>Integration (5,6)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Differenzierung +Arrangement zwischen emot. + rationalen Bewertungsaspekten (ideelle Überzeugung, Auseinandersetzung, Arrangement nach eigenen Maßstäben mit Außen) ▪ Qualitative (stärker emot.): stabile vertrauensabhängige persönliche Beziehungen zu Freunden, Fam. auch, stärkere Berufsbezüge thematisiert, so auch beruflich gesell.polit. Engagement, ▪ Quantitativ (rational): offene Beziehungen verunsichern nicht, werden differenziert von qualitativ wichtigen Beziehungen, hier können aber aus quantitativen Beziehungen qualitative werden
<p>Offenheit (5,1)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Inhalt („Was“) + Umsetzung („WIE“): - Offenheit sowohl mit Unsicherheit (WAS) als auch mit dem Versuch des Arrangements (WIE) mit ihr verknüpft, ▪ Inhalt („Was“): - Stabilität + Sicherheit + Eindeutigkeit bevorzugt, - bei Änderung/Ergänzung zum Was wird Offenheit Wie genutzt: ▪ Umsetzung („WIE“)

	<ul style="list-style-type: none"> - funktional: Nutzung von Chancen, wenn diese sich bieten - funktional: Revisionsoffenheit, falls Entscheidungen/Festlegungen nicht richtig
Ichbezug (1,6)	<ul style="list-style-type: none"> - Sinnhaftigkeit durch Wertorientierung: Einbeziehung objektiver Außenbewertungen/-anforderungen, auch nach außen gerichtete Auseinandersetzung, aber Ich-Überzeugung/ Entscheidung höher als Außenbewertung gewichtet - Egozentrik: Ablehnung in der Absolutheit (Arrangement von Objektivität und Subjektivität) aber größerer Ich-Radius in der Selbstständigkeit wichtig - Machbarkeit: uneigennütziges gesell. Motiv des Engagements selbstverständlich, in dem Wissen, dass darüber auch Eigennutz pos. Fähigkeitsbezug
IZ im Rang (%)	<p style="text-align: center;">Typ III (stärkster innengeleiteter Typ i.Vgl. zu den anderen!)</p> <ul style="list-style-type: none"> - Langfristiges Ziel: Eindeutigkeit/Stabilität/Strukturiertheit im Leben, - Umsetzung/Offenheit: - Funktionale Alternativen, hoher Realitäts- und Erfolgsbezug, (Machbarkeit/Sinnhaftigkeit) - Sinnzentrum/ Ergebnisorientierung: - Konzentration auf einen prioritären LB (Eindeutigkeit), dem alle anderen untergeordnet sind, - Selbst zu verwirklichender LB bezieht subjektiv-sinnhafte und stärker (als I) materiell-reproduktionsbezogene Ansprüche ein, - Wertorientierung: hoch ausgeprägte Ich-Norm-Motive (eigene Sinnhaftigkeit) entscheiden über Handlg. (rational)
Autonomie (21,2)	<p>(am dichtesten zu IV)</p> <ul style="list-style-type: none"> - institutionelle Unabhängigkeit: Selbstständigkeit/Eigenständigkeit/Selbstverantwortung der Umsetzung von Sinnzentren - Unabhängigkeit von Sinnzentren (LB): begrenztes Arrangement mit Außen - Selbstbestimmung im Sinnezentrum: wartet absolute Chance der Selbstverwirklichung ab, anstatt sich zu unterwerfen, bis dahin innere Trennung von notwendig zu erbringenden Anforderungen und bedürfnisorientierten Erwartungen = indirekte Auseinandersetzung und solange Arrangement (existentielle Notwendigkeiten) mit Außen, bis Ich-Ebene (existentielle Sicherung über Sinnezentrum) erfüllt - Selbstbestimmung/-behauptung in der Meinungsbildung und -vertretung: Realitätsangemessene, Norm-/Wertorientierte Auseinandersetzungsformen (Umgang) richten sich nach Machbarkeit/Sinnhaftigkeit/Verstehbarkeit von Außen und seiner Grenzen nach Innen und Außen (eigene Ich-Grenze schützen, deshalb nur <i>begrenztes</i> gesell. Engagement)
Selbstachtung (19,2)	<p>(zu I, II, 2. IV):</p> <ul style="list-style-type: none"> - Selbststärkungsgefühl: vertritt für sich und nach außen eindeutige (von Weiterentwicklung aus-) „geschlossene“ Ich-geleitete Überzeugungsmotive (Rationalität, Sinnhaftigkeit) - Selbstvertrauen/Selbstschutz/pos. Selbstbild: braucht die innere Erfüllung (inhaltliche Verbundenheit, Stimmigkeitsgefühl zwischen subjektiven Bedürfnissen und objektiven Anforderungen) und (!) das finanzielle Sicherheitsgefühl in seiner beruflichen Tätigkeit, - Selbstbestätigung: stärker die Bewertung von nur Ergebnissen im Vordergrund und selbstbezogene pos. Fähigkeitsgefühl/-überzeugung. - Fremdbestätigung: braucht Sicherheitsgefühl aus Stabilität + enge, selektierte, stimmige Vertrauensbeziehungen - Pos. Grundgefühl von sich selbst, Gelassenheit/Entspannung wichtig (ich bin mit mir eins, nicht mit Außen) - Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück/Zufriedenheit): hohe Konzentration auf subjektive Bedürfnisse und Ansprüche und LB-Priorität als Sinnezentrum, ist sich selbst sehr wichtig innerhalb der ev. Kombination von Sinnzentren: = aus zwei LB; Fall 7: A/B+Freizeit; Fall 6: A/B+Freunde; Fall 2: A/B+Partn.
Ichbezug (11,3)	<ul style="list-style-type: none"> - Sinnhaftigkeit durch Wertorientierung: stärkere innengerichtete Auseinandersetzung mit objektiven Außenanforderungen, stärkere Identifizierung über Ich-Ebene, d.f. Anpassungsleistung negativ. - Starke Gewichtung der Ich-Entscheidung

	<ul style="list-style-type: none"> - hohe subjektive Erwartungshaltung - Egozentrik: - nur das Notwendigste für Andere, (utilitaristisch) - breiter Ich-Radius Selbstschutz - Machbarkeit: - selbstständiger Realitätssinn vs. Illusion - pos. Fähigkeitsbezug, Anpassung/Arrangement mit Außen solange, bis Ich-Zentrum völlig erfüllt - „ich bin, was ich habe“, gebunden fühlend, Ergebnis muss kalkulierbar sein, - klare Erfolgsorientierung, orientiert am inneren Bezug als sinnhafte Strategie entscheidet über Höhe des Selbstwirksamkeitsbedürfnisses - Flexibilität als notwendige Anforderungsleistung
Selbstwirksamkeit (6,6)	
Offenheit (5,5)	<ul style="list-style-type: none"> - Inhalt („WAS“): - feststehend - hohe Eindeutigkeit bevorzugt, - ansonsten Anpassungsprobleme an / Unzufriedenheit mit Offenheit - Umsetzung („WIE“): - funktionale Alternativen zum feststehenden „Was“ genutzt (als <i>Zugewinn</i>/ zum Ausbau des „WAS“) - rat.: stärkere rationale (negative) Bewertg. auf der Wir-Ebene (gesell); stark durch berufliche Lebensauffassung (subjektiv-sinnhaft) gefärbt oder durch gemeinsame Überzeugung geprägte Beziehungen, andere Auffassung werden für sich selbst kaum akzeptiert - emot.: offene, flexible, neue persönliche Beziehungen verunsichern und werden nicht akzeptiert (grundsätzlich Stabilität suchend, ansonsten unwichtig, abgelehnt)
Integration (4,6)	
Anerkennung (0)	<ul style="list-style-type: none"> - (0 bedeutungsvolle Aussagen): hier Deutung, warum nicht - Fremdbestätigung/ Selbstbestätigung: - hohe Selbstbestätigung durch starke Ergebnisorientiertg. geprägt, - unabhängiger von Fremdbestätigung (materialistischer Typ?: ich bin etwas wert, weil ich das sehe, was ich erreicht habe, was <i>ich</i> wollte= Ich-Ebene) - Fremdanspruch/Selbstanspruch: - das Ergebnis ist unabhängig von Fremdbestätigung: <i>ich</i> sehe doch, was ich habe und das reicht mir („<i>das Ergebnis ist das Ziel</i>“ – und das Ergebnis zieht höchstens Fremdbestätigung auf sich oder bringt sie von sich aus hervor (im (1.) Ergebnis ist Anerkennung enthalten) - Selbstverständlichkeit der Anerkennung („<i>wem sein Lebensziel ist es nicht</i>“)
IZ im Rang (%)	Typ IV (tendenziell etwas stärker innengeleiteter Typ)
Selbstachtung (22)	<ul style="list-style-type: none"> - Selbstsicherheitsgefühl: - „geöffnete“ <i>theor.</i> Werteorientierung (pos. kritische innen und (!) außenbezogene Auseinandersetzung, die eine Änderung einer Richtung beinhalten kann z. B. i. S.v. dazu lernen, relativieren, <i>weiterentwickeln</i>), aber hohe Verbindlichkeit von Werten im prakt. Vollzug (Innen+Außen sind eine Einheit), höchstes kritischeres Potenzial (Auseinandersetzung Innen + Außen) - Ganzheitlichkeitsanspruch: stärker eine flexible Werteorientg. (innen (Ich)+außen (Wir) Ganzheitlichkeit), stärker Bewertung der ganzheitlichen Handlung (Prozess einschl. Ergebnis) - Selbstvertrauen/Selbstschutz/ pos. Selbstbild: - hohe Selbstschutzanteile bei defensiver Problembewältigung (Verdrängung von Krisenmomenten (unter Verschluss haltend, wo keine offensive Lösung objektiv möglich (keine Balance zwischen Innen+Außen geschafft) - Stabilität und unbedingtes Vertrauen zu Beziehungspersonen wichtig, starkes Geborgenheitsgefühl suchend (Balancegrundlage) - Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück/Zufriedenheit): - subjektiv-sinnhaft = <i>theoretisches</i> (innere Verbundenheit) und (!) <i>praktisches</i> (äußere Verbindlichkeit der Umsetzung) Sinnzentrum (= Balance zwischen Innen und Außen) - keine vorrangige LB-Priorität, sondern ganzheitlich auf alle LB bezogen
Autonomie (21,1)	<ul style="list-style-type: none"> - institutionelle Unabhängigkeit: - Selbstständigkeit/Eigenständigkeit/Selbstverantwortung der Umsetzung von Sinnzentren - Unabhängigkeit von Sinnzentren (LB): - begrenztes Arrangement der Verantwortungsübernahme für Außen - Selbstbestimmung im Sinnzentrum: - etwas stärkere (i.Vgl. zu III) direkte Auseinandersetzung mit Außen bei Selbstbestimmung im Sinnzentrum. <i>direkte</i> konsequente Wege der Selbstverwirklichung umsetzen, wenn machbar

	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Selbstbestimmung/-behauptung in der Meinungsbildung und -vertretung: - Arrangement mit Außen: zusätzlich aus eigenem realitätsabgelenkten Ermessen und entspr. Überzeugung (rational) und auch im Sinne der Gemeinschaftlichkeit (WIR) der Gesell., aber institutionsunabhängig selbstständig aktiv werden, wenn machbar, verstehbar, sinnvoll)
<p>Entscheidenheit (15,8)</p>	<p>(IV zu II, dann zu III am nächsten)</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Zielorientierung: - Klarheit/Eindeutigkeit/Stabilität der <i>mittel- bis langfristigen</i> Perspektive - Anpassung Real- an Idealzielvorstellung, (eher gemeinsam mit III, II) (Verstehbarkeit) ▪ Umsetzung/Offenheit: - Revisionsoffenheit von Entscheidungen (gemeinsam mit II) i. Richtung Sinanzentrum, - Offenheit i. S. personaler Weiterentwicklung (Sinnhaftigkeit) ▪ Sinanzentrum/ Ergebnisorientierung (gemeinsam mit III) (Machbarkeit) - Entscheidungen in Richtung Problemlösung treffen, Realitätsangemessene, machbare, sinnhafte, ernsthafte Entscheidungen treffen wollen ▪ Werteorientierung: - höhere Ich-normierte Entscheidungen, aber innerhalb Sinanzentrum mit gesell. Bezug, - stärker sinnhaft-subjektiv Ansprüche als materiell-reproduktionsbezogen (gemeinsam mit II),
<p>Selbstwirksamkeit (14,1)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ (Gemeinsamkeit zu I) „ich bin, was ich make“, freier fühlend, Ergebnis ist offen, aber kein Problem, weil positives Denken ▪ (Unterschied/Besonderheit zu allen:) außenbezogene Problembewältigung, dabei offen/flexibel bleiben, das Leben mitnehmen (rationales Arrangement/Differenzierung: Flexibilität als Herausforderung) ▪ Selbstverwirklichungsmotiv richtet sich nach inneren Bezug und wird mit Außen arrangiert
<p>Offenheit (10,5)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Inhalt („WAS“): - bezieht sich stärker auf das „Was“ (was noch nicht festgelegt ist) ▪ Umsetzung („WIE“): - entdeckt eher Optionsräume als positives „Wie“, was wiederum nicht von der Person abhängt, sondern stärker von äußeren Bedingungen; - ist hier auch stärker wertgebunden (z. B. Grundrecht Wissenszugang, freie Meinungsbildung/-äußerung)
<p>Integration (8,5)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ stärker rational (Problemlösung), als emot., aber beides soll miteinander verbunden werden (das Erleben persönlicher Beziehungen als Arrangement), ▪ Fam. negativ, qualitative, stabile Beziehungen zu Freunden, kein gesell. polit. Engagement, höchstens im Kleinen sozial mit der entsprechenden Einstellung, hohe Wertgebundenheit als Integrationsmaßstab ▪ offene, Beziehungen verunsichern nicht, hier Differenzierung zwischen qualitativen und quantitativen, auch stärkere Berufsbezüge als Private
<p>Anerkennung (1,4)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Fremdbestätigung/Selbstbestätigung: - (auch wie Typ III):das „Ergebnis ist das Ziel“; wenn durch meine Arbeit was für andere herauskommt, nützt es auch mir selbst (Selbstbestätigung), aber i.G. zu III ist es nicht Handlungsmotiv, mit Ergebnis auch andere überzeugt zu haben (Fremdbestätigung), ▪ Fremdanspruch/Selbstanspruch: - will selbst nicht Mittelpunkt der Aufmerksamkeit werden (keine direkte und zugleich verpflichtende Fremdbestätigung erwünscht) - aus Selbstverständlichkeitscharakter für andere (Wir-Ebene, wenn das Ergebnis auch für Außen sein Ziel war und dort erreicht wurde, dann bestätigt mich das Ergebnis, Ergebnis selbst ist nicht selbstverständlich),
<p>Ichbezug (0,7)</p>	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Sinnhaftigkeit durch Wertorientierung: - Auseinandersetzung mit Außen vermeidend, - Unabhängige, gefestigte Ich-Überzeugungen ▪ Egozentrik: - prohibitive Ablehnung ▪ Machbarkeit: - selbstständige, realitätsangemessene Problemlösung wichtig, - Beurteilung von Außen nicht entscheidend für eigene Handlung

Abbildung 54: Zusammenfassende hermeneutische Typenbeschreibung anhand der Identitätszieldimensionen (Typenvariablen/-merkmale) für die Typen I-IV

4.4.5 Bildung von hermeneutischen typologischen Vergleichsdimensionen

In Analogie zu den bereits farblich (blauen) Markierungen der Typenbesonderheiten bzw. des besonderen Ausprägungsniveaus, welches bereits einer wiederholten Fallkontrastierung unterzogen bzw. aus jener zunächst heraus entwickelt worden ist, erübrigt sich weitestgehend ein erneuter, umfangreicher Minimal- und Maximalvergleich der IZ-Dimensionsausprägungen zwischen den Typen. Nicht nur die Typenvariablen, sondern auch die daraus resultierenden typologischen Vergleichsdimensionen werden also weitestgehend in der Terminologie der IZ-Dimensionierung bzw. Typenbeschreibung übernommen oder aber auf einem höheren Abstraktionsniveau oberhalb der Typenvariablen vermerkt. So ergeben sich die vier typologischen Vergleichsdimensionen „Arrangement“, „Flexibilität“, „Sinnzentrum“ und „Grundeinstellung“ aus der Zusammenhang bildenden Konzentrierung bestimmter, verknüpfter Typenvariablen. (vgl. Abbildung 55; „D:\Anhang\Hermeneutische Typenbildung\Typologische Vergleichsdimensionen.rtf“) Insgesamt spielt hierbei eine spezifisch theoriegeleitete Innen- und Außendifferenzierung der Identitätsformationsorientierungen noch keine Rolle. Ein solcher abstrahierender Blickwinkel auf die Typen-Charakteristik wird nun im Endergebnis Gegenstand der abschließend theoriegenerierenden Ergebnisbetrachtung sein.

4.4.6 Ergebnis: Selbstreflexiv-handlungsorientierte Identitätsformationstypen

Die qualitativ typologische Ergebnisdarstellung der hermeneutischen Identitätsformationsmuster entspricht nun annähernd dem Verständnis der „zusammenfassenden Inhaltsanalyse“ (vgl. Mayring 1985 u. a.). Damit jedoch die Zusammenfassung verständlich wird, müssen zwei Rahmenaspekte systematisiert werden. Der Erste betrifft die Reaktivierung heuristischer Ansatzpunkte, die zur notwendigen Voraussetzung des zweiten Aspektes werden, nämlich für die zusammenfassende interpretationsanalytische Vorgehensweise. Auf ihrer Grundlage erreicht schließlich dann das typologisch-hermeneutische Endergebnis in seiner höheren komplexen Reduktion Transparenz. Bereits in der quantitativen typologischen Analyse wird durch die Bezugnahme auf die heuristischen Grundgedanken des eigenen Arbeitsverständnisses zur Identitätsformation der dimensionierte Basisansatz empirisch erstmals sichtbar. Dieser identitätstheoretische Basisansatz thematisiert die auszubalancierenden Innen- und Außenorientierungen im Zuge der persönlichen Identitätsformation. In Erinnerung an das hier

Typenvariablen und typologische Vergleichsdimensionen zur hermeneutischen Typencharakteristik

Typ I	Typ II	Typ III	Typ IV
<p>Arrangement:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Ohne Überzeugungsarbeit nach Außen • Keine direkte Auseinandersetzung • Prohibitiv • Hoch eigenständig • Anerkennung als Zugewinn <p>Flexibilität:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Als Bedürfnis • Optionale Strategie • Kurz-/mittelfristig <p>Sinnzentrum:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Private LB hoch bewertet • Mehrere LB • Subjektiv-sinnhaft <p>Grundeinstellung SV:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Überaus positiv • Optimum an Selbsterfüllung • Ganzheitlich • Ideal/Ideell • Starkes Ich-Zentrum • Fähigkeitsorientiert. 	<p>Arrangement:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Hohes Selbstbehauptungsbedürfnis • Krit. Konstruktive Auseinandersetzung zw. Subjektiv-objektiv (emot.) • Teilweise geöffnete Wertorientg. • Nichtselbstverständlichkeit der Anerkennung (Leistungs-/Fähigkeitsorientg), hohe emot. Bedeutung <p>Flexibilität:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Als Akzeptanz • Funktionale Alternativen • Hohe Langfristigkeit <p>Sinnzentrum</p> <ul style="list-style-type: none"> • Konzentration auf das Wesentliche • Subjektiv-sinnhaft <p>Grundeinstellung SV:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Optimismus/Gelassenheit/ Klarheit schaffen • „Weg und die dafür aufgebrachte Leistung ist das Ziel“ (hohe Leistungs-/Fähigkeitsorientg.) • Real-ideal 	<p>Arrangement:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Begrenztes indirektes Arrangement • Nur das Notwendigste, bis Sinnzentrum erfüllt • Hohe Ich-Norm-Motive (geschlossene Wertorientg.) • Unabhängigkeit/ Selbstverständlichkeit der Anerkennung <p>Flexibilität:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Als notwendige Anpassungsleistung an Anforderungen • Langfristigkeit • Stabilität/Eindeutigkeit • Funktionale Alternativen <p>Sinnzentrum:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Höchste Konzentration auf/um Sinnzentrum • Subjektiv-sinnhaft + materiell-finanziell <p>Grundeinstellung SV:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Höchste Ergebnis-/Erfolgsorientg. „Ergebnis ist das Ziel“ • Starkes Ich-Zentrum • Realitätssinn 	<p>Arrangement:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Höchste kritische, geöffnete, direkte Auseinandersetzung (rational) • Werteverbindlichkeit nach Außen für Handlung • Problemlösung/ Differenzierung • Ablehnung von Egozentrik • Hoher Selbstschutz (emot.) • Anerkennung nicht selbstverständlich (ratio) <p>Flexibilität:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Als Herausforderung • Mittel-/Langfristigkeit • Optionale+funktionale Strategie <p>Sinnzentrum:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Keine vorrangige LB-Priorität • Direkter Weg in Arrangement mit Außen • Real- an Idealziel • Subjektiv-sinnhaft <p>Grundeinstellung SV:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Positives Problemlösungspotenzial • Auch i. S. der Gemeinschaftlichkeit • Ganzheitlichkeit • Ergebnisorientg. • Realitätssinn

Abbildung 55: Typologische Vergleichsdimensionen und ihre Typenvariablen zur hermeneutischen Typencharakteristik

eingenommene terminologische Grundverständnis der persönlichen Identität rekurriert der Basisansatz auf die Innenperspektive des sich identifizierenden Subjekts. Durch seine selbstreflexive Auswahl, Gewichtung und Generalisierung werden die Außenweltdesignen (der sozialen Identität) zu innerweltlichen Designen seiner persönlichen Identität als das „ganzheitliche Selbst“ umschlossen. Dieses in der aktuellen (bilanzierten/antizipierten) Selbsterfahrung bzw. -thematisierung (re-)konstruierte Selbst- und Weltverhältnis im Sinne einer ganzheitlichen Identitätsformation beinhaltet also die interaktiv relationale Denk- und Handlungsweise zwischen dem „erkennenden“ und dem „wahrgenommenen“ Selbst und zwischen allen seinen selbstbezüglichen einzelnen Erfahrungskernen in der biografischen Selbstreflexion. Um ihre „codierten Mechanismen“ im Prozess der Auswahl, Gewichtung und Generalisierung zur Formation eines sinnkonstitutiven Selbstverhältnisses als ausbalanciertes Passungsverhältnis aus der „persönlichen Perspektiveinnahme“ heraus zu entschlüsseln, ist bereits in erster differenzierter quantitativer Hinsicht eine intra- und interpersonale Dimensionierung der Identitätszielstrukturen unternommen worden. Erst durch die hermeneutische Analyse der innengeleiteten und außengeleiteten Identitätsziele wird tatsächlich der deskriptiv feine Unterschied deutlich, in welcher persönlichen Art und Weise der „innerweltliche Kompass“ und die „außenweltliche Antenne“ (vgl. Riesman 1968) in der Orientierungssynthese miteinander bzw. gegeneinander „arbeiten“ und zu einer in der psychischen und sozialen Gesamthaltung akzeptierbaren subjektiven Sinnkonstitution als Passungsverhältnis verschmelzen. Aus dem interaktionistisch-handlungstheoretischen Identitätsansatz heraus nimmt in dieser Weise die leichte Prädetermination der erziehungswissenschaftlichen Perspektive durch die sozialpsychologische Sichtweise konkrete Gestalt an. Die innengeleitet und außengeleitet differenzierende hermeneutische Feinbetrachtung der beiden Dimensionen fasst jene also als ein Ich-Wir-Kontinuum auf, das einmal die von Innen nach Außen (Introversion/Extraversion) und zum anderen die von Außen nach Innen (Personalität/Sozialität) gerichteten und innerhalb der eigenen Gruppe unterschiedlich hoch gewichteten Orientierungen umschließt. Die terminologische Verwendung von erstens „geleitet“ und zweitens „gerichtet“ verweist zugleich in prozess- und ergebnisfokussierender Hinsicht auf ihre zum Ersten wechselseitige Fluidität und zum Zweiten auf ihre gruppale Begrenzung und im Gesamt auf ihre verschmelzende Verknüpfung. Für jeden gefundenen Typus sind nun allgemein grobklassige Grundorientierungen sowie die viel entscheidenderen feinklassigen Verästelungen der Identitätszielstruktur und zwar sowohl ihrer typologischen Gemeinsamkeiten und als auch ihrer Unterschiede innerhalb der inhaltlichen Relevanzsetzung anhand ihrer kontrastiven Typenbeschreibungen feststellbar.

Um die im vorherigen Arbeitsschritt erarbeiteten selektiven Typenvariablen mittels aus ihnen heraus gebildeter typologischer Vergleichsdimensionen nun analog dem heuristischen Grundverständnis plausibel fassen zu können, sind jene noch einmal dimensional selektiv auf ein generalisierendes Konzentrat der Identitätsformationsweise verdichtet worden und können nun in der ergebnisbildenden Abbildung 56 zur Veranschaulichung der Identitätsjustierung charakterisiert werden. Die Gesamtabbildung zentriert ein Vierfelderschema mit zwei theoretischen bipolaren Dimensionen, die zusammen als ein Ich-Wir-Orientierungskontinuum der Identitätsformation aufgefasst werden. Wobei jede Ebene wiederum bipolarisiert wird (vgl. auch Abbildung 57), sodass sie schließlich im Sinne der, aus der bisherigen Betrachtung der Identitätsziele bereits bekannten, Positivierung aufeinanderzulegen möglich sind. Dieses Vierfelderschema vereinnahmt insgesamt die eingenommene narrativ-fokussierende Gesamtperspektive auf sich selbst und auf die Welt. Und zwar in der Weise, dass nach dem jeweiligen stärker gewichteten Einfluss einmal intrapersonal von Innen nach Außen (Bedürfnissen, Motiven, Ansichten, Haltungen usw.) – dies entspricht der (sozial)psychologischen Theoriedimension – und zum anderen interpersonal von Außen nach Innen (Anforderungen, Motiven, Haltungen, Rückmeldungen) – im Sinne der soziologischen Theoriedimension – interaktionistisch-handlungstheoretisch beide Perspektive verbindend – in der interaktiven Dimension – gefragt wird. Beide Grundorientierungsrichtungen (Innen und Außen) zeigen wiederum jeweils eine Ich-Wir-Bipolarität an, die sich daraus ermitteln lässt, indem jede Grundorientierung zunächst jeweils einen positiven und negativen Bezugspol erhält. Das heißt, die innengeleitete Grundorientierung (ICH) wird zunächst genauso wie die außengeleitete Grundorientierung (WIR) in dieser Form aufgesplittet. (vgl. Abbildung 57) Mit der (selektiv) zusammenfassenden Inhaltsanalyse anhand der (hermeneutischen) typologischen Vergleichsdimensionen und ihrer Typenvariablen wird nun der jeweilige Typ demjenigen Pol in der jeweiligen Grundorientierung subsumptiv zugeordnet, welchem er insgesamt ein vom Einfluss größeres (+) bzw. geringeres (-) Gewicht beimisst. Die Einschätzung der Typenorientierung erfolgt in dem Sinne, dass seine generalisierbaren Haltungen, ausgedrückt in den typologischen Vergleichsdimensionen, dahingehend zusammengefasst werden, in welcher typologischen Charakteristik sie ihm „wichtiger/wertvoller als (andere)“ sind. Dies entspricht ja der Gesamtbetrachtung über die gewichtete Relevanz in Relation zu einem was, wo usw. Und es entspricht zugleich der subjektiven Art und Weise der Auseinandersetzungsformen für das sinnorientierte/-hafte Passungsverhältnis zwischen Innen und Außen, um schließlich mit einem positiven Identitätsgefühl handlungsfähig sein zu können. Zum Letzten finden sich an den diagonalen

Eckpunkten über das Vierfelderschema hinweg zwei weitere Dimensionen: die stärkere rationale und die stärkere emotionale Bewertungshaltung. Diese lassen sich sowohl inhaltlich aus den typologischen Vergleichsdimensionen in Analogie zur Typenbeschreibung ermitteln, als auch quantitativ über eine Einschätzung der generalisierten Standardausprägungen bestätigen. Für eine Korrelationsbetrachtung zwischen den kategorialen Typen (quantitativ) und den hermeneutisch vorgefundenen Typen (qualitativ) ist ein solcher generalisierbarer Vergleich etwas schwieriger. Er muss im Einzelfall, nämlich bei den Typen II und IV, differenzierter betrachtet werden, um die inhaltlich übertragbare Übereinstimmung annäherungsweise validieren zu können. Hier gilt wiederum die Betonung, dass die hermeneutische Analyse ein wesentlich höheres Gewicht erhält im Vergleich zur hohen Verallgemeinerungsmöglichkeit der quantitativen Ergebnisse. Die folgenden Darstellungen beziehen sich nun also auf die zusammenfassende Vorgehensweise der Ergebnisbildung.

Hermeneutische Identitätsformationstypologie

Interaktive		Soziologische Dimension				Interaktive	
Dimension	Ration. (+)	Äußere Antenne: von Außen nach Innen				Emot. (+)	Dimension
		Personalität (ICH)		Sozialität (WIR)			
(Sozial)Psychologische Dimension	Innerer Kompass: von Innen nach Außen	Introversion (ICH)		TYP III: Instrumenteller Vernunfttyp		TYP II: Sensibler Aufstiegstyp	
		Extraversion (WIR)		TYP I: Passionierter Multioptionstyp		TYP IV: Pragmatischer Toleranztyp	
		Innerer Kompass: von Innen nach Außen					
Interaktive		Soziologische Dimension				Interaktive	
Dimension	Emot. (+)	Äußere Antenne: von Außen nach Innen				Ration. (+)	Dimension
		Personalität (ICH)		Sozialität (WIR)			

Abbildung 56: Vierfelderschema zur hermeneutischen Identitätsformationstypologie

Als Erstes sind anhand der typologischen Vergleichsdimensionen der Typenvariablen je Typ reduzierte Typencharakteristiken selektiv interpretierend erfasst worden. Sie sind dem Zentrum des Vierfelderschemas entnehmbar. In einem zweiten Schritt sind die Typen analog der Typenbeschreibungen mit diesen Typenmerkmalen den entsprechenden bipolaren Grundorientierungen in ihrem Bedeutungsgehalt entweder dem positiven oder negativen Pol zugeordnet worden, das heißt zunächst in ihrer Gesamtorientierung für jede Grundorientierung („Ich“ i. S. v. „Innen“/ „Wir“ i. S. v. „Außen“).

**Bipolare Zuordnung der Typen innerhalb der
Innen (Ich) - und Außenorientierung (Wir)**

ICH (von Innen nach Außen)	
(+)	(-)
Typ III	Typ I
Typ II	Typ IV

WIR (von Außen nach Innen)	
(+)	(-)
Typ II	Typ III
Typ IV	Typ I

Abbildung 57: Gewichtung der Ich- und Wir-Orientierung je Typen

Zum „instrumentellen Vernunfttyp“: Für Typ III ergibt sich zunächst eine Zuordnung innerhalb der Innenorientierung auf der eher stärker positiv gewichteten Ich-Seite, da seine Haltungen stärker von seinem Selbst als von der Welt geprägt sind. Er agiert meistens nur dann, wenn es durch äußere Anforderungen notwendig ist und dies vor allem in erster Linie, bis sein eigenes Sinnzentrum geradlinig erfüllt werden kann. Dafür passt er sich auch mit einer funktionalen Alternativennutzung positiv eingestellt an, wenn sich Außen real betrachtet noch nicht langfristig stabil oder eindeutig für die eigene (im Vergleich zu den anderen Typen) höchste Ergebnis- bzw. Erfolgsorientierung der Selbstverwirklichung günstig anbietet. Seine Handlungswirksamkeit konzentriert sich rational auf die Wesentlichkeit um sein persönliches Zielergebnis herum (+ rational). Für Außen (also Andere) zeigt er nur ein begrenzt selbstloses, d. h. ein immer noch vorrangig auf eigene Interessen bezogenes, indirektes Arrangement mit klaren Grenzen. Seine eigene (Ich-)Wertorientierung ist mit einer

hohen Konzentration um das eigene Sinnzentrum herum mit hohen Ich-Norm-Motiven geschlossener und damit gleichzeitig zur Selbstbestätigung emotional unabhängiger von Außen als bei allen anderen Typen. Durch diese Beschreibung zeigt sich also für die typologische Einordnung auf der Außenseite (Wir) eine eigene Relevanzsetzung auf der negativen Seite.

Zum „Passionierten Multioptionstyp“: Für Typ I lassen sich mit Typus III Ich-ähnliche, aber in der Wir-Orientierung tendenziell andere Relevanzen feststellen. Dieser Typ ist mit seiner positiv, lebensbejahenden Lebenseinstellung ein hoch nach Außen offener, (temporär, strukturell, inhaltlich) flexibler, verbunden mit hoher Selbstständigkeit und zugleich hohem Selbstverantwortungsbewusstsein. Er hat ein ausgesprochen hohes selbstverständliches, sozialfreundliches Integrationsbedürfnis nach vertrauensvollen, authentischen, gleichberechtigten und möglichst gleich gesinnten Beziehungen, durch das er sich selbst bestätigt fühlt, sobald er sich integriert fühlt. Er subsumiert alles von Außen (auch in ideeller Hinsicht) für sich selbst in integrationaler, d. h. der Selbstvervollkommnung dienlichen, Weise, ohne aber sich von Anderen in der eigenen, durch Außen mitgeförderten, Ich-Normorientierung nachhaltig negativ beeinflussen lassen zu wollen. Typ I gibt sich deshalb auch keinen großen negativen Auseinandersetzungen mit Außen hin. D. h., sein Handeln oder Unterlassen hängt zuvorderst von der eigenen Meinungsbildung als Handlungsbegründung ab. Sein hohes Selbstverwirklichungsmotiv wird ohne Überzeugungsarbeit nach Außen umzusetzen versucht, wobei er die Optionen von Außen ganzheitlich in bzw. für sein Inneres einbaut. Dieser Typus bestimmt sich geradezu dadurch, dass er regelrecht danach sucht, möglichst alles an Optionen herauszuholen bzw. auszuprobieren, was ihm zu (s)einem (vorrangig persönlichen) Glück bzw. für eine, nach seinem ganzheitlichen Verständnis ideelle Lebensweise, nämlich personale Weiterentwicklung verhelfen kann. Aufgrund dieser wesentlichen Einschätzung lässt sich der Typus I genauso wie der Typus III innerhalb des Einflusses der Wir-Orientierung dem eher negativen Pol zuordnen. Im Gegensatz zu Typus III aber nutzt er Außen kompensatorisch zur eigenen optimalen Bedürfnisbefriedigung entsprechend einem hohen integrativen Selbstentfaltungsbedürfnis. D. h., Außen, die Anderen und das Andere gehören als positive Selbstverwirklichungsgrundlage dazu und müssen „nur“ entsprechend gesucht, aufgegriffen und für sich selbst mit Außen arrangiert werden. Da also der „innere Kompass“ sehr außenorientiert ist, wird dieser Typus auf der Ich-Ebene eher dem negativen Pol zugeordnet, da er ohne Außen nicht glücklich werden kann (+ emotional).

Dass er Außen wiederum für sich selbst zur Optimumerfüllung nutzt, das heißt, dass dieses also zum eigenen Kompass quasi „zurück“ geleitet wird, drückt ja die bereits die eher negative Zuordnung auf der Wir-Ebene aus.

Mit den Zuordnungen von Typ II und IV verhält es sich ungleich schwieriger als bei den Typen I und III. Laut der quantitativen kategorialen Grundorientierung von beiden Typen würden sie, im Gegensatz zu der in der Abbildung 57 ermittelten Einteilung, in umgekehrter Hinsicht formal eingeordnet werden müssen. Allerdings sind die jeweiligen, quantitativ ermittelten Orientierungsausprägungen laut ihres Wertes (Innen Typ II: 75%, Typ IV: 77,5% und Außen Typ II 25%, Typ IV: 22,5%) genau betrachtet sehr nah beieinander, sodass ohnehin auch innerhalb der quantitativen Analysen eine schärfere Einstellung anhand ausdifferenzierter Identitätszielbetrachtungen fokussiert worden ist. Dort stellt sich bereits heraus, dass beide im Mittelwert insgesamt am dichtesten, auch bei den innengeleiteten Identitätszielen die dichteste Nachbarschaft, jedoch bei den außengeleiteten Identitätszielen eine größere Distanz aufweisen und dagegen mit anderen Typen eine engere Nachbarschaft eingehen. Werden nun die quantitativ ausdifferenzierten Identitätsziele hinsichtlich ihrer strukturalen Nachbarschaft jeweils für Innen und Außen hinzugenommen, ist auffallend, dass sie sich vor allem bei Innen in Bezug auf die Identitätsziele „Originalität/Individualität“ (Besonderssein) unterscheiden und in geringer Weise auch in puncto „Autonomie“ und „Selbstwirksamkeit“, wobei Letztere von beiden höher positiv bewertet werden. Bei Außen sind die Unterschiede scheinbar größer, vor allem in Bezug auf die Identitätsziele „Offenheit“, gefolgt von „Anerkennung“ und „Passivität“ und in gewisser Weise scheinbar auch in puncto des Integrationsbedürfnisses. Daraus ist zu schlussfolgern, dass sie in irgendeiner Form inhaltlich in diesen Gewichtungen Differenzen aufweisen, die für die typologische Generalisierung von hoher Bedeutung sind, da der relativ dichte Gesamtwert an sich keine hinreichende Begründung liefert.

Zum „sensiblen Aufstiegstyp“: Aus der hermeneutischen Typologie ist der Typus II gekennzeichnet durch ein sehr hohes Selbstbehauptungsbedürfnis und dem Gefühl, sich mehr als eigens für notwendig erachtet, gegen Außen behaupten zu müssen. Dieses Gefühl resultiert aber aus einem hohen persönlichen Fremdanspruch und nicht zwangsläufig aus einer möglichen äußeren Ignoranz oder objektiven Benachteiligung. Für diesen Typus stellt äußere Anerkennung insofern keine reale, sondern ideale Selbstverständlichkeit dar, als dass sich Anerkennung durch Andere oft nicht von allein einstellt wie erwartet. Sie muss sich oft erst verdient werden, eben weil sie auf einem besonderen persönlichen Leistungseinsatz und einem äußerst positiven Fähigkeitsbewusstsein beruht. Soziale Anerkennung der eigenen

Leistungsfähigkeit und der eigenen Person insgesamt sind ein wesentliches Kriterium für sein positives Identitätsgefühl. (+ Wir-Ebene). Das heißt, hier klaffen die eigene, teilweise in ihrer Besonderheit überzogene Erwartungshaltung und die Fremdbestätigung oft auseinander und hinterlassen innere, sensible (emotionale) Auseinandersetzungen. Um dieses innere Gleichgewicht mit Außen wieder zu herzustellen oder zu erhalten, werden durchaus konstruktive, realitätsangemessene und normorientierte Arrangements jedoch stärker mit Blick auf den eigenen Optimismus, die eigene Gelassenheit und Klarheit im Leben mühsam ausbalancierend erarbeitet. Auch hier zählen der Weg und die dafür aufgebrauchte Leistung. Ihre äußere Umsetzung wiederum richtet sich nach Machbarkeit/Sinnhaftigkeit/Verstehbarkeit der Problemlösung und beinhaltet zugleich das Bedürfnis nach institutioneller Unabhängigkeit als Selbstbestimmung nach Maßgabe relativ „geschlossener“ Ich-Überzeugungen, die auch nach Außen hin, wenn es der Überzeugung Anderer dienend sein muss, offensiv vertreten werden. (+ Ich-Ebene) Dieser Typus wartet dennoch bevorzugt die besten Chancen der subjektiv-sinnhaften optimalen Selbstverwirklichung ab, als dass er sich den äußeren Anforderungen halbwertig und unzufrieden anpasst, solange es die materiell-finanziellen Ansprüche zulassen können. Dafür ist eine teilweise geöffnete Werteorientierung (Kraft des besseren Arguments) für die Bereitschaft eines ansonsten begrenzten äußeren Arrangements für (oder im Sinne) Andere(r) Voraussetzung. Aus jener resultiert eine innere und äußere akzeptierbare Flexibilitätshaltung, die sich jedoch vor allem in funktionaler Optionalität mit der Konzentration auf das langfristig subjektiv-sinnhaft „Besondere/Wesentliche“ kennzeichnen lässt. (+ Ich-Ebene) Offenheit bedeutet für diesen Typus zumeist emotionale Unsicherheit, mit der er sich irgendwie erneut so arrangieren können muss, dass sich möglichst wieder persönliche Stabilität, Sicherheit und Eindeutigkeit einstellen. In funktionaler Hinsicht bezieht sich Offenheit dabei durchaus auch auf eine überschaubare und respektierbare Revision für die Möglichkeit bzw. Wahrscheinlichkeit, dass getroffene Entscheidungen sich nicht als richtig erweisen. Oder aber auch, dass Offenheit einen Zugewinn für Selbstverwirklichungsmotive und neue Anerkennungsformen bedeutet.

Zum „pragmatischen Toleranztyp“: Für Typus IV gilt im Vergleich zu Typus II eine innenbezogene Orientierungsverschiebung auf der Ich-Ebene (-) hinsichtlich seines rational konstruktiven, und nicht wie bei Typus II stärker emotional (+ Ich-Ebene) offensiven, Arrangements mit Außen (beide + Wir-Ebene). Prinzipiell kann dieser Unterschied dahingehend festgemacht werden, als dass Typus II den Fremdanspruch bzw. die Fremdwahrnehmung des Selbst hinsichtlich der erwarteten Fremdbestätigung stärker an sein Selbst herankommen lässt. Von daher fühlt er sich eher negativ besetzten emotionalen

Auseinandersetzungen vermeintlich ausgesetzt, als dies Typus IV mit einer nach außen stärker positiv geöffneten Grundhaltung für sich selbst und für Außen in Anspruch nimmt. Dafür tendiert Typ IV aus Selbstschutzmotiven, d. h. zur Erhaltung eines positiven Identitätsgefühls, zugleich aber auch zu einer relativen emotionalen Verdrängung privater Unstimmigkeiten. Er versucht sich eventuell auch deshalb stärker im rationalen Arrangement zwischen Innen und Außen, um nicht zu viele emotionale Reibungen aushalten zu müssen, die ihm den ganzheitlichen, ergebnisorientierten, realitätsangemessenen, problemlösungsorientierten Blick versperren könnten. Eine nach außen positiv kritische Grundhaltung und die innerlich abgelehnte Egozentrik zeigen sich u. a. darin, dass er das positiv höchst ausgeprägte, offensive und differenzierende sowie ergebnisorientierte Problembewusstsein im Sinne der Gemeinschaftlichkeit aufweist. Das Gefühl, Anderen bei ihren Problemen geholfen und dafür alle notwendigen, sehr wohl abgewogenen Anstrengungen zur Anpassung des Real- an das Idealziel unternommen zu haben, erfüllt sein subjektives Sinnzentrum, ohne direkte Anerkennung ausgesprochen bekommen zu müssen, d. h., um vor allem ihretwillen agieren zu wollen. Zur notwendigen Voraussetzung werden auch für Typus IV die institutionelle Selbstständigkeit, Selbstverantwortung und Selbstbestimmung sowohl in Bezug auf das äußere Arrangement als auch für die eigene konsequente Selbstverwirklichung. Die hohe theoretische (rationale) Verbindlichkeit von Werten und Normen gilt sowohl für die praktische persönliche Handlungsorientierung als auch für jene in der Verträglichkeit mit gesellschaftlichen Überzeugungen und begründet das höhere positive Flexibilitätspotenzial. Probleme werden dabei eher als auszubalancierende Herausforderungen betrachtet.

Bipolare Überkreuzung der typologischen Grundorientierungen

Ich (Innen)		Wir (Außen)	
(+)	(-)	(-)	(+)
Typ II	Typ IV	Typ III	Typ II
Typ III	Typ I	Typ I	Typ IV
Ich	Wir	Ich	Wir
Introversion	Extraversion	Personalität	Sozialität
„Innerer Kompass“		„Äußere Antenne“	

Abbildung 58: Bipolare Überkreuzung der typologischen Grundorientierung

Nach der bipolaren Einzelbetrachtung und den Zuordnungen der Typen zu den Ich- und Wir-Ebenen (vgl. Abbildung 57) können nun in einem dritten Schritt beide Tabellen durch die Positivierung ihrer Negationen für die jeweilige andere Grundorientierung aufeinandergelegt werden. (vgl. Abbildung 58) Die negativen Ich-Ebenen-Zuordnungen entsprechen damit der positiven Hinwendung zur Wir-Ebene bzw. die negativen Zuordnungen auf der Wir-Ebene der positiven Hinwendung zur Ich-Ebene. Das heißt, die jeweiligen Ich- und Wir-Ebenen werden anschließend miteinander gekreuzt, sodass wieder die Ebene „innerer Kompass“ – dimensioniert nach Introversion und Extraversion – sowie die Ebene „äußere Antenne“ – dimensioniert nach Personalität und Sozialität – für die Typencharakteristik gebildet werden können, die im Ergebnis zu dem Vierfelderschema in der Abbildung 56 geführt hat. Die Korrelationsbetrachtung zwischen den quantitativ kategorialen Typen und den qualitativ hermeneutischen Typen ist in einem vierten generalisierenden Analyseschritt unternommen worden, in dem die in dem Gesamtmodell dargestellten Dimensionierungen ein letztes mal theoriegeleitet verallgemeinernd reduziert werden. Entsprechend dem heuristischen Identitätsansatz werden situationale, biografische, narrative Selbstwahrnehmungen und Bewertungen entlang dominierender Standards vorgenommen, die auf der übergeordneten Ebene zu Identitätszielen ausdifferenziert gewichtet und verdichtet werden und eine neue Selbstthematisierung wiederum in ihrer handlungsorientierten Sinnkonstitution steuern. Aus diesem theoretischen Grundansatz heraus können also die relevanzbesetzten Identitätsziele wieder zurückgeführt in die gruppalen Standards zusammenfassend untersucht werden. Der Vorzug dieser Generalisierung liegt im Zusammenhang der abschließenden Betrachtung darin, dass sich auch hierüber einerseits die quantitativen und andererseits qualitativen typologischen Einzelergebnisse vergleichen lassen und dass sich erstens ein daraus resultierend übereinstimmendes Ergebnis hinsichtlich einer eindeutigeren Zuordnung im Gesamtmodell insbesondere für die Typen II und IV bestätigen lässt. Und dass zweitens die diagonal vorgenommene Dimensionierung in stärker rationaler oder emotionaler Hinsicht nachweislich zutrifft. Die Übersicht kann jedoch hier nicht mehr diskutiert, sondern nur im Anhang unter „D:\Hermeneutische Typenbildung\ Standard-Korrelation.rtf“ zur Einsichtnahme bereitgestellt werden.

4.5 Berufliche Identitätsformationstypologie

Die Stellenwertanalyse zur beruflichen Identität setzt konzeptionell an den modelltheoretischen Strukturebenen und ihrer zirkulären Prozessverläufe der Patchwork-Identität an. Es wird davon ausgegangen, dass die lebensbereichsspezifische Dominanz einer

Teilidentität im unmittelbaren Zusammenhang mit lebensphasischen Bedeutungen und ihrer, aktuell betrachtet, passenderen Organisation einzelner Identitätsziele steht. Daraus folgt zunächst konzeptionell, dass der Stellenwert dominanzanalytisch über die Kategorien der Identitätsziele auf der übergeordneten Strukturebene entworfen werden kann. Vom eigenen Modellverständnis ausgehend, wird deshalb für die Relevanzanalyse betont, dass die Identitätsziele als Referenzpunkte (auch) beruflicher Handlungs- und Evaluationsorientierungen im Besonderen und für alltägliche persönliche Lebensorientierungen im Allgemeinen in ihrer wechselseitigen Wirkungsweise zur Disposition stehen. Anhand der ermittelten typologischen kategorialen Identitätszielstruktur und der hermeneutischen Identitätsformationstypologie soll nun empirisch überprüft werden, in welchem verknüpften Verhältnis die lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Erfahrungskerne auf der Ebene der Teilidentitäten stehen und inwiefern sich eine Dominanz der beruflichen Identität im Sinn stiftenden Lebensgesamtzusammenhang herauschält. Gefragt wird im Zusammenhang mit der übergeordneten Identitätsebene schließlich danach, ob vorrangig über die in berufsbezogenen Lebensprojekten und -entwürfen hervortretenden dominanten Arbeits- und Berufsorientierungen auch die dominanten Identitätsziele aus der bereits empirisch ermittelten formativen Relevanzstruktur erfüllt werden, sodass schließlich von einem hohen Stellenwert der beruflichen Identität im Lebenszusammenhang gesprochen werden kann. Darüber hinaus zielt im Endergebnis die empirische Untersuchung dieses Teilaspektes der Identitätsformation mithin darauf, typologische berufliche Identitätsformationsmuster zu entwickeln, nicht aber deskriptive berufliche Selbstbilder, die sich allein auf eine ergebnisorientierte Identifikation des Selbstverständnisses im Sinne einer normativen Statusbetrachtung verstehen. Sondern hier interessiert die subjektive Art und Weise der prozessualen Formation von Teilen zu einem Ganzen. Hierin liegt ein wesentlicher Interessenunterschied im Vergleich zu anderen Untersuchungsfokussen auf die berufliche Identität. Die generell geteilte Aufmerksamkeit richtet sich auf die Frage, ob noch sinnvoll an der gesellschaftlich konstituierten Berufskategorie in ihrer traditionell hohen Bedeutung für die Identitätsentwicklung junger Erwachsener festgehalten werden kann sowie ob und in wie weit die berufliche Identität als soziale Identität immer noch die persönliche Identitätsformation maßgeblich definiert. Diese Fragen sind nun keineswegs neu, aber ihre Beantwortungsperspektive. D. h., es wird vom Standpunkt der Identitätsforschung aus mittlerweile erstens von einem erstarkten (m. E. bisher aber nicht hinreichend begründeten) Wandel der „beruflichen Identität“ zur „Arbeitsidentität“ (Keupp u. a. 1999) und zweitens von einem Wandel der „Arbeitsorientierung“ zur „Lebensorientierung“ (Lohauß 1995)

aufgrund gravierender Veränderungen äußerer Transformationsbedingungen gesprochen. Die eigene Vermutung liegt stärker aufseiten der zweiten These und zwar insofern, als dass sich immer noch zunächst für alle „junge Erwachsene“ die Identitätsaufgabe stellt, im Anschluss an die vorberufliche Sozialisation über die eigentliche berufliche Sozialisation zunächst auch eine berufliche Identität zu entwickeln, welche durch plurale Lösungen einer komplexen Lebensorientierung erfüllt wird. Jene komplexe Orientierung beinhaltet die Annahme einer lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Spannweite von differenzierten Ausprägungen und Konstruktionsformen der beruflichen Identität als fluide und flexible Teilidentität unter demselben Begriff. In diesem Sinne könnte nach eigener Auffassung die (von Keupp u. a. 1999) in ihrer Tendenz stark zunehmende Arbeitsidentität (gemessen letztlich an dem zugrunde gelegten Begriff der Erwerbsarbeit und den hierauf bezogenen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen) eine Option neben anderen für die persönliche Sinnstiftung des Lebensbereichs Arbeit und Beruf darstellen. Gleichberechtigte Möglichkeiten wären dann bspw. nach wie vor auch eine auf die traditionelle Berufsidentität bezogene (gemessen an dem zugrundegelegten Begriff der Berufsarbeit usw.) berufliche Teilidentitätsformation zum einen und einschließlich eine biografisch offenere Modifikation ihrer lebensphasen- und lebensbereichsspezifischen Gewichtung im Lebensbereichsverknüpfungsnetz zum anderen. Die Betonung unterschiedlicher Ausprägungsformen von beruflicher Identität zielt jedoch nach eigener Auffassung bedeutend stärker auf die Annahme, dass das Konzept der beruflichen Identität entsprechend sich verändernder Rahmenbedingungen einer Wandlung unterliegt, die noch nicht zum Aufgeben des Teilidentitätskonstrukts zugunsten eines anderen zwingt, nur weil sie sich nicht mehr einzig und allein an den klassischen (beruflichen) Identitätsbezügen bemessen lässt.

Ausgangspunkt der Lebensbereichsanalyse ist nun zwar das Identitätskonzept, aber Ansatzpunkt ist jetzt vor allem das Lebenskonzept, das als handlungsorientierter Ausdruck der lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Identitätszielgewichtung im Sinne eines Resultats (im Vorgang der Bilanzierung) und zugleich immer wieder im Sinne eines neuen Ausgangspunktes für die weitere Handlungsplanung (im Vorgang der Antizipation) darstellt. Da die darauf bezogene lebensphasische Lebensbereichsanalyse dabei die subjektive *Formationsart und -weise* betont, nicht aber im vielerorts gängigen Sinne die vornehmliche Fokussierung auf inhaltliche dominanzanalytische „berufliche Selbstbilder“ unter voreingestellten (klassischen) Kategorien, zielt das empirische Interesse auf einen formalen Ansatz der Strukturierung, der eine inhaltliche Relevanzsetzung auch der anderen Lebensbereiche im Verständnis eines Lebenszusammenhanges umschließt. Das heißt, mit der

hermeneutischen Einzelfallanalyse und den typologischen Strukturanalysen sind bereits systematisch direkte Vergleiche zwischen den inhaltlichen Relevanzsetzungen der verschiedenen Lebensbereiche gezogen worden, die erst zum eigentlich hermeneutisch interpretativen formalen Identitätsformationsverständnis beitragen. Aber sie werden jetzt im Ansatz nicht zuvorderst über den nicht problemlosen inhaltlichen Vergleich von einzelnen lebensbereichsspezifischen Bedeutungsgehalten ermittelt, sondern über ihre Generalisierungsstruktur. Gerade weil Identität eben auch wegen vieler unbewusster Vorgänge nicht in ihrer Plastik einfach rekonstruierbar ist, sondern nur interpretativ und nur in der biografischen Rekonstruktion des Lebens- und Sinnzusammenhangs – verstanden als *strukturierter* Gesamtzusammenhang – entschlüsselt werden kann, wird die übergeordnete Generalisierungsstruktur der bedeutsamen Identitätsziele zum wesentlichen empirischen Konstruktionsnetz. Als Kristallisationshilfe dient hier der Ansatzpunkt der narrativ-fokussierenden Relevanzstrukturierung auf der übergeordneten Ebene, d. h., wie die individuell-sozialen Subjekte ihr *Relevanzsystem* über die Konstituierung von Einheit und Nämlichkeit in der lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Auswahl, Gewichtung, Generalisierung und Verknüpfung von Erfahrungskernen systematisch strukturieren, das in diesem Sinne handlungsleitend bzw. identitätsstiftend wirkt. Es geht im heuristischen Verständnis also verstärkt um die Analyse des formalen Lebenskonzepts (Bezugspunkt sind seine Handlungsorientierungen), welches als Resultat und Ausgangspunkt der Identitätszielgewichtung (Bezugspunkt sind die ihnen unterliegenden kategorialen Sinngehalte in den Wertorientierungen) aufgefasst wird, wodurch das Lebenskonzept insgesamt Ausdruck der übergeordneten Sinnkonstitution (Identität) ist. Die Frage, die sich hieraus für den Lebensbereich Arbeit und Beruf ergibt ist, ob jener überhaupt (noch) einen für die Selbstverwirklichung und für das Selbstverständnis junger Erwachsener hohen Stellenwert hat. Die Bedeutung wiederum ergibt sich daraus – und das ist anders als in anderen Untersuchungsansätzen –, dass bilanzierend und antizipierend über Arbeit und Beruf vorrangig und kontinuierlich der Entwurf, die Projektierung und Umsetzung der übergeordneten Identitätszielverwirklichung erfolgt. Die Frage nach dem Stellenwert von Arbeit und Beruf in der Identitätszielverwirklichung wird in Analogie zu den vorherig angewendeten Forschungsmethoden und ermittelten Ergebnissen zunächst über die formale (kategoriale) Identitätszielstruktur quantitativ analysierend zu beantworten versucht. Diese typologischen Ergebnisse setzen einen wertvollen spezifischen Aufmerksamkeitsfokus auf die lebensphasische Lebensbereichsgewichtung insgesamt frei und können zum typologischen Vergleich in verallgemeinernder Hinsicht Stellenwertaussagen zu Arbeit und Beruf in der

selbst thematisierten Lebensplanung stützen und in ihrer konzentrierten Veranschaulichung überzeugen. Dennoch bleiben die quantitativ ermittelten Stellenwerte für den Lebensbereich Arbeit und Beruf theoriegenerierend zu allgemein, um inhaltliche Vergleiche zwischen den verschiedenen lebensphasischen Lebensbereichsgewichtungen hinreichend in ihrer hermeneutischen Gesamtaussage zum generalisierbaren Stellenwert von Arbeit und Beruf ziehen zu können. Des Weiteren soll die Frage beantwortet werden können, ob die inhaltlichen Bedeutungen in den Selbstthematizierungen zum Lebensbereich Arbeit und Beruf und zu seinem Wechselverhältnis mit anderen Lebensbereichen einen zunehmenden Wandel von der beruflichen Identität zur Arbeitsidentität aussprechen. Deshalb muss an die quantitative Strukturanalyse der Lebensbereichsvernetzung wieder eine hermeneutische typologische Analyse (der beruflichen) Identitätsformationsstruktur anschließen. Beide Auswertungsergebnisse werden dann schließlich drittens in ein die Betrachtung der beruflichen Identität abschließendes Schema der Lebensbereichsvernetzung mit besonderem Fokus auf die berufliche Identitätsformationstypologie übersetzt.

4.5.1 Quantitative typologische berufliche Identitätszielstrukturanalyse

Die quantitative typologische Stellenwertanalyse der Lebensbereiche konzentriert sich auf drei größere Arbeitsbereiche mit der typologischen Mittelwertbildung:

- a) Typologische Gewichtung des Lebensbereichs Arbeit/Beruf anhand der einzelfallbezogenen und typologischen Identitätszielstrukturgewichtung (vgl. D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsanalyse\Typologische IZ Gewichtung für AB.xls);
- b) Typologische biografische Gewichtung des Lebensbereichs Arbeit/Beruf im Vergleich mit der einzelfallbezogenen und typologischen Zeitstrukturierung (vgl. D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsanalyse\Typologische biografische AB-Gewichtung.xls);
- c) Quantitative Ergebnisse: Schlussfolgerungen für die typologische biografische Lebensbereichsgewichtung von Arbeit/Beruf im Vergleich zu allen anderen biografischen einzelfallbezogenen und typologischen Lebensbereichsgewichtungen (vgl. D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsanalyse\Typologische LB-Gewichtung.xls).

Die einzelnen Analysebereiche können hier nicht in ihrem komplexen Umfang vorgestellt werden (vgl. den datentechnischen Anhang), werden aber zum Verständnis der Ergebnisbildung insgesamt im Überblick und mit der Veranschaulichung des Beispieltypus II bzw. dem ihm zugehörigen Einzelfallbeispiel 3 expliziert.

Exkurs: Formale Begründung quantitativer typologischer Mittelwertbildungen:

Dass zunächst mit den *typologischen Mittelwertbildungen* auch für den Lebensbereich Arbeit und Beruf eine solche formale (arbeits-)berufliche Identitätszielstruktur angenommen wird, hängt mit der eigenen konzeptionellen Grundvorstellung zusammen. Jene geht davon aus, dass die typische, prästabil generalisierte Identitätsformationsstruktur, auf der biografischen Erfahrungssynthese beruhend, die lebensbereichsspezifische Dominanzsetzung derart steuert, dass die lebensphasen- und lebensbereichsspezifische Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von bedeutungsvollen Erfahrungskernen in den Prozessen der Bilanzierung und Antizipation entlang dieser typischen Formationsstruktur erfolgen. Wenn also die für bestimmte Einzelfälle generalisierten Identitätsziele zu einer für jene Einzelfälle typischen Identitätsformationsstruktur emergieren, dann entfaltet diese typische Formationsstruktur in der zirkulären Wechselwirkung zwischen den Formations(teil-)ebenen, zwischen den Lebensbereichen und zwischen den temporär organisierten Selbstthematisierungen eine für diese Einzelfälle typische lebensbereichsspezifische Gewichtung zum Zeitpunkt der aktuellen Bilanzierung und Antizipation. Die individuell-soziale Formationsstruktur folgt biografisch im interindividuellen Einzelfallvergleich nicht zwangsläufig übereinstimmenden spezifischen Erfahrungssituationen und Stationen, wie bspw. in den Möglichkeiten des Berufseintritts oder -abschlusses, der Heirat oder Partnerfindung oder dem sozialisatorischen Entfaltungsraum innerhalb der Herkunftsfamilie. Sie wird also jeweils intraindividuell in vielen einzelnen, verschiedenartigsten und ambivalenten Lebensbereichserfahrungen gebildet. Aber jedoch nicht deren biografische Verlaufsstrukturkurve ist expliziter Erhebungsgegenstand, sondern deren psychosoziale Identitätsformationsstruktur hinsichtlich typologischer Gemeinsamkeiten und Unterschiede über die intraindividuelle Einzelfallerfahrung hinausgehend. Und dieser Aspekt lässt hier die Frage interessant erscheinen, ob auch typologische Rückschlüsse hinsichtlich des formalen lebensphasen- und lebensbereichsspezifischen Generalisierungsmusters aus den dominanten (übergeordneten) Identitätszielen dahingehend zu ziehen möglich sind, um zu bestimmen, welchen Stellenwert der Lebensbereich Arbeit und Beruf innerhalb der Entwicklung der gesamten typologischen Identitätszielformationsstruktur und somit die berufliche Identität für die persönliche Identität einnehmen.

Vom heuristischen Verständnis der (beruflichen) Teilidentität bedeutet dieser Zusammenhang, dass sämtliche mit den berufsarbeitsbezogenen Erfahrungen verbundenen Generalisierungen einem zunehmend auch lebensphasen- und lebensbereichstypischen Bilanzierungs- und Antizipationsteilmuster folgen, das über die typologische Identitätsformationsstruktur gesteuert wird. Dieses von inneren und äußeren

Transformationen beeinflusste, lebensbereichstypische Teilidentitätsformationsmuster unterliegt gleichzeitig im biografischen Verlauf Modifikationen und wird in ihrem biografischen Stellenwertverlauf unterschiedlich hoch zur Identitätsformationsgesamtstruktur beitragen. Die typologische Vergleichsanalyse von beruflichen Identitätsformationsmustern als eventuell hoch gewichtete Teilidentität der typologischen formalen Identitätszielgesamtformation kann sich aber nicht allein auf die Ermittlung eines typologischen relevanzanalytischen Mittelwertes zum Lebensbereich Arbeit/Beruf hinsichtlich der über ihn verfolgten Identitätsziele beziehen (vgl. a). Sie schließt darüber hinaus einen zweiten Analyseschritt zur biografischen Entwicklung der aktuell dominanten Identitätszielverfolgung über diesen Lebensbereich mit der Bildung eines typologischen biografischen Mittelwertes für Arbeit und Beruf (A/B-Mittelwertes) (vgl. b) sowie schließlich drittens einen typologischen Vergleich zu allen anderen biografischen Lebensbereichsgewichtungen mit der Bildung eines stellenwertbezogenen typologischen Lebensbereichsmittelwertes (vgl. c) ein. Diese Teilergebnisse dienen dazu, um im quantitativen Gesamtergebnis hinreichend (im Vergleich zu hermeneutischen Auswertungen aber immer noch auf einem allgemeinen Niveau verbleibend) spezifische (arbeits-)berufliche Lebensbereichsgeneralisierungsmuster aus einem lebensbereichsübergreifenden Gesamtformationsmuster herauskristallisieren zu können.

Zu a): Ermittlung des typologischen Stellenwertes der beruflichen Identitätszielformation

In einem ersten Schritt ist eine Stellenwertanalyse des Lebensbereichs Arbeit und Beruf (bezeichnet als „LB: A/B“) anhand der bereits ermittelten typologischen Identitätszielformationsstruktur vorgenommen worden, um die Frage im Detail beantworten zu können, *ob die dominanten Identitätsziele* der „typologischen Identitätszielstruktur“ („%Mittel Ges.“) explizit über den Lebensbereich Arbeit und Beruf verfolgt werden. Genauer: ob der jeweilige Typ über Arbeit und Beruf zunächst seine ranghohen Identitätsziele fast nur, vordergründig, eventuell in Kombination mit einem bzw. mehreren anderen Lebensbereichen oder in einem gewissen netzartigen Streuungsverhältnis zu anderen Lebensbereichen zu verwirklichen sucht. Hierfür erfolgt eine einzelfallbezogene Re-Analyse der identitätszielbezogenen Lebensbereichsgewichtung für einen typologischen Stellenwertvergleich des Lebensbereichs Arbeit/Beruf. Aus den bereits quantitativ erstellten Datenblättern der Einzelfälle¹⁸⁶ und den formalen Auswertungsergebnissen der Einzelfall-

¹⁸⁶ Vgl. im datentechnischen Anhang D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall (x)\Datenblatt Fall (x) (Name).xls sowie die quantitativen Ergebnisse der Auswertung zu den Einzelfallanalysen in den Abschnitten 4.2 und der Identitätszielstruktur-Typologie im Abschnitt 4.3

und Typologieanalysen hinsichtlich ihrer Identitätszielgewichtung wird ein Datenblatt je Typ aus den Datentabellen zu den nach Lebensbereich und Lebensphase aufgeschlüsselten Identitätszielen selektiv erneut zusammengestellt. (vgl. „D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsanalyse\Typologische IZ-Gewichtung für AB\AB Typ (x).xls“) Am Einzelfall 3, dem Typus II zugehörig, soll die Lebensbereichsgewichtungsanalyse im Auszug als Erstes vorgestellt werden. Als Zweites erfolgt die Bildung des identitätszielbezogenen typologischen A/B-Mittelwertes am Typusbeispiel II und schließlich als Drittes eine erste Gesamtaussage zum typologischen Vergleich der Arbeit- und Berufsgewichtung anhand der typologischen (arbeits-)beruflichen Identitätszielformationsstruktur.

In dem (typinternen) einzelfallbezogenen Mittelwertvergleich zwischen den Identitätszielwerten für Arbeit und Beruf mit der kategorialen einzelfallspezifischen sowie mit der kategorialen typologischen Identitätszielstruktur geht es um eine Validierung der identitätszielbezogenen Erfüllung über Arbeit und Beruf im Allgemeinen. D. h., ob der identitätszielbezogene Stellenwert von Arbeit und Beruf bei allen dem jeweiligen Typus zugehörigen Einzelfällen einen ähnlich ranghohen, also typintern einen an sich übereinstimmenden Wert zugewiesen bekommt (typinterne Analyse). Danach sind die typologischen beruflichen Identitätszielstrukturen mit der typologischen Identitätszielgesamtstruktur verglichen worden, um generalisierbare Stellenwertaussagen über einen Vergleich der ranghohen Identitätszielverfolgung vornehmen zu können. Anhand von darin begründeten typologischen Mittelwertbildungen für den Lebensbereich Arbeit und Beruf im Sinne von typologischen beruflichen Identitätszielstrukturen können schließlich verallgemeinerbare typenvergleichende Stellenweltergebnisse ermittelt werden. Für die Analyse des Typus II sehen die einzelnen Arbeitsschritte am Einzelfallbeispiel 3 wie folgt aus:

Studium A/B	Vg	Gw	Zk	Gesamt IZ
IZ (%)				
Auton	0	5,6	1,9	7,5
SA	0	1,9	0	1,9
Entsch	3,7	1,9	1,9	7,5
Anerk	0	0	3,7	3,7
Swk	0	3,7	0	3,7
Off	3,7	0	1,9	5,6
Pass	0	1,9	0	1,9
Integr	0	0	0	0
Ich-Bezug	0	1,9	0	1,9
O/Indiv.	0	0	0	0
Anpass	1,9	0	0	1,9
Summe VGZ	9,3	16,9	9,4	35,6

Tabelle 22: Lebensphasische Aufschlüsselung der Identitätszielstruktur für den Lebensbereich Arbeit und Beruf am Fallbeispiel 3

Part/Kind	Vg	Gw	Zk	Summe
IZ (%)				
Auton	0	5,6	1,9	7,5
SA	0	5,6	1,9	7,5
Entsch	0	1,9	0	1,9
Anerk	0	1,9	0	1,9
Swk	0	0	0	0
Off	0	0	1,9	1,9
Pass	0	0	0	0
Integr	0	1,9	0	1,9
Ich-Bezug	0	0	0	0
O/Indiv.	0	0	1,9	1,9
Anpass	0	0	0	0
Summe	0	16,9	7,6	24,5

Tabelle 23: Lebensphasische Aufschlüsselung der Identitätszielstrukturwerte für den Lebensbereich Partnerschaft/Kind am Fallbeispiel 3

Da mit Blick auf die gesamte, bereits im ersten Datenblatt des Einzelfalls aufgeführte, lebensbereichs- und lebensphasenspezifische Identitätszielaufschlüsselung und in ersten generellen Ansatzpunkten der identitätszielbezogenen Einzelfallauswertung deutlich wird, dass der Fall 3 seine dominanten Identitätsziele zum einen besonders intensiv in der Gegenwartsorientierung und zum anderen auch im Lebensbereich der Partnerschaft thematisiert, wird aus Veranschaulichungsgründen die Aufschlüsselung ebenso für diesen Lebensbereich reaktiviert. (vgl. Tabelle 23) Er findet sich jedoch nicht in seiner Ausführlichkeit auf dem neuen Datenblatt wieder. Sondern die Re-Analyse der Identitätszielgewichtung für den Lebensbereich Arbeit und Beruf beinhaltet eine eingehende parallele Reaktivierung aller Lebensbereiche für jeden Einzelfall, da erst hierüber Verschiebungen oder Anhaltspunkte generell zur Gewichtung sichtbar werden.

Anhand der, dem ursprünglichen Einzelfalldatenblatt zu entnehmenden, biografischen Identitätszielaufschlüsselung für den Lebensbereich Arbeit und Beruf (vgl. Tabelle 22) sind die in der *Summe* für den Lebensbereich Arbeit und Beruf geltenden Ausprägungswerte je Identitätsziel in eine nächste Tabelle selektiv übernommen worden. (vgl. Tabelle 24) Neben dieser beruflichen Identitätszielstruktur für Fall 3 (linke Spalte) befinden sich in der Tabelle zum einen die Identitätszielgesamtstruktur des Einzelfalls (mittig) als auch zum anderen die typologische Identitätszielgesamtstruktur (rechte Spalte). Letztere wird noch einmal im abschließenden Vergleich zwischen der typologischen Mittelwertstruktur A/B und der typologischen Identitätszielgesamtstruktur herangezogen.

Fall 3

% A/B	Fall 3 IZ	Fall 3 Ges.IZ	Typ II GesIZ
Auton	7,5	24,1	23,5
SA	1,9	20,4	21,6
Entsch	7,5	13	15,8
Anerk	3,7	11,1	9,1
Swk	3,7	5,6	9,2
Off	5,6	7,4	5,1
Pass	1,9	5,6	2,8
Integr	0	5,6	5,6
Ich-Bezug	1,9	1,9	1,6
O/Indiv.	0	3,7	3,3
Anpass	1,9	1,9	2,4
Summe LB	35,6	100,3	100

Tabelle 24: Einzelfallbezogene Identitätszielstruktur für A/B sowie einzelfallbezogene und typologische Gesamtidentitätszielstrukturen im Überblick

Der Vergleich zwischen der beruflichen Identitätszielstruktur und der Gesamtidentitätszielstruktur am Einzelfall unter der Berücksichtigung aller anderen Lebensbereichsaufschlüsselungen zeigt zunächst folgende Ergebnisse auf:

Die Gemeinsamkeiten zwischen den drei Identitätszielstrukturen liegen in der auch für Arbeit und Beruf geltenden höchsten Ausprägung von Autonomie und Entschiedenheit sowie der ebenso eher nachrangigen Ausprägung der Identitätsziele Offenheit, Ichbezug und Anpassung und im Vergleich zur Fallentsprechung auch im Ziel Selbstwirksamkeit. Die Unterschiede, das heißt, die Identitätsziele, die weniger oder gar nicht dominant über Arbeit und Beruf verfolgt werden, beziehen sich auf mehrere Identitätsziele. Zum einen betrifft dies Selbstachtung, welche aber auf dem zweithöchsten Rangplatz innerhalb der Fallstruktur und Typusstruktur liegt. Das Gleiche gilt für das Identitätsziel Anerkennung, das den vierten Rangplatz bei den beiden anderen Strukturen einnimmt, für das Identitätsziel Selbstwirksamkeit, das im Vergleich zur Typusstruktur niedriger ausgeprägt ist, als auch für die Identitätsziele Integration und Originalität/Individualität. Die Gründe, dass diese Identitätsziele insgesamt nicht vorrangig, bisweilen gar nicht verfolgt werden, liegen in der lebensphasen- und lebensbereichsspezifischen Dominanz anderer Lebensbereiche hinsichtlich der Identitätszielverfolgung. Selbstachtung wird über alle anderen, insbesondere aber im Lebensbereich Partnerschaft/Kind, aufgrund eines anhaltenden Konflikts thematisiert. Anerkennung wiederum spielt insbesondere für die weitere Zukunft, also nach vergangenen und noch gegenwärtigen Erarbeitungen des bisherigen Berufsstatus als Ärztin eine Rolle. Zugleich sucht die Befragte ihre Anerkennung gegenwärtig auch im partnerschaftlichen Bereich und im Lebensbereich Freunde/Freizeit. Das Identitätsziel Selbstwirksamkeit teilt die Aufmerksamkeit für Arbeit und Beruf mit dem Lebensbereich Politik. Das Ziel der

Integration, das fall- und typbezogen mittelwichtig ist, gilt in keiner Weise für den Lebensbereich Arbeit und Beruf, sondern verbindet sich auch hier mit integrativen Lebensvorstellungen im Zusammenhang mit den Lebensbereichen Partnerschaft/Kind sowie Freunde/Freizeit. Eine letzte Auffälligkeit betrifft das Identitätsziel Originalität/Individualität, das in keinsten Weise für den Lebensbereich Arbeit und Beruf eine bedeutsame Rolle spielt, sondern wiederum für Partnerschaft/Kind und Freunde/Freizeit. Das insgesamt am höchsten bewertete Identitätsziel Autonomie nimmt entschieden auch für die berufliche Identitätszielstruktur den ranghöchsten Wert ein, teilt sich aber diese Dominanz auch wieder mit dem partnerschaftlichen Lebensbereich. Gleichzeitig verbindet die Befragte in dem fall- und typusspezifischen dritthöchsten Identitätsziel Entschiedenheit mit Arbeit und Beruf eine mit Autonomie wertvergleichend höchste Dominanz, die sich aber auf die vergangenheitsorientierte Thematisierung bezieht und gegenwärtig sowie zukünftig für diesen Lebensbereich an Bedeutung abnimmt. Das bedeutet insgesamt, dass mit Ausnahme des Identitätsziels Selbstachtung bei den ranghöchsten Identitätszielen und mit Ausnahme der Identitätsziele Integration und Originalität/Individualität eine hohe Zielverwirklichung über den Lebensbereich Arbeit und Beruf zur Identitätsformation vorgenommen wird. Woraus sich auch in der Summe der höchste Stellenwert für die Identitätsformation ableiten lässt, der aber zugleich Dominanzen anderer Lebensbereiche nicht ausschließt. Dies gilt vorrangig für die dominanten Identitätsziele, die mit Partnerschaft/Kind zur Disposition stehen. Dass also nicht alle Identitätsziele, auch nicht im Detail die ranghöchsten Identitätsziele nur über Arbeit und Beruf verwirklicht werden, zeigt auch die leichte Nicht-Übereinstimmung im Vergleich zwischen den drei Identitätszielstrukturen.

Nachdem eine derartige (bereits biografisch orientierte) Feindifferenzierung des Stellenwertes anhand des Vergleichs zwischen den drei Identitätszielstrukturen auch für den anderen Fall des Typus II durchgeführt worden ist, sind im Zwischenergebnis auch hier sehr hohe Übereinstimmungen in der Identitätszielverfolgung über den Lebensbereich Arbeit und Beruf festzustellen. Ebenso verhält es sich mit allen anderen typinternen Einzelfallanalysen und -vergleichen. Deshalb wird in einem nächsten Schritt mit den einzelfallbezogenen beruflichen Identitätszielstrukturen für den jeweiligen Typus ein typologischer „Mittelwert A(rbeit)/B(eruf)“ der Identitätszielstruktur ermittelt. (vgl. Tabelle 25). Denn die Vergleiche lassen schon an der typologischen Gesamtstruktur jeweilig validierte Übereinstimmungen hinsichtlich der beruflichen Identitätszielstruktur sichtbar werden. Daraus folgt zugleich, dass unwesentliche Nicht-Übereinstimmungen zwischen dem typologischen Gesamtwert für

Arbeit und Beruf im Vergleich zwischen den jeweiligen Einzelfällen (gründend sowohl auf ihrer biografischen Einmaligkeit als auch auf die Verschiebung der Identitätszielverwirklichung zuzüglich eines weiteren zentralen Lebensbereichs) hierbei vernachlässigt werden können.

Typ II

A/B (%) VGZ-Ges.	Fall 5	Fall 3	A/B Mittelwert (%)
Auton	8,6	7,5	8,1
SA	8,7	1,9	5,3
Entsch	7,2	7,5	7,4
Anerk	4,3	3,7	4
Swk	2,9	3,7	3,3
Off	0	5,6	2,8
Pass	0	1,9	0,9
Integr	0	0	0
Ich-Bezug	0	1,9	0,9
O/Indiv.	1,4	0	0,7
Anpass	0	1,9	0,9
Summe LB	33,1	35,6	34,3

Tabelle 25: Typologische Identitätszielstruktur für A/B am Beispieltypus II

Die vier quantitativ ermittelten typologischen *beruflichen* Identitätszielstrukturen sind abschließend ihren jeweiligen typologischen Identitätszielstrukturen einerseits und im typenübergreifenden Vergleich andererseits gegenübergestellt worden, um generalisierbare Gesamtaussagen hinsichtlich einer typologischen Zwischenergebnisbildung zum identitätszielbezogenen Stellenwert des Lebensbereichs Arbeit/Beruf vornehmen zu können. (vgl. Tabelle 26, 27; D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische IZ Gewichtung\Zwischenergebnis AB-Gewichtung.xls)

Identitätsziele (%)	Typ III		Typ II		Typ IV		Typ I	
	A/B IZ	Ges. IZ	A/B IZ	Ges. IZ	A/B IZ	Ges. IZ	A/B IZ	Ges. IZ
Entschiedenheit	16,5	24,5	7,4	15,8	5	18,9	11,8	12,4
Autonomie	12	21,2	8,1	23,5	9,8	21,1	6,8	17,2
Selbstachtung	11	19,2	5,3	21,6	6,4	22	4,3	15
Selbstwirksamkeit	4,7	6,6	3,3	9,2	4,9	14,1	5,4	15,5
Integration	1,8	4,6	0	5,6	2,1	8,5	0	15,6
Anerkennung	0	0	4	9,1	0,7	1,4	2,4	6,6
Ichbezug	4,7	11,3	0,9	1,6	0	0,7	0,7	6,7
Offenheit	3,8	5,5	2,8	5,1	7	10,5	0,6	6,7
Anpassung	0	1,7	0,9	2,4	0	2,1	0	0
Passivität	3,6	4,4	0,9	2,8	0	1,4	0,6	2,4
Orig/Individualität	1	1	0,7	3,3	0	0,7	0	1,9
Summe %	59,1	100	34,3	100	35,9	101,4	32,6	100

Tabelle 26: Typologische Identitätszielstrukturen für Arbeit und Beruf sowie im Gesamt zum Vergleich

A/B % Mittelwert	Typ III	Typ II	Typ IV	Typ I
Entschiedenheit	16,5	7,4	5	11,8
Autonomie	12	8,1	9,8	6,8
Selbstachtung	11	5,3	6,4	4,3
Selbstwirksamkeit	4,7	3,3	4,9	5,4
Integration	1,8	0	2,1	0
Anerkennung	0	4	0,7	2,4
Ichbezug	4,7	0,9	0	0,7
Offenheit	3,8	2,8	7	0,6
Anpassung	0	0,9	0	0
Passivität	3,6	0,9	0	0,6
Orig/Individualität	1	0,7	0	0
Summe %	59,1	34,3	35,9	32,6

Tabelle 27: Typologische Identitätszielstrukturen für Arbeit und Beruf

Typologische (arbeits-)berufliche Identitätszielformationsmuster

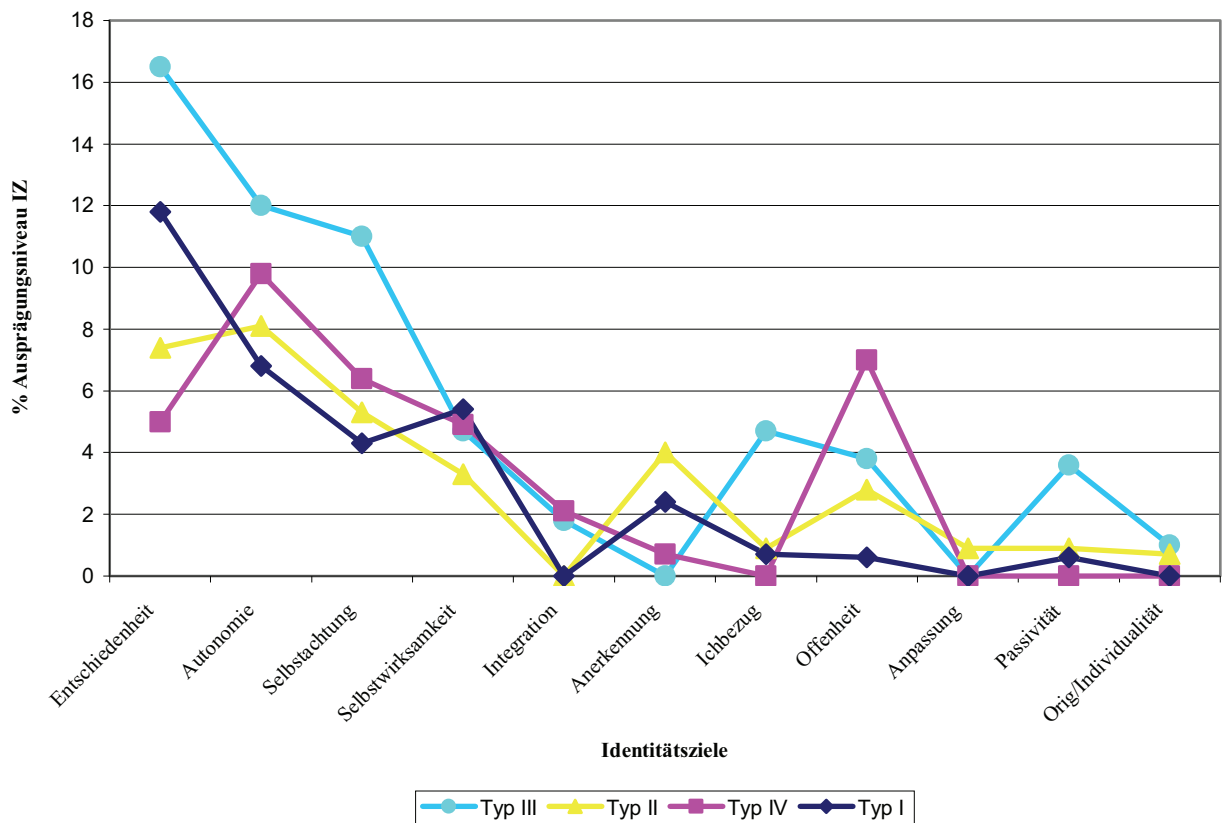


Abbildung 59: Typologische Identitätszielformationsmuster für A/B

4.5.1.1 Zwischenergebnis zum typologischen Stellenwert der beruflichen

Identitätszielformation

Typ II: Im Anschluss an die Veranschaulichung des Typus II lässt sich generalisieren, dass die mit Arbeit und Beruf verbundene typologische Identitätszielverwirklichung eine hohe Übereinstimmung zum Gesamttypus ausweist. Das heißt, dass die aktuell selbst thematisierte Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von Handlungsorientierungen im Zuge der bilanzierenden und antizipierenden Erfahrungssynthese für die Identitätsformation bestimmt wird durch eine vordergründige Identitätszielerfüllung mit dem Lebensbereich Arbeit und Beruf. Daraus folgt, dass der Lebensbereich Arbeit und Beruf insgesamt einen hohen Stellenwert für die Identitätsformation einnimmt. Durch einen typinternen Vergleich der einzelnen lebensbereichsspezifischen Identitätszielaufschlüsselungen wird außerdem deutlich, dass zumindest ein weiterer Lebensbereich zusammen mit dem Lebensbereich Arbeit und Beruf im Zentrum des Identitätsbezuges stehen, wobei das Schwergewicht insgesamt aufseiten der arbeitsberuflichen Orientierungen liegt.

Typ III: Auch für diesen Typus gilt, dass die mit Arbeit und Beruf verbundene typologische Identitätszielverwirklichung eine sehr hohe Übereinstimmung zum Gesamttypus ausweist. Das bedeutet, dass dieser Typus in seiner aktuellen Selbstthematisierung seine dominanten Identitätsziele fast ausschließlich über Arbeit und Beruf zu verwirklichen sucht. Daraus folgt, dass dieser Lebensbereich einen insgesamt sehr hohen Stellenwert für die Identitätsformation einnimmt. Außerdem wird unter typinterner Berücksichtigung von allen anderen identitätszielbezogen aufgeschlüsselten Lebensbereichsgewichtungen typologisch deutlich, dass Arbeit und Beruf im Zentrum aller Lebensbereichsbezüge steht. Das heißt, dass alle anderen Lebensbereichsbezüge diesem untergeordnet werden.

Typ IV: Für diesen Typus gilt, dass die mit Arbeit und Beruf verbundene typologische Identitätszielverwirklichung insgesamt in der Ausprägung der bedeutsamsten Identitätsziele eine mittelhohe Übereinstimmung zum Gesamttypus ausweist. Hier ist vor allem eine wesentliche (bipolare) Identitätszielverschiebung zwischen den Zielen Entschiedenheit und Offenheit in der Rangausprägung feststellbar, die sich durch eine höhere Dominanzverteilung der Identitätszielverwirklichung über mehrere Lebensbereiche ergibt. Eine genauere Aussage zur vernetzten Zentralität des Lebensbereiches Arbeit und Beruf im Vergleich zu ausgewählten anderen Lebensbereichen in der Identitätszielverwirklichung ergibt sich erst im nächsten Schritt, der biografischen Feinanalyse.

Typ I: Auch für Typus I gilt wie für Typus IV, dass die mit Arbeit und Beruf verbundene typologische Identitätszielverwirklichung insgesamt in der Ausprägung der (für ihn typisch vielen) bedeutsamen Identitätsziele eine mittelhohe Übereinstimmung zum Gesamttypus ausweist. Hier ist eine wesentliche mit dem Lebensbereich Arbeit und Beruf verbundene Akzentverschiebung bezüglich des Identitätsziels Selbstachtung festzustellen, als auch die Nicht-Verwirklichung des ansonsten gerade für diesen Typus sehr markanten Identitätsziels Integration. Mittels der ausdifferenzierten Identitätszielbetrachtung wird deutlich, dass (aber nicht nur) diese beiden dominanten Identitätsziele über andere Lebensbereiche mit verwirklicht werden. Daraus folgt, dass einerseits über Arbeit und Beruf, genauso aber auch über andere Lebensbereiche, einige ranghohe Identitätsziele zugleich verfolgt werden.

Bewertung insgesamt: Mit einem hohen Verallgemeinerungsgrad ansetzend, lässt die typologische (arbeits-)berufliche Identitätszielstruktur einen in seiner Dimension mittel bisweilen sehr hohen Stellenwert von Arbeit und Beruf in der Identitätsformation erkennen. Um nun gerade bspw. die Dominanzverschiebung der Identitätszielverwirklichung im Typus I und Typus IV eindeutiger für den Lebensbereich Arbeit und Beruf erklären zu können, sind biografische einzelfallbezogene und typinterne Analysen der beruflichen Identitätsformation notwendig. Und erst dann wird es auch möglich, die zu einem Gesamtmuster sich vernetzende Lebensbereichsgewichtung typologisch bestimmen zu können, innerhalb derer der Lebensbereich Arbeit und Beruf seinen Stellenwert im Verhältnis zu anderen zugewiesen bekommt. Hier ist aber ein Aspekt von besonderer Bedeutung. Bei der vorliegenden Untersuchung handelt es sich um eine kleine Fallanzahl der Stichprobenuntersuchung. Und es wird davon ausgegangen, dass sich dagegen die Mittelwerte bei einer größeren Untersuchungsgruppe entsprechend des typologischen Grundverständnisses genauer im Mittel einpendeln müssten und deshalb eine solche differenzierte parallele Einzelfallanalyse (auch aus zeitlichen Effizienzgründen heraus) anderenfalls im systematischen Umfang reduzieren würde. Aus diesen Gründen stellen nun insbesondere mit der prozessual-fokussierten Schwerpunktsetzung in der vorliegenden Untersuchung wiederum zunächst einzelfallbezogene und typinterne biografische Lebensbereichsanalysen die Voraussetzung für die Formulierung von typenvergleichenden und -übergreifenden generalisierten Stellenwertaussagen zum Lebensbereich Arbeit und Beruf dar.

Zu b): Ermittlung der typologischen *biografischen* Gewichtung des Lebensbereichs

Arbeit/Beruf im Vergleich mit der einzelfallbezogenen und typologischen Zeitstrukturierung

In einem ersten Teilschritt sind die in den Einzelfalldatenblättern ermittelten und für jedes Identitätsziel ausdifferenzierten Werte für den Lebensbereich Arbeit und Beruf, wiederum biografisch aufgeschlüsselt nach Vergangenheit (V), Gegenwart (G) und Zukunft (Z), für jeden der vier Typen in eine neue Tabelle selektiert worden. (vgl. Tabelle 28, Typbeispiel II; D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische IZ-Gewichtung für AB\AB Typ (x).xls) Wie im Typenbeispiel zu ersehen ist, werden entsprechende biografisch differenzierte Mittelwerte für diesen Lebensbereich („A/B Mittelwert“) berechnet. Für das Typenbeispiel II lautet ein allgemeines typinternes Zwischenergebnis dann wie folgt: Die Einzelfälle zeigen eine dominierende berufliche Zeitorientierung in der Gegenwart, wobei auch die Orientierungen der Vergangenheit und Zukunft nicht wesentlich schwächer ausgeprägt sind. Das nächste Teilziel ist, erstens den biografischen Verlauf der Gewichtung für A/B einzelfallbezogen und typologisch genauer im Zusammenhang mit der generalisierten Zeitstrukturierung bewerten zu können – inwieweit also der Lebensbereich Arbeit und Beruf an der Hervorbringung jener Relevanz setzend beteiligt ist. Zweitens sind aus den Einzelfalldatenblättern die entsprechenden Einzelfallwerte zur biografischen Gesamtstruktur der Selbstthematisierung in eine weitere Tabelle eingeordnet und ein typologischer Mittelwert der Zeitstrukturierung ermittelt worden. (vgl. Tabelle 29, Typbeispiel II) Das zweite zeitstrukturelle Zwischenergebnis im Sinne einer für den Typus II auszumachenden typologischen generalisierten Zeitorientierungsstrukturierung bestätigt eindeutig die dominierende Gegenwartsorientierung. Das heißt, dass sich auch die bilanzierenden und antizipierenden Selbstthematisierungen diesen Typus, bezogen auf insgesamt alle lebensphasen- und lebensbereichsspezifischen Aussagen, am stärksten im Hier und Jetzt orientieren. Typintern schließt sich also nicht nur die einzelfallbezogene, sondern letztlich auch die typologische Zeitstruktur einer ausgeprägten Gegenwartsorientierung an.

Typ II

% Gesamt A/B	Fall 5 Stud/A/B	Fall 3 Stud/A/B	Mittelwert A/B
V	10	9,3	9,7
G	11,6	16,9	14,3
Z	11,5	9,4	10,5
Summe LB	33,1	35,6	34,5

Tabelle 28: Typologische biografische Gewichtung von Arbeit/Beruf für Typus II

Typ II

	V	G	Z	Σ
Fall 3 Σ	22,6	54,6	20,8	98
Fall 5 Σ	34,1	45,6	19,9	99,6
Mittelwert (%)	29,2	48,7	22	99,9

Daraus folgt:

Typ II	Mittelwert
V	29,2
G	48,7
Z	22

Tabelle 29: Typologische Zeitstrukturierung des Typus II

Diese beiden typologischen Mittelwerte werden nun zunächst einzelfallbezogen auf ihre typinterne Entsprechung hin noch einmal überprüft. (vgl. Tabelle 30) Am Fallbeispiel 3 (Typus II) lässt sich diese systematisch vergleichende Analyse wie folgt verallgemeinern:

Die Zeitstrukturierung für A/B des Beispielfalles weist durchweg eine hohe Gegenwartsorientierung auf. Das heißt, auch in Bezug auf seine fallinterne Generalisierungsstruktur der Zeitorientierung („VGZ-Ges.IZ“) lässt sich eine Übereinstimmung zur (arbeits-)beruflichen gegenwartsorientierten Zeitstrukturierung erkennen. Aus der sehr hohen, biografisch betrachteten, Übereinstimmung der Gegenwartsorientierung der fallinternen und der typologischen Zeitstrukturen lässt sich für Arbeit und Beruf festhalten, dass dieser Lebensbereich sowohl einen generell hohen Stellenwert in der Gegenwart hat, als auch eine kontinuierlich anhaltende Relevanz in Bezug auf alle Zeitbereiche. Die Schlussfolgerung bezüglich der kontinuierlichen Relevanzübereinstimmung meint, dass wenn sich die aktuelle Selbstthematisierung auf vergangenheits- oder zukunftsbezogene Identitätsziele bezieht, dann orientiert sie sich immer auch explizit an (arbeits-)beruflichen Aspekten. Dieses Ergebnis wird auch durch die bereits biografisch angelegte, differenzierte, lebensbereichsspezifische Identitätszielbetrachtung gestützt. (vgl. Teilabschnitt (a) zur identitätszielbezogenen Mittelwertanalyse von Arbeit und Beruf)

Fallbeispiel 3

Fall 3	% A/B	%VGZ Ges.IZ	%VGZ Typ	%A/B-Typ
V	9,3	24,3	29,2	9,7
G	16,9	51,7	48,7	14,3
Z	9,4	24,1	22	10,5
Summe A/B	35,6	100,1	99,9	34,5

Tabelle 30: Einzelfallinterner Vergleich der biografischen Gewichtung von A/B

4.5.1.2 Zwischenergebnis zur typologischen biografischen Gewichtung des Lebensbereichs Arbeit/Beruf

Typenübergreifendes Vergleichsergebnis ist, dass der formal hohe Stellenwert von Arbeit und Beruf im Lebensverlauf des **Typus II** fast schon einem „idealtypischen“ Verlauf der (klassischen) Berufsidentiät folgt. Typ II ist an sich kein typologischer „Einzelfall“. Die Einschränkung aber auf „fast“ betrifft die ausgeprägte, kontinuierliche Gegenwartsorientierung des Typus. In der klassischen Auffassung müsste die zukunftsbezogene Orientierung mindestens genauso hoch ausgeprägt sein, da sie eine langfristige Kontinuität anspricht. An diesem Beispiel lässt sich ein vorsichtiger Wandel der klassischen Berufsidentiätsauffassung festmachen, nämlich dass arbeitgesellschaftliche Transformationen und damit verbundene Orientierungsprobleme in die relativ offene Zukunft hinein durchaus eine wesentliche Identitätsrolle spielen.

Anhand aller typinternen biografischen Stellenwertanalysen des Lebensbereichs, deren Ergebnisse in der Tabelle 31 im Überblick tabellarisch aufgeführt sind, lässt sich auch für **Typus III** ein solcher typischer Stellenwertverlauf nachzeichnen. Das heißt auch bei jenem ist der biografische Stellenwert von Arbeit und Beruf kontinuierlich hoch, allerdings im Gegensatz zu Typus II insgesamt höher in der Zukunftsorientierung. Seine Selbstthematisierungen richten dagegen den zentralen Blick auf zukünftige (arbeits-)berufliche Identitätsentwürfe und -projekte. Typintern sind nur leichte Verschiebungen hinsichtlich einer ebenso vorhandenen hohen Gegenwartsorientierung festzustellen, die sich im Mittel aber auch eine Zukunftsorientierung einpendeln. Insofern entspricht der Typus III, zunächst formal betrachtet, eher als Typus II der klassischen Berufs(arbeits-)identität.

Für die Typen IV und I zeichnet sich dagegen ein biografisch weniger kontinuierlich hoher typologischer Stellenwert von Arbeit und Beruf ab. Für den **Typus IV** gilt, dass er insgesamt im typologischen Mittel zukunftsorientierter ist. D. h., seine (arbeits-)berufliche Identitätsarbeit steht gegenwärtig nicht im vordergründigen Fokus der Aufmerksamkeit, beinhaltet aber in der Vergangenheit einen höheren Stellenwert, der aktuell anscheinend keiner identitätstheoretisch intensiven Auseinandersetzung (mehr) bedarf. Fällt der Blick jedoch auf die typologische Zeitstrukturierung, fällt zunächst eine starke Gegenwarts- und auch Vergangenheitsorientierung und weniger dagegen eine Zukunftsorientierung auf. Das bedeutet, dass anstelle von Arbeit und Beruf andere Lebensbereiche die Gegenwartsorientierung begründen müssen. Dass außerdem die fallspezifischen Zeitstrukturierungen im Gegensatz zu den Typen II und III höhere fall- und typenvergleichende Ergebnisdifferenzen aufweisen, und dass somit weniger von der

Typologischer Vergleich zwischen der

"typologischen biografischen Zeitstrukturierung"				"typologischen biografischen Zeitstrukturierung der A/B- Gewichtung"					
				und der					
Typ III				Typ III					
VGZ Ges	Fall 2	Fall 7	Fall 6	Mittelwert	A/B %	Fall 12	Fall 6	Fall 7	Mittelwert
V	35	14,4	29,4	26,3	V	15	23,4	14,4	16,8
G	27,5	43,2	38	36,2	G	7,5	8,8	20,1	10
Z	37,5	42,9	32,3	37,6	Z	30	23,5	34,2	29,5
					Summe A/B	52,5	55,7	68,7	56,3
Typ II				Typ II					
VGZ Gesamt	Fall 3	Fall 5	Fall 5	Mittelwert	A/B %	Fall 5	Fall 5	Fall 3	Mittelwert
V	24,3	34,1	29,2	29,2	V	10	9,3	9,3	9,7
G	51,7	44,2	47,9	47,9	G	11,6	16,9	14,3	14,3
Z	24,1	21,3	22,7	22,7	Z	11,5	9,4	10,5	10,5
					Summe LB	33,1	35,6	34,5	34,5
Typ IV				Typ IV					
VGZ Gesamt	Fall 9	Fall 8	Fall 8	Mittelwert	A/B %	Fall 9	Fall 9	Fall 8	Mittelwert
V	39,8	33,4	36,6	36,6	V	8,6	16,7	12,7	12,7
G	32,6	50,2	41,4	41,4	G	4,2	12,6	8,4	8,4
Z	27,1	16,8	22	22	Z	12,9	16,8	14,9	14,9
					Summe LB	25,7	46,1	36	36
Typ I				Typ I					
VGZ Gesamt	Fall 1	Fall 4	Fall 4	Mittelwert	A/B %	Fall 1	Fall 1	Fall 4	Mittelwert
V	21,2	68,9	45,1	45,1	V	10,1	18,2	14,2	14,2
G	46,1	13	29,6	29,6	G	3,3	1,3	2,3	2,3
Z	32,8	18,2	25,5	25,5	Z	14,8	5,2	10	10
					Summe LB	28,2	24,7	26,5	26,5

Tabelle 31: Mittelwertvergleich der Gewichtung von A/B im biografischen (Grundorientierungs-)Verlauf

klassischen Berufsidentität ausgegangen werden kann, begründet typenvergleichend die oben unternommene Bezeichnung des relativ „idealtypischen“ Stellenwertverlaufs hinsichtlich dortiger Kontinuitätsbalancen. Insgesamt lässt sich also für den Typus IV zumindest eine typologische (arbeits-)berufliche Zeitstrukturierung mit einer fallkonsistenten Zukunftsorientierung festhalten, mit der eine Veränderung hinsichtlich des Berufsidentitätskonstrukts verbunden zu sein scheint.

Nochmals andersartig verhält es sich mit dem Typus I. Das heißt, im Gegensatz zu allen anderen Typen fällt der **Typus I** nun hinsichtlich der eher uneindeutigen fallspezifischen Zeitorientierung auf. Bezogen auf die typologische (arbeits-)berufliche Orientierung lassen sich zwar eine stärkere Vergangenheitsorientierung und eine mittelhohe Zukunftsorientierung festhalten, die auch mit der typologischen Zeitstrukturierung insgesamt übereinstimmt. Fallspezifische Vergleiche aber mit den jeweiligen typologischen biografischen Strukturen fallen im Vergleich zu allen anderen Typen uneindeutiger im Gesamtergebnis zum zeitstrukturierten Stellenwert aus. Bezogen auf den geringen typologischen Stellenwert von Arbeit und Beruf in der Gegenwart und bezüglich der mittelhohen Gegenwartsorientierung in der typologischen gesamten Zeitstrukturierung lässt sich insgesamt als Zwischenergebnis eine Ähnlichkeit zwischen Typus I und Typus IV für den Lebensbereich Arbeit und Beruf festhalten. Nämlich, dass ebenso andere Lebensbereiche bedeutungsvoll(er) für das Lebenskonzept und für die Identitätsformation zu sein scheinen, welche Arbeit und Beruf deshalb zeitweilig zurücktreten lassen. Hinsichtlich der klassischen Berufsidentitätsauffassung lassen sich aus dieser formalen biografischen Analyse heraus jedenfalls noch keine überzeugenden Hinweise im Sinne irgendeines kontinuierlichen Stellenwertes von Arbeit und Beruf finden, die weder für noch gegen eine Berufsidentität sprechen. Sowohl eine Berufsidentität wie auch eine Arbeitsidentität wären mindestens zwei denkbare Varianten.

Vergleicht man nun diese biografisch differenzierten Ergebnisse zum Stellenwert Arbeit und Beruf mit denen der (unter a) identitätszieldifferenzierten Analyse des Lebensbereichs Arbeit und Beruf, bestätigen sich die Stellenweltergebnisse insgesamt also auch im Zusammenhang mit dem biografischen Gesamtverlauf (b) der Lebensbereichsgewichtung für Arbeit und Beruf. Als zweites Zwischenergebnis lassen sich damit nachfolgende typologische Zeitstrukturmuster der Arbeits- und Berufsgewichtung im und für den Lebensverlauf in den folgenden Überblicken tabellarisch und grafisch zusammenfassen. (vgl. Tabelle 32; Abbildung 60; D:\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische biografische AB-Gewichtung\Zwischenergebnis biografische AB-Gewichtung, Seite 2.xls)

A/B %	Typ I- Mittelwert	Typ II- Mittelwert	Typ III- Mittelwert	Typ IV- Mittelwert
V	14,2	9,7	16,8	12,7
G	2,3	14,3	10	8,4
Z	10	10,5	29,5	14,9
Summe A/B	26,5	34,5	56,3	36

Tabelle 32: Typologische biografische Gewichtung des Lebensbereiches Arbeit/Beruf

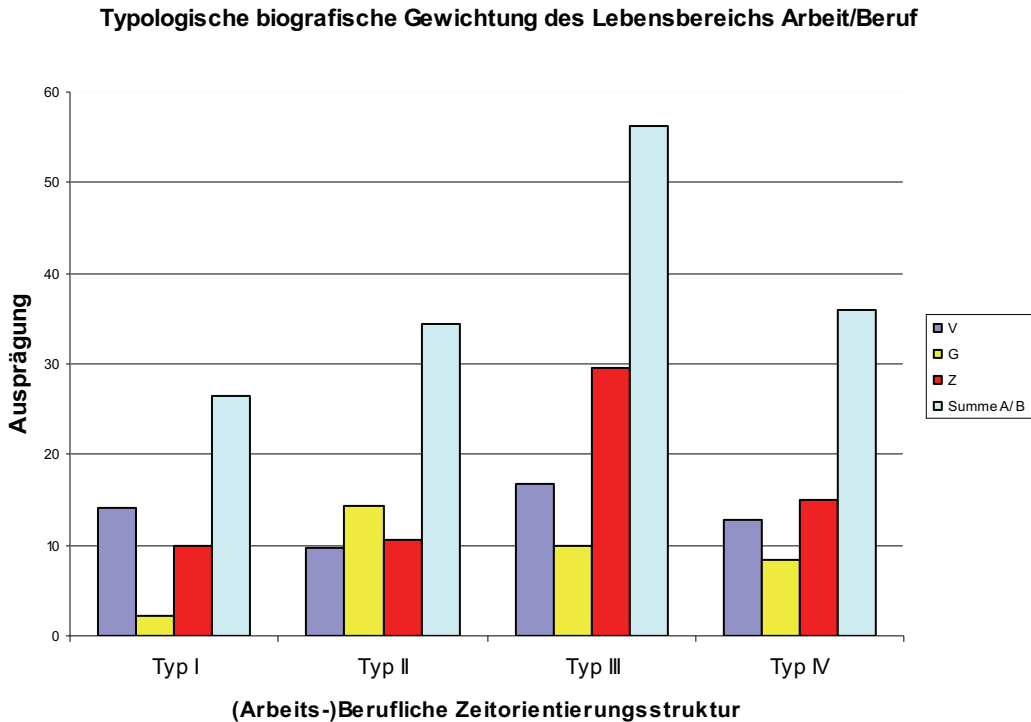


Abbildung 60: Überblick zur biografischen Gewichtung des Lebensbereichs Arbeit/Beruf

Zu c): Schlussfolgerungen zur typologischen Lebensbereichsgewichtung

Anhand der vorherigen Analysen sind nun typinterne und typenvergleichende Schlussfolgerungen zu ziehen, inwiefern sich ein biografischer Stellenwert von Arbeit und Beruf typologisch verdichten lässt, sodass typologische Gesamtaussagen zur Lebensbereichsgewichtung hinreichend verallgemeinerbar sind. Dazu werden jeweils neue typenspezifische Datenblätter selektiv entwickelt. (vgl. D:\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische Lebensbereichsgewichtung\LB Gewichtung Typ (x).xls)

In einem ersten typinternen Teilschritt sind alle nach Identitätszielen aufgeschlüsselten, einzelfallbezogenen Lebensbereichsgewichtungen biografisch ausdifferenziert zusammengefasst (vgl. Fallbeispiel 3, Tabelle 33) und für die Ermittlung eines typologischen

lebensbereichsspezifischen Mittelwertes in eine weitere Tabelle übertragen worden. (vgl. Typenbeispiel II, Tabelle 34) Diesem wird als Drittes zum biografischen typologischen Stellenwertvergleich auch die typologische biografische (Arbeits-)Berufsgewichtung gegenübergestellt. (vgl. ebd.) Die typologischen Vergleichsergebnisse lassen sich nun abschließend zusammenfassen. (vgl. Abschnitt 4.5.1.3)

Fall 3						
% Gesamt LB	Stud/A/B	Partn/Kind	Freunde/Freizeit	Glaube	Politik	Summe VGZ
V	9,3	0	1,9	5,7	5,7	22,6
G	16,9	16,9	11,4	5,6	3,8	54,6
Z	9,4	7,6	1,9	0	1,9	20,8
Summe LB	35,6	24,5	15,2	11,3	11,4	98

Tabelle 33: Biografische Lebensbereichsgewichtung im Fallbeispiel 3

LB %	Fall 5	Fall 3	Typ II - Mittelwert	A/B %	Fall 5	Fall 3	Typ II - Mittelwert
Stud+A/B	33,1	35,6	34,4	V	10	9,3	9,7
HFam	21,4	0	10,7	G	11,6	16,9	14,3
Partn/Kind	5,6	24,5	15,1	Z	11,5	9,4	10,5
Freunde/Freizeit	5,7	15,2	10,5	Summe	33,1	35,6	34,5
Politik/Gesell	11,2	11,4	11,3				
Glaube/Welt	7,1	11,3	9,2				
Summe ¹⁸⁷	84,1	98	91,2				

Tabelle 34: Biografische Lebensbereichsgewichtung im Typenbeispiel II

4.5.1.3 Quantitative Ergebnisse zur typologischen Gewichtung des Lebensbereichs

Arbeit/Beruf in der biografisch-orientierten Lebensbereichsverknüpfung

Generalisierbares Analyseergebnis ist für:

Typ II: Die Lebensbereichsgewichtung insgesamt zeigt den überaus hohen Stellenwert von Arbeit und Beruf an sowie eine höhere Lebensbereichsgewichtung für jeweils einen fallspezifisch anderen Lebensbereich. Im Vergleich mit der fallspezifischen Lebensbereichsgewichtung im Fallbeispiel 3 heißt dies in biografischer Hinsicht, dass sich die hohe Gegenwartsorientierung auf den Lebensbereich Arbeit/Beruf und in der gleichen Bedeutung auf den Lebensbereich Partnerschaft/Kind verteilt. Insgesamt biografisch

¹⁸⁷ Der Vollständigkeit halber wird daraufhin gewiesen, dass die Summe im jeweiligen einzelfallbezogenen Lebensbereichsverhältnis abzüglich der Selbstthematisierungsaussagen gebildet worden sind, die sich nicht auf einen Lebensbereich bezogen, sondern lebensbereichsübergreifende Selbstbewertungen in allgemeiner Hinsicht des Selbstbildes beinhalteten.

betrachtet, verliert der Lebensbereich mit keiner zeitlichen Thematisierung auch anderer Lebensbereiche seinen hohen Stellenwert. Gleiches gilt aber für keinen anderen Lebensbereich. Ein vergleichbar hoch ähnliches Bild ergibt sich in der weiteren typinternen Betrachtung auch im anderen zugehörigen Einzelfall. Daraus folgt für eine generalisierbare, d. h. typologische, Gesamtaussage, dass der Typus II dem Lebensbereich Arbeit und Beruf einen biografisch stimmigen Stellenwert, bei durchaus gleichzeitiger Verfolgung der Identitätsziele über einen weiteren bedeutungsvollen Lebensbereich sowie im typologischen Mittel den Höchsten im identitätszielvernetzten Lebensbereichsverhältnis zugewiesen hat.

Typ III: Auch im Typus III lässt sich die ermittelte typologische Lebensbereichsgewichtung im biografisch-fallspezifischen und im biografisch-arbeits/berufsspezifischen Vergleich dahingehend zusammenfassen, dass der biografische Stellenwert des Lebensbereichs Arbeit und Beruf insgesamt kontinuierlich am höchsten, einhergehend mit der stärksten Zukunftsorientierung ausgeprägt ist. Auch andere Lebensbereichsrelevanzen spielen biografisch eine höhere Rolle, übertreffen aber den (arbeits-)beruflichen Stellenwert zu keinem biografischen Zeitpunkt in der aktuellen Bilanzierung und Antizipation.

Typ IV: Bereits in der identitätszielbezogenen als auch in der biografischen Stellenwertanalyse zum Lebensbereich Arbeit und Beruf treten Diskontinuitätshinweise auf. Der typologisch sehr hohe lebensbereichsspezifische Gesamtstellenwert von Arbeit und Beruf würde jedoch zunächst bei einem vernachlässigten typinternen Vergleich diese Ergebnisse keineswegs stützen. Durch diese fallspezifisch- und typologisch-biografischen Vergleiche wird aber erst der biografisch häufige Wechsel zwischen den Lebensbereichsrelevanzen deutlich, der sich bereits in der identitätszielbezogenen Differenzierung angezeigt hat. Das stellenwertbezogen generalisierbare Ergebnis für diesen Typus lautet daher wie folgt, dass die sich typologisch auf mehrere Lebensbereiche beziehenden, höheren Relevanzwerte den insgesamt relativ hohen Lebensbereichsstellenwert für Arbeit und Beruf derart beeinflussen, dass sie entweder zu einer geteilten Relevanz mit einem weiteren bedeutungsvollen Lebensbereich führen oder aber seinen Stellenwert zeitweilig sogar abschwächen bzw. verdrängen können. Deshalb gründet auch die typologische Zeitstruktur mit der dominanten Gegenwartsorientierung nicht vordergründig auf Arbeit und Beruf, sondern auf verschiedenen, biografisch wechselnden bzw. miteinander verknüpften Lebensbereichsrelevanzen. Die thematisierte Zukunftsorientierung aber wird hauptsächlich durch Arbeit und Beruf bestimmt.

Typ I: Im Gegensatz zu allen anderen Typen fällt im typologischen Ergebnis der Lebensbereichsgewichtung auf, dass nicht der Lebensbereich Arbeit und Beruf den insgesamt ranghöchsten Stellenwert einnimmt, sondern ein Anderer (Freunde/Freizeit), wengleich der Abstand zueinander gering ausfällt. Im typintern ausdifferenzierten Lebensbereichsvergleich ist festzustellen, dass Arbeit und Beruf nur in der Vergangenheitsorientierung die höchste Rolle spielt, wobei auch hier wieder gleichsam andere Lebensbereiche einen höheren Stellenwert einnehmen. In der Gegenwartsorientierung spielt Arbeit und Beruf eine geringfügige Rolle. Hier übernehmen andere Lebensbereiche den dominanten Stellenwert. Und auch in der Zukunftsorientierung verteilt sich die Relevanzsetzung auf unterschiedliche Lebensbereiche, Arbeit und Beruf eingeschlossen. Am Typus I wird der lebensphasen- und lebensbereichsspezifische Stellenwertwechsel besonders, wenn nicht sogar stärker als bei Typus IV deutlich. Der Unterschied zwischen beiden liegt darin, dass der Lebensbereich Arbeit und Beruf im biografischen Verlauf des Typus I zwischenzeitlich, einem Austausch gleichkommend, keine geringe Aufmerksamkeit erhält oder sich diese mit mindestens zwei weiteren Lebensbereichsrelevanzen teilen muss. Wohingegen Typus IV diesen Lebensbereich immer, wenn auch nicht immer gleich bleibend hoch, zumeist mit mindestens einem weiteren wichtigen Lebensbereich die bedeutsame Aufmerksamkeit teilend, in der biografischen Selbstthematization einbezieht.

Zusammenfassend werden die typologischen Lebensbereichsgewichtungen tabellarisch und grafisch im Überblick dargestellt. (vgl. Tabelle 35; Abbildung 61; vgl. D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische Lebensbereichsgewichtung\Ergebnis typologische LB-Gewichtung.xls)

LB %	Typ I	Typ II	Typ III	Typ IV
Stud+A/B	26,5	34,4	58,9	35,9
Partn/Kind	16,1	15,1	9,8	12,7
Freunde/Freizeit	27,1	10,5	8,9	19,8
HFam	8,2	10,7	0	13,3
Politik/Gesell	12,9	11,3	11,8	10,7
Glaube/Welt	9,4	9,2	5,7	4,2
Summe	100,2	91,2	95,1	96,6

Tabelle 35: Typologische Ergebnisse der Lebensbereichsgewichtung

Typologische Lebensbereichsgewichtung

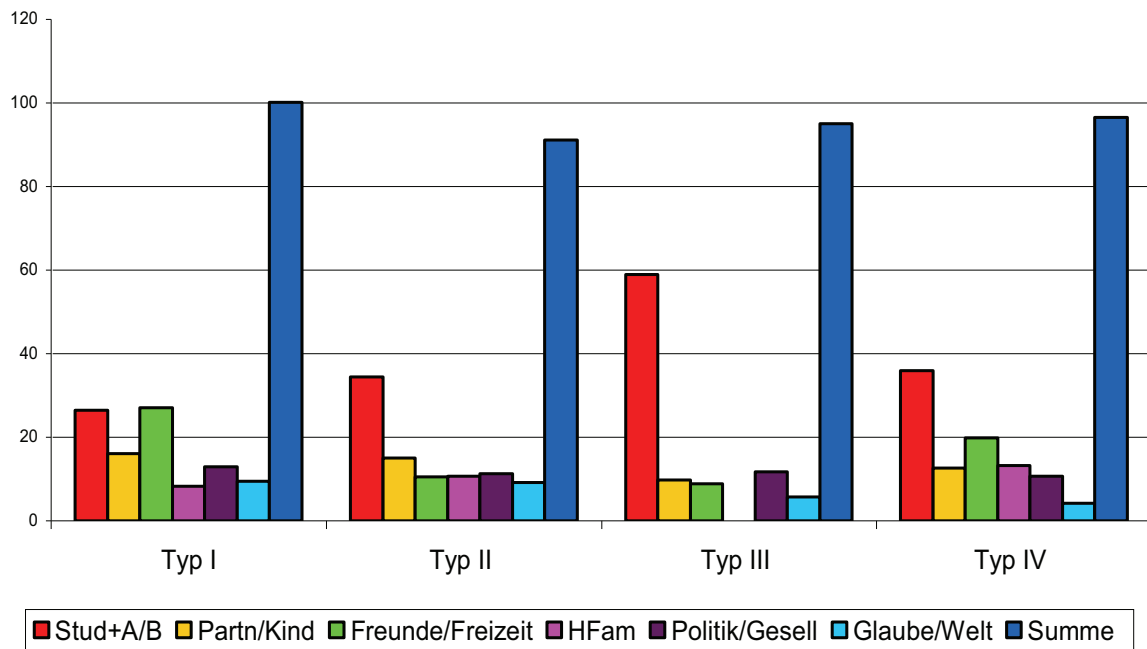


Abbildung 61: Typologische Ergebnisse der Lebensbereichsgewichtung

Die quantitativen Ergebnisse lassen zwei wesentliche Schlussfolgerungen auf allgemeinem Niveau zu. Zum einen wird aus den lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Identitätszielanalysen deutlich, dass die bedeutungsvollen Identitätsziele der Gesamtformation – und damit die persönliche Identität – *typspezifisch und typentsprechend* über den Lebensbereich Arbeit und Beruf verfolgt werden. Sie erfüllt also einen typologisch graduell differenzierbaren, d. h. mittel hohen bis hin sehr hohen, Beitrag zur persönlichen Identität.

Zum anderen sind typologische Muster zur inneren Logik der Identitätszielstrukturierung im Lebenszusammenhang erkennbar. Anders ausgedrückt handelt es sich hier um verallgemeinerbare Ableitungen zur typologischen Lebensorientierung im Hinblick auf die Zentralität bzw. Dezentralisierung des gesamten Sinnzentrums im Zusammenhang mit der Kontinuität bzw. Diskontinuität der Identitätszielverwirklichung über sämtliche Lebensbereiche, die zu Schlussfolgerungen für den Stellenwert des Lebensbereichs Arbeit/Beruf innerhalb des Sinnzentrums führen. (vgl. auch Abbildung 67) Denn die typologischen formalen Ergebnisse zeigen bereits erste Erkenntnisse für eine Spannweite von typologischen Lebensbereichsverknüpfungen wie folgt:

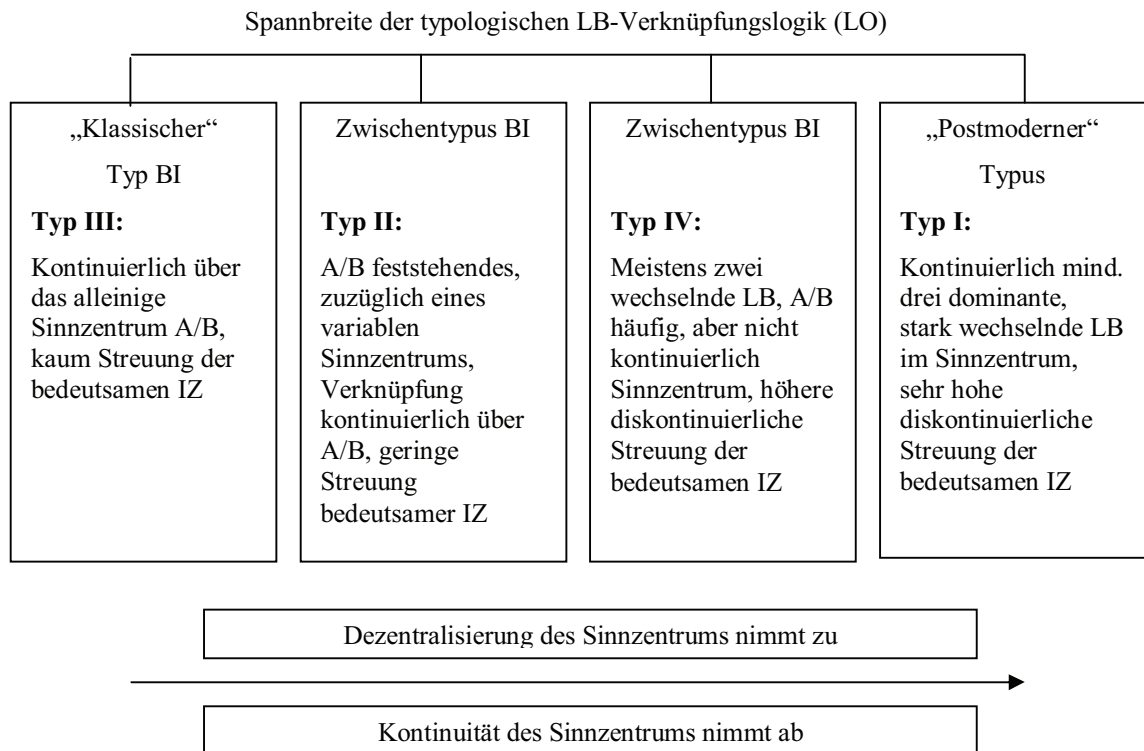


Abbildung 62: Spannbreite der typologischen LB-Verknüpfungslogik (LO)

4.5.2 Qualitative typologische berufliche Lebensbereichsanalyse

Das Schwergewicht der dominanzanalytisch hermeneutischen Auswertung zur beruflichen Identitätsformation gründet auf der zuvor ermittelten typologischen Identitätszielstruktur und ihrer jeweilig analogen Typenbeschreibung. Deshalb dienen bei den folgenden Auswertungsschritten auch hier wieder drei der bereits qualitativ erstellten Dokumente als Hilfsmittel und zwar die:

- a) Qualitative lebensphasen- und lebensbereichsspezifische Relevanzstrukturierung der Identitätsziele im selbstthematisierenden Überblick (vgl. „D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall (x)\Matrix 1 ‚Fallbezeichnung‘.rtf“);
- b) Qualitative Zusammenfassung der lebensbereichsspezifischen Identitätszielgeneralisierung in der Einzelfallbeschreibung (vgl. „D:\Anhang\ Qualitative Einzelfallanalyse\Fall x\Zfg. IZ+LB.rtf“) und die
- c) Hermeneutisch typologische Identitätsformationsstruktur (vgl. „D:\Anhang\ Hermeneutische Typenbildung\Typbeschreibung I-IV.rtf“).

Anhand dieser datentechnisch entwickelten Hilfsmittel werden nun für die qualitative Stellenwertanalyse von Arbeit und Beruf in einem ersten Schritt die für den jeweiligen Typus entsprechenden hermeneutischen Einzelfallanalysen unter dem lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Blickwinkel erneut reaktiviert. Jetzt interessierten also die biografisch lebensbereichsbezogenen, inhaltlichen Relevanzsetzungen der Identitätsformation. Das erstens in der Matrix 1 (vgl. Dokument a) für jeden Einzelfall ermittelte Relevanzniveau wird lebensbereichsvergleichend und in der evaluativen qualitativen Gesamtbewertung dem systematisierten Überblick der Lebensbereichsaufschlüsselung (vgl. Dokument b) zur näheren auch lebensphasischen Gewichtungsbewertung als vergleichende Folie unterlegt, da die Aussagen zu Arbeit und Beruf prinzipiell nicht isoliert von allen anderen Lebensbereichen in die Festlegung der Lebensbereichsgewichtung eingehen. Die im Dokument b) als Zusammenfassung der relevanten lebensbereichsspezifischen Identitätszielbeschreibung durch Reduktion gewonnenen Interpretationen und In-vivo-Codes werden nun zweitens selektiv für den Lebensbereich Arbeit und Beruf der hermeneutisch typologischen Identitätsformationsbeschreibung (vgl. Dokument c) in die rechte Tabellenspalte dem jeweiligen Typus fallspezifisch im Sinne von qualitativ beschreibenden Ankercodes zugeordnet. Die entsprechend mit den Arbeits- und Berufscodierungen vervollständigte neue Typenbeschreibung befindet sich in der Abbildung 63 in einem Auszug, der sich (wiederholt) auf den Beispieltypus II bezieht. Das gesamte Dokument wird im Anhang zur Einsicht zur Verfügung gestellt. (vgl. „D:\Anhang\Qualitative Lebensbereichsgewichtung\ Typbeschreibung I-IV für A+B.rtf“) Für einen effektiven, nachvollziehbaren Vergleich finden sich drittens vorgenommene farbliche Markierungen. In der Arbeits- und Berufstabellenspalte bezeugen die roten Markierungen der Codierungen die vergleichsweise analoge interpretative Übereinstimmung zu den typologischen Variablen. Um die Zuordnung der Codes im Überblick zu behalten und des Weiteren den intersubjektiven Nachvollzug zu ermöglichen, sind die Variablen durchnummeriert und den Codes angeheftet worden. Zweitens sind die Typenvariablen und ihre Merkmale zugleich farblich (mittig blau) hervorgehoben, in denen sich die Codes widerspiegeln. Im erwartungsgemäßen Ergebnis (vgl. Abbildung 63) werden kaum alle identitätszielspezifischen typologischen Variablenmerkmale nur mit den Arbeits- und Berufscodierungen angesprochen, da zumeist auch andere Lebensbereiche in ihrem komplexen Verbund für die Identitätszielerfüllung eine Rolle spielen. Die dominanzanalytische Frage ist auch hier wieder zunächst die gewesen, ob die Arbeits- und Berufscodierungen mehrheitlich über die zentralen (ranghohen) typologischen

Zusammenfassung: Typenbeschreibung + qualitative A/B-Stellenwertanalyse

IZ im Rang (%)	Typ II (i. Vgl. zu den anderen Typen tendenziell etwas stärker außergeleitet)	Zu beantwortende Frage, ob IZ-Verfolgung über A/B gemäß Typvariablen (Nr.)?
<p>1. Autonomie (23,5)</p> <p>HOHE WIR-Auseinandersetzung</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ (1) institutionelle Unabhängigkeit: - hohes Selbstbehauptungsbedürfnis: bedeutende Erfahrungen der Autoritätsauseinandersetzungen (Wir-Ebene), Außen muss von Selbstverwirklichung/Einstellung/Unabhängigkeit stärker überzeugt werden ▪ (2), (3) Selbstbestimmung des/im Sinnzentrum(s): - einerseits innerhalb des prioritären Sinnzentrums: Arrangement zwischen hohem Selbstbestimmungsbedürfnis und hoher Selbstbehauptungsanforderung durch Grenzziehung zwischen Außen (machbar) und Innen (Bedürfnisschutz) umzusetzen versucht, - andererseits aber auch Arrangementversuche zur Vereinbarkeit von mehreren Sinnzentren (z. B. Partn) versucht ▪ (4) Selbstbestimmung/-behauptung in der Meinungsbildung und -vertretung: - eigenständiges, selbstständiges, unbeeinflusstes, überzeugungsgetragenes kritisches Denken und Handeln, - Versuch der Akzeptanz von bzw. des Arrangements mit Außen (Wir-Ebene) bei unterschiedlicher Auffassung, solange Eigenständigkeit unverletzt bleibt, - ansonsten eher der konventionelle Erfahrungsweg (langfristig; temporäre, strukturelle, inhaltlich aufgebaute Überzeugung i. S. einer Festlegung darauf und Umsetzung von Autonomie, die sich aber unkonventionell gegen Autorität wehren kann (Wir-Ebene) und Selbstständigkeit durchsetzt, wenn es für die eigene Autonomie/Selbstverwirklichung notwendig erscheint) 	<p>Fall 5:</p> <ul style="list-style-type: none"> - gegen Anpass. an autor. Bestimmungen der Lehrer, die ihren eigenen Werten und denen der Eltern grundsätzlich verschieden waren, dagegen Auflehnung („angeekelt“), (1, 3) - Studienentscheidung: auf eigenen Füßen stehen, (3) - bei Entscheidungen von Außen Anpassungsprobleme, Hilfslosigkeit, (1) wichtig, in der Klasse die Tür zumachen zu können, i. G. zur Anpassung an negative Organisation von Schule (3) - Einfluss nehmen wäre schön (4) - eigenständige Zusatzqualifizierung, (4) - eigene ganzheitliche Vorstellungen zum Projektunterricht (3,4) <p>Fall 3:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Unabhängigkeit: Abweichen vom sonst festgelegten Weg (1,3) zwar aufgr. Beruf Eltern Entscheidg., aber für sich selbst entschieden (Unabhängigkeit) (3) - -A/B nicht noch mal feste Richtung, da starke Außenregulierung (Gw) (4) - Zukunft: Versuch Arrang. zwischen eigenständigem Weg (Berufsziel: höchste Qualifikation des Operierens als selbstständige anspruchsvolle und verantwortungsvolle Tätigkeit) und Anpass. an autonomen Berufsweg des Partners (3,4) - Verwirklichung Berufsziel über Ausland, um operieren zu können, hier vor Ort wäre nur Anpass. möglich (3) - Anerkennung: Respekt/Achtung vor Status, Status sorgt für selbstständiges, verantwortungsbewusstes Handeln, Kompetenz: Selbstständigkeit, Unabhängigkeit (4) 	<p>Fall 5:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Leistungsbestätigung hohe Zufriedenheit (10) - autoritäre Lehrer widersprechen ihrer Persönlichkeit (9) - Akzeptiert äußere Bedingungen der Studiumwahl (11) - besser machen als autorit. Lehrer (Selbstvertrauen), offensiv Krisen bewältigen (10) - Übergang Referendariat verdankt sie dem Glück (10) - Optimismus, Gelassenheit entwickeln an schlechten Tagen (10) - dr. Autonomie in der Klasse Selbstbestätigung, Selbstvertrauen, (10) - absolute Zufriedenheit, weil Traumberuf, innerer Bezug, Spaß, Interesse, Job leben, angenommen fühlen von Schülern (11) <p>Fall 3:</p> <ul style="list-style-type: none"> - typ. Laufbahn absolviert (Leistungsorientg., Ergebnisorientg.) (10) - sehr naturnwiss. Mensch, der sich für den Menschen an sich interessiert einsehl. dem doch nicht völlig entziehbaren (autonomen) Einfluss der elterlichen Berufsfähigkeit und dem Wissen von/der Achtung vor der Leistung und dem Status (Ergebnis) (9, 11) - Identifizierung über inneren Bezug (11)
<p>2. Selbstachtung (21,6)</p> <p>(Nähe zu I. IV, 2. III):</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ (9) Selbststärkerheitsgefühl: - geleitet von nur teilweise geöffneter Werteorientg., es gibt manifeste subjektive Überzeugungen, die nicht aufgegeben werden, - Eigenverantwortung+ Fremdverantwortung: stärkere kritische Auseinandersetzung zwischen inneren und äußeren, rational und emotional geleiteten Werten, beziehen sich aber stärker als bei IV auf Ich-bezogene Sinnhaftigkeiten/Stimmigkeiten, Machbarkeiten als auf Außen ▪ (10) Selbstvertrauen/Selbstschutz/pos. Selbstbilderhaltung: - Stabilität in Vertrauensbeziehungen wichtig, die Basis muss stimmen, alles andere kann sich entwickeln - Selbst+ Fremdbestätigung: hohes selbstbezogenes Leistungs-/Frühigkeitsgefühl für pos. Selbstwertgefühl entscheidend - Optimismus schaffen, - offene, kritische, konstruktive Krisenbewältigung durch Grenzziehung: Akzeptanz von Außen und personaler Differenzierung ▪ (11) Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück, Zufriedenheit): - Arrangementversuche zwischen eindeutigen subjektiv wichtigen Bedürfnissen/Ansprüchen und zu akzeptierenden objektiven Anforderungen 	<p>Fall 5:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Leistungsbestätigung hohe Zufriedenheit (10) - autoritäre Lehrer widersprechen ihrer Persönlichkeit (9) - Akzeptiert äußere Bedingungen der Studiumwahl (11) - besser machen als autorit. Lehrer (Selbstvertrauen), offensiv Krisen bewältigen (10) - Übergang Referendariat verdankt sie dem Glück (10) - Optimismus, Gelassenheit entwickeln an schlechten Tagen (10) - dr. Autonomie in der Klasse Selbstbestätigung, Selbstvertrauen, (10) - absolute Zufriedenheit, weil Traumberuf, innerer Bezug, Spaß, Interesse, Job leben, angenommen fühlen von Schülern (11) <p>Fall 3:</p> <ul style="list-style-type: none"> - typ. Laufbahn absolviert (Leistungsorientg., Ergebnisorientg.) (10) - sehr naturnwiss. Mensch, der sich für den Menschen an sich interessiert einsehl. dem doch nicht völlig entziehbaren (autonomen) Einfluss der elterlichen Berufsfähigkeit und dem Wissen von/der Achtung vor der Leistung und dem Status (Ergebnis) (9, 11) - Identifizierung über inneren Bezug (11) 	<p>Fall 5:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Leistungsbestätigung hohe Zufriedenheit (10) - autoritäre Lehrer widersprechen ihrer Persönlichkeit (9) - Akzeptiert äußere Bedingungen der Studiumwahl (11) - besser machen als autorit. Lehrer (Selbstvertrauen), offensiv Krisen bewältigen (10) - Übergang Referendariat verdankt sie dem Glück (10) - Optimismus, Gelassenheit entwickeln an schlechten Tagen (10) - dr. Autonomie in der Klasse Selbstbestätigung, Selbstvertrauen, (10) - absolute Zufriedenheit, weil Traumberuf, innerer Bezug, Spaß, Interesse, Job leben, angenommen fühlen von Schülern (11) <p>Fall 3:</p> <ul style="list-style-type: none"> - typ. Laufbahn absolviert (Leistungsorientg., Ergebnisorientg.) (10) - sehr naturnwiss. Mensch, der sich für den Menschen an sich interessiert einsehl. dem doch nicht völlig entziehbaren (autonomen) Einfluss der elterlichen Berufsfähigkeit und dem Wissen von/der Achtung vor der Leistung und dem Status (Ergebnis) (9, 11) - Identifizierung über inneren Bezug (11)

<p>3. Entschiedenheit (15,8)</p>		<ul style="list-style-type: none"> - Gw: Unzufriedenheit mit starker äußerer Regulierung und starkem Aufwand, um an das Ziel kommen zu können (sich durchkämpfen), (9, 10, 11) - aber letztlich Zufriedenheit durch Relativierung (Arrangem.) über Zielerreichte/Anerkennung der Leistung, weil Chance zuteilwird, Facharzt machen zu können (weitere Perspektive zu haben) und Akzeptanz, dass nie alle eigenen Bedürfnisse/Erwartungen in Erfüllung gehen können, aber innerer inhaltlicher Bezug (mach das alles gerne) gegeben ist, sie übt ihren Beruf aus Überzeugung aus (9, 11) - Zk: hohes Anspruchsniveau der Berufsausübung (Karriereoption: Operieren): Anerk., Fähigkeit, Leistung, Ergebnis, Unabhängigkeit) - Problem: Status/Position: hat das Gefühl, sich autorit. durchsetzen zu müssen, was ihr aber nicht so liegt; am liebsten wäre ihr, dass jeder andere einfach die Überzeugung/den Respekt auch automat. aufgrund der Stellung mitbringt, weil er verdient ist; will Situationen meiden, in denen sie nicht als Besondere/Gute anerkannt ist (9, 10)
<p>3. Entschiedenheit (15,8)</p>	<p>(III zu IV am nächsten, dann zu I)</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ (12) Langfristigkeit Zielerreichte (gemeinsam mit IV): Eindeutigkeit im Leben, Stabilität, Sicherheit ▪ (13) Umsetzung/Offenheit: Revisionsoffenheit von Entscheidungen (Ich-Ebene, gemeinsam mit IV), Optionsräume nutzen als Beitrag zum langfristigen Ziel - Versuch des Arrangements mit Nicht-Festgelegtheit-Kommens und daraus unsicherem Gefühl mit Optimismus und Rationalismus beantworten (gemeinsam mit I) ▪ (14) Sinnzentrum/Ergebnisorientg. (gemeinsam mit III): Konzentration auf das Wesentliche (Sinnhaftigkeit/Machbarkeit) ▪ (15) Werteorientierung: ideelle Werte hoch bewertet (höhere sinnhaft-subjektiv Ansprüche gemeinsam mit I), - gesell. Engagement nur innerhalb Sinnzentrum (Wir-normierte Orientg. = gemeinsam mit IV) 	<p>Fall 5:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Studimentsch. aufgrund pos. Erfahrng. Begabung (12) - weiterstudiert (Wende), weil unstrukturiert, keine Alternativen, (13) - Lehrer= Traumberuf (zukunftsweisend hohe Bedeutung des Berufs) (12, 14) - klares Ziel: unbefrist. Stelle und dann den „Job leben“ (12, 14, 15) - kaum arbeitsunabhängige Zeit, weil auch in der Freizeit Qualifikationsweiterung aufgrund Interesse an und Chancenerhöhg. auf Arbeitsstelle (12, 13,14) - klares Ziel hilft auch über schwere Zeit (hinter sich bringen) (12,13,14,15) <p>Fall 3:</p> <ul style="list-style-type: none"> - klare Zielerorientierung Karriere/Laufbahn (12, 14) - kausaler Ursache-Wirkungs-Zhg. (Rationalität) als unterschieden naturwiss. Mensch, aber vielseitiges Interesse für unterschiedl. Phänomene (Einstellung) (13) - auch Nutzung von Optionsräumen (z. B. England) außerhalb des festgelegten Weges (13) - Gw: Festlegung von unmittelbarem Projekt: Facharzt Ausbildung als individuelle Chance abzuschließen (12,13) - konsequent Karriereschritte auch in Zukunft trotz neg. Anpassg. an äußere Bedingungen der Berufsausübung, weil hierüber Selbstbestätigung und Selbstverwirklichung über Leistungsorientierung und Anerkennung (12, 14) - Erwartung, dass Arzt-Position (Status) den entsprech. Respekt (Ergebnis) von sich aus mitbringt (Überzeugung): Eindeutigkeit zur Handlungsorient (12,15)

Abbildung 63: Auszug aus der hermeneutischen Typenbeschreibung für Arbeit und Beruf (am Beispiel des Typus II für drei hochgewichtete Identitätsziele)

Identitätszielvariablen erfüllt worden sind. D. h., ob die inhaltlichen Relevanzaussagen zu Arbeit und Beruf auf die Typenvariablen im Kern des inhaltlichen Ausprägungsniveaus zutreffen. Und ob insgesamt für die jeweilig ranghohen Identitätsziele von einer höheren oder geringeren analog zutreffenden Häufigkeit innerhalb der jeweiligen Identitätsziellogik im Sinne der Selbstverortung gesprochen werden kann.

Der hermeneutisch interpretative Vergleich zwischen allen anderen Lebensbereichscodierungen erfolgt immer parallel im Anschluss an die Auswertung eines einzelnen Identitätsziels anhand der Zusammenfassung in Dokument b). Hierüber wird nun einem wesentlichen Problem zu begegnen versucht, das sich mit der inhaltlichen Relevanzbewertung verbindet, nämlich mit dem bewertenden Relevanzvergleich innerhalb einer komplexen Lebensbereichsverknüpfung und ihrer internen Logik. Das heißt, es musste auch sicher gestellt werden, ob mit einer durch die Befragten möglicherweise selbst unternommenen, direkt Dominanz vergleichenden Thematisierungsform im narrativ-fokussierenden Interview eine stärkere Identitätszielerfüllung durch einen völlig anderen oder zuzüglichen Lebensbereich angesprochen wird. Dann wäre eine für Arbeit und Beruf anders gelagerte, identitätszielbezogene und auf die Gesamtstruktur bezogene, Relevanz unmittelbar deutlich geworden, die dann auch in der Auswertung differenziert zu berücksichtigen wäre. Da die narrativ-fokussierenden Interviews keine Fragenfokusse des direkten Lebensbereichsvergleichs beinhalten, wie bspw. „Ist dir dein Beruf wichtiger als deine Familie?“, ist anzunehmen gewesen, dass eine von den Befragten von selbst gesteuerte konkrete Lebensbereichsgegenüberstellung in der Regel eher weniger beabsichtigt und dennoch implizit ausgesprochen worden ist. Zweitens sind generalisierbare Stellenwertaussagen aus dem Relevanzvergleich zwischen den inhaltlichen lebensbereichsspezifischen Aussagen unter Umständen auch deshalb in der Bewertung problematischer, weil gerade der mit der Codierung angelegte Gewichtungsmaßstab zunächst mittels einer gleichwertig hoch bedeutungsvollen angelegten Kreuzmarkierung auf vereinfachtem Niveau, nun zu relevanzdifferenzierten Bewertungen eines spezifischen Teilbereichs führen muss. Der einfache Gewichtungsmaßstab hat aber – das muss noch einmal hervorgehoben werden – gerade zum Ziel gehabt, alle bedeutungsvollen Aussagen zu codieren. D. h., auch die mit einzubeziehen, die in sich keine (quasistatistisch) bewertende Relevanzsetzung explizit ausdrücken. Sondern die zusammen mit anderen bedeutungsvollen Aussagen einen impliziten Relevanzzusammenhang erschaffen, innerhalb dem sie ihre formale und inhaltliche Bedeutung einnehmen, die es nun hermeneutisch-interpretativ zu entschlüsseln gilt. Um die qualitativen Bedeutungen zwischen den Lebensbereichen nun validiert mit- bzw. gegeneinander in Beziehung zu setzen, gäbe es mindestens zwei Möglichkeiten der Auswertung.

Die Eine zielt auf eine forschungsmethodisch rein qualitativ ausgerichtete, detailliert lebensbereichsspezifische Differenzierung und einem anschließenden inhaltlichen Vergleich aller lebensbereichsspezifischen Bedeutungen. Die inspirative Idee bezieht sich dagegen auf die zweite Möglichkeit, die sich mit dem Vorteil der Effizienz bereits vorbereiteter quantitativer Auswertungen verbindet. Das heißt, mit den ergänzenden formalen Anhaltspunkten, die sich aus der quantitativen Auswertung zusätzlich oder gerade punktuell gewinnen lassen, kann die Aufmerksamkeit im Verlauf der hermeneutischen Analyse *gezielter* auf bestimmte inhaltliche, eventuell fragliche oder im Bedeutungszusammenhang noch nicht hinreichend begründete Lebensbereichsgewichtungen und -verknüpfungen gerichtet werden. Dabei wird der qualitative Blick in der hermeneutischen Analyse im Endeffekt keinesfalls durch quantitative Relevanzergebnisse voreingenommen verstellt, weil die hermeneutische Teilidentitätsanalyse der Lebensbereichsgewichtung unter dem Fokus von Arbeit und Beruf auf allen bereits vorhergehenden qualitativen typologischen und einzelfallbezogenen Lebenszusammenhangbildungen zur Identitätsformation anhaltend beruht. Wenn sich nun also punktuell stellenwertbezogene Fragen zu einzelnen Arbeits- und Berufsgewichtungen innerhalb der hermeneutischen Identitätsformationsstruktur ergeben, kann mittels der quantitativen Ergebnisse schnell und unkompliziert der entsprechend relevante Lebensbereich zum qualitativen Vergleich (zusätzlich) herangezogen werden.

4.5.2.1 Zwischenergebnis zum Stellenwert von Arbeit und Beruf auf der formalen Betrachtungsebene

Der erste typinterne Teilschritt befasst sich mit der allgemeinen Interpretation auf der übergeordneten Identitätszielstrukturebene hinsichtlich der ausgedrückten Übereinstimmung in dem Ausprägungsniveau zwischen der typologischen Gesamtformationsstruktur und den (arbeits-)beruflichen Codierungen. Das heißt, ob die (arbeits-)beruflichen Codierungen auf die nummerierten Identitätszielvariablen¹⁸⁸ auch auf den Sinngehalt hin inhaltlich interpretiert zutreffen und welches formale Gesamtbild sich daraus ergibt. Für das explizierte Typenbeispiel II (vgl. Abbildung 63) lässt sich der Interpretationsablauf kurz wie folgt zusammenfassen: Jeder typinterne Einzelfall wird in allen Codierungen dahingehend interpretativ zugeordnet, ob sie auf den immanenten Sinngehalt des jeweiligen Identitätsziels und seiner Typenvariablen sowie differenziert nach ihren jeweiligen Merkmalen zurückgeführt werden können. Das heißt bspw. für Fall 3, dass bei ihm mit der Codierung „Unabhängigkeit: Abweichen vom sonst festgelegten

¹⁸⁸ Anmerkung: in Korrelation zum quantitativen relationalen Ausprägungsniveau, aber i. G. zu reinen quantitativen nominalen Häufigkeitsverteilung.

Weg“ (die Befragte würde sich selbst aus ihrer heutigen Sicht rückblickend gegen einen absolut festgelegten Weg entscheiden) folgende Typenvariablen und mit ihren Merkmalen angesprochen werden:

- sowohl die „institutionelle Unabhängigkeit“ (1) mit dem Merkmal „hohes Selbstbehauptungsbedürfnis“,
- als auch die „Selbstbestimmung des/im Sinnzentrum(s)“ (2; 3) in den Merkmalen „Arrangement zwischen hohem Selbstbestimmungsbedürfnis und hoher Selbstbehauptungsanforderung durch Grenzziehung zwischen Außen (machbar) und Innen (Bedürfnisschutz) umzusetzen versucht, andererseits aber auch Arrangementversuche zur Vereinbarkeit von mehreren Sinnzentren versucht“.

Diese interpretative Zuordnung verdichtet sich zunehmend über die weiteren Codierungen im Autonomieziel, wie bspw.

- in der „Vergangenheit: zwar aufgrund der Eltern eine indirekte berufliche Entscheidungsbeeinflussung, aber letztlich für sich selbst dazu entschieden (Medizin zu studieren)“ (3) oder auch
- in „Zukunft: Versuch des Arrangements zwischen eigenständigem Weg (das Berufsziel ist die höchste Qualifizierungsform des Operierens als selbstständige, anspruchsvolle und verantwortungsvolle Tätigkeit) und Anpassung an autonomen partnerbezogenen Berufsweg“ (3; 4).
- Die letzte Codierung verweist zugleich auf die vierte autonomiebezogene Variable der „Selbstbestimmung/-behauptung in der Meinungsbildung und –vertretung“, und trifft hier auf die Merkmale zu: „eigenständiges, selbstständiges, unbeeinflusstes, überzeugungstragendes, kritisches Denken und Handeln“, „im Arrangement mit Außen“ basierend auf dem „ansonsten eher konventionellen Erfahrungsweg (beruhend auf einer:) langfristig temporäre(n), strukturelle(n), inhaltlich aufgebaute(n) Überzeugung i. S. einer Festlegung (...)“.

Der gleiche interpretative Codierungsablauf ist im Anschluss für den anderen Einzelfall durchgeführt worden, der im typinternen Einzelzielvergleich zu dem gleichen Ergebnis führt. Das heißt für das Identitätsziel Autonomie: das Selbstbehauptungsbedürfnis, die Selbstbestimmung im prioritären Sinnzentrum und in der Vereinbarkeit von mehreren Sinnzentren sowie die Selbstbestimmung/-behauptung in der Meinungsbildung/-vertretung werden allesamt zentral über die arbeitsberuflichen Codierungen bestätigt. Hieraus lässt sich die typologische Schlussfolgerung ziehen, dass das Identitätsziel Autonomie als quantitativ Ranghöchstes im Gesamtverhältnis der Identitätsformationsstruktur entscheidend durch die

arbeitsberufliche Teilidentität erfüllt werden soll. Das bedeutet nun, dass auf der identitätszielbezogenen Teilidentitätsebene das Identitätsziel Autonomie für die (arbeits-)berufliche Identität des Typus eine sehr hohe Bedeutung hat. Bezüglich der übergeordneten Identitätszielstrukturbildung im Typus II nimmt die arbeitsberufliche Teilidentität in puncto Autonomie – unter Berücksichtigung der wenigen offenen gebliebenen Merkmale – sogar den zentralsten Stellenwert ein. Das gleiche Bild ergibt sich im Typus II für die anderen ranghöchsten Identitätsziele Selbstachtung und Entschiedenheit und nimmt für die anderen Identitätsziele im Zuge der Ranglistenordnung zunächst in der Variablenhäufigkeit und schließlich auch in ihren typinternen Merkmalen leicht ab. Das bedeutet, bestätigt im Vergleich mit den quantitativen Einzelergebnissen und im Vergleich mit den hermeneutischen Dokumenten (a, b), dass gerade jene Ziele durch andere Lebensbereiche dominierend thematisiert und inhaltlich sinnhaft ausgefüllt werden. Durch die teilweise vorgenommene Mehrfachcodierung einer Aussage fällt schließlich auf, dass sich die hoch dominierenden Identitätsziele immer wieder auch im logischen Zusammenhang mit den anderen Identitätszielen wiederfinden, wodurch die Zusammenhang bildende Generalisierung für den typologischen Stellenwert von Arbeit und Beruf bestätigend verdichtet wird.

Typübergreifend lässt sich allgemein auch für alle anderen Typen eine zentrale, das heißt sehr hohe, formale Erfüllung der Identitätszielgesamtformation durch die (arbeits-)beruflichen Sinngehalte (Codierungen), in Korrelation zu ihrer stellenwertbezogenen quantitativ ermittelten Rangfolge als auch im Vergleich mit den anderen hermeneutischen Dokumenten, feststellen. Das bedeutet auch, dass die für alle Typen insgesamt gleichermaßen hoch gewichteten Identitätsziele in der Identitätsgesamtformation, und zwar Autonomie, Entschiedenheit und Selbstachtung auch über Arbeit und Beruf dementsprechend hoch verfolgt werden. Das Gleiche gilt typenvergleichend, dass die unterschiedlich nachrangigen, höheren bedeutungsvollen Identitätsziele wie Integration, Selbstwirksamkeit, Anerkennung oder Ich-Bezug ebenso zwar typunterschiedlich, aber typentsprechend ausgeprägt über Arbeit und Beruf zur Sinnkonstitution herangezogen werden. Dieser Zusammenhang lässt sich kurz an einem typologischen Vergleichsbeispiel in Vertretung für alle Typen bezüglich des sehr hoch gewichteten Identitätsziels Entschiedenheit anhand der stärker gegensätzlichen Typen I und III aufzeigen:

Für **Typ III: Entschiedenheit** bildet laut (zunächst quantitativer) Rangfolge das höchst gewichtete Ziel. Entsprechend der hermeneutischen Identitätsformationstypologie sind seine Typenvariablen und -merkmale und die entsprechend interpretative Zuordnung der Arbeits- und Berufscodierungen wie folgt:

- (12) Langfristiges Ziel: Eindeutigkeit, Stabilität, Strukturiertheit im Leben,
- (13) Umsetzung/Offenheit: funktionale Alternative, hoher Realitäts- und Erfolgsbezug (Machbarkeit/Sinnhaftigkeit)
- (14) Sinnzentrum/Ergebnisorientierung: Konzentration auf einen prioritären LB
- (15) Wertorientierung: hoch ausgeprägte Ich-Norm-Motive (eigene Sinnhaftigkeit) entscheiden über die Handlung (rational)

Für das Identitätsziel Entschiedenheit gilt im Typus III, dass Arbeit und Beruf das Sinnzentrum schlechthin darstellen (12; 14) Die Ziele (13) und (14) werden zwar auch explizit über Arbeit und Beruf angesprochen, aber nicht alleine. Zentral für diese beiden Merkmale ist seine Egozentrik in der Wertorientierungsfestlegung. Das heißt, berufliche Entscheidungen richten sich nach seinem eigenen Standpunkt, der auch dazu führt, dass er sich explizit funktionaler Alternativen zur Verwirklichung seines Sinnzentrums bedient. Die beiden letzten Merkmale werden zuzüglich zu Arbeit und Beruf auch über andere Lebensbereiche verfolgt.

Typ I: Entschiedenheit bildet laut (zunächst quantitativer) Rangfolge das dritthöchst gewichtetste Ziel, innerhalb der Identitätszielstruktur das an fünfter Stelle Stehende, da der zweite Rangplatz durch drei Identitätsziele übernommen wird. Entsprechend der hermeneutischen Identitätsformationstypologie sind seine Typenvariablen und -merkmale und die entsprechend interpretative Zuordnung der Arbeits- und Berufscodierungen wie folgt:

- (12) übergeordnete, langfristig festgelegte Zielstellung = lebensbereichsübergreifende Lebenseinstellung (Glück, Karma)
- (13) Umsetzung/Offenheit: optional (geringe langfristige Eindeutigkeit) gehaltene Umsetzungsstrategie mittels quasi punktueller, kurz- bis mittelfristig lebensbereichsspezifischer Entscheidungen; dabei starkes Ich-Zentrum; „viele Wege führen nach Rom“ i. S. von Nutzung flexibler Alternativlösungen
- (14) Sinnzentren/Ergebnisorientierung: Ganzheitliche Selbstverwirklichung über mehrere Sinnzentren (LBs), die durch das Gesamtziel miteinander verbunden sind; Verwirklichung von sinnhaft-subjektiven vor materiell-reproduktionsbezogenen Ansprüchen
- (15) Wertorientierung: sehr hohe Ich-bezogene, ideelle Wertorientierung maßgebend

Die mit Arbeit und Beruf verbundenen Sinngehalte zielen ausgesprochen hoch auf die Typenvariablen (12) und (13), aber nicht in der gleichen Art und Weise auf die beiden Anderen, zumal diese im Gegensatz zu Typus III auch nur implizit bzw. nur einmal angesprochen werden. Im Vergleich zu Typus III wird außerdem deutlich, dass der Stellenwert auch inhaltlich differenziert werden muss. Das heißt, bei Typus I tritt die Variable (13) „Umsetzung/Offenheit“ stärker hervor als bei Typus III die Variable (14) mit der Betonung des „Sinnzentrums/der Ergebnisorientierung“. Auch inhaltlich unterscheiden sich die typologischen Variablen. Für Typus I folgt, dass Arbeit und Beruf nicht immer oder nicht das alleinige Sinnzentrum der Identitätszielverwirklichung ist. Der Lebensbereich Arbeit und Beruf wird wie alle anderen Lebensbereiche auch insgesamt einem lebensbereichsübergreifenden Lebensmotto unterstellt. Dazu passt die optionale Offenheit seiner Flexibilitätshaltung, die zwar insbesondere für den relativ hohen Stellenwert von Arbeit und Beruf spricht, aber ebenso für andere Lebensbereiche. So werden auch die Bedürfnisse und Interessen bei Arbeit und Beruf prinzipiell optional gehalten und zwar der gesamten typologischen Identitätszielformation entsprechend.

Aus den typinternen und typenübergreifenden Interpretationsergebnissen des Teilarbeitsschritts folgt für den (formalen) Stellenwert von Arbeit und Beruf im Lebenskonzept allgemein, *dass über alle ranghohen und typenspezifischen Identitätszielgemeinschaften und Besonderheiten hinweg die inhaltlichen Arbeits- und Berufsorientierungen weitestgehend die typologische Identitätszielgesamtformation erfüllen und damit insgesamt einen auf der formalen Betrachtungsebene hohen Stellenwert einnehmen.*

4.5.2.2 Zwischenergebnis: Typologische berufliche Teilidentitätsformationsmuster auf der inhaltlichen Betrachtungsebene

Dieser, die vorherigen Einzelidentitätszielergebnisse zusammenfassende, Teilarbeitsschritt beschäftigte sich damit, die formale (arbeits-)berufliche Teilidentitätsformation in ihren typinternen zentralen Ausprägungen inhaltlich präzisierend zu füllen. Dazu lassen sich die typinternen identitätszielbezogenen, prioritären (arbeits-)beruflichen Orientierungsmerkmale bereits mit Fokus auf die Konzeption der „beruflichen Identität“ im Überblick **als typologische berufliche Teilidentitätsformationsmuster** folgendermaßen kennzeichnen:

Typ II:

- **Selbstbestimmung/Unabhängigkeit:** (teilweise) problematische Arrangementversuche zwischen hohem Selbstbehauptungsbedürfnis und vermeintlicher Selbstbehauptungsanforderung, gegen Anpassung an eine autoritäre „Übermacht“; gegen eine von Einengung durch starke Außenregulierung gekennzeichnete „feste Richtung“, manifeste Ich-Norm-Motive;
- **Anerkennung Status/ Eindeutigkeit:** Ermöglichung von Selbstständigkeit und Eigenständigkeit, beinhaltet Respekt vor der (erarbeiteten bzw. berechtigten) Kompetenz, (grundlegende) Selbstbestätigung und (zu akzeptierende) Fremdbestätigung zuvorderst im/über Beruf;
- **Innerer (sinnhaft-subjektiver) Bezug/ „Berufung“:** Beruf aus Überzeugung, d. h. Berufsidentifikation beruht auf absoluten inneren Bezug; hoher beruflicher Selbst- und Fremdanpruch: Automatismus für Status/Position/Respekt vor der eigenen Person und Leistung/Fähigkeit (Kompetenz);
- **Klares, eindeutiges Berufsziel:** Langfristigkeit/Kontinuität mit unbefristeter Stelle und den „Job leben“; d. f. *sinnhaft-subjektiver* Bezug in Verbindung mit, aber vor materiell-reproduktionsbezogenem Bezug wichtig; lineare Berufslaufbahn/-karriere mit entsprechenden Optionsräumen und eigenständigen beruflich ausgerichteten Zusatzqualifikationen des Kompetenz- und unabhängigen Statusaufbaus; Konzentration auf das Wesentliche;
- **Lebensbereichsverknüpfung:** mit meistens einem weiteren zentralen Lebensbereich wie Beruf mit Partnerschaft/Herkunftsfamilie oder auch Beruf mit Freunden/Freizeit, wobei Beruf als zentrales Sinnzentrum auf alle anderen Lebensbereiche Einfluss nehmend; qualitative versus quantitative Beziehungsverknüpfung mit Konzentration auf emotionale Stabilität.

Typ III:

- **Klares, eindeutiges Berufsziel:** Langfristigkeit/hohe Strukturiertheit/Kontinuität des sinnhaft-subjektiven Bezuges verbunden mit kurz- bis mittelfristig materieller Existenzsicherung über Erwerbsarbeit bzw. funktionaler, instrumenteller beruflicher Alternativennutzung als Mittel zum Zweck, mit dem langfristigen Ziel, beides mit Berufung vereinbaren zu können; Konzentration auf das persönlich Wesentliche; problematischer Umgang mit offener Gegenwart bzw. Zukunft;
- **Innerer (sinnhaft-subjektiver) Bezug/ „Berufung“:** eindeutige, strukturierte „ernsthafte“ Berufsidentifikation wichtig, auch über (Erwerbs-)Arbeitszeit hinaus, materieller Bezug genauso wichtig, am besten, wenn beide Anspruchsdimensionen sich in der Berufung erfüllen, denn dann potenzierte Selbstverwirklichungserfüllung; d. f.: braucht Stimmigkeitsgefühl zwischen subjektiven und objektiven Anforderungen/Bedürfnissen und das finanzielle Sicherheitsgefühl in seiner (arbeits-)beruflichen Tätigkeit; wartet Chance der Selbstverwirklichung ab;
- **Selbstbestimmung/Unabhängigkeit:** institutionelle Unabhängigkeit; Selbstbestimmung im prioritären Sinnzentrum, materiell-finanziell: „nicht für Andere den Buckel krumm machen“, „Anderen hinterher rennen“, „eigener Herr sein“, begrenzte Arrangementeinsicht für Außen solange Sicherung über Sinnzentrum erfüllt wird;
- **Anerkennung:** braucht Anerkennung innerhalb seines sinnhaft-subjektiven beruflichen Sinnzentrums, bezieht sich auf Selbstbestimmung, Fähigkeiten, Ergebnisorientierung, Selbstanerkennung entscheidender als Fremdanerkennung innerhalb des beruflichen Sinnzentrums;
- **Lebensbereichsverknüpfung:** andere Lebensbereiche sind entschieden nachrangig wichtig und von Berufsarbeit überlagert, hoher Stabilitätsanspruch, auffallend hoher Strukturierungsgrad, qualitative versus quantitative Beziehungen.

Typ IV:

- **Innerer (sinnhaft-subjektiver) Bezug/ „Berufung“:** Intensität des hohen Identifikationsbedürfnisses durch Beruflichkeit und durch „Traumberuf“ inneren Bezug als Selbstverwirklichung „leben“: Freude an der Arbeit, mit der ganzen Person einbringen (praxeologischer Bezug), wenn Selbstverwirklichung, dann auch Leistung und daraus folgt materielle Grundlage, Identifikation über Beruf „’n Beruf, der Spaß macht“ (Idealziel); Kopplung von „n’ Job mit dem ich mit Leuten zu tun hab’ (Praxis) und „wie auch immer gearteten Informationssystemen“ (Theorie) = Ganzheitlichkeit, positive Einstellung zur Realzielanpassung „auf jeden Fall“;

- **Selbstbestimmung/Unabhängigkeit:** eigenständige konsequente Gegenentscheidungen, wenn keine Selbstbestimmung möglich, autoritäre Übermacht als unsinnige Fremdbestimmung, sinnhaft-subjektiv inhaltliche Unabhängigkeit (Wissen), mit positiv verbundener Grundhaltung kritisch konstruktive Auseinandersetzung (Praxis); Ergebnisorientierung;
- **Klares, eindeutiges Berufsziel:** mittelfristig Realzielanpassung an langzeitliches berufliches Idealziel über ganzheitliche Umsetzung (Praxis/Theorie); konsequente berufliche Gegen-Entscheidung, wenn Inhalt und Perspektive nicht gegeben; Festlegung auf Berufsziel und nicht Erwerbsarbeit (hohes Identifikationsbedürfnis), obwohl ungewisse Zukunft;
- **Anerkennung:** Leistungs-/Ergebnisorientierung, wenn er weiß, wofür er das leistet, leistet er viel und gut und ist dann auch anerkannt; gegen konventionelle Statusauffassung; Fähigkeitsorientierung: berufliche Kompetenz hat nichts mit Zertifizierung zu tun, sondern muss sich in der Anwendung beweisen;
- **Lebensbereichsverknüpfung:** praxeologischer Bezug; gesell./polit. Lebensbereich sehr wichtig; Stabilität bei Freunde/Partn.; Kopplung von Lebensbereichen mit Beruf, beruflicher Lebensbereich nicht alleiniges und die anderen Lebensbereiche bestimmendes Sinnzentrum; Gemeinschaftlichkeitsorientierung sehr wichtig, stabiles und vertrauensvolles Umfeld (braucht seinen Platz in der Welt) = qualitative versus quantitative Beziehungen.

Typ I:

- **Selbstbestimmung/Unabhängigkeit:** eigenständige berufliche Entscheidungen; Respekt vor der Persönlichkeit, hohe Egozentrik, hohes Selbstwirksamkeitsbedürfnis, Autonomie innerhalb einer gleich Gesinnten (autarken) Integrationsgemeinschaft; nicht auf äußere günstige Entwicklungsmöglichkeiten abwarten, sondern jetzt Berufung ausformen und „auf eigenen Füßen stehen“ (materielle Unabhängigkeit);
- **Innerer (sinnhaft-subjektiver) Bezug/ „Berufung“:** innerer hoch sinnhaft-subjektiver Bezug zum Beruf, weil mit ihm Authentizitätsziel verbunden; (berufliche, ganzheitliche) Optimumerfüllung verbunden mit positiv (lebensbejahender) Grundeinstellung, „bewusst, intensiv, jetzt leben“; „keinen Trott“, Vielfältigkeit nutzen; über Berufsarbeit materielle Absicherung, wenn möglich über die „Berufung“
- **Klares, eindeutiges Berufsziel:** übergeordnete, langfristige berufliche Zielstellung als Teil langfristiger lebensbereichsübergreifender Lebenseinstellung (Karma/Glück); kurz- und mittelfristig optionale Umsetzungen unter intensiver Nutzung beruflich flexibler Alternativlösungen als Investition in die (ideale/ideelle) Zukunft;
- **Anerkennung:** über Authentizität, als Zugewinn von Selbstbestätigung; Leistungs- und Fähigkeitsorientierung; Voraussetzung zur Erfüllung des Integrationsbedürfnisses, aber nicht „vertrocknen wollen aus Rücksicht auf Andere“;
- **Lebensbereichsverknüpfung:** Beruf in komplexe variable Lebensbereichsverknüpfung integriert; lebensphasisch wechselnd dominant; qualitative und quantitative Beziehungen.

4.5.2.3 Ergebnisse zu den typologischen beruflichen Teilidentitätsformationsmustern

Aus den inhaltlichen Orientierungen der typologischen (arbeits-)beruflichen Teilidentitätsformationsmuster lassen sich nun folgende Ergebnisse – insbesondere jetzt hinsichtlich des inhaltlichen Stellenwertes von **Beruf** für die (arbeits-)berufliche Identität – herauskristallisieren und zur Beantwortung der am Eingang aufgenommenen Wandlungsthese zur beruflichen Identität wie folgt heranziehen. Die empirischen Ergebnisse, die den formalen

und inhaltlichen identitätszielbezogenen Stellenwert des beruflichen Lebensbereichs innerhalb der typologischen Lebensbereichsverknüpfungslogik gleichermaßen berücksichtigen, werden abschließend in eine Grafik der herauskristallisierten beruflichen Identitätsformationsmuster zusammenfassend übersetzt. (vgl. Abbildung 64)

Die dominanzanalytische Auswertung konzentriert sich dabei auf eine Differenzierung zwischen (Erwerbs-)Arbeitsorientierungen und Berufs(arbeits-)orientierungen, um zunächst die im Kontext seiner Untersuchungsergebnisse von Keupp (u. a. 1999) aufgestellte Wandlungsthese hinsichtlich der beruflichen Identität zur Arbeitsidentität vergleichend aufgreifen zu können. Die Autoren nehmen zur Beurteilung der Bedeutung von Arbeit und Beruf für die Identitätsentwicklung junger Erwachsener aufgrund destandardisierter Berufsarbeitsbedingungen eine fragile Erwerbsbiografie zum Anlass und messen deshalb die Bedeutung der Identitätsorientierung am Grundkonzept der Erwerbsarbeit. Das heißt, Erwerbsarbeit bezieht sich auf eine mittelfristige, nicht-lineare Berufs(arbeits-)biografie mit bestimmten inhaltlichen *Arbeitsorientierungen*, die sich wiederum auf Einkommen, Position, Anerkennung und Selbstverwirklichung richten. Beruf bzw. Berufsarbeit impliziert (nach Auffassung der Autoren normalerweise:) eine langfristige, kontinuierliche, bezogen auf die Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe bzw. zu einem Betrieb feste Berufsidentität. Da aber die arbeitgesellschaftlichen Transformationen keine linearen berufsbiografischen Verläufe mehr garantieren oder ermöglichen können, stellen Keupp (u. a. 1999) bereits im Untersuchungsansatz die These auf, dass eine berufliche Identität(sorientierung) für die persönliche Sinnstiftung nur unter geringen Chancen und hohen Risiken möglich und sinnvoll ist. Ihre Untersuchungen lehnen sich dabei explizit bei der Auswertung an Baethges (u. a. 1989) *arbeitsorientierten* Anspruchsdimensionen an, die aber bereits den inhaltlichen Blick für Berufsorientierungen nicht ausreichend freigegeben haben. (vgl. bspw. Kritik Krafeld 2000). Baethges Untersuchungsergebnisse bezeugen für die 80er-Jahre keinen Bedeutungsverlust, aber einen Bedeutungswandel von *Erwerbsarbeit*, der sich auf die Identifikation mit einer *interessanten inhaltlichen Tätigkeit* und mit der *Anwendung eigener Fähigkeiten* konzentriert. Bereits in Baethges Untersuchung wird der klassischen Berufsbedeutung für die Identität abgesprochen, weil die Ergebnisse keine enge Bindung an einen Beruf im Sinne einer *Dauerperspektive* und an eine *Berufsgruppe* aussprechen. Aufgrund der engen Anlehnung an Baethges Untersuchungen schöpfen Keupp (u. a. 1999) m. E. nun die Möglichkeiten, die aber mit ihrer eigenen Patchwork-Konzeption bereits im Ansatz vorbereitet sind, nicht aus, um differenzierte und flexible berufsbezogene Identitätsmuster aufdecken zu können, die sich nicht nur an der klassischen Berufsidentität messen lassen müssen. Mit der eigenen Untersuchung richtet sich die Aufmerksamkeit deshalb erneut auf die

sinnhaft-subjektiven und materiell-reproduktionsbezogenen Anspruchsdimensionen, die sich besonders mit der Identifikation über den inneren Bezug der Arbeits- und/oder Berufsorientierung, der langfristigen Berufsarbeitsperspektive und der flexiblen lebensbereichsspezifischen und lebensbereichsübergreifenden Organisationshaltung gegenüber nicht-linearen Berufsbiografien beschäftigen.

In den eigenen Ergebnissen spielt der Beruf zum Zeitpunkt der Selbstthematisierungen eine insgesamt sehr hohe Rolle in der Teilidentitätsformation. Denn es verbinden sich hier mit der Berufskategorie Berufsarbeitsorientierungen, die trotz anhaltender arbeitgesellschaftlicher und wendebedingter Transformationsbedingungen immer noch, einschließlich von mit dem traditionellen Begriff verbundenen, Identifikationsschablonen des Berufshabitus und der Berufstätigkeit als Sinn stiftende Instanzen bereithalten. Dazu zählen gesellschaftliche Teilhabe als Teil eines gesellschaftlichen Zusammenhanges, Selbst- und Fremdanerkennung und persönliche Selbstverwirklichung als Produzent, Kooperationspartner und Wertschöpfer durch Status, Position, Prestige und Werk sowie die Nützlichkeit für einen selbst und für Andere. Dazu zählen auch die mit dem habituellen Konzept der beruflichen Identität verbundenen Merkmale, wie Langfristigkeit und Kontinuität sowie die bereits durch vorberufliche und berufliche Sozialisation hervorgebrachte und teilweise gefestigte und an ein bestimmtes Berufsbild und an eine Berufsgruppe bzw. einen Betrieb gebundene Zugehörigkeit. Aber eine in dieser absoluten Vollständigkeit ausgeprägte berufliche Identitätsform lässt sich nicht für alle Identitätsformationstypen vereinheitlichen. Denn die beruflichen Identitätsformationsmuster zeigen eine, innerhalb ihrer inhaltlichen Logik vorgenommene, feine Akzentuierung typologischer Differenzierungen in den einzelnen, zentralen berufsbezogenen Dimensionen der Selbstbestimmung/Unabhängigkeit; des inneren (sinnhaft-subjektiven) Bezuges/ der „Berufung“; des klaren, eindeutigen Berufsziels; der Anerkennung zuzüglich der Lebensbereichsverknüpfung. In diesen differenzierten Mustern wird deutlich, dass die Typen insgesamt ganz unterschiedliche Kombinationen der Anspruchsdimensionen beinhalten, die aber typenvergleichend sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede und eine jeweilige einmalige Gesamtkonstellation sichtbar werden lassen. Dabei nimmt das klassische Berufsidentitätsmuster insgesamt ab. Das heißt, dass die beruflichen bzw. berufsarbeitsbezogenen Selbstbezüge im interaktiven Austausch mit den äußeren Bedingungen biografisch flexibel gehandhabt werden. Sie verändern sich typologisch graduell unterschiedlich hoch und dann in bestimmten Teilaspekten, ohne aber den Beruf und die damit verbundene Berufsidentifikation in den biografischen Planungen zuungunsten minimalistischer, durchaus interessanter Erwerbstätigkeitsbezüge aus den Augen verlieren zu müssen. Die tendenzielle Abnahme reagiert

auch bei den untersuchten Typen auf spezifische, durch Arbeitsmarkt und Wende bedingte Gesellschaftstransformationen hervorgerufene, biografische Diskontinuitäten, die jedoch typbedingt unterschiedlich funktional und optional in die Biografiegestaltung der beruflichen Identitätsbildung hineingenommen werden (können). Der neue, größere Optionsraum wird einerseits als zu nutzende Lebenschance der beruflichen Selbstverwirklichung aufgefasst, andererseits aber auch in seinem Risiko realistisch und damit kritisch reflektiert. Durch die Nutzung vielfältiger, neuer oder ergänzender Berufsoptionen werden neue Berufsentscheidungen getroffen, berufliche Perspektiven modifiziert oder berufliche Qualifizierungen als Zugewinn bereits linearer Berufslaufbahnen instrumentell hinzugefügt. Sie dienen dem (Wieder-)Aufbau oder Umbau bzw. der Erhaltung der sinnhaft-subjektiven Berufsidentifikation als Investition in das Idealziel für die weitere mittel- bis langfristige, gleichwohl offene und unsichere Zukunft. Aber selbst dann, wenn die materiell-reproduktionsbezogenen Ansprüche zur Existenzsicherung wieder stärker in den Blick geraten, werden sie der eigentlichen sinnhaft-subjektiven Berufsrollenidentifikation des „Traumberufs“ unterordnend ergänzt, bis sie sich mit dem eigentlichen Sinnzentrum der (biografisch durchaus wechselnden) Berufung vereinbaren lassen. Dafür treten dann seltener kurz-, als vielmehr mittelfristige Alternativen in den Blick. Und das wiederum bedeutet, innerhalb der netzartig verknüpften Lebensbereichsgewichtungen nehmen in jedem Fall immer noch (zumindest für die hier vorliegende Stichprobe geltend) die beruflichen und nicht nur erwerbsbezogenen Arbeitsorientierungen einen in ihrer Komplexität zentralen, mit anderen Lebensbereichen verbundenen, inhaltlich hohen Stellenwert der persönlichen Lebensplanung ein. Das heißt, ihre berufsarbeitsbezogenen Selbstthematizierungen der Berufsausbildung bzw. Berufstätigkeit – sprich die bilanzierten (vor)beruflichen Ausbildungs- und beruflichen (Erwerbs-)Arbeitserfahrungskerne und die darauf bezogenen antizipierten Lebensorientierungen – konzentrieren sich durchaus neben Mittelfristigen auch ausgesprochen auf langfristig angelegte Wünsche, auf Hoffnungen, auf konkrete, genauso aber auch auf vorsichtig geplante Ambitionen einer möglichst *linearen und tendenziell mittel- bis hin langfristigeren Berufsbiografie*. Dies gelingt den Typen mithilfe einer gleichzeitig typbedingt *graduell unterschiedlich, funktional und optional ausgeprägten Flexibilitätsbereitschaft* gegenüber der gegenwärtig wahrgenommenen und zukünftig vorweggenommenen (noch) unsicheren Berufsbiografie. Für deren Gelingen unternehmen die Typen *hohe Anstrengungen* der zwar von Umorientierung und -entscheidungen betroffenen, aber wieder erneuten, zielgerichteten, beruflichen (Weiter-/Um-)Qualifizierung. Sie sind bereit – teilweise mühsam empfunden, teilweise optimistisch – *erwerbsarbeitsbezogene und/oder berufliche Arrangements* zwischen institutioneller oder lebensbereichsübergreifender Anpassung und Unabhängigkeit, auf

sich zu nehmen und u. U. irgendwie, aber so lange wie möglich vor allem *vor ihrem Selbstverständnis aufrecht* zu erhalten. Bedingung für jene Form des Arrangements ist, dass sie sich *perspektivisch* weitestgehend mit dem *eigenen inneren Bezug*, sprich den inneren und äußeren materiell-reproduktionsbezogenen und sinnhaft-subjektiven Berufs(arbeits)ansprüchen sowie -anforderungen, lebenskonzeptionellen Wertorientierungen und lebensbereichsübergreifenden Selbstverwirklichungsmotiven verbinden lassen. Die Erfüllung ihrer sinnhaft-subjektiven beruflichen Arbeitsansprüche wird aber nicht nur auf die Zukunft nach der beruflichen Qualifizierungsphase verschoben, sondern bildet eine kontinuierliche Orientierungsbasis der aktuellen Bilanzierung und Antizipation, die schrittweise in eine zukünftig realistischere Erwartungshaltung transformiert wird. Dafür akzeptieren junge Erwachsene auch berufliche Diskontinuitäten oder sie wechseln u. U. den Beruf, wenn sie sich vor einer möglichen oder tatsächlichen Nichtverwirklichung beruflicher Entwicklungsvorstellungen gestellt sehen. Die materiell-reproduktionsbezogenen (instrumentellen) Berufsorientierungen sind annähernd vergleichbar mit denen, die mit dem Begriff der (Erwerbs-)Arbeitsorientierungen im Allgemeinen gefasst werden können. Das heißt, sie spielen insbesondere nur für den einen Typus (III) eine herausragende Rolle, ohne jedoch die sinnhaft-subjektiven Berufsorientierungen prinzipiell zu übertönen. Es ist dem Einzelnen nicht nur wichtig und notwendig, materiell und finanziell unabhängig – bereits gegenwärtig als junger Erwachsener – sein Leben bestreiten zu können und durch eine entsprechende berufliche Arbeitstätigkeit zunächst kurz- und mittelfristig abzusichern. Schon diese Form der materiell-finanziellen Grundversorgung zielt letztlich auf die Erfüllung eines langfristigen Traumberufs, der damit als ein biografisch anhaltendes Idealziel der sinnhaft-subjektiven Selbstverwirklichung aufrechterhalten wird. Die existenzielle Zukunftssicherung soll schließlich über die eigentliche subjektiv-sinnhafte Berufsidentität erfüllt werden können. Solange dies noch nicht möglich ist, werden andere kurz- und mittelfristig komplementäre oder andere relativ sichere – immer noch berufliche – Wege beschritten, die dem Typen das gegenwärtige Festhalten an seiner zukünftigen Berufsidentität nicht im Wege stehen, sondern sie wenn möglich potenzieren. Die materiell-reproduktionsbezogenen Berufsansprüche spielen aber im Falle der anderen Typen eine im Vergleich zu den sinnhaft-subjektiven Berufsorientierungen weniger beeinflussende Rolle. Denn sie beziehen sich hier zwar bspw. auf eine statusorientierte und darüber auch einkommenssichernde, unbefristete Stelle (Typ II), die aber zuallererst durch sinnhaft-subjektive Berufsorientierungen der Selbstverwirklichung in der beruflichen Identität bestimmt sind. Bei den Typen I und IV dagegen spielen die materiell-reproduktionsbezogenen zwar auch eine existenzielle, aber eine bedeutend nachrangigere, aufgeschobene Rolle gegenüber den sinnhaft-

subjektiven Berufsorientierungen der Selbstverwirklichung und gesellschaftlichen Positionierung. Die subjektiv-sinnhaften Berufsansprüche dominieren eindeutig für diese Typen im Hier und Jetzt, verbunden mit einer relativ positiven Zukunftshaltung. Insgesamt die Orientierungen einschätzend, lassen sich durch biografische Umorientierungen oder ungünstige berufliche Selbstverwirklichungsbedingungen zwar keine inhaltlichen Veränderungen hinsichtlich der unverändert hohen sinnhaft-subjektiven beruflichen Anspruchshaltung insgesamt, wohl aber bezüglich einer interessanten Tätigkeit i. S. einer nur auf Erwerbsarbeit bezogenen Orientierungshaltung ausmachen.

Bezüglich des bspw. andernorts viel diskutierten zentralen Identitätsziels der beruflichen Anerkennung und ihrer mit der klassischen Berufsidentität verbundenen hohen persönlichen Sinnstiftung lassen sich in dieser Ausformung nur für Typ II herkömmliche Generalisierungen für ihren hohen Stellenwert ziehen, der insgesamt auch dem klassischen Bild der linearen, unbefristeten Berufsidentität, am ehesten entspricht. Bei allen anderen nimmt die Bedeutung der Fremdbestätigung für die Bewertung beruflicher Erfolge oder Entscheidungen ab, Statusbezüge werden sogar teilweise abgelehnt. Das heißt, bei ihnen erfüllt sie entweder einen für die Selbstbestätigung zugewinnenden Beitrag, oder sie wird Letzterer selbstbestimmt untergeordnet, auch weil sich die Befragten trotz reflektierter, teilweise hoch unsicherer Gegenwarts- und Zukunftsorientierungen ihrer derzeitigen beruflichen Identität relativ sicher fühlen. Diese persönlich relative Sicherheit erwächst auch dadurch, dass sie zur Selbstverwirklichung über die berufliche Identität eine zwar unterschiedlich hohe, dennoch eine auf äußere Bedingungen, vor allem aber eine auf innere sinnhaft-subjektive Motive abgestimmte, Flexibilitätshaltung einnehmen und eine typologisch spezifische Arrangementbereitschaft mit entsprechenden Fähigkeiten entwickelt haben.

Aus diesen Aspekten folgt zum einen, dass die berufliche Identität einen hohen Stellenwert für die persönliche Identitätsformation einnimmt, dass sie zum anderen in Anpassung an veränderte Bedingungen typologisch graduell differenzierte, flexible und fluide *berufliche* Teilidentitätsmuster ausbilden kann, und dass sie sich auch temporär vorübergehend mit erwerbsarbeitsbezogenen oder anderen berufsarbeitsbezogenen Alternativlösungen verbinden kann. Dass sie bedingt durch die Destandardisierung und Individualisierung der Erwerbsbiografie also zunehmend bestimmten, inhaltlichen *Arbeitsorientierungen*, individuellen Kompetenzen und Sinnansprüchen weichen würde, weil nur noch kurzfristig oder mittelfristig günstige Voraussetzungen für den Entwurf, darüber hinaus aber Ungünstige für die Projektierung einer langfristig orientierten Berufsbiografie absehbar vorhanden sind, kann mit der vorliegenden Stichprobenuntersuchung generell noch nicht festgestellt werden. Festzuhalten

gilt hier erst einmal eine typologisch feindifferenzierte Identitätsformationsweise unter demselben, wenn auch konzeptionell verändertem Teilidentitätsbegriff der beruflichen Identität. Dabei kann und soll nicht ausgeschlossen werden, dass es keine Arbeitsidentität für andere Identitätsformationstypen gäbe. Für die hier vorliegende Stichprobe lässt sie sich aber nicht bestätigen.

Zum Zweiten beinhaltet die Erfüllung der Identitätszielformation eine typologisch spezifische Lebensbereichsverknüpfung. Das heißt für die beruflichen Teilidentitätsformationsmuster, dass sie einer ganz bestimmten, lebensphasen- und lebensbereichsspezifisch inneren Logik der Identitätsformation folgen, welche die formale Lebensbereichsgewichtung auch in der inhaltlichen Vernetzung bestätigt. Das heißt, die „klassische“ Dominanz des Lebensbereichs Arbeit und Beruf im Lebenslauf nimmt insofern ab, als dass verschiedene – typologische – Kombinationslogiken zum Stellenwert von (Arbeit und) Beruf innerhalb des gesamten Sinnzentrums vorzufinden sind. Der berufliche Lebensbereich kann

- das alleinige (Typ III) Sinnzentrum ausfüllen,
- das kontinuierlich zentrale Sinnzentrum in Kombination mit einem weiteren wechselnden dominanten Lebensbereich (Typ II) darstellen,
- ein auswechselbares Sinnzentrum mit zugleich einem weiteren, wechselnd dominanten Lebensbereich beinhalten (Typ IV) oder aber
- einer Gesamtformationsstrukturierung folgen, in der einschließlich des Beruflichen mehrere, immer wieder in der Dominanz wechselnde Lebensbereiche zugleich im Sinnzentrum stehen (Typ I).

Das lässt für die berufliche Identitätsorientierung fürs Erste vermuten, dass sie allmählich einem generellen Wandel zur flexiblen und umfassenden Lebensorientierung folgt, innerhalb derer sie ihren hohen Stellenwert entsprechend der typbedingten Identitätsformationsweise in stabiler bishin flexibler Verknüpfung mit anderen dominanten Lebensbereichen einnimmt. Die empirischen Ergebnisse, die den hermeneutischen formalen und inhaltlichen identitätszielbezogenen Stellenwert des beruflichen Lebensbereichs innerhalb der typologischen Lebensbereichsverknüpfungslogik im biografischen Selbsterfahrungsbild gleichermaßen berücksichtigen, werden nun abschließend in eine Grafik der herauskristallisierten beruflichen Identitätsformationsmuster zusammenfassend übersetzt. (vgl. Abbildung 64)

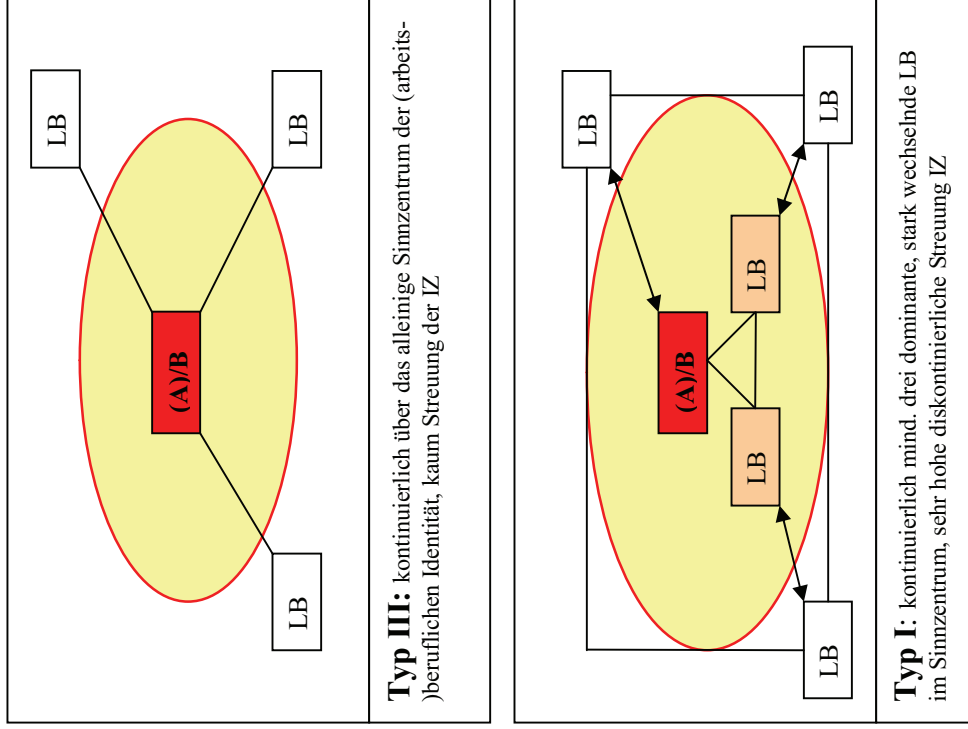


Abbildung 64: Berufliche Identitätsformationsmuster im Kontext der typologischen Lebensbereichsverknüpfungslogik

5 Auswertung der Ergebnisse und Zusammenfassung der Arbeit

Die eingangs der Arbeit gestellte übergreifende Leitfrage lautete, Antworten auf die individuell-soziale Art und Weise der Identitätsformation des Subjekts zu finden und zu bestimmen, welche Rolle dabei die berufliche Teilidentität im persönlichen Lebenszusammenhang einnimmt. Das theoretische Erkenntnisinteresse richtete sich auf die innerprozessuale Reflexionsebene des einzelnen Subjekts und auf seine Vollzugsakte in der aktuellen reflexiven Selbstthematization.

Die zentrale Aufgabe bestand darin, über die Analyse von begriffstheoretischen und konzeptionellen Theorieansätzen der Identitätsforschung konzeptionelle Ansatzpunkte für ein Grundverständnis zu den selbstreflexiven Identitätsprozessen derart aufzubereiten, dass ein empirischer Zugang zur impliziten Identitätsformation von jungen ostdeutschen Erwachsenen freilegt werden kann. Die erste Teilaufgabe war, (1) ein dynamisches Identitätsformationsmodell zunächst als Basisansatz des vorliegenden Arbeitsverständnisses zu entwickeln und darüber hinausgehend drei wesentliche theoretische und empirische Zielstellungen als grundlagentheoretischen Beitrag zur pädagogischen Identitätsforschung zu erfüllen. Die Eine richtete sich darauf, konzeptionelle und empirische Schlussfolgerungen zur prozessualen selbstreflexiven Art und Weise der individuell-sozialen Konstruktionsweise eines sinnhaften Lebenszusammenhanges durch das Subjekt mit Blick auf die psychosoziale Identitätsjustierung von jungen ostdeutschen Erwachsenen ziehen zu können (2). Es ging darum herauszufinden, welche individuell-sozialen selbstreflexiv-handlungsorientierten Auseinandersetzungsformen lassen sich zur Bestimmung und Beschreibung von pluralen Identitätskonstruktionen in der Spätmoderne finden. Die andere Zielstellung (3) beinhaltete die Suche nach typologischen Schlussfolgerungen zum Stellenwert der beruflichen Identität im Lebenszusammenhang junger ostdeutscher Erwachsener. Und sie umfasste zum einen die Überprüfung von zwei in der Forschung aufgestellten spezifischen Thesen zum Wandel der beruflichen Identität von jungen Erwachsenen und in diesem Zusammenhang zum anderen die Beantwortung inhaltlicher Konzeptionsfragen der spätmodernen beruflichen Identität als differenzierte und plurale Teilidentität der persönlichen Identitätsformationsjustierung. Die vorliegende Arbeit wird schließlich unter zielgruppenspezifischen Betrachtungen zu den Annahmen der spezifischen Sozialgruppe von jungen (ostdeutschen) Erwachsenen anhand der

Ergebnisse zusammengefasst (4) und schließlich in Bezug auf die angewendete und vorgestellte Methodik der empirischen Re-Analyse (5). Die jeweiligen Auswertungsbereiche werden abgerundet mit offen gebliebenen Fragen oder Aufgaben für die weitere pädagogische Identitätsforschung.

(1) Auswertung zum Erkenntnisgewinn des dynamischen Identitätsformationsmodells sowie zu den empirischen Ergebnissen der formalen Identitätszielstrukturierung und zur inhaltlichen Deskription von bedeutungsvollen Identitätszielen in der Spätmoderne

Die konzeptionelle Entwicklung eines dynamischen Identitätsformationsmodells folgte dem Anliegen, der Herstellung und Darstellung des Identitätsprozesses und seiner Ergebnisse für spätmoderne Identitätskonstruktionen individuell-sozialer Subjekte näher zu kommen. Ausgangspunkt war die bildhafte Vorstellung bezüglich der prozessualen Identitätsformation im Allgemeinen und von Relevanzsetzungen im Besonderen im Sinne der Fokussierung vor dem „inneren Auge“ der Bewusstseinsbildung. Die formale Fokussierung bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von qualitativen Selbsterfahrungsinhalten aus der Fülle sämtlicher, lebensweltlicher, in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu Erfahrungskernen bilanzierter und für die Zukunft darauf aufbauender, d. h. antizipierter, Selbsterfahrungen im Sinne einer *selbstrelevanten* Ausschnittbetrachtung. Die entscheidenden Systematisierungen in der Modellbildung befassten sich mit der Frage, wie das individuell-soziale Subjekt eine Relevanzsetzung in der Selbstreflexion vornimmt. Diese Ergebnisse ermöglichen der Identitätsforschung und dem pädagogisch Handelnden ein identitätstheoretisches Verständnis, wie Sinn und Bedeutung als Relevanzsystem für den Einzelnen im Leben beschaffen sind und wie Subjekte ihre soziale Wirklichkeit und persönliche Identität aktuell relevanzanalytisch subjektiv (re-)konstruieren und in ein reflexives Passungsverhältnis bringen, das für sie stimmig und lebenswertvoll, also sinnvoll ist. Das heißt, wie sie ihr Relevanzsystem, Einheitlichkeit und Nämlichkeit integrierend, strukturiert organisieren, das in diesem Sinne handlungsleitend und identitätsstiftend wirkt. Hierbei gewinnt die Fokussierung von Identitätszielen ihren hohen Stellenwert, wenn es um die Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von wertorientierten Selbsterfahrungsinhalten in der biografisch orientierten Selbsterfahrungssynthese (Selbstthematizierung) für die Selbstvergewisserung und Sinnverortung des Subjekts im Leben geht.

Mit der *modelltheoretischen* Beschreibung und Erklärung von einzelnen selbstreflexiv-handlungsorientierten Teilprozessen der Identitätsformation gelingt der Versuch, die Aufmerksamkeit der Erkenntnisgewinnung auf das *aktuelle fluide*

querschnittliche Generalisierungsnetz zu lenken, auf das der Längsschnitt von Selbsterfahrung(skern)en fällt und das zugleich fortlaufenden Formationsprozessen in seiner biografisch-evaluativen Funktion im Längsschnitt dient. Bei dieser theoretischen Verortung handelt es sich um den selbstreflexiven Prozess der aktuellen Vergegenwärtigung von Identität als Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit. Dafür bilanziert und antizipiert das Subjekt seine biografisch orientierten Selbsterfahrungskerne und versucht die gegenwärtigen und zukünftig erwarteten Anforderungen und Bedürfnisse in ein persönlich sinnvolles Passungsverhältnis zu bringen, das als Rahmenkonzept Identität bezeichnet wird und der Selbstvergewisserung dient. In den Bilanzierungs- und Antizipationsprozessen wiederum benötigt das Subjekt Referenzpunkte der Orientierung, die sich lebenslang heraus- und weiterbilden und die in einem selbst definierten übergeordneten Relevanzsystem struktural und qualitativ eingeordnet sind. Aus der Gesamtstruktur an generalisierten Erfahrungskernen, die sich resultierend aus der Verknüpfung von lebensbereichsspezifischen Erfahrungskernen als lebensphasische Linie auf den Standards zugeordnet befinden, wird der balancierende (Nicht-)Passungsprozess vollzogen. Der Längsschnitt berührt alle Standards in ihrer netzartigen Verknüpfung zu Erfahrungskernen. In dieser Verknüpfung wird deutlich, dass jeder in der aktuellen Selbstreflexion dominante Lebensbereich in Beziehung mit anderen, eventuell auch bedeutungsvollen, steht.

Die modelltheoretischen Entwicklungen in ihrer Bedeutung grundlagentheoretisch zusammenfassend, kann festgehalten werden, dass mittels des biografisch gezogenen Längsschnitts von Querschnittprozessebenen schließlich die variable und temporal-flexible Verknüpfung von bedeutungsvollen Standards in Verbindung mit deren Fokussierung von Identitätszielen und in einer weiteren lebensphasenspezifischen Verknüpfung mit jeweils dominanten Lebensbereichen gelingen kann. Deshalb stützt das modelltheoretische Grundverständnis auch jegliche modelltheoretische Abkehr von einem Identitätskern, indem sie sich auf die lebensgeschichtliche Formation mehrerer Identitäts- bzw. Selbsterfahrungskerne bezieht. Darüber hinaus lassen sich eindeutige theoretische Querverbindungen zu den Auffassungen und Erforschungen zur narrativen Identität (bspw. Keupp u. a. 1999; Mey 1999) knüpfen, wie sich das Subjekt über die Selbsterfahrungs- und Bedeutungssynthese im Strom der Zeit erfasst.

Die empirische Operationalisierung für den Zugang und das Verständnis von aktuellen Identitätsprozessen über Lebensgeschichten gelingt auf der Basis des Modells nun dadurch, in dem mit dreidimensional ermittelten Strukturenmatrizen die (Re-)Konstruktion eines dynamischen Lebenszusammenhanges aus der aktuellen Sicht der Befragten erhalten werden

kann. Flexible und plurale Auseinandersetzungsformen mit sich selbst und der Welt lassen sich danach als systematische Lebenszusammenhangbildung ausdifferenziert untersuchen, in welcher das Subjekt seine Selbsterfahrungen lebensbereichs-, lebensphasen- und identitätszielspezifisch auswählt, gewichtet und generalisiert. Die Matrizen behielten in zweifacher Hinsicht ihren instrumentellen Wert. Zum einen ermöglichten sie die strukturelle Ordnung und Systematisierung des vielfältigen und umfangreichen qualitativen Materials unterhalb der Identitätszielkategorien und zum anderen unterhalb handlungstheoriegeleiteter Bewertungen des einfachen Ausprägungsniveaus der subjektiven Auswahl und Gewichtung, um die Bedeutung jeweiliger Identitätsziele festlegen zu können und im Überblick für alle weiteren Analysen der Generalisierung transparent zu erhalten.

Mit den anschließenden quantifizierenden Fallanalysen, die auf qualitativen Einzelfallanalysen beruhten, konnten vier kategoriale Typen der Identitätszielstruktur ermittelt werden. Wesentliches formales Zwischenergebnis der einzelfallbezogenen und typologischen Vergleiche und Berechnungen ist gewesen, dass alle Befragten zunächst in der Grundtendenz um bestimmte ähnlich *zentrale Identitätsziele* ringen. Zu den typologischen Hauptkategorien zählen Autonomie, Selbstachtung, Entschiedenheit und Selbstwirksamkeit, in einem Typus auch Integration, die sich bei den anderen Typen im Mittelfeld neben Offenheit, Ich-Bezug und Anerkennung befindet. Weniger bedeutungsvoll für die aktuelle Identitätsformation sind die Ziele Passivität, Originalität und Anpassung gewesen. Aus aktueller Sicht der Identitätsforschung werden an dieser Stelle zwei Aspekte deutlich: Zum einen bestätigen sich hier nicht die Annahmen der Identitätsforschung (vgl. bspw. Keupp u. a. 1999), die davon ausgehen, dass sich die Subjekte in ihren Auseinandersetzungen zentral mit Anerkennungsverhältnissen beschäftigen, und dass das Identitätsziel Anerkennung in seiner Bedeutung für die Zukunft zunehmen würde. Nur in einem Typus (II) spielt es im Vergleich zu den anderen Typen eine höhere Bedeutung. Der zweite Aspekt bezieht sich aus pädagogischer Sicht auf die anhaltend hohe Bedeutung der Bildungsideale Selbstbestimmung, Selbsttätigkeit sowie Selbst- und Fremdverantwortung für die Identitätsstiftung junger Erwachsener, die sich in den vier Hauptkategorien der Identitätsformation prinzipiell widerspiegeln. Mit der inhaltlichen Analyse von Identitätszielen kann demzufolge aus grundlagentheoretischer Sicht eine erfahrungswissenschaftliche Deskription dieser Bildungskategorien erfolgreich vorgenommen und Rückschlüsse für die Grundlagenforschung der Erziehungswissenschaft gezogen werden. Das heißt zum Beispiel darüber, was das einzelne individuell-soziale Subjekt unter Selbstbestimmung usw. in der Spätmoderne selbst definiert versteht, um in Anschlussuntersuchungen (selbst-)bildungsorientierte

Schlussfolgerungen ableiten zu können, wie z. B. auf welchem Bildungsstand das Subjekt sich befindet, wo individueller Bildungsbedarf für Identitätsformations- bzw. Selbstbildungsprozesse besteht usw.

Die quantitativen Ergebnisse zeigen darüber hinaus, dass die kategorialen Identitätsstrukturen jeweils typologische Differenzierungen in der Rangfolge aller bedeutungsvollen Identitätsziele ausweisen, die zu den typologischen Besonderheiten des Identitätszielverhältnisses innerhalb der Strukturierung des jeweiligen Typus führten. Als typologische Besonderheiten lassen sich aus den Identitätszielstrukturen folgende Ergebnisse zu den bedeutungsvollen Identitätszielen und *Auffälligkeiten* je Typus generalisierend festhalten:

Bei **Typus I** nimmt das Ziel Autonomie den höchsten Rang ein, gefolgt von den Zielen *Integration*, Selbstwirksamkeit und Selbstachtung, im Anschluss daran Entschiedenheit.

Bei **Typus II** nimmt ebenso das Ziel Autonomie den höchsten Rang ein, gefolgt von Selbstachtung und schließlich Entschiedenheit, danach Selbstwirksamkeit und in der Besonderheit im Gegensatz zu den anderen Typen *Anerkennung* und *Individualität/Originalität*.

Bei **Typus III** erreicht im Gegensatz zu den anderen Typen das Ziel Entschiedenheit den höchsten Rang, gefolgt als Zweites von Autonomie, als Drittes Selbstachtung, und als Besonderheit zeigen sich hier die Ziele *Ich-Bezug* und *Passivität*.

Bei **Typus IV** sind auf den vordersten Rangreihen die Ziele Selbstachtung und auch Autonomie, gefolgt von Entschiedenheit und danach Selbstwirksamkeit und als Besonderheit tritt das Identitätsziel der *Offenheit* hervor.

Ein differenzierter, zunächst quantitativer, Blick auf die nach innen und außen gerichtete Identitätszielstrukturierung zeigte schließlich, dass für die typologischen Identitätszieldominanzen auf der Grundlage relativ grob differenzierender Ähnlichkeitsanalysen Schlussfolgerungen für charakteristische kategoriale Identitätsformationsmuster, wenn auch unter Vorbehalt der Zuverlässigkeit und Reichweite, zu ziehen möglich waren. Diese kategorial ausdifferenzierten Strukturergebnisse lassen sich zunächst dahingehend zusammenfassen, inwiefern die Typen nach Innen und Außen gerichtet insgesamt ähnliche Identitätsziele verfolgten und wo typologische Gemeinsamkeiten und Unterschiede für die jeweilig ausdifferenzierten bedeutungsvollen Identitätszielverfolgungen vorzufinden waren.

Insgesamt lässt sich hier festhalten, dass die **Typen II und IV** die höchste Ähnlichkeit, die **Typen I und III** die geringste Ähnlichkeit und die **Typen I und II** wenig sowie **Typus I und IV** kaum eine Ähnlichkeit in der Zielverfolgung vorwiesen. Der **Typus III** teilte jeweils **mit den Typen II und IV** vergleichbar hoch ähnliche innen- und außengeleitete Identitätsziele.

Auf deskriptiver Ebene der inhaltlichen Identitätszielstrukturierung einerseits und der innen- und außengeleiteten Identitätszielausprägung andererseits lassen die quantitativen Ergebnisse insgesamt dennoch nur vereinfachte Schlussfolgerungen für eine Generalisierung in der Identitätszielbedeutung zu. Erst im Anschluss an die qualitative typologische Analyse der kategorialen Identitätszielstrukturierung konnten die deskriptiven Feindifferenzen sichtbar gemacht werden, die letztlich zu typologischen Ergebnissen der hermeneutischen Identitätsformationsweise führen. Die hermeneutische Identitätszielanalyse führt in der Frage der typologischen Identitätszieldesektion zu umfangreichen Ergebnissen für jedes untersuchte Identitätsziel. (vgl. Abbildung 53, i. d. A. S. 415ff.) Hier sollen jedoch nur die ermittelten typologischen Vergleichsdimensionen von fein differenzierten Identitätszielbeschreibungen in der Abbildung 65 zusammengefasst werden, da sie im Rahmen der Darstellung von hermeneutischen Endergebnissen zu den typologischen Identitätsformationsmustern (2) an Eindeutigkeit und sinnvoller Vereinfachung der Erkenntnisse noch zugewinnen. Sie sind das Ergebnis der induktiven und abduktiven Kategorienbildung und zeigen an, inwiefern und anhand welcher Kriterien sich inhaltliche Identitätszielausprägungen empirisch bestimmen und typologisch vergleichen lassen. Sie stellen damit als theoriegenerierenden Erkenntnisgewinn Möglichkeiten für Anschlussuntersuchungen zu inhaltlichen Identitätszielbetrachtungen bereit.

Insgesamt konnte in umfangreichen Einzelfallanalysen und in den typologischen Ergebnissen gezeigt werden, dass die „codierten“ Mechanismen der Selbstreflexion in Form von Identitätszielen die Art und Weise bestimmen, wie individuell-soziale Subjekte biografisch generalisierte Selbsterfahrungen für die Bildung ihres sinnhaften Passungsverhältnisses in der aktuellen Sinnkonstruktion heranziehen. Die Ergebnisse der Identitätsformation weisen nach, dass mithilfe der Analyse von konkreten Identitätszielen und ihrem lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Verhältnis umfangreiche und im Vergleich zu herkömmlichen Status- und linearen Ebenenmodellen andersartige Erkenntnisse der Orientierungsbildung auf der innerprozessualen übergeordneten Identitätsebene im Verständnis von spätmodernen pluralen Identitätskonstruktionen hervorgebracht werden können.

Identitätszielkategorie	Beschreibungsdimensionen	Typologisches Ergebnisbeispiel
Autonomie	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Institutionelle Unabhängigkeit ▪ Ganzheitlichkeit von Sinnzentren ▪ Selbstbestimmung in Sinnzentren ▪ Meinungsbildung/-vertretung 	<ul style="list-style-type: none"> - hohes Selbstbehauptungsbedürfnis, Außen muss von Selbstverwirklichung/Einstellung/Unabhängigkeit stärker überzeugt werden; - Arrangementversuche zur Vereinbarkeit von mehreren Sinnzentren (z.B. Partn) versucht; - innerhalb des prioritären Sinnzentrums: Arrangement zwischen hohem Selbstbestimmungsbedürfnis und hoher Selbstbehauptungsanforderung durch <i>Grenzziehung</i> zwischen Außen (machbar) und Innen (Bedürfnisschutz) umzusetzen versucht; - eigenständiges, selbstständiges, unbeeinflusstes, überzeugungstragenes kritisches Denken und Handeln, - Versuch der Akzeptanz von bzw. des Arrangements mit Außen (Wir-Ebene) bei unterschiedlicher Auffassung, solange Eigenständigkeit unverletzt bleibt, - ansonsten eher der konventionelle Erfahrungsweg (langfristig: temporäre, strukturelle, inhaltlich aufgebaute Überzeugung i. S. einer Festlegung darauf und Umsetzung von Autonomie, kann sich aber unkonventionell gegen Autorität wehren (Wir-Ebene) und setzt sich mit Selbstständigkeit durch, wenn es für die eigene Autonomie/Selbstverwirklichung notwendig erscheint)
Selbstachtung	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Selbstsicherheitsgefühl ▪ Selbstvertrauen/Selbstschutz/pos. Selbstbild ▪ Selbstverwirklichungsbedürfnis/-motiv (Glück, Zufriedenheit) 	<ul style="list-style-type: none"> - „geöffnete“ theor. Werteorientierung (kritische innen- und (!) außenbezogene Auseinandersetzung, die eine Änderung einer Richtung beinhalten kann z.B. i. S. dazulernen, relativieren, weiterentwickeln), aber hohe Verbindlichkeit von Werten im prakt. Vollzug (Innen+Außen sind eine Einheit), höchstes kritikbereites Potenzial (Auseinandersetzung Innen + Außen) - Ganzheitlichkeitsanspruch: stärker eine flexible Werteorientg. (innen (Ich)+außen (Wir) Ganzheitlichkeit), stärker Bewertung der ganzheitlichen Handlung (Prozess einschl. Ergebnis) - hohe Selbstschutzanteile bei defensiver Problembewältigung (Verdrängung von Krisenmomenten, unter Verschluss haltend, wo keine offensive Lösung objektiv möglich oder wenn keine Balance zwischen Innen+Außen geschafft) - Stabilität und unbedingtes Vertrauen zu Beziehungspersonen wichtig, starkes Geborgenheitsgefühl suchend (Balancegrundlage) - Sinnhaft-subjektiv = theoretisches Sinnzentrum (innere Verbundenheit) und (!) praktisches (Außen-Verbindlichkeit der Umsetzung) Sinnzentrum (= Balance zwischen Innen und Außen) - keine vorrangige LB-Priorität, sondern ganzheitlich auf alle LB bezogen - Eindeutigkeit/Stabilität/Strukturiertheit im Leben,
Entschiedenheit	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Übergeordnete, langfristig festgelegte Zielstellung ▪ Umsetzung/Offenheit ▪ Sinnzentren/Ergebnisorientierung 	<ul style="list-style-type: none"> - Funktionale Alternativen, hoher Realitäts-/und Erfolgsbezug, (Machbarkeit/Sinnhaftigkeit) - Konzentration auf einen prioritären LB (Eindeutigkeit), dem alle anderen untergeordnet sind, - Selbst zu wirklicher LB bezieht sinnhaft-subjektive und stärker materiell-reproduktionsbezogene Ansprüche ein,

		<ul style="list-style-type: none"> - - hoch ausgeprägte Ich-Norm-Motive (eigene Sinnhaftigkeit) entscheiden über Hdlg. (rational) - „ich bin, was ich mache“, freier fühlend, - Ergebnis ist offen, aber kein Problem, - weil positives Denken; - hohes Selbstwirksamkeitsbedürfnis aus innerem Bezug/offenem Selbstverwirklichungsmotiv heraus, Flexibilität als Bedürfnis
Selbstwirksamkeit	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Werteorientierung ▪ Umsetzungsform ▪ Ergebnisorientierung ▪ Problembewältigung ▪ Selbstwirksamkeitsbedürfnis i. S. v. Flexibilität als ... 	
Integration	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Emotionale und rationale Beziehungsfähigkeit ▪ Qualitative vs. quantitative Beziehungen ▪ Flexibilität vs. Stabilität 	<ul style="list-style-type: none"> - stärkere emot. (pos.) persönliche/private Bewertg. (Ich-Ebene), wobei auch Rationale (polit.) eine Rolle spielen, aber nicht so hoch, wie die Privaten gemessen werden; - Ration.: sind überlagert von emot. Bewertungen (Wir-Ebene), Freundschaft höher gewichtet als gesell. Gleichgesinnung, bzw. gesell. Gleichgesinnung auf der Grundlage von Freundschaften, dann auch Integrationswünsche - Emot. (Ich-Ebene): offene, neue persönliche Beziehungen werden regelrecht gesucht und so lange aufrecht erhalten, wie sie die Person weiterentwickeln, sich selbst optimal zu finden (funktional);
Offenheit	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Inhaltliche Bezüge ▪ Umsetzung/Umgang mit Flexibilität 	<ul style="list-style-type: none"> - bezieht sich stärker auf das „Was“ (das noch nicht festgelegt ist) - entdeckt eher Optionsräume als positives „Wie“, was wiederum nicht von der Person abhängt, sondern stärker von äußeren Bedingungen; - ist hier auch stärker wertgebunden (z. B. Grundrecht Wissenszugang, freie Meinungsbildung/-äußerung);
Ich-Bezug	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Sinnhaftigkeit durch Werteorientierung ▪ Egozentrik ▪ Machbarkeit 	<ul style="list-style-type: none"> - Stärkere innengerichtete Auseinandersetzung mit objektiven Außenanforderungen, stärkere Identifizierung über ICH-Ebene, d. f. Anpassungsleistung negativ. - Starke Gewichtung der Ich-Entscheidung - hohe subjektive Erwartungshaltung; - nur das Notwendigste für Andere, - breiter Ich-Radius, Selbstschutz; - selbstständiger Realitätssinn vs. Illusion - pos. Fähigkeitsbezug, Anpassung/Arrangement mit Außen solange, bis Ich-Zentrum völlig erfüllt;
Anerkennung	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Fremdbestätigung/ Selbstbestätigung ▪ Fremdanspruch/ Selbstanspruch 	<ul style="list-style-type: none"> - Fremdbestätigung: Anerkennung des Leistungsvermögens, dadurch Selbstbestätigung als Person (Ideeller Typ: ich bin etwas wert, weil ich besonders fähig bin und das erfahre ich auch von außen); - „der Weg/und die dafür aufgebrauchte Leistung ist das Ziel“ (daraus resultiert zugleich hoher Selbst- und Fremdanpruch), Leistung muss anerkannt werden, um im Ergebnis dadurch etwas zu erreichen (in Anerkennung der Leistung ist das Ergebnis enthalten, z. B. Status quo); Leistungsbezug meint Nicht-Selbstverständlichkeit der Anerkennung; - (un-) eignütziges Handlungsmotiv für Andere, weil darüber auch für sich selbst Gewinn (Ich-Ebene höher in der Selbstbewertung)

Abbildung 65: Ergebnisse zu den Deskriptionsdimensionen von Identitätszielen im Überblick

Insgesamt sehe ich deshalb in den Befunden als Erstes eine Bestätigung der theoretischen Grundannahme, dass unter der Perspektiveinnahme von Identitätszielmustern in Sinne eines subjektiven Relevanzrahmens ein ausdifferenzierter Bedeutungszusammenhang für das individuell-soziale Subjekt als auch für Forschungen rekonstruierbar wird. Über dieses übergeordnete Relevanzsystem – als komplex verknüpfter Mantel des Identitätskegels im modelltheoretischen Kontext entworfen – steuert das Subjekt die innerprozessualen Prozesse der Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Identitätsentwürfen und -projekten für die Bildung eines aktuell sinnhaften Selbst- und Weltverhältnisses. Das Relevanzsystem findet schließlich seinen identitätsstiftenden handlungsorientierten Ausdruck in der Gestaltung und Umsetzung eines Lebenskonzepts, fundiert die Ergebnisse im Identitätsgefühl und dient in seiner Funktionsweise der Integration, Synthese und Evaluation von Selbsterfahrung(skern)en in fortlaufenden Identitätsprozessen.

Zum Zweiten sehe ich mich in der Annahme bestätigt, dass die individuell-sozialen Subjekte eine komplexe Gesamtformationsstruktur von Identität über eine spezifische Verankerung von bedeutungsvollen Identitätszielen entwickeln. Die dieser Verankerung zugrunde liegende implizite Sinnstiftung der Identitätsstruktur wird einerseits bestimmt aus den jeweilig differenzierten und flexibel gehaltenen Identitätszielinhalten, die in den Prozessen auf der aktuellen Querschnittebene zur Identitätsformation reflexiv hereingenommen werden. Andererseits stellt sie außerdem zugleich die wechselseitige Voraussetzungsstruktur zur Auswahl, Interpretation und Gewichtung sowie Generalisierung von Inhalten (Selbsterfahrungskernen) über die Bewertung und Zuweisung von Sinn entlang von Identitätszielen im Längsschnitt dar, der sich lebenslang aus vielen temporalperspektivischen Querschnitten der Identitätsformation heraus und weiter entwickelt. In diesem komplexen Wechselverhältnis zwischen Form bzw. Struktur einerseits, Inhalt, Qualität und temporalen Verknüpfungen andererseits definiert sich die Dynamik des formalen Identitätsprozesses.

Weitere Vorzüge des dynamischen Modells liegen darin, dass ein unmittelbarer, über die Wechselwirkungen zwischen den Strukturebenen vermittelter Zusammenhang sowie zwischen der bedeutungsvollen Teilidentität und dem Identitätsgefühl über die Regulationsleistung von dominierenden Identitätszielen als wesentlicher konzeptioneller Ausgangspunkt herausgearbeitet werden konnte. Das heißt, im Vergleich zu anderen Status- und Ebenenmodellen wird in dem eigenen Grundverständnis der linear höherstufige Prozessablauf zwischen den Formationsebenen bewusst unterbrochen, um die prozessualen zirkulären Wechselwirkungen zwischen den übergeordneten und Teilidentitäts-Strukturebenen einschließlich ihrer Ergebnisorientierung in ihrer Dynamik zu betonen. Auf die Weise kann des Weiteren der Versuch gelingen, Identität als

integrierte Einheit vielfältiger und gradueller Teilselbste (Bilden 1998) zu bestimmen, als eine Einheit mit *offenen, durchlässigen Strukturgrenzen* im Sinne von ganzheitlicher Selbsterfahrung. In diesem – ganzheitlichen – Sinne erreicht das zugrunde gelegte heuristische Modell mit der Fokussierung von Identitätszielen eine Annäherung an ein ganzheitliches Verständnis von „persönlicher Identität“, in dem durch die Prozesse der selbstreflexiven Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von Selbsterfahrungskernen sogenannte „Außenweltdesignen“ der sozialen Identität ebenso wie die personale Identität zu „innerweltlichen Designen“ der persönlichen Identität umschlossen werden.

Über die dargestellten Vorstellungen zu den vorgenommenen Generalisierungen sowohl im Quer- als auch im dafür benötigten Längsschnitt im modelltheoretischen Entwurf der dynamischen Identitätsformation kann schließlich der Versuch gelingen, Identität als Prozess und Ergebnis gleichermaßen zu erfassen. Das heißt im Ergebnis für die Definition von Identität, dass die durch das Subjekt vorgenommenen Generalisierungen den um die eigene Achse rotierenden „Mantel“ des „Identitätskegels“ in der Form eines ganzheitlich-integrierten, selbstreferenziellen und selbstevaluativen Rahmenkonzepts von Identität abbilden. Von hieraus erfolgt m. E. auf übergeordneter Bewusstseins-ebene des Einzelnen die Steuerung der Identitätsziele, sodass daran orientierte bedeutungsvolle Standards eine Art „typische Formationsstruktur“ von Identität des individuell-sozialen Subjekts hervorbringen, die sich in den kategorialen und hermeneutischen Identitätsformationsmustern nachweisen ließ. Je nach lebensbereichsspezifischer Valenz der Identitätsstandards werden die identitätsrelevanten komplexen Einzelerfahrungen entsprechend der Identitätszielstellung generalisiert. Im Ergebnis entsteht ein variables, temporal-flexibel strukturiertes Netzwerk aus lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen sowie lebensbereichsübergreifenden Verknüpfungen von auch ambivalenten Erfahrungen, generalisierten Erfahrungskernen, Standards und Teilidentitäten. Mit der konzeptionellen Darstellung und Beschreibung jener netzartigen Verknüpfungen gelingt mit dem Modellentwurf m. E. der Versuch, Identitätsformationsprozesse auf der innerprozessualen Ebene des Subjekts für die empirische Erforschung beschreibbar und erfassbar zu machen.

(2) Auswertung der empirischen Ergebnisse zur spätmodernen selbstreflexiv-handlungsorientierten Identitätsjustierung von jungen ostdeutschen Erwachsenen

Im Mittelpunkt der empirischen Re-Analyse von narrativ-fokussierenden Interviews junger ostdeutscher Erwachsener stand die individuell-soziale Verknüpfung von Erfahrungskernen in der biografisch angelegten aktuellen Selbstreflexion und ihrer impliziten Sinn- und Bedeutungssynthese zur Formation eines Passungsverhältnisses zwischen *intra- und*

interpersonalen Selbstbezügen des Subjekts. Im Kontext des hier eingenommenen identitätstheoretischen Grundverständnisses der Identitätsformation in Bezug auf die zu erhellende Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von Identitätszielen und ihres strukturalen und inhaltlichen Verhältnisses als typische Formationsstruktur des Subjekts lassen sich diese systematisch erfassen über eine innengeleitete und außengeleitete Orientierungsperspektive. Diese beiden Dimensionen nehmen darauf Bezug, inwieweit die innerweltliche (intrapersonale) und/oder sozialweltliche (interpersonale) Bedürfnis- bzw. Anforderungsseite in der auseinandersetzungsvollen Selbstverhältnisbildung mit dem Ziel eines persönlich sinnhaften Passungsverhältnisses in der aktuellen Selbstvergewisserung überwiegt. Aus interaktionistisch-handlungstheoretischer Sicht kann dieser Ansatz symbolisch vereinfacht formuliert werden, dass die intrapersonale Perspektiveinnahme des Subjekts seinen „inneren Kompass“ umschreibt und dass die interpersonale Perspektiveinnahme die Ausrichtung der nach Außen gerichteten „Antenne“ beinhaltet. (vgl. Riesman 1968) Im Verständnis des eigenen dynamischen Identitätsformationsmodells werden beide als ein ganzheitliches Ich-Wir-Kontinuum der persönlichen Identität betrachtet, das die von Innen nach Außen (Introversion/Extraversion) wie auch die von Außen nach Innen (Personalität/Sozialität) gerichteten Orientierungen in der selbstreflexiv-handlungsorientierten Identitätsformation subjektiv gleichermaßen umschließt. Die Frage war, ob beide Perspektiven nun den gleichen Stellenwert für die Gesamtperspektive des individuell-sozialen Subjekts besitzen bzw. inwieweit sie selbstreflexiv-handlungsorientiert miteinander verknüpft werden, sodass persönliche Identitätsformationsmuster der Justierung ermittelt werden können. Diese Form der Justierung steht für das theoretische Erkenntnisinteresse, die individuell-soziale Art und Weise der Formationsgestaltung des In-Beziehung-Setzens mit sich selbst und der Welt im Vorgang der Selbstverhältnisbildung für spätmoderne Identitätskonstruktionen zu erforschen.

Erst durch die hermeneutische Analyse der innen- und außengeleiteten IdentitätszieldomINANZEN wurde tatsächlich der deskriptiv feine Unterschied deutlich, in welcher persönlichen Art und Weise der „innerweltliche Kompass“ und die „außenweltliche Antenne“ in der Orientierungssynthese miteinander bzw. gegeneinander „arbeiten“ und zu einer in der psychischen und sozialen Gesamthaltung akzeptierbaren Sinnkonstruktion als Passungsverhältnis verschmelzen. Für jeden ermittelten Typus sind nun zunächst allgemein grobklassige Grundorientierungen sowie die viel entscheidenderen feinklassigen Verästelungen der Identitätszielstrukturierung und zwar sowohl hinsichtlich ihrer typologischen Gemeinsamkeiten als auch ihrer Unterschiede innerhalb der inhaltlichen Relevanzsetzung mittels kontrastiver Typenbeschreibungen herausgearbeitet worden. Es wurden entsprechende hermeneutische

Typenvariablen und typologisch verdichtete Vergleichsdimensionen auf einem qualitativ höheren generalisierbaren Niveau ermittelt, die im Endergebnis zur Darstellung und Beschreibung von vier typologischen selbstreflexiv-handlungsorientierten Auseinandersetzungsformen pluraler Identitätskonstruktionen von jungen ostdeutschen Erwachsenen führten. Die typologischen pluralen Auseinandersetzungsformen lassen sich in ihren wesentlichen Kennzeichen wie folgt zusammenfassen:

Plurale Identitätsformationstypen	Kennzeichen der typologischen selbstreflexiv-handlungsorientierten Auseinandersetzungsformen
Typ I: „Passionierter Multioptionstyp“:	<ul style="list-style-type: none"> - Integrativ-kompensatorisches Arrangement - Selbstbestätigung - Flexibilität als Bedürfnis: optional - Ganzheitlichkeit/Fähigkeitsorientierung - Emotionalität - Kurz-/Mittelfristigkeit
Typ II: „Sensibler Aufstiegstyp“:	<ul style="list-style-type: none"> - Offensives Arrangement - Fremdbestätigung - Flexibilitätsakzeptanz: funktional-optional - Wesentlichkeit - Leistungs- und Fähigkeitsorientierung - Emotionalität - Langfristigkeit
Typ III: „Instrumenteller Vernunfttyp“	<ul style="list-style-type: none"> - Defensiv-passives Arrangement - Selbstbestätigung - Flexibilität als Anpassungsleistung: funktional - Wesentlichkeit/Ergebnisorientierung - Rationalität - Langfristigkeit
Typ IV: „Pragmatischer Toleranztyp“	<ul style="list-style-type: none"> - Konstruktives Arrangement - Fremdbestätigung - Flexibilität als Herausforderung: optional-funktional - Ganzheitlichkeit/Ergebnisorientierung - Rationalität - Mittelfristigkeit

Abbildung 66: Typologische Auseinandersetzungsformen der Identitätsjustierung

Die typologischen Auseinandersetzungsformen charakterisieren nun die Art und Weise der Identitätsjustierung durch das Subjekt. Sie lassen theoretische Zuordnungen und Bewertungen in einem *Vierfelderschema* der Theoriebildung zu. Dieses Vierfelderschema zentriert die beiden theoretischen Dimensionen des ICH-WIR-Kontinuums der persönlichen Identitätsformation. Das heißt, es vereinnahmt insgesamt die durch das Subjekt eingenommene narrativ-fokussierende Gesamtperspektive auf sich selbst und seine Welt. Und zwar in der Weise, dass eben nach dem jeweiligen stärker gewichteten Einfluss einmal intrapersonal von Innen nach Außen (dies sind die personalen Bedürfnisse, Motive, Ansichten, Haltungen) und zum anderen interpersonal von Außen nach Innen (dies sind Anforderungen, Bedingungen, Motive, Haltungen und Rückmeldungen des sozialen Anderen) in der aktuellen selbstreflexiv-handlungsorientierten Erfahrungssynthese gefragt worden ist. Anhand der hermeneutisch ermittelten typologischen pluralen Auseinandersetzungsformen der Befragten wurde der jeweilige Typus demjenigen Pol in der jeweiligen Grundorientierung zugeordnet, welchem er insgesamt das größere positive bzw. negative Gewicht einräumt. In symbolischer Sprache vereinfacht ausgedrückt lauten die Ergebnisse für

- **Typ I:** Auf der Ebene des „inneren Kompass“ zeigt sich eine intensive WIR-Orientierung, auf der Ebene der „äußeren Antenne“ eine stärkere ICH-Orientierung. Die äußeren Einflüsse und das hohe soziale Integrationsbedürfnis spielen im Wesentlichen zur Kompensation und zum Ausbau und zur Entfaltung eigener vielfältiger Selbstverwirklichungsmotive und mit Blick auf eine ideale ganzheitliche Lebensgestaltung und -führung eine Rolle. Entscheidend für seine Handlungen sind die eigenen Ich-Norm-Motive.
- **Typ II:** Auf der Ebene des „inneren Kompass“ zeigt sich eine ausgeprägte ICH-Orientierung, auf der Ebene der „äußeren Antenne“ eine ebenso ausgeprägte WIR-Orientierung. Wesentliches Merkmal der WIR-Orientierung ist die soziale Anerkennung der eigenen Leistungsfähigkeit und des Status quo. Gleichzeitig zeigt die hohe ICH-Orientierung ein hohes Bedürfnis nach institutioneller Unabhängigkeit im Sinne von Selbstbestimmung nach Maßgabe relativ geschlossener Ich-Überzeugungen, die offensiv vertreten werden.
- **Typ III:** Sowohl auf der Ebene des „inneren Kompass“ als auch auf der Ebene der „äußeren Antenne“ zeigt sich jeweils eine primäre ICH-Orientierung. Seine Grundhaltung ist als Erstes auf sich selbst, auf die langfristige Erfüllung seines eigenen prioritären Sinnzentrums bzw. persönlicher Selbstverwirklichungsziele ausgerichtet. Seine Wert- und Handlungsorientierung ist gekennzeichnet von geschlossenen Ich-Normmotiven und ausgeprägter Ergebnisorientierung.

- **Typ IV:** Sowohl auf der Ebene des „inneren Kompass“ als auch auf der Ebene der „äußeren Antenne“ zeigt sich jeweils eine primäre WIR-Orientierung. Seine nach Außen positiv geöffnete und rational-kritische und soziale Grundhaltung zeigt sich in einem hohen Problemlösungsbewusstsein und in der Verbindlichkeit von Werten und Normen für sich selbst und für Andere. Voraussetzung für sein auf die eigene Selbstverwirklichung gerichtetes und äußeres Arrangement sind institutionelle Selbstständigkeit, Selbstverantwortung und Selbstbestimmung.

Die typologischen Ergebnisse im Vierfelderschema spätmoderner Konstruktionsweisen der Identitätsformation lassen sich einbinden in die Annahmen des modelltheoretisch entworfenen Identitätskegels im Sinne der Erhellung des aktuellen querschnittartigen Generalisierungsnetzes der Identitätsformation und der dort anzusiedelnden aktuellen selbstreflexiv-handlungsorientierten Prozesse der Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von Selbsterfahrungskernen. Es generalisiert Auseinandersetzungsformen individuell-sozialer Subjekte im Umgang mit den Kennzeichen spätmoderner gesellschaftlicher Transformationsprozesse. Es zeigt die Art und Weise, wie Pluralität, Flexibilität, Ambivalenz und Individualität als äußere Voraussetzungen und Bedingungen in die sinnhafte Orientierungsbildung für ihre persönliche Identitätsformation unterhalb bestimmter selbstrelevanter Identitätszielperspektiven selbstreflexiv-handlungsorientiert hineingenommen und mit eigenen Ansprüchen, Bedürfnissen und Wertorientierungen abgeglichen werden und zu pluralen, flexiblen, individuell-sozialen und Ambivalenz aushaltenden spätmodernen Passungsverhältnisformen konstruiert werden. Zugleich schließen sie nicht eine Synthese mit klassischen Konstruktionsweisen aus, die modernen Subjektkonstruktionen in der Identitätsforschung zugesprochen werden. Auch für diese Form von Komplexität *und* Eindeutigkeit, von Differenz *und* Einheitlichkeit sowie von Kontinuität *und* Diskontinuität spricht der Begriff der Pluralität im Verständnis von spätmoderner Varianz.

Das Vierfelderschema zeigt insgesamt allgemeine Anschlussmöglichkeiten von empirischen und theoretischen Untersuchungsergebnissen der Identitätsforschung. Es ermöglicht auf theoriegenerierender Ebene eine ganzheitlich-integrative Betrachtungsweise der Identitätsformation. Das bedeutet, es versucht mit dem Ansatz der übergeordnet strukturierten Identitätszielformationsebene eine Vereinbarkeit von multiperspektivischen Untersuchungsansätzen zur Identitätsformation zu ermöglichen, die andernorts zu Untersuchungsergebnissen in ihrer Breite und Spezifität zugleich führen. Wesentliche Schnittstellen für die Übertragbarkeit der eigenen Erkenntnisse sehe ich beispielsweise in den Ergebnissen zu sinnhaft-subjektiven Anspruchsdimensionen nach Baethge (u. a. 1989),

Zeitstrukturierungen (Siegert/Chapman 1987), Wertorientierungsgruppen (Spranger 1966), Bewältigungsstrategien (Brezonsky 1992), Identitätsentwürfen und –projekten sowie dem Konstrukt der Kohärenzbildung (Straus/Höfer 1998, Keupp u . a. 1999, Höfer 2000) oder auch der Selbstkonzeptforschung und Kompetenzpsychologie (zf. in Haußer 1995).

3) Auswertung zu den Ergebnissen der beruflichen Teilidentität:

Die berufliche Teilidentität wurde hier als anschauliches Anwendungsbeispiel ausgewählt, um die identitätstheoretische Zusammenhangsbildung zwischen den übergeordneten Sinnbezügen des Subjekts und den lebensweltlichen Sinnbezügen darzustellen und spezifische *relevanzanalytische* Fragen zum formalen und inhaltlichen Stellenwert der beruflichen Identität für die *persönliche* Identität und zu den in der Forschung aufgestellten *Wandlungsthese*n der Orientierungsbildung von jungen Erwachsenen zu beantworten. Das Hauptziel bestand darin, vor diesem relevanzanalytischen Hintergrund die Annahme zu überprüfen, dass die berufliche Identität durch plurale Lösungen im Kontext einer komplexen *Lebensorientierung* erfüllt wird, und dass diese Komplexität abgebildet wird in einer lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Spannweite von differenzierten Ausprägungen und Konstruktionsformen der *beruflichen* Identität als *fluide und flexible Teilidentität*. Die Frage war also, ob sich im Zusammenhang mit den bereits ermittelten typologischen pluralen Identitätsformationsmustern, denen eine ganz bestimmte innere Logik der bedeutsamen Identitätszielstrukturierung zugrunde liegt, auch konvergente typologische plurale berufliche Teilidentitätsmuster herauskristallisieren, die zu entsprechenden Konsequenzen für die Konzeption der spätmodernen beruflichen Identität führen.

Zu den quantitativen und qualitativen Ergebnissen auf formaler Betrachtungsebene der Identitätszielstrukturierung und biografischen Lebensbereichsgewichtung:

Ich sehe mich mit den empirischen Ergebnissen zunächst in der konzeptionellen Annahme bestätigt, dass der Stellenwert der beruflichen Teilidentität für die persönliche Identitätsformation über die Kategorien der Identitätsziele auf der übergeordneten Strukturebene sinnvoll entworfen werden kann. Das heißt theoretisch, dass die bedeutsamen Identitätsziele der übergreifenden Generalisierungsstruktur als Referenzpunkte von sämtlichen lebensbereichsspezifischen, also auch von beruflichen, Handlungs- und Evaluationsorientierungen gelten können. Der formale Stellenwert der beruflichen Teilidentität für die aktuelle persönliche Identitätsformation ergibt sich schließlich aus dem Verhältnis der über den Lebensbereich Arbeit und Beruf verfolgten bedeutsamen Identitätsziele in Beziehung

zu allen anderen lebensweltlich organisierten bedeutsamen Identitätszielen. In Verbindung mit dem modelltheoretischen Verständnis heißt dies, dass sich erst im spezifischen mehr oder weniger engen Zusammenspiel zwischen der Bedeutung der beruflichen Identität und allen anderen lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Bedeutungen die netzartige Mantelstruktur, wie sie im heuristischen Kegelverständnis der Identität skizziert wurde, vervollständigt.

Empirisch ermöglichte dieser Ansatz, im Zusammenhang mit der übergeordneten Identitätsebene danach zu fragen, ob vorrangig über die in Lebensprojekten und -entwürfen hervortretenden dominanten Arbeits- und Berufsorientierungen auch die bedeutsamen Identitätsziele aus der bereits empirisch ermittelten formativen Relevanzstruktur erfüllt worden sind, sodass von einem zunächst hohen Stellenwert der beruflichen Identität im Lebenszusammenhang der persönlichen Identität gesprochen werden könnte. Des Weiteren lassen sich auf der formalen Betrachtungsebene aus der lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Identitätszielstrukturierung erste typologische Rückschlüsse zur komplexen Lebensorientierung bzw. balancierenden Lebensbereichsverknüpfung des individuell-sozialen Subjekts in der Spätmoderne ziehen.

Mit der quantitativen Stellenwertanalyse zur biografischen identitätszielorientierten Lebensbereichsgewichtung lassen sich drei typologische Ergebnisse festhalten. Es konnten typologische berufliche Identitätszielstrukturen (vgl. Abbildung 59), typologische berufliche Zeitorientierungsstrukturen (vgl. Abbildung 60) und typologische Lebensbereichsgewichtungen (vgl. Abbildung 61) ermittelt werden.

In Bezug auf die Frage, welchen formalen Stellenwert die berufliche Identität für die persönliche Identität und als Sinnzentrum im Zusammenhang mit der Lebensbereichsverknüpfung einnimmt, können folgende empirische Aussagen im Überblick festgehalten werden:

Typ I	Typ II	Typ III	Typ IV
Stellenwert: mittelhoch für A/B Verschiebung bzw. Nichtverwirklichung bedeutsamer IZ auch durch andere LB	Stellenwert: hoch vordergründig bedeutsame IZ über A/B und I weiteren LB, Schwergewicht aber A/B	Stellenwert: sehr hoch, fast ausschließlich bedeutsame IZ über A/B, A/B im Zentrum aller anderen LB	Stellenwert: mittelhoch, IZ-Verwirklichung auch über A/B und andere LB, IZ-Verschiebung
Biografische Strukturierung: diskontinuierlich, uneindeutig, stark wechselnd A/B dominant für V+Z	Biografische Strukturierung: fast klassisch kontinuierlich, A/B immer im Sinnzentrum aber A/B dominant für G	Biografische Strukturierung: klass. kontinuierliches Endziel mit Übergangslösungen, A/B dominant einschließlich für Z	Biografische Strukturierung: diskontinuierlich, A/B nicht immer, aber häufig im Sinnzentrum, A/B dominant für Z

Typologische innere Logik: Kompensation/ dezentral, hohe Streuung IZ, weites Sinnzentrum	Typologische innere Logik: Kombination mit einem weiteren LB, enges Sinnzentrum	Typologische innere Logik: Absolute Zentralität, absolutes bzw. sehr enges Sinnzentrum	Typologische innere Logik: Kombination nimmt zu, mindestens zwei LB, relativ enges Sinnzentrum
Zusammenfassung zur Lebensorientierung und den bedeutsamen IZ (vgl. Abbildung 64)			
Kontinuierlich mind. drei dominante, stark wechselnde LB im Sinnzentrum, sehr hohe diskontinuierliche Streuung der bedeutsamen IZ	A/B feststehendes, zuzüglich eines variablen Sinnzentrum(s), Verknüpfung kontinuierlich über A/B, geringe Streuung bedeutsamen IZ	Kontinuierlich über das alleinige Sinnzentrum der (arbeits-)beruflichen Identität, kaum Streuung der bedeutsamen IZ	Meistens zwei wechselnde LB, A/B häufig, aber nicht kontinuierlich Sinnzentrum, höhere diskontinuierliche Streuung der bedeutsamen IZ

Abbildung 67: Zusammenfassung der quantitativen Ergebnisse auf formaler Ebene

Die quantitativen Ergebnisse lassen zwei wesentliche Schlussfolgerungen auf allgemeinem Niveau zu. Zum einen wird aus den lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Identitätszielanalysen deutlich, dass die bedeutungsvollen Identitätsziele der Gesamtformation – und damit die persönliche Identität – *typspezifisch und typentsprechend* über den Lebensbereich Arbeit und Beruf verfolgt werden. Sie erfüllt also einen typologisch graduell differenzierbaren, genauer mittel hohen bis hin sehr hohen, Beitrag zur persönlichen Identität.

Zum anderen sind typologische Muster zur inneren Logik der Identitätszielstrukturierung im Lebenszusammenhang erkennbar. Anders ausgedrückt handelt es sich hier um verallgemeinerbare Ableitungen zur typologischen Lebensorientierung im Hinblick auf die Zentralität bzw. Dezentralisierung des gesamten Sinnzentrums im Zusammenhang mit der Kontinuität bzw. Diskontinuität der Identitätszielverwirklichung über sämtliche Lebensbereiche, die zu Schlussfolgerungen für den Stellenwert des Lebensbereichs Arbeit/Beruf innerhalb des Sinnzentrums führen. (vgl. Punkt „Zusammenfassung“ in der Abbildung 67) Denn die typologischen formalen Ergebnisse zeigen bereits erste Erkenntnisse für eine Spannweite von typologischen Lebensbereichsverknüpfungen wie folgt:

Spannbreite der typologischen LB-Verknüpfungslogik (LO)

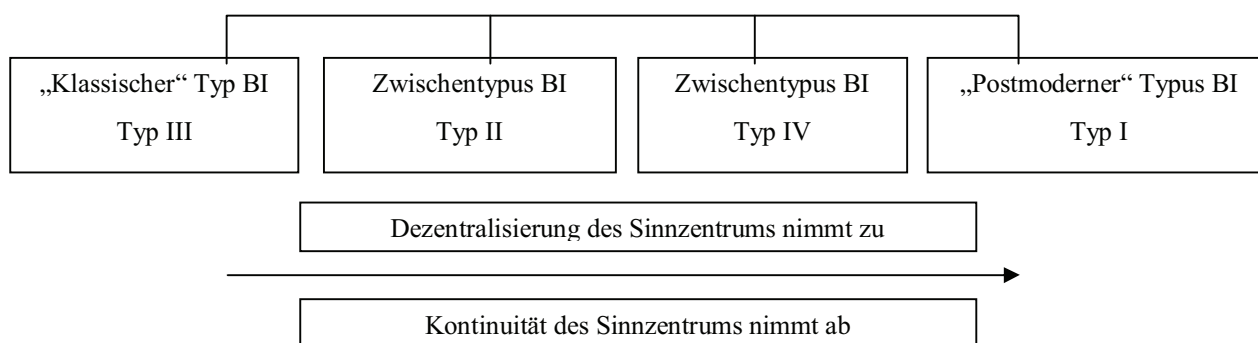


Abbildung 68: Spannbreite der typologischen LB-Verknüpfungslogik (LO) (vgl. Abbildung 62, i. d. A. S. 464)

Die quantitativen Ergebnisse verdichteten sich in einem zweiten Schritt über qualitative Stellenwertanalysen zur typologischen Identitätszielstrukturierung und Lebensbereichsverknüpfungslogik. Ziel war auf der formalen Betrachtungsebene die inhaltliche Interpretation auf der übergeordneten Identitätszielstrukturebene hinsichtlich der ausgedrückten kategorialen Übereinstimmung in dem Ausprägungsniveau zwischen der typologischen Gesamtformationsstruktur und den (arbeits-)beruflichen Codierungen. Das heißt, ob die Codierungen des Lebensbereichs Arbeit/Beruf auf die zentralen Identitätszielvariablen und ihren dominanten Merkmalen, die bereits in der hermeneutischen Gesamttypologie ermittelt wurden, auch im Sinngehalt zutreffen und welches formale Gesamtbild sich daraus ergibt. Typübergreifend lässt sich allgemein für alle Typen eine zentrale, das heißt sehr hohe, formale Erfüllung der Identitätszielgesamtformation durch die (arbeits-)beruflichen Sinngehalte (Codierungen) in Korrelation zu ihrer stellenwertbezogenen quantitativ ermittelten Rangfolge feststellen. Das bedeutet, dass die für alle Typen insgesamt generell sehr hoch gewichteten Identitätsziele (Autonomie, Entschiedenheit, Selbstachtung) auch über Arbeit und Beruf dementsprechend hoch verfolgt wurden. Zugleich zeigen die Ergebnisse typvergleichend, dass die unterschiedlich nachrangigen, höheren bedeutungsvollen Identitätsziele (Selbstwirksamkeit, Offenheit, Integration, Anerkennung und Ich-Bezug) ebenso typunterschiedlich, aber typentsprechend ausgeprägt über Arbeit und Beruf zur Sinnkonstitution herangezogen wurden. Daraus folgt für den formalen Stellenwert von Arbeit und Beruf in der Identitätszielstrukturierung im Lebenskonzept, dass über alle ranghohen und typenspezifischen Identitätszielgemeinsamkeiten und –besonderheiten hinweg die inhaltlichen Arbeits- und Berufsorientierungen weitestgehend die typologische Gesamtformation erfüllen und damit insgesamt einen auf der qualitativ formalen Betrachtungsebene hohen Stellenwert einnehmen. Die Teilidentität Arbeit/Beruf erfüllt dementsprechend einen hohen Stellenwert für die persönliche Identität. Die formal hohe Bedeutung von Arbeit und Beruf für die Identitätsbildung kann demzufolge zunächst als allgemeine Bestätigung von Identitätsforschungsergebnissen andernorts gelten.

Auch die Annahme, dass die Lebensbereichsverknüpfung verschiedenen formalen Mustern zu folgen scheint (vgl. Keupp u. a. 1999, S. 184), lässt sich aus der inneren Logik der überordneten Identitätszielstrukturierung vorerst bestätigen. Die differenzierte Betrachtung der Identitätszielstrukturierung führte aber im Gegensatz zu den Ergebnissen von Keupp (ebd. S. 224) zu einer anderen lebensbereichsspezifischen Gewichtung einzelner bedeutungsvoller Identitätsziele. Das heißt, die Autoren schreiben insbesondere dem Lebensbereich Arbeit und

Beruf die Verwirklichung der Identitätsziele Autonomie, Selbstachtung, Anerkennung und Originalität zu, und sie gehen davon aus, dass die Teilidentitäten jeweils mit anderen Identitätszielen belegt und über andere Identitätsstrategien umgesetzt werden (vgl. ebd. S. 110). In den vorliegenden Ergebnissen kann lediglich die sehr hohe Bedeutung von Autonomie und Selbstachtung bestätigt werden. Bezüglich der hohen Bedeutung von beruflicher Anerkennung und Originalität für die berufliche Identität gilt dies im engeren Sinne hier nicht. Beide spielen nur in einem Typus (II) zwar eine besondere, aber nachrangige Rolle. Auch die unterschiedliche lebensbereichsspezifische Identitätszielverfolgung spiegelt sich nicht in den eigenen Ergebnissen wider. Vielmehr lässt sich erkennen, dass die Art und Weise der Identitätszielverwirklichung in den Teilidentitäten mit den formalen Mustern der typologischen Verknüpfungslogik von Lebensbereichen im übergeordneten Sinnzusammenhang steht (vgl. Abbildung 68). Es wurden allgemein betrachtet mit Arbeit und Beruf typentsprechend, d. h. in Analogie zur jeweiligen Identitätsformationstypologie, sowohl die gleichen bedeutungsvollen Identitätsziele wie in anderen Lebensbereichen verfolgt als auch völlig andere als in anderen Lebensbereichen.

Insgesamt kann in Bezug auf die Lebensbereichsverknüpfung des Weiteren im Vergleich zu den Untersuchungsergebnissen von Baethge (u. a. 1989) bzw. Hantsche (1990) und Keupp (u. a. 1999) mit den eigenen quantitativen und qualitativen Ergebnissen formal bestätigt werden, dass es unterhalb der Ebene der Lebenswelten eine ansetzende Verknüpfungsarbeit gibt, in der einzelne Identitätsprojekte zwischen den Lebenswelten miteinander ausbalancierend verknüpft werden. Die ermittelte plurale Spannweite (vgl. Abbildung 68) der Lebensbereichsverknüpfung geht aber über die Ergebnisse von Baethge (u. a. 1989) insofern hinaus, als dass es sich mittlerweile nicht mehr in Anlehnung an klassische Modelle der beruflichen Identität um eine (fast) ausschließliche Konzentration auf einen, eventuell zwei Lebensbereiche handelt. In den eigenen Ergebnissen findet sich zum einen die Form des „arbeitsorientierten Lebenskonzepts“ bzw. im Sinne von Arbeit und Beruf als „alleiniges Sinnzentrum“ (vgl. auch Keupp u. a. 1999, S. 184) in einem Typus (III) wieder. Und zum anderen die Form Arbeit und Beruf in Kombination mit einem weiteren Lebensbereich im Typ II, die im weitesten Sinne mit dem „arbeits- und familienorientierten Lebenskonzept“ nach Baethge vergleichbar wäre. Bei Keupp dagegen würde dieser Typus II dem „traditionellen Wechselmodell“ mit dem Ergebnis des ausbalancierten Lebenskonzeptes entsprechen. Sowohl das relativ reine „Familieorientierte“ bzw. „freizeitorientierte Lebenskonzept“ nach Baethge, als auch das Lebenskonzept der „Dreifelderwirtschaft“ nach Keupp lassen sich in den eigenen Ergebnissen nicht bestätigen, wobei Letzteres ohnehin nur im Längsschnitt zu ermitteln ist. Dagegen finden sich in den

eigenen Ergebnissen zwei plurale Formen der Lebensbereichsverknüpfung, die anscheinend einer andersartigen Logik der beruflichen Teilidentitätsformation folgen, die im Zusammenhang mit der Zunahme von Dezentralisierung und Diskontinuität im übergreifenden Sinnzentrum steht.

Prinzipiell lassen die bisherigen Auswertungen an dieser Stelle zum formalen Stellenwert von Arbeit und Beruf innerhalb der typologischen Lebensbereichsverknüpfungslogik den Schluss zu, dass in einer ersten Konsequenz die von Lohauß (1995) konstatierte Wandlungsthese von der (zentralen) Arbeitsorientierung zur (komplexen) Lebensorientierung bestätigt werden kann. Es zeigten sich in der Identitätszielanalyse erste formale Hinweise, dass die Vielfalt der lebensbereichsspezifischen Verknüpfungsmuster dabei von der „klassischen Zentralisierung“ (Typus III) bis hin zur sogenannten „postmodernen Dezentralisierung“ (Typ I) der biografischen Lebensbereichsverknüpfung reichen. Die Spannweite beinhaltet zwei zwischen diesen Polen liegenden Verknüpfungslogiken, die jeweils einem der beiden „Gegenspieler“ (Typ II bzw. Typ IV) näher stehen. Auch Keupp (u. a. 1999) gehen auf die gewandelte Bedeutung von Arbeit und Beruf im Lebenszusammenhang ein, indem die Autoren mit ihren Ergebnissen von einem, gegenüber klassischen Berufsbedeutungen, Dominanzverlust von (Erwerbs-)Arbeit sprechen. Es heißt dort, die Konzentration der Lebensbereiche um das mittige Sinnzentrum der Erwerbsbiografie wird durch gesellschaftliche Individualisierungstendenzen und Destandardisierungsbedingungen (aus existenzieller Sicht und mangels anderer Sinninstanzen) wichtiger und (im Vergleich zu anderen dominanten, arbeitsübergreifenden Selbstverwirklichungsmotiven) unwichtiger zugleich.

Die Spannweite der eigenen formalen Ergebnisse zeigt aber zum Zweiten auch, dass es nicht mehr nur um die Frage nach einem hohen oder niedrigen Stellenwert von Arbeit und Beruf für die Identitätsformation an sich geht, sondern dass sich die Formen von beruflicher Identität selbst verändern, und dass demzufolge einem sich *wandelnden* Stellenwert nachgegangen werden muss. Diese Perspektive führt dann zwangsläufig zu der viel entscheidenderen Frage, ob es sich tatsächlich in dieser formalen Typologie um Arbeitsorientierungen handelt, für die der Wandel zur Lebensorientierung in der Identitätsforschung angezeigt worden ist. Und diese Fragestellung führt wiederum zu der von Keupp (u. a. 1999) aufgestellten Wandlungsthese von der „beruflichen Identität“ zur „Arbeitsidentität“. Das heißt, es stellte sich in der vorliegenden Arbeit vielmehr die Frage, ob der formal hohe Stellenwert durch Berufsorientierungen oder durch spezifische Erwerbsarbeitsorientierungen begründet wurde. Dieser Zusammenhang erklärte sich eindeutig auf der inhaltlichen Betrachtungsebene von beruflicher Identität.

Zu den qualitativen Ergebnissen auf der inhaltlichen Betrachtungsebene der beruflichen Identität und typologische Schlussfolgerungen für ihre Konzeption

Die These, dass aus der pluralen Gesamtstrukturierung der Identitätsformationstypologie auch entsprechende inhaltliche Rückschlüsse für plurale Teilidentitätsformationsmuster folgen, bedeutete zunächst die Präzisierung der formalen Teilidentität in ihren typinternen inhaltlichen Ausprägungen durch die Ermittlung und Zusammenfassung von typologischen Orientierungsmerkmalen der (arbeits-)beruflichen Teilidentitätsformationsmuster. Im Ergebnis ließen sich für die Teilidentität Arbeit und Beruf folgende Anspruchsdimensionen aus den Arbeits- und Berufsorientierungen heraus bestimmen:

- Selbstbestimmung/Unabhängigkeit
- Innerer (subjektiv-sinnhafter) Bezug/ „Berufung“
- Klares, eindeutiges Berufsziel
- Anerkennung/Status
- Lebensbereichsverknüpfung/Integration.

Die Deutung des inhaltlichen Sinngehalts der Arbeits- und Berufsorientierungen anhand dieser Dimensionen schließt eine erneute Konzentration auf die sinnhaft-subjektiven und materiell-reproduktionsbezogenen Ansprüche der Selbstdefinitionen ein, die sich insbesondere mit der Identifikation über den inneren Bezug der Arbeits- und/oder Berufsorientierungen, der temporalen Berufsarbeitsperspektive und der flexiblen lebensbereichsspezifischen und -übergreifenden Organisationshaltung gegenüber nicht-linearen Berufsbiografien beschäftigen muss. Hintergrund für die erneute bzw. im Vergleich zu anderen Untersuchungen (Baethge u. a. 1989; Keupp u. a. 1999) wiederholte Betrachtung war die dort aufgestellte These, dass die Bedeutung des Berufs am Grundkonzept der Erwerbsarbeit gemessen worden ist. Das heißt, Erwerbsarbeit bezieht sich auf eine mittelfristige, nicht-lineare Berufs(arbeits)biografie mit bestimmten inhaltlichen Arbeitsorientierungen, die sich wiederum auf Einkommen, Position, Anerkennung und Selbstverwirklichung richten. Das Grundkonzept Beruf implizierte dagegen eine langfristige, kontinuierliche (Dauerperspektive), bezogen auf die Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe bzw. zu einem Betrieb feste Berufsidentität, die aufgrund arbeitgesellschaftlicher Transformationen hinsichtlich diskontinuierlicher Berufsbiografien nicht mehr sinnvoll oder nur noch unter hohen Risiken und geringen Chancen für die persönliche Sinnstiftung möglich ist. Deshalb würde sich in der Tendenz eine Arbeitsidentität herausbilden, die sich auf die Identifikation mit einer interessanten inhaltlichen Tätigkeit und mit der Anwendung eigener Fähigkeiten konzentriert. Insofern bedeuten die Ergebnisse jener Autoren aber, dass sie die berufliche Identität im Sinne einer klassischen Teilidentität untersuchten und die Möglichkeit für differenzierte und flexible berufsbezogene Teilidentität in der Spätmoderne ausblendeten.

Im Wesentlichen zeigen sich in den eigenen Ergebnissen zwei Erkenntnisse. Zum einen verbinden sich mit den oben ermittelten Anspruchsdimensionen explizit Berufsorientierungen. Das bedeutet in Übereinstimmung mit den Ergebnissen von Heinz (2002, S. 216), dass alle aus den inhaltlichen Anspruchsdimensionen ermittelten typologischen Teilidentitätsmuster (vgl. i. d. A. S. 473ff.) trotz anhaltender und sich rasant verschärfender Transformationsbedingungen eine sehr hohe Berufseinstellung vorweisen und eine sehr hohe lebenslaufbestimmende Relevanz des beruflichen Lebensbereichs insgesamt anzeigen. Mit der Berufskategorie verbinden sich immer noch Berufsorientierungen, die (einschließlich von mit dem traditionellen Begriff verbundenen) Identifikationsschablonen des Berufshabitus und der Berufstätigkeit als Sinn stiftende Instanzen bereithalten. In der Terminologie von Heinz verweisen also die differenzierten beruflichen Teilidentitätsmuster auf die mit Beruf(sarbeit) verbundenen herkömmlichen „Orientierungsmarker“ der ganzheitlichen Sinnkonstitution. Der Beruf und die auf ihn zugeschnittene Berufsarbeit sind nach wie vor ein entscheidendes Medium für die soziale und materielle Verselbstständigung. Sie sind es auch für die soziale Anerkennung und gesellschaftliche Integration sowie für die Selbstverwirklichung eines selbst definierten (im durchaus engagierten, genauso aber auch im ambivalenten Arrangement mit äußeren und inneren Bedingungen ausbalancierten) Lebenskonzepts in bzw. für die mittel- bis langfristige und Diskontinuitäten einschließende Identitätsformation. Daraus folgt, die Lebenssinn stiftende Orientierungsfunktion des Berufs hat insgesamt zwar nicht an identitätsstiftender Bedeutung zugenommen, sie hat aber auch nicht gegenüber erwerbsarbeitsbezogenen inhaltlichen Anspruchsdimensionen an Stellenwert für die Identitätsformation verloren.

Vielmehr zeichnet sich zum anderen berufliche Identität durch komplexe, in sich differenzierte, den äußeren Transformationsbedingungen flexibel angepasste, individuell-soziale, ganzheitliche Teilidentitätsformationsmuster aus, in denen sie einen in ihrer Zentralität typologisch graduell unterschiedlich hohen Stellenwert im inhaltlichen Sinnzentrum des gesamten Lebenszusammenhanges einnimmt. Und die qualitativ ermittelten beruflichen Teilidentitätsmuster zeigen eine innerhalb ihrer internen Logik vorgenommene, feine Akzentuierung typologischer Differenzierungen in den einzelnen, zentralen, berufsbezogenen Anspruchsdimensionen, die im Zusammenhang mit der typologischen Gesamtformation zu erklären möglich sind. In den differenzierten Mustern wird deutlich, dass sich für die Typen unterschiedliche inhaltliche Kombinationen bestimmen lassen, die typvergleichend in den einzelnen Dimensionen sowohl Gemeinsamkeiten als Unterschiede bzw. Besonderheiten sichtbar

machen, dass die Typen aber insgesamt eine einmalige Konstellation von Qualität und Inhalt der typologischen Dimensionen hervorbringen. Das bedeutet, die ermittelten Muster können als plurale Konzeptionsformen der spätmodernen beruflichen Teilidentität aufgefasst werden.

Darüber hinaus validieren die qualitativen Ergebnisse der inhaltlichen Betrachtung die formal ermittelte Spannweite beruflicher Teilidentitätsformationsmuster. Denn die inhaltliche Spannweite korreliert mit den formalen Mustern insofern, als dass an einem Pol von einer eher klassischen und am anderen Pol von der sogenannten postmodernen Berufsidentität auch in ihren inhaltlichen Dimensionen gesprochen werden kann, einschließlich von zwei Mustern, die jeweils einem der beiden Hauptpole näher stehen.

Des Weiteren bedeutet dieses Ergebnis für die Wandlungsthese von der beruflichen Identität zur Arbeitsidentität wiederum, dass auch eine Arbeitsidentität, wie sie Keupp (u. a. 1999) vertreten, innerhalb einer solchen pluralen Spannweite nicht ausgeschlossen werden muss. Sie kann theoretisch zumindest, als eine weitere, neben anderen Möglichkeiten angenommen werden. Das klassische Muster der beruflichen Identität nimmt auch in den eigenen Ergebnissen in der Tat ab. Das heißt, die beruflichen Selbstbezüge werden im interaktiven Austausch mit Außen flexibel gehandhabt, verändern sich typologisch graduell unterschiedlich weit bzw. hoch, und sie verändern sich in bestimmten Teilaspekten, ohne aber interessanten Erwerbsarbeitsbezügen als solchen den Vorzug geben zu müssen oder zu wollen. Die tendenzielle Abnahme reagiert auch auf die durch Gesellschaftstransformationen hervorgebrachten biografischen Diskontinuitäten. Jene aber werden typbedingt unterschiedlich funktional und optional hineingenommen. Der neue Optionsraum wird einerseits als zu nutzende Lebenschance angenommen und in seinem Risiko realistisch und kritisch reflektiert. Neue Berufsentscheidungen werden (nicht immer problemlos, aber sinnhaft-subjektiv) getroffen, und es werden berufliche Perspektiven modifiziert. Qualifikationen werden instrumentell der eingeschlagenen, möglichst linearen, dennoch nicht verabsolutierten Berufslaufbahn hinzugefügt. Sie dienen dem Aufbau, Umbau und der Erhaltung der sinnhaft-subjektiven Berufsidentifikation als Investition in das Idealziel für die weitere tendenziell mittel- bis langfristig geplante, gleichwohl offene und unsichere Zukunft.

In Bezug auf die spezifischen Forschungsergebnisse andernorts zu den sinnhaft-subjektiven und materiell-reproduktionsbezogenen Ansprüchen gegenüber Arbeit lassen sich durchaus inhaltliche Parallelen zu den eigenen Ergebnissen gegenüber den Berufsansprüchen ziehen. Die Typen sind bereit, erwerbsarbeitsbezogene und/oder berufliche Arrangements zwischen institutioneller oder lebensbereichsübergreifender Anpassung und Unabhängigkeit auf sich zu nehmen und u. U. irgendwie, aber so lange wie möglich vor allem vor ihrem

Selbstverständnis aufrecht zu erhalten. Bedingung für jene Form des Arrangements ist, dass sie sich perspektivisch mit dem eigenen inneren Bezug, sprich den inneren und äußeren materiell-reproduktionsbezogenen und sinnhaft-subjektiven Berufsarbeitsansprüchen bzw. -anforderungen, eigenen Wertorientierungen und lebensbereichsübergreifenden Selbstverwirklichungsmotiven verbinden lassen. Die Erfüllung ihrer sinnhaft-subjektiven beruflichen Arbeitsansprüche wird aber nicht nur auf die Zukunft nach der beruflichen Qualifikationsphase verschoben, sondern bildet eine kontinuierliche Orientierungsbasis der aktuellen Bilanzierung und Antizipation, die schrittweise in eine zukünftig realistischere Erwartungshaltung transformiert wird. Dafür akzeptieren junge Erwachsene auch berufliche Diskontinuitäten. Die materiell-reproduktionsbezogenen Ansprüche übertönen prinzipiell nicht die sinnhaft-subjektiven Berufsorientierungen. Es ist jungen Erwachsenen nicht nur wichtig, materiell und finanziell unabhängig – bereits gegenwärtig – ihr Leben bestreiten zu können und durch eine entsprechende (für die vorliegende Stichprobe geltend: i. d. R.) berufliche Arbeitstätigkeit zunächst kurz- und mittelfristig abzusichern. Schon diese Form der materiell-finanziellen Grundversorgung zielt letztlich auf die Erfüllung eines langfristigen Traumberufs, der damit als ein biografisch anhaltendes Idealziel der sinnhaft-subjektiven Selbstverwirklichung aufrechterhalten wird. Die Orientierungshaltungen in der Summe einschätzend, lassen sich durch berufliche Umorientierungen hervorgebrachte biografische Diskontinuitäten oder ungünstige berufliche Selbstverwirklichungsbedingungen zwar keine prinzipiell inhaltlichen Veränderungen hinsichtlich der unverändert hohen sinnhaft-subjektiven beruflichen Anspruchshaltung insgesamt, wohl aber bezüglich einer interessanten Tätigkeit im Sinne einer nur auf Erwerbsarbeit bezogenen Orientierungshaltung ausmachen.

Die Ergebnisse zu der dargestellten Spannweite typologisch differenzierbarer Konstruktionsformen der spätmodernen beruflichen Teilidentität bedeuten für die Konzeption nicht nur die Möglichkeit, die Art und Weise der beruflichen Identitätsformation in ihrer Pluralität und Komplexität einer Deskription zuführen zu können. Sondern sie schließen darüber hinaus in der Konsequenz für die Konzeption der beruflichen Identität ein, dass ein Begriffswechsel zur Arbeitsidentität (noch) nicht generell anzuraten, sondern auch zukünftig immer wieder im Einzelfall zu überprüfen ist. Die Gründe, wie Keupp sie sieht, dass eine Arbeitsidentität die zukunftsstragfähige persönliche Entwicklungsperspektive, resultierend aus der zunehmenden Optionalität und aus einer gleichzeitigen Verknappung von Arbeit, darstellen wird, reichen scheinbar noch nicht aus, um eine Arbeitsidentität zunehmend für die Mehrheit junger Erwachsener annehmen zu können.

Meine Auffassung geht im Anschluss an die zusammenfassenden Ergebnisse von Heinz (2002) davon aus, dass eine berufliche Identität so lange eine zukunftsstragfähige persönliche Entwicklungsperspektive für den Einzelnen beinhalten kann, wie das arbeitgesellschaftliche Grundgerüst des Selbstverständnisses die mit der Berufskategorie verbundenen Anerkennungs- und Selbstverwirklichungsverhältnisse, Status- und Positionsbezüge und mithin das Einkommensniveau auf der einen Seite bestimmen. Das Gleiche gilt für die Einfluss nehmende Steuerung des (vor-)beruflichen Sozialisationsraums, d. h. für die über das bundesdeutsche arbeitgesellschaftliche und arbeitspolitisch konstituierte Berufsausbildungssystem geregelten und gesteuerten Mechanismen des Berufseintritts (1. Schwelle) und der Berufsausübung (2. Schwelle), der berufsfachlichen und überfachlichen zugeschnittenen Kompetenzprofile sowie der Qualifizierungsmöglichkeiten und -grenzen auf der anderen Seite. Beide Aspekte steuern trotz Individualisierung und Destandardisierung im Kontext eben jener Arbeitsmarktbedingungen und -entwicklungen auch weiterhin die Erwerbs- bzw. Berufsbiografie und verlangen dem Einzelnen entsprechend berufsbezogene Identitätsfähigkeiten für ein selbst definiertes Lebenskonzept ab. Die Möglichkeiten der beruflichen Identitätsformation hängen dagegen von den klassischen Faktoren der sozialen Ungleichheit, wie Bildungsniveau, Ressourcenlage, soziale Herkunft und Geschlecht ab, die nach wie vor deren Ausgangsbedingungen festlegen. Für die eigene Stichprobe gilt, dass alle Befragten entweder bereits ein Studium abgeschlossen hatten bzw. sich im Studium befanden und damit ein sehr hohes Bildungsniveau besaßen. Allerdings ist die Studienauswahl nicht in jeden Fall das Erststudium gewesen, sondern beinhaltete entweder einen Studienwechsel oder stellte den zweiten Bildungsweg nach der Berufsausbildung dar. Folgt man nun Heinz (2002), dann bedeutet gerade der Einfluss des Bildungsniveaus auf die Entwicklung einer beruflichen Identität, dass die

Form der *engagierten Berufsorientierung* (.) mit dem Bildungsstand zu(nimmt); die stärker auf Beruf ausgerichteten Jugendlichen sind der Zukunft gegenüber optimistischer, setzen ihre Qualifikationen planvoller ein als die weniger Berufsorientierten, die sich an den gegebenen Bedingungen ausrichten. (...) Als Fazit ergibt sich, dass die Arbeitsorientierungen weniger einem epochalen Wandel unterliegen, sondern dass sich Jugendliche und vor allem junge Fachkräfte an der Wende zum 21. Jahrhundert (noch) nicht auf ein bestimmtes Lebenskonzept festlegen (lassen), sondern ihren Übergang in die Erwerbsbiografie als Aufgabe sehen, bei der es neben beruflichen Qualifikationen auch auf Improvisation und möglichst erfolgreiches Selbstmanagement ankommt. Diese Haltung scheint sich gut mit den kurzfristigeren Beschäftigungs- und Weiterbildungsverläufen in einem zunehmend flexibilisierten Arbeitsmarkt zu vertragen. (Heinz 2002, S. 612; Hervorhebg.; Auslassg.: P. N.)

Für die eigene Stichprobe gilt hinsichtlich der Übertragbarkeit der eigenen Ergebnisse auf andere Untersuchungen aber auch, dass sie einmal mit neun Einzelfällen zu klein ist, um sich, statistisch betrachtet, z. B. mit Keupps Ergebnissen aus einhundertfünfzig Einzelfällen messen lassen zu können. Mit der geringen Fallanzahl jedoch ließen sich m. E. spezifische Aspekte der dynamischen (Teil-)Identitäts(ziel)formation geradezu ausdifferenziert beleuchten,

möglicherweise sogar erst herausfinden, die im Ergebnis gerade der beruflichen Identität gewandelte Formationsmusterweisen im Lebenszusammenhang zusprechen können. Aber diesen Ergebnissen ist unter theoriegenerierenden Forschungsperspektiven noch mit Vorbehalt zu begegnen. Hinzukommt, dass die re-analyzierte Untersuchung keinen Längsschnitt wie bei Keupp darstellt, und dass deshalb Entwicklungsprognosen sinnhaft-subjektiver Lebensperspektiven aus den eigenen Untersuchungsergebnissen jeder Art in der Schlussfolgerung generell nicht sinnvoll sind.

In jedem Fall können die Betrachtungen der beruflichen Identität als spezifisches Anwendungsbeispiel der modelltheoretischen Annahmen gelten. Aus meiner Sicht ließ sich aufzeigen, dass erstens konzeptionelle und relevanzanalytische Rückschlüsse zum formalen Gesamtzusammenhang zwischen der übergeordneten Identitätsebene und der Ebene der Teilidentitäten zu ziehen möglich sind. Zweitens sind inhaltliche Konzeptionsfragen zur spätmodernen persönlichen Identität und zu den Annahmen der spätmodernen beruflichen Teilidentität konkreten neuartigen Antworten zugeführt worden. Und drittens konnten spezifische Thesen zum beruflichen Orientierungswandel von jungen Erwachsenen sowohl (hinsichtlich der komplexen Lebensorientierung) positiv als auch (hinsichtlich der Arbeitsorientierung) im Zweifel berechtigt bestätigt werden, die sich aus der Aktualität der Identitätsforschungsergebnisse heraus stellten und zur vertiefenden Identitätsforschung weiterhin ermutigen.

(4) Auswertung der zielgruppenspezifischen Ergebnisse zur Sozialgruppe des jungen (ostdeutschen) Erwachsenen

Mit der Auswahl der spezifischen Zielgruppe verband sich die Aufgabe, die persönliche Identität mit ganz bestimmten identitätskritischen Lebenslagen zu verknüpfen, die in der Identitätsforschung zu Beginn der vorliegenden Arbeit Forschungsbedarf auslösten. Dies begründete im Allgemeinen die empirische Entscheidung, sich auf die sinnhaft-subjektiven Identitätsformationskonstruktionen von jungen ostdeutschen Erwachsenen anhand von Selbstthematisierungen aus dem Jahre 1996/7 zu konzentrieren. Aus der Analyse des Forschungsstandes gelang zunächst die konzeptionell vollziehbare Konsequenz, junge Erwachsene als eigenständige Sozialgruppe aufzufassen und ihnen spezifische psychosoziale Formationsmuster als eigenständige Bewältigungsmuster für die Handlungsaufgabe der sinnhaften Identitätsformation auf der Grundlage differenzierbarer pluraler Auseinandersetzungsformen zuzusprechen und deshalb empirisch näher erfassen zu wollen. Die Interviewpartner reflektierten sich und ihr Leben einige Jahre nach dem gesellschaftspolitischen

und wirtschaftlichen Umbruch der 1990er-Jahre als gemeinsame kollektive Erfahrung. Zugleich deuten sie ihre Handlungsentscheidungen, Lebensentwürfe und Bedürfnissystem entsprechend ihrer aktuellen individuell-sozialen Lebenssituation und Persönlichkeitsentwicklung unter aktuellen selbstrelevanten Perspektiven. Sie befanden sich zum Zeitpunkt der Erhebung in einer vergleichbar homogenen sozioökonomischen und soziokulturellen Lebenslage der Orientierungssuche einschließlich spezifischer Selbsterfahrungen der bundesdeutschen Wende, die heterogene Bewältigungsperspektiven der Bilanzierung und Antizipation erkennen ließen. Aus diesem Ersteindruck entstanden vorläufige hypothetische Typen von handlungsorientierten Bewältigungsstrategien der biografischen Lebensgestaltung, die folgende Merkmale umfassten:

Hypothetische Typen	Merkmale der Bewältigungsperspektive	Empirisches typologisches Ergebnis
Typ A:	Relative Kontinuität, Langfristigkeit, schmal fokussierte Gestaltungsperspektive, keine krisenhaften Brüche/Umororientierungen	Typ II
Typ B:	Relative Diskontinuität, Mittelfristigkeit, breit fokussierte Gestaltungsperspektive, keine wesentlichen biografischen Brüche	Typ IV
Typ C:	Relative Kontinuität, Mittel- /Langfristigkeit, schmal fokussierte Gestaltungsperspektive, spezifische Brüche mit situativ angepassten Umorientierungen und Folgen für die weitere Lebensperspektive	Typ III
Typ D:	Relative Diskontinuität, Kurz-/Mittelfristigkeit, breit fokussiert, spezifische (selbst intendierte) Umorientierungen	Typ I

Abbildung 69: Hypothetische Typen von selbstreflexiv-handlungsorientierten Bewältigungsstrategien der biografischen Lebensgestaltung

Für die offen gehaltene Möglichkeit anschließender Studien wurde die Analyse begleitend gefragt, ob und inwiefern es möglich ist, dass für diese vier vermuteten typologischen Muster biografischer Selbstreflexionen entsprechende individuell-soziale Identitätsformationsmuster im Falle der Zielgruppe des jungen Erwachsenen verantwortlich sein könnten. Prinzipiell handelt es sich in den eigenen Ergebnissen der gesamten und im Besonderen der beruflichen Identitätstypologien um Ergebnisse, die zunächst für sich Geltung beanspruchen, Formationsmuster von jungen Erwachsenen zu sein. Das heißt zugleich, dass bei der Betrachtung dieser Formationsmuster nicht die ostdeutsche Wende-problematik als Ereignis an sich im Mittelpunkt gestanden hat. Dennoch bildet sie zwar einen spezifischen kritischen Erfahrungskontext für identitätstheoretische Entwicklungsprozesse ab, hier vielmehr aber im Sinne eines allgemeinen Kennzeichens für das Eintreten unerwarteter bzw. kritischer Lebensereignisse in spätmodernen Transformationsprozessen, die unter Umständen zur Neu- bzw. Umorientierung und zu pluralen und flexiblen Bewältigungsformen der Lebensgestaltung

zwingen können. Wenn also Schlussfolgerungen in zielgruppenspezifischer Hinsicht für eine ostdeutsche Population getroffen werden würden, dann würde dies an dieser Stelle nur heißen können, dass es zwar eine Erhebung von ostdeutschen jungen Erwachsenen ist, aber dass die Ergebnisse vom heutigen Stand in ihrer Reichweite nicht darauf begrenzt werden können und sollen. Aus anderen Vergleichsuntersuchungen geht aber bereits hervor, dass sich für ostdeutsche und westdeutsche Orientierungsmuster bisher kaum prägnante Differenzen nachweisen ließen. (vgl. z. B. Kraus/Mitzscherlich 1995) Eine genauere Festlegung, ob die eigenen Ergebnisse auch für westdeutsche junge Erwachsene zum Zeitpunkt der Erhebung zutrafen, ließe sich letztlich nur mit einer Vergleichsuntersuchung im Kontext des eigenen Untersuchungsansatzes und seiner Vorgehensweise vornehmen. Eine Beantwortung dieser Frage steht also letztlich noch aus.

Den hypothetischen Typen der biografischen Selbstreflexionen können nun die in der Tabelle zugeordneten Ergebnisse gegenübergestellt werden. Da diese Einordnung der Ergebnisse auf höherem Verallgemeinerungsniveau möglich ist, würde es heißen können, dass die biografischen Bewältigungsperspektiven in den Selbstreflexionen der untersuchten Befragten in der Tat mit den Befunden zu den pluralen Auseinandersetzungsformen, sprich mit den typologischen Identitätsformationsmustern, korrelieren. Hierüber wird ein spezifischer identitätstheoretischer Zugang zur Biografiegestaltung des individuell-sozialen Subjekts angezeigt, den bspw. auch Schulze (1993) in seinem Anliegen „Aus Geschichten (zu) lernen“ bildungstheoretisch und narrationstheoretisch bereits angemahnt hatte. Das bedeutet als weit gefasstes Forschungsanliegen, Identität nicht nur, aber auch als Ergebnis sinnhafter Biografiegestaltungen zu (unter)suchen, sondern sie noch stärker als bisher an den Ausgangspunkt prozessualer Betrachtungen in der pädagogischen Biografieforschung zu stellen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass das heuristische Identitätsformationsmodell und die Ergebnisse zu pluralen Formationsmustern in der vorliegenden Arbeit zum heutigen Zeitpunkt noch nicht zu zielgruppenspezifischen und biografisch-reflexiven Auseinandersetzungsformen von jungen ostdeutschen Erwachsenen validiert und verifiziert generalisiert werden können, weil ausreichende modelltheoretische Vergleichsmöglichkeiten im Allgemeinen und zum entwickelten Vierfelderschema noch nicht ausgemacht werden können. Sie sind und bleiben zuallererst Ergebnisse für die hier untersuchte Zielgruppe der Erwachsenen. Darüber hinaus erlangen die zielgruppenspezifischen Untersuchungsergebnisse aufgrund der geringen Fallanzahl als Stichprobe letztlich noch keine theoretische Reichweite. Es bleibt für die Forschung die Aufgabe bestehen, zielgruppenspezifische Erhebungen im Sinne von Vergleichsuntersuchungen vorzunehmen.

Es gilt zu prüfen, inwiefern für andere junge Erwachsene und andere Sozialgruppen bzw. Lebensphasen und Lebenslagen das heuristische Modell selbst und die pluralen Identitätsformationsmuster theoriegenerierende Gültigkeit beanspruchen können.

Der Modellentwurf erfüllt in der Summe betrachtet dennoch den allgemeingültigen Zweck, zunächst Anschlussmöglichkeiten für spezifische Fragen zu Formen, Inhalten und Qualität des spätmodernen Identitätskonstrukts, zu bestimmten Entwicklungsaspekten und -prozessen in bestimmten Lebenslagen, -phasen und -situationen offen zu halten. Des Weiteren bleibt auch unabhängig von konkreten zielgruppenspezifischen u. a. Fragestellungen der Ansatzpunkt einer einmaligen Erhebung zum querschnittlichen Generalisierungsnetz so lange kritisch zu betrachten, als dass sich die Herausbildung und Weiterentwicklung oder Veränderung von Identitätszielen und die Generalisierung von theoretischen Aussagen zu Identitätsformationsmustern nur dann durchhaltend bestätigen lassen, wenn Untersuchungen im Längsschnitt angelegt sind. In dem vorgenommenen Querschnitt sehe ich zunächst die Bestätigung für einen sinnvollen Ausgangspunkt für derartig weitere empirische Erhebungen.

(5) Auswertung zur entwickelten und angewendeten integrativen Methode:

Der Charakter der Arbeit wurde von Anbeginn an als integrative Herangehensweise in der Auseinandersetzung mit Theorieansätzen und Forschungsmethoden vorgestellt. Das Integrationsmoment wurde nicht nur in der Triangulation von Forschungsperspektiven und der angewendeten kombinierten Erhebungsmethode narrativ-fokussierender Interviews gesehen. Vielmehr bestand die Intention explizit darin, ein Auswertungsdesign der Re-Analyse aufbereitet vorzustellen, das die viel versprechende Möglichkeit von quantitativen und qualitativen Verknüpfungsstrategien betont. Als sinnvolle Anknüpfungspunkte kristallisierten sich die Methoden der strukturierenden Inhaltsanalyse nach Mayring (1985, 1996, 2002 u. a.) und die typologische Analyse nach Kelle/Kluge (1999), Kluge (1999) und Kuckartz (1999) heraus. Der entscheidende Grund war die ausdrückliche Offenheit für die Anwendung quantitativer und qualitativer Methoden und ihre überzeugende Erprobung im Rahmen qualitativer Forschungsperspektiven.

Im Ergebnis lassen sich die quantitativen Methoden eher den formalen kategorialen Bestimmungen und Auswertungen der Identitätszielstruktur sowie die qualitativen Methoden darüber hinaus den inhaltlichen, d. h. den hermeneutisch-kategorialen Auswertungen der bedeutungsvollen Identitätsziele auf der Ebene der Generalisierungsstrukturierung zuordnen. Die Integration dieser qualitativen und quantitativen Auswertungsmethoden vollzog sich in

verschiedenen, aufeinander aufbauenden und in ihren jeweiligen Ergebnissen vergleichenden Arbeitsschritten, die schließlich zu theoretisch verdichteten und generalisierenden Rückschlüssen hinsichtlich der subjektiven Sinnstrukturierung in der Identitätsformation sowohl im Einzelfall als auch in typologischer Hinsicht führen konnten. Entscheidend blieben immer der gemeinsame theoretische Bezugsrahmen und die Umsetzung, dass sämtliche quantitativen Arbeitsschritte zur Strukturbildung auf umfangreichen qualitativen Inhaltsanalysen beruhten und diesen zurück überführt wurden.

Wesentliche vermutete Vorteile der quantitativen Analyse, die in der Heraushebung der sinnvollen Systematisierung des qualitativen Materials, in der Konzentriertheit prägnanter Aspekte, in der Markierung von Besonderheiten und zur Erhaltung des strukturierten Gesamtzusammenhanges für die Verhältnisbildung einzelner Kategorien gesehen wurden, bestätigten sich über die eigene Erwartung hinaus. Letztlich behielten die quantitativen Ergebnisse zwar einen nicht zu unterschätzenden, dennoch immer „nur“ allgemeinen Charakter der Strukturierung, weil sie an sich keine hinreichenden inhaltlichen Schlussfolgerungen zur Annäherung an den subjektiven Sinn erlauben. Deshalb sind die quantitativen Analyseergebnisse immer wieder konsequent in den Rahmen qualitativer Analysen gestellt und unter erweiterten theoretischen Fragestellungen hermeneutisch untersucht und korrelativ betrachtet worden.

Die m. E. kritikanfälligste Komponente der eigenen Auswertungsstrategien zur Erfassung des subjektiven Sinns mittels quantitativer und qualitativer Daten sehe ich in der Festlegung des skalierten Bedeutungs-niveaus, nicht aber in den nominalen Wertermittlungen an sich. Das heißt in der interpretativen Zuordnung des Bedeutungsgehalts, dass einem entsprechenden Identitätsziel eine entsprechend höhere bzw. niedrige Bedeutung und ihre positive bzw. negative Ausprägung zugewiesen wurden. Auch weithin anerkannte andere qualitative Forschungsstrategien operieren in der Regel mit quasistatistischen Bewertungen. In diesem Sinne sind sie mit den hier angewendeten quantitativen vereinfachten Skalierungen vergleichbar, weil sie bei der quantitativen Gewichtung im Sinne von wichtig/nicht wichtig in bzw. aus der Gesamtzusammenhangbildung heraus auf zunächst einem einfachen *Gewichtungsniveau* der Ausprägung im Zuge der qualitativen und quantitativen Einzelfallanalyse festgelegt worden sind. Um schließlich quantitative Bewertungen der herauskristallisierten bedeutungsvollen Identitätsziele auf dem *Generalisierungsniveau* der ermittelten kategorialen Identitätszielstrukturen am Einzelfall und in der Typologie vornehmen zu können, sind spezifische Berechnungen zur strukturalen Häufigkeitsverteilung (Verhältnismäßigkeit) durchgeführt worden. Des Weiteren erfolgten Vergleichsanalysen hinsichtlich der Ähnlichkeit bzw. Differenz in der lebensbereichs- und lebensphasenspezifischen Identitätszielverfolgung.

Die Besonderheiten liegen darin, dass erstens mit bipolaren nominalen und relationalen (bzw. prozentualen) bedeutungsvollen Generalisierungsstrukturmustern gearbeitet worden ist, dass zweitens für die fallinternen, typinternen und typübergreifenden Minimal-Maximal-Vergleiche die bedeutungsvollen Identitätsziele auf ein vereinheitlichtes Verhältnisniveau gehoben worden sind, und dass drittens hierdurch Möglichkeiten der (arithmetischen) Mittelwertbildung für unterschiedliche typologische Ähnlichkeitsanalysen umgesetzt werden konnten. Diese Form der Ähnlichkeitsanalysen wurde u. a. anhand der innen- und außengeleiteten Dimensionierung und anhand von Ranking-Listen vollzogen. Aber die eigentlichen interpretativen Bedeutungsbewertungen zur Annäherung an den subjektiven Sinn des Befragten, den er in seiner Selbstthematisierung lebensweltlich, lebensphasisch und identitätszielorientiert konstruiert, erfolgten sowohl in ersten qualitativen Fallinterpretationen anhand des deduktiven Kategoriensystems als auch in anschließenden hermeneutischen typologischen (typinternen/typübergreifenden) Analysen und dort mit der induktiven/abduktiven Bildung von Typenvariablen und typologischen Vergleichsdimensionen zu den vorstrukturierten qualitativen Identitätszielinhalten.

Eine zweite Kritikanfälligkeit der angewendeten Methode könnte m. E. darin bestehen, dass die Darstellung der interpretativen Durchführung und ihrer (Zwischen-)Ergebnisse für den intersubjektiven Nachvollzug vorzugsweise in Form von Matrizen, Grafiken, Tabellen und Arbeitsblättern vorgenommen worden ist. Dieses Vorgehen ist im Vergleich zu den meisten qualitativen Auswertungsdesigns, die einzig mit deskriptiven Fall- bzw. Typen- (und/oder Fall-) Porträtierungen arbeiten, eher ungewöhnlich. Der völlig zu Recht anerkannten und üblichen Angemessenheit kann und soll keineswegs widersprochen werden. Denn der intersubjektive Nachvollzug argumentativer Begründungen kann durchaus qualitativ überzeugend gelingen. Zugleich aber ist m. E. auch in Bezug auf den Umfang des Datenmaterials einzusehen, dass im Zuge dessen wesentliche forschungsmethodisch-technische Vorgänge in der Veranschaulichung an sich mehr oder weniger am weiten Horizont verbleiben müssen. Daraus folgt nicht selten, dass Porträtierungen auch dazu führen können, dass sie dem jeweilig spezifischen intersubjektiven Forschungsinteresse unter Umständen weniger Klarheit verschaffen als vorausgesehen, bisweilen sogar die Verifikationsoption vorenthalten, weil schließlich doch höhere Verallgemeinerungen nicht ausbleiben. Das Explikationsanliegen der eigenen Methode bestand zumindest in dem Versuch, möglichst beide Seiten – also die methodisch-technische Durchführung sowie die in ihrem Umfang und in der Detailgenauigkeit angemessene Interpretationsoffenlegung – dem intersubjektiven Nachvollzug in einer relativ abgewogenen theoretischen und empirischen Reichweite zu präsentieren, ohne inhaltlich zu verallgemeinernd

oder spezifisch zu werden. Deshalb sind an entscheidenden Arbeitsschritten detaillierte und ausführlichere Anwendungsbeispiele zur genaueren Verdeutlichung der inhaltlichen Interpretationsvorgänge und zum besseren Ergebnisverständnis eingefügt und im Bedarfsfall ein datentechnischer Anhang zur Verfügung gestellt worden.

Gesamtintention war es, anhand der Arbeitsschritte und mit den Untersuchungsergebnissen zu zeigen, dass es sich lohnt, den Blick für innovative Ideen auf der Basis erprobter Methoden im Zuge des intensivst geführten methodologischen und methodisch-technischen Diskurses zur Triangulation von quantitativen und qualitativen Forschungstechniken auch gegen heftige Kritik offen zu halten. Ähnlich wie es bereits Kuckartz formuliert hat: „Intention ist es, zu zeigen, daß die strikte Trennung von qualitativen und quantitativen Methoden wenig produktiv ist, sondern die Kombination beider Auswertungstechniken mit Gewinn praktiziert werden kann.“ (Kuckartz 1999, S. 234) Die Umsetzung schließt nicht aus, dass solche Verfahren in Bezug auf das vorzunehmende Skalenniveau und in Bezug auf spezifische Verteilungsannahmen durchaus nicht unproblematisch sind. Gerade auch vor diesem Hintergrund bedeutet dies nach meinem Verständnis zunächst, sich auf die Suche nach sinnvollen Möglichkeiten der Methodenintegration zur Erforschung von subjektiven innerprozessualen Sinn(re-)konstruktionen zu begeben. Diese Möglichkeiten müssen wiederum nicht zwangsläufig oder im unangemessenen Vorurteil gegen Qualitätsmaßstäbe und Ansprüche der qualitativen Forschung verstoßen, sondern drängen geradezu auf deren Weiterentwicklung und eine konstruktiv-kritische und offene Auseinandersetzung in der sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion. Eine interessante Weiterentwicklung sehe ich insbesondere ähnlich wie bspw. Kuckartz (1999) in computergestützten quantitativen Analyseverfahren von qualitativen Daten sowie in Bezug auf computertechnische Möglichkeiten der Systematisierung und Aufbereitung des qualitativen Kategoriensystems, wie sie mit dem Programm WinMax bzw. MAXQDA angeboten werden, die vor allem bei Untersuchungen mit großen Fallanzahlen sinnvoll einsetzbar sind.

Insgesamt betrachtet, sehe ich in den theoretischen Ansatzpunkten, in den konzeptionellen und empirischen Ergebnissen der vorliegenden Arbeit, in den modelltheoretischen Entwicklungen und in der Anwendung und Darstellung der vorgestellten methodisch-technischen Re-Analyse eine Spiegelung meines eigenen Suchprozesses, die innerprozessualen Mechanismen der Identitätsformation von jungen Erwachsenen aufzuspüren. Als Suchprozess erheben sie keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aber auf eine Form von Qualität, die sich damit verbindet, konkreten individuell-sozialen Subjekten in einer Sensibilität zu begegnen, um zu einer „dichten

Beschreibung“ von Identität im Zuge einer differenzierten, historisch vermittelten und gesellschaftlich situierten „Analyse konkreter Entwicklungsprozesse konkreter Individuen in konkreten Situationen“ (Kraus/Mitzscherlich 1995, S. 167) gelangen zu können. Darüber verbindet sich am Ende die Hoffnung, mit den Ergebnissen grundlagentheoretische und empirische Voraussetzungen und innovative Möglichkeiten zur Erhellung der Identitätsformation für die pädagogische Identitätsforschung bzw. den konkret pädagogisch Handelnden für die nächste Zukunft vorgeschlagen zu haben. Vorschläge, die es aus pädagogischer Sicht erlauben, detaillierte Vorgänge zum *individuell-sozialen Identitätsmanagement* entschlüsseln und hinreichende Erkenntnisse zu den dafür notwendigen *Fähigkeiten* unter den Bedingungen einer *dynamischen und elastischen* Kohärenzerfahrung als positives „Identitätsgefühl“ gewinnen zu können, die ein Subjekt dazu benötigt, um sich in dieser (seiner) Welt handlungsfähig bewegen und sinnhaft verorten zu können.

LITERATURVERZEICHNIS

- Abels, Heinz (1998):** *Interaktion, Identität, Präsentation : Eine kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie.* – Opladen/Wiesbaden
- Ahbe, Thomas / Glücksmann, Carola / Mitzscherlich, Beate (1995):** Identitätsentwicklung junger Erwachsener. In: *Entwicklungsperspektiven von Arbeit im Transformationsprozess* / hrsg. v. Burkart Lutz ; Harry Schröder. – München ; Mering, S. 21-64
- Alheit, Peter (1996):** „Biographizität“ als Lernpotential : Konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung. In: *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Winfried Marotzki. – Opladen, S. 276-307
- Ahlheit, Peter (2004):** Biographie- /Lebenslaufforschung. In: *Wörterbuch Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Cathleen Grunert. – 1. Aufl. – Wiesbaden, S. 90-94
- Allmendinger, Jutta / Aisenbrey, Silke (2002):** Soziologische Bildungsforschung. In: *Handbuch Bildungsforschung.* / hrsg. v. Rudolf Tippelt. – Opladen, S. 41-60
- Appelsmeyer, Heide (1998):** Zwischen pädagogischer Programmatik und erziehungswissenschaftlicher Erkenntnispraxis. Die Rezeption des Themas „Biographie“ in der Erziehungswissenschaft. In: *Erziehungswissenschaft, Nachbardisziplinen und Öffentlichkeit : Themenfelder und Themenrezeption der allgemeinen Pädagogik in den achtziger und neunziger Jahren.* / hrsg. v. Annette M. Stroß ; Feleccitas Thiel. – Weinheim, S. 95-119
- Arnold, Helmut (2002):** Ausbildung, Arbeit und Beruf. In: *Handbuch der Kinder- und Jugendhilfe* / hrsg. v. Mechthild Wolff. – Weinheim, S. 211-237
- Atteslander, Peter (1995):** *Methoden der empirischen Sozialforschung.* Unter Mitarb. v. Bender, Chr. u. a. – 8. bearb. Aufl. – Berlin ; New York
- Baacke, Dieter (1993):** Ausschnitt und Ganzes : Theoretische und methodologische Probleme bei der Erschließung von Geschichten. In: *Aus Geschichten lernen.* / hrsg. v. Dieter Baacke ; Theodor Schulze. – München, S. 87-125
- Baacke, Dieter (1995):** Pädagogik. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* / hrsg. v. Uwe Flick u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 44-46
- Baethge, Martin / Schomburg, Harald / Voskamp, Ulrich (1983):** *Jugend und Krise – Krise aktueller Jugendforschung.* – Frankf. a. M. ; New York
- Baethge, Martin (u.a.) (1989):** *Jugend: Arbeit und Identität : Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen* (Eine Studie des Soziologischen Forschungsinstitut SOFI). – 2. durchgesehene Aufl. – Opladen
- Baltes, Peter (1991):** *Existentielles Handeln : Modelle guten Lebens: Lebenskonzept, Selbstberatung, Kommunizieren, Produzieren und Konsumieren.* – Frankf. a. M. u. a.
- Barton, Allen H. / Lazarsfeld, Paul F. (1993):** Das Verhältnis von theoretischer und empirischer Analyse im Rahmen qualitativer Sozialforschung. In: *Qualitative Sozialforschung* / hrsg. v. Christel Hopf ; Elmar Weingarten. – 3. Aufl. – Stuttgart, S. 41-90
- Beck, Ulrich (1986):** *Risikogesellschaft : Auf dem Weg in eine andere Moderne.* – Frankf. a. M.
- Beck, Ulrich (1999):** Modell Bürgerarbeit. In: *Schöne neue Arbeitswelt : Visionen: Weltbürgergesellschaft* / hrsg. v. ders. – 2. Aufl. – Frankf. a. M. ; New York, S. 7-189
- Beck, Ulrich (2000):** Wohin führt der Weg, der mit dem Ende der Vollbeschäftigungsgesellschaft beginnt? In: *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie* / hrsg. v. ders. – 1. Aufl. – Frankf. a. M., S. 7-66
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994):** Individualisierungstheorie : Veränderungen des Lebenslaufs in der Moderne. In: In: Heiner Keupp (Hg.) : *Zugänge zum Subjekt : Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie.* – 1. Aufl. – Frankf. a. M., S. 125-146
- Berger, Peter, L. / Thomas Luckmann (1995):** *Modernität, Pluralismus und Sinnkrise – Die Orientierung des modernen Menschen.* – 3. Aufl. – Gütersloh
- Bilden, Helga (1998):** Das Individuum – ein dynamisches System vielfältiger Teil-Selbste : Zur Pluralität in Individuum und Gesellschaft. In: *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* / hrsg. v. Heiner Keupp ; Renate Höfer. – 2. Aufl. – Frankf. a. M., S. 227-249
- Böhm, Winfried (1994):** *Wörterbuch der Pädagogik;* Begr.v. Wilhelm Hehlmann. – 14. überarb. Aufl.; Bd. 94. – Stuttgart

- Böllert, Karin (2001):** Normalarbeitsverhältnis und Arbeitsgesellschaft. In: *Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik* / hrsg. v. Hans-Uwe Otto ; Hans Thiersch u. a. – 2. völlig überarb. Aufl. – Neuwied ; Kriftel, S. 1286-1291
- Bohleber, Werner (1996) (Hg):** *Adoleszenz und Identität.* – Stuttgart
- Bohleber, Werner (1998):** Zur Bedeutung der neueren Säuglingsforschung für die psychoanalytische Theorie der Identität. In: *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* / hrsg. v. Heiner Keupp ; Renate Höfer. – 2. Aufl. – Frankf. a. M., S. 93-119
- Bohnsack, Ralf (2000):** *Rekonstruktive Sozialforschung: Eine Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung.* – 4. durchgesehene Aufl. – Opladen
- Bohnsack, Ralf (2005):** Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. In: *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft.* – 8 Jg. Beiheft 4, S. 63-82
- Bohnsack, Ralf / Marotzki, Winfried (1998):** Einleitung. In: *Biographieforschung und Kulturanalyse : Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung.* / hrsg. v. denselben. – Opladen, S. 7-18
- du Bois-Reymond, Manuela / Oechsle, Mechthild (Hg.) (1990):** Jugendforscher streiten sich – statt einer Einleitung. In: *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase.* / hrsg. diess. – Opladen, S. 7-25
- Bonß, Wolfgang (2000):** Was wird aus der Erwerbsgesellschaft? In: *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie* / hrsg. v. Ulrich Beck. – 1. Aufl. – Frankf. a. M., S. 327-415
- Bonß, Wolfgang (2003):** „Bildung“ in der (Arbeits-) und „Wissensgesellschaft“. In: *Kinder- und Jugendarbeit als Bildungsprojekt.* / hrsg. v. Werner Lindner ; Werner Thole ; Jochen Weber. – Opladen, S. 11-32
- Bourdieu, Pierre (2000):** Die biographische Illusion. In: *Biographische Selbstsozialisation* / hrsg. v. Erika M. Hoerning. – Stuttgart, S. 51-60
- Brezonsky, M. (1992):** Identity Style and Coping Strategies. In: *Journal of Personality* 60, 4, S. 771-808
- Buba, H. (1996):** Entwicklungsverläufe in der Postadoleszenz und Ablösung vom Elternhaus. In: *Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996.* / hrsg. v. Rainer K. Silbereisen ; Laszlo Vaskovics ; Jürgen Zinnecker. – Opladen, S. 349-368
- Buchinger, Kurt (2000):** Skizzen zur Frage der Identität. In: *Zeitschrift Gruppendynamik und Organisationsberatung : Identität im Wandel.* – Leske + Budrich, S. 383-407
- Christe, Gerhard (2001):** Zukunft der Arbeit. In: *Handbuch Jugendsozialarbeit: Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisationen.* Bd. 1. – Münster, S. 114-132
- Dittmann-Kohli, Freya (1995):** *Das persönliche Sinnsystem : Ein Vergleich zwischen frühem und spätem Erwachsenenalter.* – Hogrefe
- Döbert, Rainer / Nunner-Winkler, Gertrud (1982):** *Adoleszenzkrise und Identitätsbildung : Psychische und soziale Aspekte des Jugendalters in der modernen Gesellschaft.* – 3. Aufl. 11.-12.Tausend ; Frankf. a. M.
- Dreher, Michael (1985):** Planung im Jugendalter : Konzepte der Handlungsorganisation. In: *Lebensbewältigung im Jugendalter* / hrsg. v. Rolf Oerter. – Weinheim ; Deerfield Beach, S. 62-68
- Dreher, Eva / Dreher Michael (1985):** Wahrnehmung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter : Fragen, Ergebnisse und Hypothesen zum Konzept einer Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie des Jugendalters. In: *Lebensbewältigung im Jugendalter* / hrsg. v. Rolf Oerter. – Weinheim ; Deerfield Beach, S. 30-61
- Drescher, Hans-Georg (1996):** Arbeit – zwischen Lebenssinn und Existenzerhaltung. In: *Arbeit, Leistung, Freizeit : Lebenssinn in der postindustriellen Gesellschaft.* / hrsg. v. Friedrich Rapp. – Dortmund, S. 1-18
- Drewes, Ralf (1993):** *Identität. Der Versuch einer integrativen Neufassung eines psychologischen Konstrukts : eine qualitative Untersuchung mit jungen Erwachsenen.* – Münster ; New York (Internationale Hochschulschriften)
- Duncker, Christian (1998):** *Dimensionen des Wertewandels in Deutschland : Eine Analyse anhand ausgewählter Zeitreihen.* – Frankf. a. M. u. a.
- Ecarius, Jutta (1998):** Biographie, Lernen und Gesellschaft, Erziehungswissenschaftliche Überlegungen zu biographischem Lernen in sozialen Kontexten. In: *Biographieforschung und Kulturanalyse : Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung.* / hrsg. v. Ralf Bohnsack ; Winfried Marotzki. – Opladen, S. 129-151

- Ehrenspeck, Yvonne (2004):** Bildung. In: *Wörterbuch Erziehungswissenschaft*. / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Cathleen Grunert. – 1. Aufl. – Wiesbaden, S. 64-70
- Erikson, Erik H. (1966):** *Identität und Lebenszyklus*. – Frankfurt a. M. (Sonderausgabe zum 30jährigen Bestehen der Reihe suhrkamp taschenbuch wissenschaft, erstmals erschienen 1973 als Band 16)
- Fatke, Reinhard (2003):** Fallstudien in der Erziehungswissenschaft. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 56- 70
- Fend, Helmut (1991):** *Identitätsentwicklung in der Adoleszenz*. – Bern
- Ferchhoff, Wilfried / Neubauer, Georg (1997):** *Patchwork-Jugend : Eine Einführung in postmoderne Sichtweisen*. – Opladen
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995):** Biographische Methoden in der Soziologie. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. / hrsg. v. Uwe Flick u.a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 253-256
- Fischer-Rosenthal, Wolfram / Rosenthal, Gabriele (1997):** Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation. In: *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik* / hrsg. v. Ronald Hitzler ; Anne Honer. – Opladen, S. 133-164
- Flick, Uwe (1995):** Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. / hrsg. v. derselbe u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 148-167
- Flick, Uwe (2002):** *Qualitative Sozialforschung : Eine Einführung*. – vollständig überarb. u. erw. Aufl. – Hamburg
- Fobe, Karin (1997):** Lebensentwürfe Jugendlicher an der Schwelle zum Beruf. In: *Ostdeutsche Jugendliche : Vom DDR-Bürger zum Bundesbürger* / hrsg. v. Uta Schlegel ; Peter Förster. – Opladen, S. 243-262
- Frey, Hans-Peter / Haußer, Karl (1987):** Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung. In: *Identität : Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung* / hrsg. v. Hans-Peter Frey ; Karl Haußer. – Stuttgart, S. 3-22
- Friebertshäuser, Barbara (2003):** Interviewtechniken – ein Überblick. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997). – Weinheim ; München, S. 371-393
- Friebertshäuser, Barbara / Prengel, Annedore (Hg.) (2003):** *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. – unveränderte Aufl. (1997). – Weinheim ; München
- Friese, Heidrun (1998):** Identität: Begehren, Name, Differenz. In: *Identitäten : Erinnerung, Geschichte, Identität 3.* / hrsg. v. Alaida Assmann ; Heidrun Friese. – 1. Aufl. – Frankf. a. M., S. 24-43
- Fuchs-Heinritz, Werner (1993):** Methoden und Ergebnisse der qualitativ orientierten Jugendforschung. In: *Handbuch der Jugendforschung*. / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger. – 2. erw. u. akt. Aufl. – Opladen, S. 249-275
- Fuchs-Heinritz, Werner / Krüger, Heinz-Hermann / Ecarius, Jutta (1990):** Feste Fahrpläne durch die Jugendphase? In: *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase*. / hrsg. v. Mechthild du Bois-Reymond ; Mechthild Oechsle. – Opladen, S. 25-39
- Fürstenberg, Friedrich (1999):** Arbeit im soziokulturellen Wandel. Eine begriffsgeschichtliche Einführung. In: *Arbeit* / hrsg. v. Bernhard Mensen. – Nettetal, S. 9-18
- Gerhardt, Uta (1995):** Typenbildung. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. / hrsg. v. Uwe Flick u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 435-440
- Georg, Werner (1996):** Zwischen sozialer Strukturierung und Entwurzelung. Determinanten der Jugendbiographie. In: *Die Jugend von heute : Selbstanspruch, Stigma und Wirklichkeit* / hrsg. v. Jürgen Mansel ; Andreas Klocke. – Weinheim ; München, S. 17-31
- Gil, Thomas (2000):** Die hermeneutische Anthropologie Charles Taylors. In: *Concilium – Internationale Zeitschrift für Theologie*, 36. Jg., S. 170-178
- Gildemeister, Regine / Robert, Günther (1987a):** Probleme beruflicher Identität in professionalisierten Berufen. In: *Identität : Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung* / hrsg. v. Hans-Peter Frey ; Karl Haußer. – Stuttgart, S. 71- 87

- Gildemeister, Regine / Robert, Günther (1987b):** Identität als Gegenstand und Ziel psychosozialer Arbeit. In: *Identität : Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung* / hrsg. v. Hans-Peter Frey ; Karl Haußer. – Stuttgart, S. 220-244
- Gmür, Wolfgang / Höfer, Renate (1991):** Neue Identitäten : Identitätsentwicklung junger Erwachsener vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Individualisierung und diskontinuierlicher Erwerbskarrieren. In: *Mitteilungen/Sonderforschungsbereich 333 der Universität München*. Heft 3 – München, S. 51-60
- Graumann, Carl F. / Métraux Alexandre / Schneider, Gert (1995):** Ansätze des Sinnverstehens. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* / hrsg. v. Uwe Flick u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 67-77
- Grunert, Cathleen (2002):** Methoden und Ergebnisse der qualitativen Kindheits- und Jugendforschung. In: *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Cathleen Grunert. – Opladen, S. 225-248
- Grunwald, Klaus / Thiersch, Hans (2001):** Lebensweltorientierung. In: *Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik.* / hrsg. v. Hans-Uwe Otto ; Hans Thiersch u. M. a. – 2. völlig überarb. Aufl. – Neuwied ; Kriftel, S. 1136-1141
- Gudjons, Herbert (1995):** *Pädagogisches Grundwissen. Überblick – Kompendium – Studienbuch.* – 3. Aufl. – Bad Heilbrunn
- Haeffner, Gerd (1999):** Die Bedeutung der Arbeit für den Menschen. In: *Arbeit* / hrsg. v. Bernhard Mensen. – Nettetal, S. 19-38
- Haker, Hille (2000):** Narrative und moralische Identität. In: *Concilium – Internationale Zeitschrift für Theologie*, 36. Jg., S. 179-187
- Hantsche, Brigitte (1990):** Veränderte Sozialisationsmuster in der Adoleszenz – welchen Stellenwert hat Arbeit für die Identität von Jugendlichen. In: *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase.* / hrsg. v. Manuela du Bois-Reymond ; Mechthild Oechsle. – Opladen, S. 59-78
- Haußer, Karl (1995):** *Identitätspsychologie.* – Berlin u. a.
- Haußer, Karl (1998):** Identitätsentwicklung – vom Phasenuniversalismus zur Erfahrungsverarbeitung. In: *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung.* / hrsg. v. Heiner Keupp ; Renate Höfer. – 2. Aufl. – Frankf. a. M., S. 120-135
- Heinz, Walter R. (1995):** *Arbeit, Beruf und Lebenslauf : Eine Einführung in die berufliche Sozialisation.* – Weinheim ; München
- Heinz, Walter, R. (2000):** Selbstsozialisation im Lebenslauf : Umriss einer Theorie biographischen Handelns. In: *Biographische Selbstsozialisation.* / hrsg. v. Erika Hoerning. – Stuttgart, S. 165-186
- Heinz, Walter, R. (2002):** Jugend, Ausbildung und Beruf. In: *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Cathleen Grunert. – Opladen, S. 597-615
- Heinz, Walter R. / Krüger, Helga (1990):** Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes : Zur Ausdifferenzierung von Jugendbiographien beim Übergang von der Schule in den Beruf. In: *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase.* / hrsg. v. Manuela du Bois-Reymond ; Mechthild Oechsle. – Opladen, S. 79-93
- Heinz, Walter R. / Lutz, Burkart (Hg.) (1992):** *Modernisierungsprozesse von Arbeit und Leben : Gesellschaftliche Modernisierung im Lichte der sozialwissenschaftlichen Sonderforschungsbereiche* – Beiträge zum 25. Soziologentag in Frankfurt. ; Mitteilungen Sonderheft 1. – München
- Heinze, Thomas (1995):** *Qualitative Sozialforschung. Erfahrungen, Probleme und Perspektiven.* – 3. überarb. u. erw. Auflage. – Opladen
- Heinze, Thomas (2001):** *Qualitative Sozialforschung : Einführung, Methodologie und Forschungspraxis.* – München ; Wien
- Heinze, Rolf. G. / Strünck, Christoph (2000):** Die Verzinsung des sozialen Kapitals : Freiwilliges Engagement im Strukturwandel. In: *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie* / hrsg. v. Ulrich Beck. – 1. Aufl. – Frankf. a. M., S. 171- 216
- Helsper, Werner (1998):** Das „Postmoderne Selbst“ – ein neuer Subjekt- und Jugend-Mythos? Reflexionen anhand religiöser jugendlicher Orientierungen. In: *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung.* / hrsg. v. Heiner Keupp ; Renate Höfer. – 2. Aufl. – Frankf. a. M., S. 174-206

- Hermanns, Harry (1995):** Narratives Interview. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* / hrsg. v. Uwe Flick u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 182-186
- Höfer, Renate (2000):** *Jugend, Gesundheit und Identität : Studien zum Kohärenzgefühl.* – Opladen
- Höfer, Renate / Straus, Florian (2001):** Arbeitsorientierung und Identität : Die veränderte Bedeutung von Erwerbsarbeit für die Identitätsarbeit am Beispiel benachteiligter Jugendlicher/ junger Erwachsener. In: *Entwicklungsperspektiven von Arbeit : Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München.* / hrsg. v. Lutz Burkhardt – München, S. 83- 105
- Hörster, Reinhard (2006):** Bildung. In: *Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Werner Helsper. – 7. durchgesehene und aktual. Aufl. – Opladen ; Farmington Hills, S. 45-56
- Hoff, Ernst-Hartmut (1992):** *Arbeit, Freizeit und Persönlichkeit : wissenschaftliche und alltägliche Vorstellungsmuster.* (Mit einer Einleitung von Wolfgang Lempert) – 2. überarb. und aktualisierte Aufl. – Heidelberg
- Hopf, Christel (1993):** Soziologie und qualitative Sozialforschung. In: *Qualitative Sozialforschung /* hrsg. v. Christel Hopf ; Elmar Weingarten. – 3. Aufl. – Stuttgart, S. 11-40
- Hopf, Christel (1995):** Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* / hrsg. v. Uwe Flick u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 177-181
- Hornstein, Walter (1982):** Gesellschaftlicher Wandel und Generationskonflikt. In: *Jugend ohne Orientierung? Zur Sinnkrise der gegenwärtigen Gesellschaft /* hrsg. v. ders. u. a. – 2. Aufl. – Weinheim u. a., S. 109-139
- Hurrelmann, Klaus (1995a):** *Einführung in die Sozialisationstheorie : Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit.* – 5. überarb. und erg. Aufl. – Weinheim ; Basel
- Hurrelmann, Klaus (1995b):** *Lebensphase Jugend : Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung.* (u. Mitarb. v. Bernd Rosewitz ; Hartmut Wolf). – 4. Aufl. – Weinheim ; München
- Hügli, Anton / Lübke, Poul (1991) (Hg.):** Identität. In: *Philosophielexikon: Personen und Begriffe der abendländischen Philosophie von der Antike bis zur Gegenwart /* hrsg. v. denselben. – 7.-9. Tausend Aufl. – Reinbek b. Hamburg, S. 278 – 280
- Hüllen, Jürgen (1998):** Pädagogik angesichts der „Abschaffung des Subjekts“. In: *Wege zur Ganzheit : Profilbildung einer Pädagogik für das 21. Jahrhundert.* / hrsg. v. Manuel Schulz u. a. – Weinheim, S. 83-112
- Jakob, Alexander (2001):** Möglichkeiten und Grenzen der Triangulation quantitativer und qualitativer Daten am Beispiel der Re-Konstruktion einer Typologie erwerbsbiografischer Sicherheitskonzepte. In: *Forum Qualitative Sozialforschung, Volume 2, No. 1*[online]. 31 Seiten. Verfügbar unter: (www.qualitative-research.net/fqs-texte) (Zugriff am 31.07.2007)
- Jakob, Gisela (2003):** Das narrative Interview in der Biographieforschung. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 445-458
- Jensen, Olaf (2005):** Induktive Kategorienbildung als Basis Qualitativer Inhaltsanalyse. In: *Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse.* / hrsg. v. Philipp Mayring ; Michaela Gläser-Zikuda. – Weinheim ; Basel, S. 255-273
- Jörissen, Benjamin (2000):** *Identität und Selbst: Systematische, begriffsgeschichtliche und kritische Aspekte.* – Berlin
- Junge, Matthias (1995):** *Forever young? Junge Erwachsene in Ost- und Westdeutschland.* – Opladen
- Kasten, Hartmut (1999):** *Pubertät und Adoleszenz : wie Kinder heute erwachsen werden.* – München ; Basel
- Kardorff, Ernst v. (1995):** Qualitative Sozialforschung – Versuch einer Standortbestimmung. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* / hrsg. v. Uwe Flick u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 3-10
- Kelle, Udo / Erzberger Christian (2001):** Die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsergebnisse. In: *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung : Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebens- und Biographieforschung.* / hrsg. v. Susann Kluge ; Udo Kelle. – München, S. 89-134

- Kelle, Udo / Kluge, Susann (1999):** *Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung.* – Opladen
- Kelle, Udo / Kluge, Susann (2001a):** Einleitung. In: *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung : Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebens- und Biographieforschung.* / hrsg. v. denselben. – München, S. 11-36
- Kelle, Udo / Kluge, Susann (2001b):** Validitätskonzepte und Validierungsstrategien bei der Integration qualitativer und quantitativer Forschungsmethoden. In: *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung : Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebens- und Biographieforschung.* / hrsg. v. denselben. – München, S. 135-167
- Keupp, Heiner (1988):** Auf dem Weg zur Patchwork-Identität? In: *Verhaltenstherapie & Psychosoziale Praxis* : VPP Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie. – Tübingen. 4/ 88, S. 425-438
- Keupp, Heiner (1989a):** Einleitung. Subjekt und Gesellschaft : Sozialpsychologische Verknüpfungen. In: *Verunsicherungen – Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Münchner Beiträge zur Sozialpsychologie* / hrsg. v. Heiner Keupp ; Helga Bilden. – Göttingen u. a., S. 9- 18
- Keupp, Heiner (1989b):** Auf der Suche nach der verlorenen Identität. In: *Verunsicherungen – Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Münchner Beiträge zur Sozialpsychologie* /hrsg. v. Heiner Keupp ; Helga Bilden. – Göttingen u. a., S. 47-69
- Keupp, Heiner (1990):** Identitäten im Umbruch : Das Subjekt in der „Postmoderne“. In: *Initial: Zeitschrift für Politik und Gesellschaft.* – Berlin, Heft 7/ 90, S. 698-716
- Keupp, Heiner (1992):** Das Subjekt und die Psychologie in der Krise der Moderne : Die Chancen postmoderner Provokationen. In: *Psychologie & Gesellschaftskritik* / hrsg. v. Initiative Kritischer Psychologinnen und Psychologen e. V. – Gießen. 63/64 (16. Jg., 92, 3/4), S. 17-41
- Keupp, Heiner (1993):** Identitäten in der Psychologie jenseits der Imitationsidentität. In: *Journal für Psychologie : Theorie, Forschung und Praxis. Zeitschrift der Neuen Gesellschaft für Psychologie.* – Heidelberg, 1. Jg., Heft 2, S. 4-14
- Keupp, Heiner (1994a):** Zur Einführung. Für eine reflexive Sozialpsychologie. In: *Zugänge zum Subjekt : Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie.* / hrsg. v. Heiner Keupp. – 1. Aufl. – Frankf. a. M., S. 7-20
- Keupp, Heiner (1994b):** Grundzüge einer reflexiven Sozialpsychologie – Postmoderne Perspektiven. In: *Zugänge zum Subjekt : Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie.* / hrsg. v. Heiner Keupp. – 1. Aufl. – Frankf. a. M., S. 226-274
- Keupp, Heiner (1995a):** Aktuelle Befindlichkeiten : Zwischen Postmoderner Diffusion und der Suche nach neuen Fundamenten. In: *Psychologie & Gesellschaftskritik.* – Gießen. P&G 73 (19. Jg., 95, 1), S. 29-55
- Keupp, Heiner (1995b):** Vom Ende moderner Eindeutigkeiten – Ohne Angst verschieden sein können. In: *Verständigung über Grenzen in der Psychiatrie* / hrsg. v. World Congress of social Psychiatrie. – Bonn, S. 551-559
- Keupp, Heiner (1998a):** *Ohne Angst verschieden sein zu können. Förderung von Lebensouveränität in einer postmodernen Gesellschaft.* Vortrag im Rahmen des Reutlinger Tag-Sonderpädagogischer Tag am 14.11. 1998 [online]. 33 Seiten. Verfügbar unter: www.ipp-muenchen.de/texte (Zugriff am 05.08.2003)
- Keupp, Heiner (1998b):** Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung.* / hrsg. v. Heiner Keupp ; Renate Höfer – 2. Aufl. – Frankf. a. M., S. 11-39
- Keupp, Heiner et. al (Hg) (1999):** *Identitätskonstruktionen – Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne.* – Reinbek b. Hamburg
- Keupp, Heiner (2001):** Identität. In: *Handbuch der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik.* / hrsg. v. Hans-Uwe Otto ; Hans Thiersch. – 2. völlig neu überarb. und aktual. Aufl. – Neuwied ; Kriftel, S. 804-810
- Keupp, Heiner (2004a):** *Sich selber finden – Identitätskonstruktionen heute und welche Ressourcen in Familie und Gesellschaft sie benötigen.* [online]. 24 Seiten. Verfügbar unter: www.ipp-muenchen.de/texte (Zugriff am 14.08.2005)
- Keupp, Heiner (2004b):** Fragmente oder Einheit? Wie heute Identität geschaffen wird. [online]. 35 Seiten. Verfügbar unter: www.ipp-muenchen.de/texte (Zugriff am 15.08.2005)
- Keupp, Heiner / Höfer, Renate (1998) (Hg.):** *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung.* – 2. Aufl. – Frankf. a. M.

- Klaus, Georg / Buhr, Manfred (Hg.) (1975):** Identität. In: *Philosophisches Wörterbuch* / hrsg. v. denselben.- 11. Aufl. (gegenüber der 10. unverändert). – Leipzig, S. 543-546
- Kluge, Susann (1999):** *Empirisch begründete Typenbildung : Zur Konstruktion von Typen und Typologien in der qualitativen Sozialforschung.* – Opladen
- Kluge, Susann (2001):** Strategien zur Integration qualitativer und quantitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren. Ein methodischer und methodologischer Bericht aus dem Sonderforschungsbereich 186 „Statuspassagen und Risikolagen im Lebenslauf. In: *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung : Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebens- und Biographieforschung.* / hrsg. v. Susann Kluge ; Udo Kelle. – München, S. 37-88
- Kluge, Susann / Udo Kelle (Hg.) (2001):** *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung : Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebens- und Biographieforschung.* – München
- König, Eckard / Bentler, Annette (2003):** Arbeitsschritte im qualitativen Forschungsprozess – ein Leitfaden. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 88-96
- Kokemohr, Rainer / Koller, Christoph (1996):** Die rhetorische Artikulation von Bildungsprozessen. Zur Methodologie erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. In: *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Winfried Marotzki. – 2. durchgesehene Aufl. – Opladen, S. 90-102
- Koller, Hans-Christoph (2004a):** *Grundbegriffe, Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft : Eine Einführung.* – Stuttgart
- Koller, Hans-Christoph (2004b):** Erziehungswissenschaft und Postmoderne. In: *Wörterbuch Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Cathleen Grunert. – 1. Aufl. – Wiesbaden, S. 188-192
- Krafeld, Franz J. (2000):** *Die überflüssige Jugend der Arbeitsgesellschaft : Eine Herausforderung an die Pädagogik.* – Opladen
- Krappmann, Lothar (1993):** *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen.* – 8. Aufl. – Stuttgart
- Krappmann, Lothar (1998):** Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung.* / hrsg. v. Heiner Keupp ; Renate Höfer. – 2. Aufl. – Frankf. a. M., S. 66-92
- Krappmann, Lothar (2002):** Bildung als Ressource der Lebensbewältigung. In: *Bildung und Lebenskompetenz : Kinder- und Jugendhilfe vor neuen Aufgaben.* / hrsg. i. Auftr. des Bundesjugendkuratoriums v. Richard Münchmeier ; Hans-Uwe Otto ; Ursula Rabe-Kleberg. – Opladen, S. 33-56
- Kraul, Margret / Marotzki, Winfried (2002):** Bildung und biographische Arbeit – Ein Einleitung. In: *Biographische Arbeit.* / hrsg. v. denselben. – Opladen, S. 7-21
- Kraus, Wolfgang (2003):** *Vom Identitätspanzer zur Patchwork-Identität.* Material zum Vortrag bei den TOPS-Tagen 2003 vom 7. bis 9. März 2003 in Berlin. [online].6 Seiten. verfügbar unter: www.ipp-muenchen.de/texte (Zugriff am 19.08.2003)
- Kraus, Wolfgang / Mitzscherlich, Beate (1995):** Identitätsdiffusion als kulturelle Anpassungsleistung. Erste empirische Ergebnisse zu Veränderungen der Identitätsentwicklung. In: *Psychologie in Erziehung und Unterricht. Zeitschrift für Forschung und Praxis, Organ der Deutschen Gesellschaft für Psychologie* / hrsg. v. Kurt A. Heller ; Horst Nickel ; Meinrad Perrez ; Ulrich Schmidt-Denter. – 42. Jahrgang, S. 65-72
- Kraus, Wolfgang / Mitzscherlich, Beate (1998):** Abschied vom Großprojekt. Normative Grundlagen der empirischen Identitätsforschung in der Tradition von James E. Marcia und die Notwendigkeit ihrer Reformulierung. In: *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung.* / hrsg. v. Heiner Keupp ; Renate Höfer – 2. Aufl. – Frankf. a. M., S. 149-173
- Kraus, Wolfgang /Straus, Florian (1990):** Das Konzept der Patchworkidentität : Überlegungen zur Entwicklung eines forschungsmethodischen Baukastens. In: *Mitteilungen/ Sonderforschungsbereich 333 der Universität München.* Heft 3 – München, S. 5-18
- Kröger, Ulf (2004):** *Der Zugang zum Arbeitsleben als Aufgabe für das Identitäts- und Ressourcenmanagement von Jugendlichen. Empirische Klärungen und sozialpädagogische*

Unterstützungsmöglichkeiten. – Band I/ II – Rostock, (Hochschulschrift/ Dissertation an der Universität Rostock, Fachbereich Allgemeine und Sozialpädagogik, 2004)

- Kron, Friedrich W. (1994):** *Grundwissen Pädagogik.* – 4. Aufl. – München ; Basel
- Krüger, Heinz-Hermann (1996):** Bilanz und Zukunft der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.* – 2. Aufl. – Opladen, S. 32-54
- Krüger, Heinz-Hermann (2003):** Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* / hrsg.v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 43-55
- Krüger, Heinz-Hermann (2004):** Allgemeine Erziehungswissenschaft. In: *Wörterbuch Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Cathleen Grunert. – 1. Aufl. – Wiesbaden, S. 159-165
- Krüger, Heinz-Hermann / Grunert, Cathleen (Hg.) (2002):** *Handbuch der Kindheits- und Jugendforschung.* – Opladen
- Krüger, Heinz-Hermann / Grunert, Cathleen (Hg.) (2004):** *Wörterbuch Erziehungswissenschaft.* – 1. Aufl. – Wiesbaden
- Krüger, Heinz-Hermann / Helsper, Werner (Hg.) (2006):** *Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft.* – 7. durchgesehene und aktual. Aufl. – Opladen ; Farmington Hills
- Kuckartz, Udo (1999):** *Computergestützte Analyse qualitativer Daten : Eine Einführung in Methoden und Arbeitstechniken.* – Opladen
- Kuckartz, Udo (2001):** *MAXQDA 2001 : Einführung.* – Berlin
- Kuckartz, Udo (2003):** Qualitative Daten computergestützt auswerten : Methoden, Techniken, Software. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 584-598
- Kudera, Werner (2001):** Anpassung, Rückzug oder Restrukturierung – Zur Dynamik alltäglicher Lebensführung in Ostdeutschland. In: *Entwicklungsperspektiven von Arbeit : Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München/ Deutsche Forschungsgemeinschaft/* hrsg. v. Burkart Lutz. – Berlin, S. 46-83
- Kuhnke, Ralf / Mittag, Hartmut (1997):** Entwicklung von Lebenszielen bei ostdeutschen Jugendlichen. In: *Ostdeutsche Jugendliche : Vom DDR-Bürger zum Bundesbürger* / hrsg. v. Uta Schlegel ; Peter Förster. – Opladen, S. 225-261
- Kuiken, Don / Miall, David S. (2001):** Numerische Phänomenologie: Verfahren zur Untersuchung von Kategorien gelebter Erfahrung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung, Volume 2, No. 1*[online]. 25 Seiten. Verfügbar unter: (www.qualitative-research.net/fqs-texte) (Zugriff am 31.07.2007)
- Lamnek, Siegfried (1989):** *Qualitative Sozialforschung. Band 2 : Methoden und Techniken.* – München
- Lamnek, Siegfried (1993):** *Qualitative Sozialforschung. Band 2 : Methoden und Techniken.* – 2. überarb. Aufl. – München
- Lamnek, Siegfried (2005):** *Qualitative Sozialforschung.* – 4. vollständig überarb. Aufl. – Weinheim ; Basel
- Lenz, Karl (1988):** *Die vielen Gesichter der Jugend – Jugendliche Handlungstypen in biographischen Porträts.* – Frankf. a. M. ; New York
- Lenz, Karl (1990):** Jugend im Plural. Theoretische Grundlagen, Methodik und Ergebnisse aus einem Forschungsprojekt. In: *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase* / hrsg. v. Manuela du Bois-Reymond ; Mechthild Oechsle. – Opladen, S. 115-134
- Leuzinger-Bohleber, Marianne / Garlichs, Ariane (2003):** Theoriegeleitete Fallstudien im Dialog zwischen Psychoanalyse und Erziehungswissenschaft. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997). – Weinheim ; München, S. 157-176
- Liebau, Eckart (2002):** Jugendhilfe, Bildung, Teilhabe : Bildung als Teilhabefähigkeit. In: *Bildung und Lebenskompetenz : Kinder- und Jugendhilfe vor neuen Aufgaben.* / hrsg. i. Auftr. des Bundesjugendkuratoriums v. Richard Münchmeier ; Hans-Uwe Otto ; Ursula Rabe-Kleberg. – Opladen, S. 19-31

- Liessmann, Konrad Paul (2000):** Im Schweiß deines Angesichtes : Zum Begriff der Arbeit in den anthropologischen Konzepten der Moderne. In: *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie* / hrsg. v. Ulrich Beck. – 1. Aufl. – Frankfurt a. M., S. 85-107
- Lindner, Werner (2003):** Alles Bildung!?! – Kinder- und Jugendarbeit in der „Wissensgesellschaft“. In: *Kinder- und Jugendarbeit als Bildungsprojekt.* / hrsg. v. Werner Lindner ; Werner Thole ; Jochen Weber. – Opladen, S. 47-68
- Lohauß, Peter (1995):** *Moderne Identität und Gesellschaft : Theorien und Konzepte.* – Opladen
- Lutz, Burkart (1996):** Einleitung. In: *Arbeit, Arbeitsmarkt und Betriebe.* / hrsg. v. ders. u. a. – Opladen, S. 1-16
- Lutz, Burkart (2001):** Einleitung. In: *Entwicklungsperspektiven von Arbeit : Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München* / Deutsche Forschungsgemeinschaft / hrsg. v. Burkhard Lutz ; Harry Schröder. – Berlin, S. 1-28
- Macha, Hildegard / Klinkhammer, Monika (2003):** Auswertungsstrategien methodenkombinierter biographischer Forschung. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 569-583
- Mansel, Jürgen / Klocke, Andreas (1996):** Zwischen Stigma, Wirklichkeit, Selbstanspruch und Ideal. In: *Die Jugend von heute : Selbstanspruch, Stigma und Wirklichkeit.* / hrsg. v. dies. – Weinheim ; München, S. 7-17
- Marcia, James E. (1966):** Development and validation of ego identity status. In: *Journal of Personality and Social Psychology* 3, S. 551-558
- Marcia, James E. (1980):** Identity in Adolescence. In: *Handbook of Adolescent Psychology* / hrsg. v. Joseph Adelson. – New York u. a., S. 159-187
- Marcia, James E. (et al.) (1993):** *Ego identity : A Handbook for Psychosocial Research.* – New York u. a.
- Marcia, James E. (1997):** Ego Identity : Research Review. In: *The Power of Identity – Politics in a New Key* / hrs. v. Kenneth R. Hoover with James E. Marcia and Kristen Parris. – New Jersey, S. 85-122
- Marotzki, Winfried (1990):** *Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen in hochkomplexen Gesellschaften.* – Weinheim
- Marotzki, Winfried (1991):** Aspekte einer bildungstheoretisch orientierten Biographieforschung. In: *Bilanzierungen erziehungswissenschaftlicher Theorieentwicklung.* / hrsg. v. D. Hoffmann ; H. Heidi. – Weinheim, S. 119-134
- Marotzki, Winfried (1996):** Forschungsmethoden der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Winfried Marotzki. – 2. Aufl. – Opladen, S. 55-89
- Marotzki, Winfried (2002):** Allgemeine Erziehungswissenschaft und Biographieforschung. In: *Biographische Arbeit.* / hrsg. v. Margret Kraul ; Winfried Marotzki. – Opladen, S. 49-64
- Marotzki, Wilfried / Nohl, Arnd-Michael / Ortlepp, Wolfgang (2005):** *Einführung in die Erziehungswissenschaft.* – 1. Aufl. – Wiesbaden
- Mayring, Philipp (1985):** Qualitative Inhaltsanalyse. In: *Qualitative Forschung in der Psychologie : Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder.* / hrsg. v. Gerd Jüttemann. – Weinheim, S. 187-211
- Mayring, Philipp (1995):** Psychologie. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* / hrsg. v. Uwe Flick u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 33-35
- Mayring, Philipp (1996):** *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zum qualitativen Denken.* – 3. überarb. Aufl. – Weinheim
- Mayring, Philipp (2000):** *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundfragen und Techniken.* – 7. Aufl. – Weinheim
- Mayring, Philipp (2001):** Kombination und Integration qualitativer und quantitativer Analyse. Forum Qualitative Sozialforschung, Volume 2, No. 1[online]. 13 Seiten. Verfügbar unter: (www.qualitative-research.net/fqs-texte) (Zugriff am 15.08.2003)
- Mayring, Philipp (2002):** *Einführung in die qualitative Sozialforschung – Eine Anleitung zu qualitativem Denken.* – 5. überarb., neu ausgestattete Aufl. – Weinheim ; Basel

- Mead, George H. (1934):** *Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus* : Mit einer Einleitung von Charles W. Morris. (Aus dem Amerikanischen von Ulf Pacher). – 8. Aufl. – Frankf. a. M. (1991)
- Mensen, Bernhard (Hg.) (1999):** *Arbeit*. – Nettetal (Vortragsreihe/Akademie Völker und Kulturen St. Augustin ; 22. 1998/99)
- Merkens, Hans (2002):** Kindheit und Jugend in Ost- und Westdeutschland. Ansätze und Ergebnisse der Kindheits- und Jugendforschung seit der Wende. In: *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Cathleen Grunert. – Opladen, S. 353- 370
- Merkens, Hans / Schmidt, Folker (Hg.) (1995):** *Lebenslagen Schuljugendlicher und sozialer Wandel im internationalen Vergleich*. – Hohengehren
- Merten, Klaus (1995):** *Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis* – 2. verbesserte Aufl. – Opladen
- Merton, Robert K. / Kendall, Patricia L. (1993):** Das fokussierte Interview. In: *Qualitative Sozialforschung* / hrsg. v. Christel Hopf ; Elmar Weingarten. – 3. Aufl. – Stuttgart, S. 171-204
- Mey, Günter (1999):** *Adoleszenz, Identität, Erzählung*. – 1. Aufl. – Berlin
- Meyer, Dorit / Seidenspinner, Gelinde (2001):** Entstrukturierung biographischer Muster von Männern und Frauen. In: *Handbuch Jugendsozialarbeit : Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisation; Bd 1.* / hrsg. v. Paul Fülbier ; Richard Münchmeier. – Münster, S. 133-146
- Mollenhauer, Klaus (1991):** *Vergessene Zusammenhänge : Über Kultur und Erziehung*. – 3. Aufl. – Weinheim ; München
- Mollenhauer, Klaus (2003):** Methoden erziehungswissenschaftlicher Bildinterpretation. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 247-263
- Münchmeier, Richard (2001a):** Jugend. In: *Handbuch der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik/* hrsg. v. Hans-Uwe Otto ; Hans Thiersch. – 2. völlig neu überarb. und aktual. Aufl. – Neuwied ; Kriftel, S. 816-830
- Münchmeier, Richard (2001b):** Strukturwandel der Jugendphase. In: *Handbuch Jugendsozialarbeit : Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisation. Bd 1.* / hrsg. v. Paul Fülbier ; Richard Münchmeier. – Münster, S. 101-113
- Nellessen, Lothar (2000):** Strategien der Identitätsbildung. In: *Zeitschrift Gruppendynamik und Organisationsberatung : Identität im Wandel*. – Leske + Budrich, S. 419-437
- Neuenschwander, Markus P. (1996):** *Entwicklung und Identität im Jugendalter*. – Bern ; Stuttgart ; Wien
- Nieke, Wolfgang/ Klein, Rosemarie (1990):** *Modellversuch Berufliche Qualifizierung von längerfristig Arbeitslosen in Metallberufen. Abschlußbericht der Wissenschaftlichen Begleitung*. – Essen ; Dortmund
- Nieke, Wolfgang (1992a):** Zur Einführung: Problemgruppen des Arbeitsmarktes. Neue Entwicklungen durch die Vereinigung Deutschlands und alte Probleme. In: *Berufliche Weiterbildung von Arbeitslosen im Betrieb: Ausbildungskonzeptionen und Perspektiven für langfristige Personalentwicklung* / hrsg. v. Werner Markert u. a. – Weinheim, S. 7-9
- Nieke, Wolfgang (1992b):** Ausbildung von Langzeitarbeitslosen. Empfehlungen für eine Ausbildungskonzeption am Beispiel der Metallberufe. In: *Berufliche Weiterbildung von Arbeitslosen im Betrieb: Ausbildungskonzeptionen und Perspektiven für langfristige Personalentwicklung* / hrsg. v. Werner Markert u. a. – Weinheim, S. 35-62
- Nieke, Wolfgang (1992c):** Selbstkonzept der eigenen Leistung. Theoretischer Ansatz und erwachsenenpädagogische Perspektiven. In: *Berufliche Weiterbildung von Arbeitslosen im Betrieb: Ausbildungskonzeptionen und Perspektiven für langfristige Personalentwicklung* / hrsg. v. Werner Markert u. a. – Weinheim, S. 63-94
- Nieke, Wolfgang (1995):** Zur geistigen Situation der Gegenwart : Sich modernisierende Moderne oder postmoderne Beliebbarkeit? In: *Nachwendliche Orientierung : Modernisierung in Deutschland.* / hrsg. v. Heiner Hastedt ; Dieter Thomäe ; Philosophische Manuskripte, Neue Folge, Heft 2, S. 29-44
- Nieke, Wolfgang / Masschelein, Jan/ Ruhloff, Jörg (Hg) (2001):** *Bildung in der Zeit. Zeitlichkeit und Zukunft – pädagogisch kontrovers*. – Weinheim

- Nieke, Wolfgang (2005):** Die Aktualität des Bildungsbegriffs. In: *Traditio et Innovatio*. Forschungsmagazin der Universität Rostock, S. 4-5
- Oechsle, Mechthild (1990):** Von der Selbstverleugnung zur Selbstverwirklichung – ein neues kulturelles Modell. In: *Neue Jugendbiographie? Zum Strukturwandel der Jugendphase*. / hrsg. v. Manuela du Bois-Reymond ; Mechthild Oechsle. – Opladen, S. 155-173
- Ohlmeier, Dieter (2000):** Identität im Wandel – aus psychoanalytischer Sicht. In: *Zeitschrift Gruppendynamik und Organisationsberatung : Identität im Wandel*. – Leske + Budrich, S. 371-382
- Oerter, Rolf (1985):** Die Anpassung von Jugendlichen an die Struktur von Arbeit und Beruf. In: *Lebensbewältigung im Jugendalter* / hrsg. v. Rolf Oerter. – Weinheim ; Deerfield Beach, S. 69-110
- Ortmann, Hedwig (2001):** Selbstbildung. In: *Handbuch der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik* / hrsg. v. Hans-Uwe Otto ; Hans Thiersch. – 2. völlig neu überarb. und aktual Aufl. – Neuwied ; Kriftel, S. 1548-1556
- Osterloh, Jürgen (2002):** *Identität der Erziehungswissenschaft und pädagogische Verantwortung : Ein Beitrag zur Strukturdiskussion gegenwärtiger Erziehungswissenschaft in Auseinandersetzung mit Wilhelm Flitner*. – Rieden
- Oswald, Hans (2003):** Was heißt qualitativ forschen? Eine Einführung in Zugänge und Verfahren. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 71-87
- Pätzold, Günter (1993) :** Jugend, Ausbildung und Beruf. In: *Handbuch der Jugendforschung*. / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger. – 2. erweiterte und aktual. Aufl. – Opladen, S. 383-402
- Pekrun, Reinhard (2002):** Psychologische Bildungsforschung. In: *Handbuch Bildungsforschung*. / hrsg. v. Rudolf Tippelt. – Opladen, S.61-79
- Peters, Sibylle (1991):** *Arbeitslose und ihr Selbstbild in einer betrieblichen Umschulung : Lern- und Leistungsfähigkeit in Bilanzierung und Antizipation in einer Metallfacharbeiterausbildung*. – Weinheim
- Prengel, Annedore (2003):** Perspektivität erkennen – Zur Bedeutung von Praxisforschung in Erziehung und Erziehungswissenschaft. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 599-627
- Reitzle, Matthias / Silbereisen, Rainer K. (1996):** Werte in den alten und neuen Bundesländern. In: *Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996*. / hrsg. v. R. K. Silbereisen ; Laszlo Vaskovics ; Jürgen Zinnecker. – Opladen, S. 41-56
- Reichertz, Jo (1995):** Objektive Hermeneutik. In: *Handbuch qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. / hrsg. v. Uwe Flick u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 223-228
- Remschmidt, Helmut (1992):** *Adoleszenz : Entwicklung und Entwicklungskrisen im Jugendalter*. – 1. Aufl. – Stuttgart ; New York
- Riesman, David (1968):** *Die einsame Masse : Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*. (aus dem Amerik. übertr. von Renate Rausch) – 12. Aufl., 86.-95. Tsd. – Reinbek b. Hamburg
- Rustemeyer, Ruth (1992):** *Praktisch-Methodische Schritte der Inhaltsanalyse : Eine Einführung am Beispiel der Analyse von Interviewtexten*. – Münster
- Rützel, Josef (1993):** Jugend heute : Lebenslagen – Interessen – Zukunftsperspektiven. In: *Berufsbildung*, Heft 22, S. 3-38
- Rützel, Josef (1998):** Integration und Ausgrenzung durch neue Formen der Arbeit. In: *Jahrbuch der Pädagogik – Bildung nach dem Zeitalter der großen Industrie*. / Red.: Josef Rützel ; Werner Sesink. – Frankf. a. M. u. a., S. 27-50
- Schaeper, Hildegard / Witzel, Andreas (2001):** Rekonstruktion einer qualitativen Typologie mit standardisierten Daten. In: *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung : Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebens- und Biographieforschung*. / hrsg. v. Susann Kluge ; Udo Kelle. – München, S. 217-260
- Schäfer, G. E. (2001):** *Bildungsprozesse im Kindesalter: Selbstbildung, Erfahrung und Lernen in der frühen Kindheit*. – 2. Aufl. – Weinheim ; München

- Schefold, Werner (2001):** Lebenslauf. In: *Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik.* / hrsg. v. Hans-Uwe Otto ; Hans Thiersch u. M. a. – 2. völlig überarb. Aufl. – Neuwied ; Kriftel, S. 1122-1135
- Schenk, Günter (1990):** Identität/ Unterschied. In: *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften* / hrsg. v. Hans Jörg Sandkühler u. a. – Bd. 2. F-K. – Hamburg, S. 611-616
- Schenk, Sabine (1996):** Berufsverläufe und Erwerbsschicksale. In: *Arbeit, Arbeitsmarkt und Betriebe* / hrsg. v. Burkart Lutz (u. a.). – Opladen, S. 161-188
- Scherr, Albert (1995):** *Soziale Identitäten Jugendlicher : Politische und berufsbiographische Orientierungen von Auszubildenden und Studenten.* – Opladen
- Scherr, Albert (2003):** Jugendarbeit als Subjektbildung. In: *Kinder- und Jugendarbeit als Bildungsprojekt.* / hrsg. v. Werner Lindner ; Werner Thole ; Jochen Weber. – Opladen, S. 87-102
- Schlegel, Uta / Förster, Peter (Hg.) (1997):** *Ostdeutsche Jugendliche : Vom DDR-Bürger zum Bundesbürger.* – Opladen
- Schründer-Lenzen, Agi (2003):** Triangulation und idealtypisches Verstehen in der (Re-)Konstruktion subjektiver Theorien. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997). – Weinheim ; München, S. 107-117
- Schulze, Theodor (1993a):** Biographisch orientierte Pädagogik. In: *Aus Geschichten lernen.* / hrsg. v. Dieter Baacke ; Theodor Schulze. – München, S. 13-40
- Schulze, Theodor (1993b):** Lebenslauf und Lebensgeschichte : Zwei unterschiedliche Sichtweisen und Gestaltungsprinzipien biographischer Prozesse. In: *Aus Geschichten lernen.* / hrsg. v. Dieter Baacke ; Theodor Schulze. – München, S. 174 – 228
- Schulze, Theodor (1996):** Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung : Anfänge – Fortschritt – Ausblicke. In: *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Winfried Marotzki. – 2. Aufl. – Opladen, S. 10-31
- Schulze, Theodor (2002):** Biographieforschung und Allgemeine Erziehungswissenschaft. In: *Biographische Arbeit.* / hrsg. v. Margret Kraul ; Winfried Marotzki. – Opladen, S. 22-45
- Schulze, Theodor (2003):** Interpretation von autobiographischen Texten. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 323-340
- Schütze, Fritz (1983):** Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis : np ; Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik.* – Bd. 13 – Neuwied, S. 283-293
- Siegert, Michael T. / Chapman, Michael (1987):** Identitätstransformationen im Erwachsenenalter. In: *Identität : Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung* / hrsg. v. Hans-Peter Frey ; Karl Haußer. – Stuttgart, S. 139-150
- Silbereisen, Rainer, K. / Vaskovic, Laszlo A. / Zinnecker, Jürgen (Hg.):** *Jungsein in Deutschland : Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996.* – Opladen
- Spranger, Eduard (1958):** *Gedanken zur Daseinsgestaltung.* – ausgewählt von Hans Walter Bähr. 19.-24.Tausend. – München
- Spranger, Eduard (1966):** *Lebensformen : Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit.* – 9. unveränd. Aufl. – Tübingen
- Stecher, L. (1996):** Biographische Selbstwahrnehmung und Lebensübergänge. In: *Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996.* / hrsg. v. Rainer K. Silbereisen ; Laszlo Vaskovics ; Jürgen Zinnecker. – Opladen, S. 145-164
- Sting, Stephan (2002):** Bildung. In: *Handbuch Kinder- und Jugendhilfe* / hrsg. v. Mechthild Wolff. – Weinheim ; München, S. 377-392
- Straub, Jürgen (1998):** Personale und kollektive Identität : Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In: *Identitäten : Erinnerung, Geschichte, Identität 3.* / hrsg. v. Alaida Assmann ; Heidrun Friese. – 1. Aufl. – Frankf. a. M., S. 73-104
- Straub, Jürgen (1999):** *Handlung, Interpretation, Kritik : Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie.* – Berlin ; New York
- Straub, Jürgen (2000a):** Biographische Sozialisation und narrative Kompetenz : Implikationen und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Denkens in der Sicht einer narrativen Psychologie. In: *Biographische Sozialisation* / hrsg. v. Erika Hoerning. – Stuttgart, S. 137-163
- Straub, Jürgen (2000b):** Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die „postmoderne“ armchair psychology“. In: *ZBBS : Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung.* – Leverkusen, S. 167-194

- Straus, Florian / Höfer, Renate (1998a):** Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit. In: *Identitätsarbeit heute : Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung* / hrsg. v. Heiner Keupp ; Renate Höfer. – 2. Aufl. – Frankfurt a. M., S. 270-307
- Straus, Florian / Höfer, Renate (1998b):** Erwerbsgesellschaft adé – Arbeitsidentität passé? In: *Jahrbuch der Pädagogik : Bildung nach dem Zeitalter der großen Industrie* / Red.: Josef Rützel ; Werner Sesink. – Frankf. a. M. u. a., S. 63-80
- Terhart, Ewald (2003):** Entwicklung und Situation des qualitativen Forschungsansatzes in der Erziehungswissenschaft. In: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Barbara Friebertshäuser ; Annedore Prengel. – unveränderte Aufl. (1997) – Weinheim ; München, S. 27-42
- Thiersch, Hans (2002):** Bildung – alte und neue Aufgaben der Sozialen Arbeit. In: *Bildung und Lebenskompetenz : Kinder- und Jugendhilfe vor neuen Aufgaben.* / hrsg. i. Auftr. des Bundesjugendkuratoriums v. Richard Münchmeier ; Hans-Uwe Otto ; Ursula Rabe-Kleberg. – Opladen, S. 57-71
- Thomae, Hans (1995):** Biographische Methoden in der Psychologie. In: *Handbuch Qualitative Sozialforschung : Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* / hrsg. v. Uwe Flick u. a. – 2. Aufl. – Weinheim, S. 249-252
- Tippelt, Rudolf (2003):** Bildung als pädagogisches Anliegen. In: *Kinder- und Jugendarbeit als Bildungsprojekt.* / hrsg. v. Werner Lindner ; Werner Thole ; Jochen Weber. – Opladen ; S. 33-46
- Voß, Günter (2001):** Neue Verhältnisse? – Zur wachsenden Bedeutung der Lebensführung von Arbeitskräften für die Betriebe. In: *Entwicklungsperspektiven von Arbeit : Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 333 der Universität München/ Deutsche Forschungsgemeinschaft/* hrsg. v. Burkhart Lutz. – Berlin, S. 31-45
- Wagner, Peter (1998):** Fest-Stellungen. Beobachtungen zur sozialwissenschaftlichen Diskussion über Identität. In: *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3.* – 1. Aufl. – Frankfurt a. M., S. 44-72
- Walper, Sabine / Tippelt, Rudolf (2002):** Methoden und Ergebnisse der quantitativen Kindheits- und Jugendforschung. In: *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger; Cathleen Grunert. – Opladen, S. 189-224
- Waschulewski, Ute (2002):** *Die Wertpsychologie Eduard Sprangers : Eine Untersuchung zur Aktualität der ‚Lebensformen‘.* – Münster u. a.
- Weber, Erich (1999):** Band I: Grundfragen und Grundbegriffe. Teil 3: Pädagogische Grundvorgänge und Zielvorstellungen – Erziehung und Gesellschaft/ Politik. In: *Pädagogik : Eine Einführung.* / hrsg. v. derselbe. – 8. Neuauflage. – Donauwörth
- Welsch, Wolfgang (1991):** Subjektsein heute. Überlegungen zur Transformation des Subjekts. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie 39,* S. 347-365
- Wensierski v., Hans-Jürgen (1994):** *Mit uns zieht die alte Zeit : Biographie und Lebenswelt junger DDR-Bürger im gesellschaftlichen Umbruch.* – Opladen
- Wensierski v., Hans-Jürgen (1996):** Abschied von der DDR – Zur Biographisierung eines gesellschaftlichen Transformationsprozesses. In: *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Winfried Marotzki. – 2. Aufl. – Opladen, S. 218-238
- Wiese, Bettina S. (2000):** *Berufliche und familiäre Zielstrukturen : Ein Anwendungsbeispiel zum Meta-Modell der Selektiven Optimierung mit Kompensation.* – Münster u. a.
- Winkler, Michael (2001):** Bildung und Erziehung. In: *Handbuch der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik* / hrsg. v. Hans-Uwe Otto ; Hans Thiersch. – 2. völlig neu überarb. und aktual Aufl. – Neuwied ; Kriftel, S.169-182
- Winkler, Michael (2006):** Erziehung. In: *Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft.* / hrsg. v. Heinz-Hermann Krüger ; Werner Helsper. – 7. durchgesehene und aktual. Aufl. – Opladen ; Farmington Hills, S. 57-79
- Witt, Harald (2001):** Forschungsstrategien bei quantitativer und qualitativer Sozialforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung, Volume 2, No. 1*[online]. 10 Seiten. Verfügbar unter: (www.qualitative-research.net/fqs-texte) (Zugriff am 31.07.2007)
- Witthaus, Udo (1996):** Barrieren und Widersprüche zwischen Ausbildung und Beschäftigung. Zur (Un-)Möglichkeit der Einlösung arbeitsinhaltlicher Interessen und Ansprüche. In: *Die Jugend von*

heute : Selbstanspruch, Stigma und Wirklichkeit. / hrsg. v. Jürgen Mansel ; Andreas Klocke. – Weinheim ; München, S. 107-128

- Witzel, Andreas:** Das problemzentrierte Interview. In: *Qualitative Forschung in der Psychologie : Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder.* / hrsg. v. Gerd Jüttemann. – Weinheim, S. 227-256
- Witzel, Andreas/ Mowitz-Lambert, Joachim/ Heinz, Walter R. (2001):** Nimmt die Bedeutung des Berufs für die Erwerbsbiographie ab? Diskontinuitätserfahrungen und Berufsbiographien von jungen Fachkräften in den ersten Berufsjahren. In: *Bildung und Erziehung* / hrsg. v. Harm Paschen; 54. Jg. – Köln ; Weimar ; Wien, S. 423-437
- Wulf, Christoph (1999):** Einleitung. In: *Bild – Bilder – Bildung* / hrsg. v. Gerd E. Schäfer ; Christoph Wulf. – Weinheim, S. 7-14
- Zedler, Peter (2002):** Erziehungswissenschaftliche Bildungsforschung. In: *Handbuch Bildungsforschung.* / hrsg. v. Rudolf Tippelt. – Opladen, S. 21-39
- Zimmerli, Walter Ch. (1982):** Orientierung an Alternativen? Vom Sinn der Sinnfrage. In: *Jugend ohne Orientierung? Zur Sinnkrise der gegenwärtigen Gesellschaft.* / hrsg. v. Walter Hornstein. – Weinheim ; Basel, S. 9-29
- Zinn, Jens (2001):** Die Integration qualitativer und quantitativer Daten und Methoden bei der Untersuchung von Individualisierungsprozessen. In: *Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung : Integration qualitativer und quantitativer Verfahren in der Lebens- und Biographieforschung.* / hrsg. v. Susann Kluge ; Udo Kelle. – München, S. 275-331
- Zinnecker, Jürgen/ Strzoda, C. (1996):** Zeitorientierungen, Zukunftspläne, Identität – Von den Grenzen des Projektes Jugend. In: *Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996.* / hrsg. v. R. K. Silbereisen ; Laszlo Vaskovics ; Jürgen Zinnecker. – Opladen, S. 199-228
- Zündorf, Lutz (1999):** Die gesellschaftliche Bedeutung der Arbeit. In: *Arbeit* / hrsg. v. Bernhard Mensen. – Nettetal, S. 51-70

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Zusammenspiel von I, Me und Self in der symbolischen Interaktion (in Anlehnung an Gudjons 1995, S. 151).....	40
Abbildung 2: Selbstreflexionen im intermediären Raum und Interaktionen	43
Abbildung 3: Die Phasen und ihre Komponenten der psychosozialen Entwicklung nach Erikson (1966, S. 150f.) unter Hervorhebung der Jugendphase (V).....	49
Abbildung 4: Fundamentale Beziehungen zwischen den lebensphasisch thematisierten Komponenten der Identitätsentwicklung (in Anlehnung an Erikson 1966, S. 60)50	
Abbildung 5: Das Identity Status Modell nach James E. Marcia (1993) in seinen Dimensionen (in Anlehnung an Kraus/Mitzscherlich 1998, S. 153)	54
Abbildung 6: Die vier Identitätszustände nach Marcia und der hypothetische Verlauf einer Identitätskrise im Jugendalter nach Erikson () (vgl. Haußer 1995, S. 81).....	55
Abbildung 7: Fünf verschiedene Hauptidentitätsinhalte (Neuenschwander 1996, S. 85)	65
Abbildung 8: a) Strukturelemente des Identitätsprozesses (Straus/Höfer 1998a, S. 303);.....	92
b) Wechselbezüge zwischen den Strukturebenen.....	92
Abbildung 9: Prozessuale Übersicht zum „Modell der alltäglichen Identitätsarbeit“ (in Anlehnung an Straus/Höfer 1998a, S. 303)	98
Abbildung 10: Ein modifiziertes Identitätsstatusmodell (Straus/Höfer 1998a, S. 291)	101
Abbildung 11: Konstruktionen der Identitätsarbeit (in Anlehnung an Keupp u. a. 1999, S. 218)	104
Abbildung 12: Identitätsziele auf der Ebene der Metaidentität (Höfer 2000, S. 200).....	107
Abbildung 13: Das systemische Zusammenspiel zwischen dominanten Identitätszielen, dominanten Teilidentitäten und dem positiven Identitätsgefühl	108
Abbildung 14: Kohärenzsinn – Das Herzstück der Salutogenese (Keupp 2004b, S. 13; Hervorhebg. i. O.).....	110
Abbildung 15: Beispiele für Selbstwahrnehmungsmodi der beruflichen Teilidentität in Anlehnung an Straus/Höfer (1998a, S. 274).....	122
Abbildung 16: Exemplarische Darstellung der <i>Standards</i> der beruflichen Identität (in Anlehnung an Keupp u. a. 1999, S. 219).....	124
Abbildung 17: Konzeptionelle Perspektivansätze zum (re-)konstruierten Stellenwert der beruflichen Identität.....	133
Abbildung 18: Zukunftsszenarien der Erwerbsgesellschaft nach Bonß (2000, S. 374)	172
Abbildung 19: Zukunftsszenarien der Arbeit nach Beck (1999, S. 41).....	172

Abbildung 20: Phasen von der späten Kindheit bis zum frühen Erwachsenenalter (Kasten 1999, S. 15; Hervorhebg.: P. N.).....	174
Abbildung 21: Arbeitsskizze I : Identitätsformation - Identität und Lebenskonzept	245
Abbildung 22: Formale Betrachtung von Wertorientierung(en)/Einstellung(en) und Wertkonfiguration(en) der Lebensorientierung.....	250
Abbildung 23: Identitätsformation über Identitätsziele und Lebenskonzept	254
Abbildung 24: Identitätsformation als Fokussierung von Erfahrungskern(en) vor dem „inneren Auge“ der Bewusstseinsbildung.....	255
Abbildung 25: Arbeitsskizze IIa	256
Abbildung 26 : Arbeitsskizze IIb.....	256
Abbildung 27: Rotationsprozess der Standards, dominanter Identitätsziele und Lebensbereiche auf der Querschnittachse	260
Abbildung 28: Biografischer Längsschnitt des Generalisierungsnetzes.....	260
Abbildung 29: Persönlichkeitsbildung der Ersten Moderne und subjektbezogenes Wissensmanagement der Zweiten Moderne (i. Anlehnng. an Bonß 2003, S. 24; 27)	270
Abbildung 30: Deduktives Kategoriensystem der Einzelfallanalyse.....	347
Abbildung 31: Qualitative Einzelfallanalyse: Lebensgeschichtlich rekonstruierende Interpretation zur Fallbeschreibung am Fallbeispiel 3	369
Abbildung 32: Codierung 1. Grades am Fallbeispiel 3 im Auszug	372
Abbildung 33: Fallbeispielauszug Fall 3: Matrix 1 (D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Matrix 1.rtf)	378
Abbildung 34: Matrix 2 am Fallbeispiel 3	382
Abbildung 35: Zusammenfassende Inhaltsanalyse zu den bedeutsamen IZ je Lebensbereich am Fallbeispiel 3	386
Abbildung 36: Allgemeines nominales Generalisierungsstrukturmuster anhand der Häufigkeitsverteilung im Fallbeispiel 3	387
Abbildung 37: Nominale Generalisierungsstrukturmuster aus der gesamten und bedeutungsvollen Häufigkeitsverteilung von IZ am Fallbeispiel 3.....	388
Abbildung 38: Prozentuale Mittelwerte der bedeutungsvollen Identitätsziele in VGZ.....	392
Abbildung 39: Generalisierungsstrukturmuster bedeutender und allgemeiner Gewichtung im Fallbeispiel 3	392
Abbildung 40: Lebensbereichsgewichtung im biografischen Verlauf im Fall 3	394

Abbildung 41: Biografische Identitätszielgewichtung im Lebensbereich Arbeit/Beruf im Fall 3	396
Abbildung 42: Lebensbereichsspezifische Identitätszielgewichtung im biografischen Gesamtverlauf im Fall 3.....	398
Abbildung 43: Bedeutsame Identitätszielstruktur im Fall 3.....	399
Abbildung 44: Bedeutsame Identitätszielstrukturen je Einzelfall	401
Abbildung 45: Ähnlichkeitsvergleich zwischen den Identitätszielstrukturen Typ I (Fall 1; 4) ..	404
Abbildung 46: Ähnlichkeitsvergleich zwischen den Identitätszielstrukturen Typ II (Fall 3; 5) .	405
Abbildung 47: Ähnlichkeitsvergleich zwischen den Identitätszielstrukturen Typ III (Fall 2; 6; 7)	405
Abbildung 48: Ähnlichkeitsvergleich zwischen den Identitätszielstrukturen Typ IV (Fall 8; 9)	406
Abbildung 49: Identitätszielstrukturmuster der Mittelwertypen	407
Abbildung 50: Berechnungsschritte für den Mittelwert „Innen“ zur typologischen Ähnlichkeitsbestimmung	415
Abbildung 51: Axiale Codierung des Identitätsziels über induktive Variablenbildung	419
Abbildung 52: Codierung 2. Grades zur Bildung von kategorialen Typenvariablen	421
Abbildung 53: Typologische hermeneutische Identitätszieldimensionen der Identitätsziel- Hauptkategorien mit unterschiedlich skalierten Identitätszielausprägungen.....	428
Abbildung 54: Zusammenfassende hermeneutische Typenbeschreibung anhand der Identitätszieldimensionen (Typenvariablen/-merkmale) für die Typen I-IV.....	438
Abbildung 55: Typologische Vergleichsdimensionen und ihre Typenvariablen zur hermeneutischen Typencharakteristik	440
Abbildung 56: Vierfelderschema zur hermeneutischen Identitätsformationstypologie	443
Abbildung 57: Gewichtung der Ich- und Wir-Orientierung je Typen	444
Abbildung 58: Bipolare Überkreuzung der typologischen Grundorientierung.....	448
Abbildung 59: Typologische Identitätszielformationsmuster für A/B	461
Abbildung 60: Überblick zur biografischen Gewichtung des Lebensbereichs Arbeit/Beruf.....	469
Abbildung 61: Typologische Ergebnisse der Lebensbereichsgewichtung.....	473
Abbildung 62: Spannbreite der typologischen LB-Verknüpfungslogik (LO).....	474
Abbildung 63: Auszug aus der hermeneutischen Typenbeschreibung für Arbeit und Beruf (am Beispiel des Typus II für drei hochgewichtete Identitätsziele)	477
Abbildung 64: Berufliche Identitätsformationsmuster im Kontext der typologischen Lebensbereichsverknüpfungslogik	491
Abbildung 65: Ergebnisse zu den Deskriptionsdimensionen von Identitätszielen im Überblick	499

Abbildung 66: Typologische Auseinandersetzungsformen der Identitätsjustierung	503
Abbildung 67: Zusammenfassung der quantitativen Ergebnisse auf formaler Ebene	508
Abbildung 68: Spannbreite der typologischen LB-Verknüpfungslogik (LO) (vgl. Abbildung 62, i. d. A. S. 464).....	508
Abbildung 69: Hypothetische Typen von selbstreflexiv-handlungsorientierten Bewältigungsstrategien der biografischen Lebensgestaltung	518

TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 1: Nominale Häufigkeiten der Identitätsziele je V-G-Z im Fall 3	391
Tabelle 2: Prozentuale Mittelwerte für die bedeutungsvollen Identitätsziele im VGZ-Verlauf .	391
Tabelle 3: Nominale Häufigkeit der Lebensbereiche je V-G-Z im Fall 3	394
Tabelle 4: Prozentuale Mittelwerte je Lebensbereich und je V-G-Z am Fall 3	394
Tabelle 5: Biografische Identitätszielgewichtung im Lebensbereich Arbeit/Beruf im Fall 3.....	395
Tabelle 6: Lebensbereichsspezifische Identitätszielgewichtung im biografischen Gesamtverlauf im Fall 3	397
Tabelle 7: Mittelwerte der bedeutsamen Identitätszielstruktur im Fall 3	399
Tabelle 8: Fallinternes Identitätsziel-Ranking.....	403
Tabelle 9: Fallübergreifender Vergleich des Identitätsziel-Rankings.....	403
Tabelle 10: Ergebnisse des fallübergreifenden Minimal- und Maximalvergleichs der grafischen Identitätszielstruktur.....	404
Tabelle 11: Typinternes Ranking der Identitätsziel-Mittelwerte je Typus	407
Tabelle 12: Typinternes Identitätszielranking im typübergreifenden Vergleich.....	408
Tabelle 13: Identitätsziel-Mittelwerte für die innen- und außengeleitete Identitätsformationsorientierung.....	410
Tabelle 14: Typenvergleich anhand der Vergleichsdimensionen Innen- und Außenorientierung	410
Tabelle 15: Ähnlichkeitsabstände zwischen den Typen innerhalb der Vergleichsdimensionen.	411
Tabelle 16 : Kategorialer Ähnlichkeitsvergleich zwischen den typologischen Identitätsziel- Mittelwerten (%) der Innen- und Außenorientierung	412
Tabelle 17: Ausdifferenzierter Typenvergleich der kategorialen Ähnlichkeitsabstände.....	412
Tabelle 18: Σ der skalierten Ähnlichkeitsabstände zwischen den Typen.....	414
Tabelle 19: Ähnlichkeitsabstände pro Kreuztabellierung der Typen	414
Tabelle 20: Σ -Mittelwerte der Ähnlichkeitsabstände zwischen den Typenpaaren für die „Innen-“ und „Außen“-Identitätszielorientierung	415
Tabelle 21: Σ -Mittelwerte der Ähnlichkeitsabstände zwischen den Typenpaaren für die „Nähe“ und „Distanz“ in der Identitätszielverfolgung	416
Tabelle 22: Lebensphasische Aufschlüsselung der Identitätszielstruktur für den Lebensbereich Arbeit und Beruf am Fallbeispiel 3	456
Tabelle 23: Lebensphasische Aufschlüsselung der Identitätszielstrukturwerte für den Lebensbereich Partnerschaft/Kind am Fallbeispiel 3	457

Tabelle 24: Einzelfallbezogene Identitätszielstruktur für A/B sowie einzelfallbezogene und typologische Gesamtidentitätszielstrukturen im Überblick.....	458
Tabelle 25: Typologische Identitätszielstruktur für A/B am Beispieltypus II	460
Tabelle 26: Typologische Identitätszielstrukturen für Arbeit und Beruf sowie im Gesamt zum Vergleich.....	460
Tabelle 27: Typologische Identitätszielstrukturen für Arbeit und Beruf.....	461
Tabelle 28: Typologische biografische Gewichtung von Arbeit/Beruf für Typus II.....	464
Tabelle 29: Typologische Zeitstrukturierung des Typus II.....	465
Tabelle 30: Einzelfallinterner Vergleich der biografischen Gewichtung von A/B	465
Tabelle 31: Mittelwertvergleich der Gewichtung von A/B im biografischen (Grundorientierungs-)Verlauf.....	467
Tabelle 32: Typologische biografische Gewichtung des Lebensbereiches Arbeit/Beruf.....	469
Tabelle 33: Biografische Lebensbereichsgewichtung im Fallbeispiel 3.....	470
Tabelle 34: Biografische Lebensbereichsgewichtung im Typenbeispiel II	470
Tabelle 35: Typologische Ergebnisse der Lebensbereichsgewichtung.....	472

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

A/B	Arbeit/ Beruf
AI	Arbeitsidentität
Anerk.	Anerkennung
Anpassg.	Anpassung
AO	Arbeitsorientierung
Arrang.	Arrangement
aufgr.	aufgrund
Auslassg.	Auslassung
Auton.	Autonomie
BI	berufliche Identität
BO	Berufsorientierung
Bsp.	Beispiel
bspw.	beispielsweise
d. f.	daraus folgt
d. h.	das heißt
dr.	durch
ebd.	ebenda
Einfüg.	Einfügung
einschl.	einschließlich
emot.	emotional
Entsch.	Entschiedenheit
etc.	et cetera
EW	Erziehungswissenschaft
Fr./Fr.	Freunde/ Freizeit
gesell.	gesellschaftlich
Gw	Gegenwart
-handlg.	(H)andlung
HFam.	Herkunftsfamilie
Hervorhebg.	Hervorhebung
i. Anlehng. a. (d. O.)	in Anlehnung an (das Original)
Ichbez.	Ich-Bezug
i. d. R.	in der Regel
indiv.	individuell
Integr.	Integration
i. O.	im Original
i. S. e.	im Sinne eine(r/s)
i. S. v.	im Sinne von
IZ	Identitätsziele
LB	Lebensbereich
LO	Lebensorientierung

m. E.	Meines Erachtens
neg.	negativ
n. m. K.	nach meiner Kenntnis
nomin.	nominal
num.	numerisch
Off.	Offenheit
-orientg.	(O)rientierung
Orig./Indiv.	Originalität/ Individualität
Partn.	Partner(schaft)
Pass.	Passivität
P. N.	Peggy Never
Pol./Gesell.	Politik/ Gesellschaft
polit.	politisch
pos.	positiv
quantit.	quantitativ
qualit.	qualitativ
ration.	rational
SA	Selbstachtung
SozDistanz	Soziale Distanz
Stud.	Studium
Swk.	Selbstwirksamkeit
theor.	theoretisch
TI	Teilidentität
typ.	typisch
usw.	und so weiter
u. U.	unter Umständen
u. a.	und andere
u. Ä.	und Ähnliche(s)
Vg.	Vergangenheit
vgl. i. d. A. S.	vergleiche in der Arbeit Seite
VGZ	Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft
z. B.	zum Beispiel
Zk	Zukunft

VERZEICHNIS ZUM DATENTECHNISCHEN ANHANG (CD)**Qualitative Einzelfallanalyse**

D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 1\Transkript Carlotta.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 1\Fallinterpretation.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 1\Matrix 1.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 1\Matrix 2.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 1\Zfg IZ+LB Carlotta.doc
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 2\Transkript Aaron.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 2\Fallinterpretation.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 2\Matrix 1.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 2\Matrix 2.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 2\Zfg IZ+LB Aaron.doc
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Transkript Ada.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Fallinterpretation.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Matrix 1.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Matrix 2.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Zfg IZ+LB Ada.doc
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 4\Transkript Tess.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 4\Fallinterpretation.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 4\Matrix 1.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 4\Matrix 2.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 4\Zfg IZ+LB Tess.doc
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 5\Transkript Anna.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 5\Fallinterpretation.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 5\Matrix 1.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 5\Matrix 2.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 5\Zfg IZ+LB Anna.doc
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 6\Transkript Andreas.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 6\Fallinterpretation.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 6\Matrix 1.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 6\Matrix 2.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 6\Zfg IZ+LB Andreas.doc
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 7\Transkript Ulf.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 7\Fallinterpretation.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 7\Matrix 1.rtf
D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 7\Matrix 2.rtf

D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 7\Zfg IZ+LB Ulf.doc
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 8\Transkript Heiko.rtf
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 8\Fallinterpretation.rtf
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 8\Matrix 1.rtf
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 8\Matrix 2.rtf
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 8\Zfg IZ+LB Heiko.doc
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 9\Transkript Antonia.rtf
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 9\Fallinterpretation.rtf
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 9\Matrix 1.rtf
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 9\Matrix 2.rtf
 D:\Anhang\Qualitative Einzelfallanalyse\Fall 9\Zfg IZ+LB Antonia.doc

Quantitative Einzelfallanalyse

D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 1\Tab. Häufigkeit IZ Carlotta.doc
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 1\Datenblatt Fall 1 Carlotta.xls
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 2\Tab. Häufigkeit IZ Aaron.doc
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 2\Datenblatt Fall 2 Aaron.xls
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Tab. Häufigkeit IZ Ada.doc
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 3\Datenblatt Fall 3 Ada.xls
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 4\Tab. Häufigkeit IZ Tess.doc
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 4\Datenblatt Fall 4 Tess.xls
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 5\Tab. Häufigkeit IZ Anna.doc
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 5\Datenblatt Fall 4 Anna.xls
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 6\Tab. Häufigkeit IZ Andreas.doc
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 6\Datenblatt Fall 6 Andreas.xls
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 7\Tab. Häufigkeit IZ Ulf.doc
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 7\Datenblatt Fall 7 Ulf.xls
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 8\Tab. Häufigkeit IZ Heiko.doc
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 8\Datenblatt Fall 8 Heiko.xls
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 9\Tab. Häufigkeit IZ Antonia.doc
 D:\Anhang\Quantitative Einzelfallanalyse\Fall 9\Datenblatt Fall 9 Antonia.xls

Hermeneutische Typenbildung

D:\Anhang\Hermeneutische Typenbildung\Codierung 2. Grades.rft
 D:\Anhang\Hermeneutische Typenbildung\Standard-Korrelation.rft
 D:\Anhang\Hermeneutische Typenbildung\Typenbeschreibung I-IV.rft
 D:\Anhang\Hermeneutische Typenbildung\Typologische Vergleichsdimensionen I-IV.rft

Kategoriale Typenbildung

D:\Anhang\Kategoriale Typenbildung\Quantitatives Protokoll.xls

Qualitative Lebensbereichsgewichtung

D:\Anhang\Qualitative Lebensbereichsgewichtung\Typenbeschreibung I-IV für A+B.rtf

Quantitative Lebensbereichsgewichtung

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische IZ-Gewichtung für AB\AB Typ I.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische IZ-Gewichtung für AB\AB Typ II.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische IZ-Gewichtung für AB\AB Typ III.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische IZ-Gewichtung für AB\AB Typ IV.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische IZ-Gewichtung für AB\Zwischenergebnis AB-Gewichtung.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische LB-Gewichtung\LB-Gewichtung Typ I.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische LB-Gewichtung\LB-Gewichtung Typ II.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische LB-Gewichtung\LB-Gewichtung Typ III.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische LB-Gewichtung\LB-Gewichtung Typ IV.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische LB-Gewichtung\Ergebnis typologische LB-Gewichtung.xls

D:\Anhang\Quantitative Lebensbereichsgewichtung\Typologische biografische AB-Gewichtung\Zwischenergebnis biografische A-B Gewichtung.xls

THESEN

Relativ neu sind theoretische Vorstellungen im Kontext spätmoderner Gesellschaftstransformationen, die Identität als vielfältigste Auseinandersetzungsformen begreifen und von multiplen Identitätskonstruktionen bzw. von einem Identitätspluralismus sprechen.

Über die individuell-soziale Formation und die Wirkungsweise des multiplen bzw. pluralen Orientierungssystems auf der innerprozessualen übergeordneten Reflexionsebene des Subjekts liegen der Pädagogik und Identitätsforschung nach wie vor unzureichend konzeptionelle und empirische Einzelbefunde vor, als dass daraus bereits pädagogische Konsequenzen für die Theorie der Selbstbildung und für konkrete Handlungsorientierungen von Pädagogen gezogen werden können.

Theoretische Grundannahmen

These 1: Zum dynamischen Modellentwurf (Identitätskegel) der Identitätsformation und zur übergeordneten Generalisierungsstruktur von bedeutungsvollen Identitätszielen:

Der dynamische Modellentwurf zur Identitätsformation spiegelt ein ganzheitlich-integratives Verständnis zum zirkulären Prozess und zu den fluiden Ergebnissen der Identitätsformation. Das Rahmenkonzept von Identität mit offenen Strukturgrenzen stellt im Modellentwurf die rotierende Ummantelung des „Identitätskegels“ im Sinne einer übergeordneten Generalisierungsstruktur von Identität dar, die sich aus vielen prozessualen Querschnittprozessen heraus entwickelt, auf die der aktuelle biografische Längsschnitt von Selbsterfahrung(skern)en in der Selbstreflexion fällt.

Mit der Betrachtung von Generalisierungsnetzen der Erfahrungsbildung, von bedeutungsvollen Identitätszielen und ihrem lebensphasen- und lebensbereichsspezifischen Verhältnis auf der übergeordneten Identitätsebene gelingt es, die selbstreflexiven Prozesse der Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von Selbsterfahrungen während der aktuellen Bilanzierung und Antizipation transparent zu machen. Die bedeutungsvollen Identitätsziele geben Auskunft über das individuell-soziale Referenzsystem von Sinn und Bedeutung im Leben. Und sie bestimmen die Art und Weise, wie das Subjekt biografisch generalisierte Selbsterfahrungen für die Bildung eines sinnhaften Passungsverhältnisses (Identität) aktuell heranziehen.

These 2: Zu den selbstreflexiv-handlungsorientierten Auseinandersetzungsformen der Identitätsjustierung von individuell-sozialen Subjekten in der Spätmoderne

Bei der Erforschung der Identitätsjustierung handelt es sich um die implizite Sinn- und Bedeutungssynthese auf der innerprozessualen Bewusstseinssebene des Subjekts zur Formation eines Passungsverhältnisses zwischen intra- und interpersonalem Selbstbezug. Ihnen liegt die Generalisierungsstruktur der bedeutungsvollen Identitätsziele zugrunde. Die Identitätsjustierung umfasst die psychodynamischen Einstellungen, die für das Subjekt den Sinn seines Lebens und seiner Handlungen beinhalten und deshalb die selbstreflexiv-handlungsorientierte Art und Weise der Syntheseleistung bestimmen.

Es wird davon ausgegangen, dass junge Erwachsene im Umgang mit den Kennzeichen spätmoderner gesellschaftlicher Transformationsprozesse unterhalb selbstrelevanter Perspektiven plurale, flexible, individuell-soziale und Ambivalenz aushaltende, spätmoderne Passungsverhältnisformen konstruieren, die sich als plurale Identitätsformationsmuster beschreiben lassen.

These 3: Zur Rolle der beruflichen Identität im Lebenszusammenhang und zur Bedeutung für die persönliche Identitätsstiftung von jungen ostdeutschen Erwachsenen

Im Verständnis von pluralen flexiblen Identitätsformationsmustern gilt es, in einer Spannweite für differenzierte Ausprägungen und Konstruktionsformen der spätmodernen beruflichen Identität im Selbstverständnis junger ostdeutscher Erwachsener offen zu bleiben. Das heißt, flexible berufsbezogene Teilidentitätsformationsmuster in Betracht zu ziehen, die dem Beruf nach wie vor eine hohe Bedeutung für die persönliche Identität zusprechen und an dem Konstrukt der beruflichen Identität als plurale Teilidentität unter demselben Begriff festhalten lässt.

Mit diesen Annahmen wird zum einen überprüft, dass ein subjektiver Orientierungswandel von der zentralisierten Arbeitsorientierung zur komplexen Lebensorientierung in der Spätmoderne konstatiert wird. (z. B. Lohauß 1995) Zum anderen handelt es sich um die von mir in Zweifel gezogene These, dass sich das Konstrukt der beruflichen Identität zu einer erwerbsarbeitsorientierten Identität wandelt. (Keupp u. a. 1999) Das bedeutet, dem Begriff der beruflichen Identität wird seine Berechtigung zugunsten des Begriffs der Arbeitsidentität dort entzogen.

These 4: Zielgruppenspezifische Betrachtungen zur Identitätsformation junger ostdeutscher Erwachsener

Vor dem Hintergrund spätmoderner soziologischer Konzeptentwicklungen zur Zielgruppe des jungen Erwachsenen, die jene mittlerweile als eigenständige Lebenslage begründet auffassen, wird vermutet, dass dieser Sozialgruppe spezifische psychosoziale Formationsmuster als eigenständige Bewältigungsmuster ihres sinnhaften Identitäts- und Lebenskonzepts auf der Grundlage differenzierbarer pluraler Auseinandersetzungsformen zuzusprechen möglich sind.

Die ostdeutschen Wendeerfahrungen sind zwar Teil einer kollektiven Erfahrung. Sie stehen aber in der eigenen Re-Analyse als Kennzeichen für das Eintreten unerwarteter bzw. kritischer Lebensereignisse in spätmodernen Transformationsprozessen, die unter Umständen zur persönlichen Neu- bzw. Umorientierung der sinnvollen Lebensgestaltung zwingen können und mit individuell-sozialen, pluralen und flexiblen Bewältigungsformen verbunden werden.

Zur Begründung und Anwendung der integrativen methodisch-technischen Re-Analyse:

Für den heutigen Stand der Methodenentwicklung in der Sozialforschung lässt sich erstens einschätzen, dass die qualitativen bzw. quantitativen Verfahrensweisen innerhalb ihrer Großbereiche verschiedene Kombinationen von Einzelmethoden präferieren. Externe Verknüpfungen werden bisher jedoch nur ansatzweise gesucht und selten überzeugend erprobt bereitgestellt. Das Anliegen der eigenen kombinierten Verfahrensentwicklung besteht in dem Versuch, die Breite, Tiefe und Konsequenz im methodischen Vorgehen zu erhöhen, und um auf diesem Wege zu einer Anreicherung und Vervollständigung der Erkenntnis mit der Überschreitung von begrenzten Einzelmethoden zu gelangen. (vgl. auch Flick 2002)

Mit der quantitativen Strukturbestimmung lassen sich Erstinformationen zu Grobstrukturen ermitteln, der narrative Gesamtzusammenhang kann erhalten und eine hohe Anschaulichkeit gewonnen werden. Sie stellen ein wertvolles heuristisches Hilfsmittel in einem bestimmten Analyseschritt und keine überlegene Auswertungsstufe dar. Sie beruhen im eigenen Verfahren auf qualitativen Inhaltsanalysen und werden diesen kontrolliert zurück überführt. Die qualitativen Methoden der Inhaltsanalyse dienen der Erfassung der Akteurssicht und angemessenen Analyse inhaltlicher Sinnzusammenhänge. Das heißt, die eigentliche interpretative Evaluation von Bedeutung zur Annäherung an den subjektiven Sinn des Befragten

erfolgt sowohl zu Beginn der Re-Analyse am Einzelfall als auch nach der quantitativen Strukturbildung in hermeneutischen typologischen Analysen der bedeutungsvollen Identitätsziele.

Beide Methoden unterstehen in ihrer Kombination dem gemeinsamen theoretischen Bezugsrahmen des Kategoriensystems, das die geltenden Kriterien der Deutungsrichtung und Gestaltschließung festlegt und Konvergenzmöglichkeiten zwischen den quantitativen und qualitativen ermittelten Typologien sicherstellt.

In der Quantifizierung von qualitativem Material zur Bewertung von subjektiver Bedeutung wird im Kontext der Methodendiskussion zum Zweiten in der Regel der Umgang einerseits mit einem Skalenniveau und mit Verteilungsannahmen zur Annäherung an ein deshalb andererseits selten anzutreffendes metrisches Niveau für nicht unproblematisch gehalten. Mit dem eigenen Verfahren wird jedoch dem Versuch nachgegangen, diesen beiden Problembereichen mit:

- a) einem vereinfachten Skalenniveau von Bedeutung,
- b) Quantifizierungen bereits nach der qualitativen Einzelfallanalyse,
- c) einem vereinheitlichten Verhältnisniveau von bedeutungsvollen Identitätszielen,
- d) Möglichkeiten der arithmetischen Mittelwertbildung für unterschiedliche typologische Ähnlichkeitsanalysen,
- e) der Dimensionierung der Identitätszielstrukturierung in eine Innen- und Außenperspektive und
- f) mit zwei grobanalytischen Arten des quantitativen Rankings zu begegnen.

Die empirische Re-Analyse erfolgt in vier größeren methodisch-technischen Arbeitskomplexen:

1. Qualitativ: Thematische und theoriegeleitete Inhaltsanalyse am Einzelfall und struktural dreidimensionale Matrizenentwicklung zur selbstreflexiv-handlungsorientierten Selbstreflexion;
2. Quantitativ: Quantifizierung des qualitativen Materials sowie einzelfallorientierte und typologische Analysen von bedeutungsvollen Identitätsziel(structur)en;
3. Qualitativ: Hermeneutische Inhaltsanalyse der typologischen Identitätszielstrukturen mittels der induktiven Bildung von Fall- und Typenvariablen sowie typologischen Vergleichsdimensionen zu den bedeutungsvollen Identitätszielen;
4. Quantitativ und qualitative Lebensbereichsanalyse: Formale und inhaltliche typologische Analysen zum Stellenwert und zur Konzeption der beruflichen Teilidentität im Kontext der hermeneutischen Identitätstypologie, theoretische Überprüfung der beiden Thesen zum Orientierungswandel und zum Wandel der beruflichen Identität.

Zusammenfassung der Ergebnisse:

1. Schlussfolgerungen zum dynamischen Modellentwurf (Identitätskegel) der Identitätsformation:

Die Bedeutung der modelltheoretischen Entwicklungen liegt zusammenfassend darin, dass mittels des biografisch gezogenen Längsschnitts von Querschnittprozessebenen die variable und temporal-flexible Verknüpfung von bedeutungsvollen Standards für das dynamische Verständnis von Identität als ganzheitlich-integriertes Rahmenkonzept gelingen kann. Die prozessuale

Vernetzung ist das Resultat aus der Auswahl, Gewichtung und Generalisierung von bedeutungsvollen Identitätszielen in lebensphasenspezifischer Verknüpfung mit jeweils dominanten Lebensbereichen.

Dieses Grundverständnis ermöglicht die empirische Operationalisierung des Identitätszugangs. Eine Annäherung an den subjektiven Sinn über flexible und plurale Auseinandersetzungsformen des Subjekts mit sich selbst und der Welt lassen sich danach systematisch im Zuge der reflexiven Zusammenhangsbildung ausdifferenziert untersuchen. Es können übergeordnete Identitätserkenntnisse auf der innerprozessualen Bewusstseinssebene zur Art und Weise der Selbstreflexion des Subjekts ermittelt werden, wie das Subjekt seine Selbsterfahrungen lebensbereichs-, lebensphasen- und identitätszielspezifisch auswählt, gewichtet und generalisiert und zu einem sinnvollen Identitätsentwurf von sich selbst synthetisiert.

In dem komplexen Wechselverhältnis zwischen Form bzw. Struktur einerseits, Inhalt, Qualität und temporalen Verknüpfungen andererseits definiert sich die Dynamik des formalen Identitätsprozesses. Im Vergleich zu anderen Status- und Ebenenmodellen wird ein unmittelbarer, über die Wechselwirkungen zwischen den Strukturebenen vermittelter Zusammenhang hervorgehoben. Mit dem eigenen Grundverständnis wird der linear höherstufige Prozessablauf zwischen den Formationsebenen bewusst unterbrochen, um die prozessualen zirkulären Wechselwirkungen zwischen der übergeordneten Identitäts(ziel)struktur und der Teilidentitätsstrukturebene einschließlich ihrer Ergebnisorientierung in ihrer Dynamik zu betonen.

2. *Schlussfolgerungen aus den empirischen Ergebnissen:*

2.1. *Typologische kategoriale Identitäts(ziel)strukturen*

Auf formaler Ebene konnten vier kategoriale Typen der Identitätszielstruktur ermittelt werden. Zu den typologischen Hauptkategorien zählen Autonomie, Selbstachtung, Entschiedenheit und Selbstwirksamkeit und zu den typologischen Besonderheiten vornehmlich Integration, Anerkennung, Ich-Bezug und Offenheit.

Sie führten in einer charakteristischen strukturalen Ausprägung des Generalisierungsniveaus und mit Blick auf die perspektivische Ausrichtung nach Innen und/oder Außen zu typologischen Differenzierungen und Besonderheiten des Identitätszielverhältnisses innerhalb der Strukturierung für jeden Typus.

In diesem Sinne sehe ich die Annahme bestätigt, dass die individuell-sozialen Subjekte eine komplexe Gesamtformationsstruktur von Identität über eine spezifische Verankerung von bedeutungsvollen Identitätszielen entwickeln.

Auf inhaltlicher Ebene führt die hermeneutische Identitätszielanalyse in der Frage der typologischen Identitätszieldesektion zu umfangreichen Ergebnissen für jedes untersuchte Identitätsziel. Aus allgemeinbildungsorientierter Sicht weisen die zentralen Identitätsziele auf die anhaltend hohe Bedeutung der Bildungsideale Selbstbestimmung, Selbsttätigkeit sowie Selbst- und Fremdverantwortung für die Identitätsstiftung junger Erwachsener. Auf selbstbildungsorientierter Ebene ermöglichen Identitätsziele die Beschreibung und empirische Analyse von konkreten selbst definierten und organisierten Selbstbildungszielen. Insgesamt betrachtet leisten sie für die Pädagogik deshalb einen theoretischen Beitrag für die erfahrungswissenschaftliche Deskription der Bildungskategorien in der Spätmoderne. Und sie stellen spezifische Ansatzpunkte für Anschlussuntersuchungen zu inhaltlichen Identitätszielbetrachtungen bereit.

2. 2. Typologische hermeneutische Identitätsformationsmuster in der Spätmoderne

Es sind vier typologische hermeneutische Identitätsformationsmuster ermittelt worden:

Typ I: „Passionierter Multioptionstyp“,

Typ II: „Sensibler Aufstiegstyp“,

Typ III: „Instrumenteller Vernunfttyp“,

Typ IV: „Pragmatischer Toleranztyp“.

Diesen typologischen Formationsmustern liegen jeweils spezifische selbstreflexiv-handlungsorientierte Auseinandersetzungsformen im Sinne von pluralen Identitätskonstruktionen zugrunde, die der kategorialen Identitätszielstrukturierung folgen. Sie charakterisieren nun die Art und Weise der subjektiven Identitätsjustierung.

Die Typen lassen theoretische Zuordnungen und Bewertungen in einem Vierfelderschema der Theoriebildung zu. Jenes zentriert die beiden Dimensionen des ICH-WIR-Kontinuums von persönlicher Identität. Hierüber lassen sich typologische Festlegungen zur durch das Subjekt eingenommenen narrativ-fokussierenden Gesamtperspektive auf sich selbst und die Welt im Verständnis vom „inneren Kompass“ und von der „äußeren Antenne“ (Riesman 1968) treffen:

Typ I: WIR/ICH; Typ II: ICH/WIR; Typ III: ICH; Typ IV: WIR.

Die typologischen Ergebnisse der hermeneutischen Identitätsformationsmuster generalisieren Auseinandersetzungsformen individuell-sozialer Subjekte im Umgang mit den Kennzeichen spätmoderner gesellschaftlicher Transformationsprozesse, die in der Balancierung mit individuellen Ansprüchen, Bedürfnissen und Wertorientierungen zu pluralen, flexiblen, individuell-sozialen und Ambivalenz aushaltenden spätmodernen Passungsverhältnisformen von Identität konstruiert werden. Zugleich schließen sie nicht eine Synthese mit klassischen Konstruktionsweisen aus. Auch für diese Form von Komplexität und Eindeutigkeit, von Differenz und Einheitlichkeit sowie von Kontinuität und Diskontinuität spricht der Begriff Pluralität im Verständnis von spätmoderner Varianz.

2.3. Typologische berufliche Teilidentitätsformationsmuster; Schlussfolgerungen zu den Wandlungsthese

Es sind vier typologische berufliche Teilidentitätsmuster in Korrelation zur übergeordneten Formationsstruktur ermittelt worden.

Die bedeutungsvollen Identitätsziele der übergeordneten Gesamtformation – und damit die persönliche Identität – werden typspezifisch und typentsprechend über den Lebensbereich Arbeit und Beruf verfolgt. Die berufliche Identität erfüllt einen typologisch graduell differenzierbaren, hohen bis sehr hohen Beitrag zur persönlichen Identität.

Die berufliche Teilidentität zeichnet sich durch komplexe, in sich differenzierte, den äußeren Transformationsbedingungen flexibel angepasste, ganzheitlich-orientierte Teilidentitätsformationsmuster aus. In diesen Mustern nimmt sie einen in ihrer Zentralität typologisch graduell unterschiedlich hohen Stellenwert im Sinnzentrum des gesamten Lebenszusammenhanges ein.

In der Konsequenz kann die Wandlungsthese von der (zentralen) Arbeitsorientierung zur (komplexen) Lebensorientierung bestätigt werden. Es zeigten sich Hinweise, dass die Vielfalt von lebensbereichsspezifischen Verknüpfungsmustern in einer Spannweite von der an einem Pol „klassischen Zentralisierung“ (Typus III) bis hin zur sogenannten „postmodernen Dezentralisierung“ (Typ I) am andern Pol reicht. Zwischen beiden Polen liegen zwei Verknüpfungslogiken, die jeweils einem der beiden, überspitzt formuliert, „Gegenspieler“ (Typ II bzw. IV) näher stehen.

Mit den inhaltlich ermittelten Anspruchsdimensionen der typologischen beruflichen Teilidentitätsformationsmuster kann festgehalten werden, dass die Befragten eine hohe bis sehr hohe Berufseinstellung vorweisen. Das heißt, mit der Berufskategorie verbinden sich nach wie vor Berufsorientierungen. Sie halten (auch traditionell verstandene) Identifikationsschablonen des Berufshabitus und der Berufstätigkeit zur Sinnstiftung im Leben bereit. Die Orientierungsfunktion des Berufs hat gegenüber erwerbsarbeitsbezogenen subjektiv-inhaltlichen Anspruchsdimensionen an Bedeutung nicht verloren.

Die beruflichen Teilidentitätsmuster beinhalten darüber hinaus eine innerhalb ihrer internen Logik vorgenommene, feine Akzentuierung typologischer Differenzierungen in den zentralen berufsbezogenen Anspruchsdimensionen. Sie zeigen typentsprechend und typspezifisch jeweils inhaltliche Kombinationen, die insgesamt eine einmalige Konstellation von Qualität und Inhalt der typologischen Dimensionen hervorbringen.

Die inhaltlichen Dimensionen bestätigen die (formale) Spannweite der Musterbildung, sodass von einer eher klassischen bis hin zur postmodernen Berufsidentität gesprochen werden kann. Auch eine Arbeitsidentität (Keupp u. a. 1999) kann und soll hier theoretisch nicht ausgeschlossen werden.

Da sich aber die Wandlungsthese nach Keupp von der beruflichen Identität zur Arbeitsidentität nicht bestätigen lässt, dagegen plurale und flexible berufliche Teilidentitätsmuster von jungen Erwachsenen in der Spätmoderne festgestellt worden sind, ist einem Begriffswechsel vorläufig abzuraten.

2. 4. Zielgruppenspezifische Schlussfolgerungen

Den vermuteten Typen zur Bewältigungsperspektive in den biografischen Selbstreflexionen lassen sich die typologischen Erkenntnisse auf einem höheren Verallgemeinerungsniveau zuordnen. Das heißt, die biografischen Bewältigungsperspektiven in der Lebensgestaltung von ostdeutschen jungen Erwachsenen zum Erhebungszeitpunkt korrelieren mit den Befunden zu den pluralen Auseinandersetzungsformen in den typologischen Identitätsformationsmustern.

Sie beanspruchen aber in Bezug auf ihre biografiethoretische und zielgruppenspezifische Gültigkeit aufgrund fehlender modelltheoretischer und zielgruppenspezifischer Vergleichsmöglichkeiten keine theoretische Reichweite, sondern nur eine vorläufige Gültigkeit für die hier untersuchte Zielgruppe.

SELBSTSTÄNDIGKEITSERKLÄRUNG

Ich erkläre, dass ich die eingereichte Dissertation selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und die den benutzten Werken wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Peggy Never

